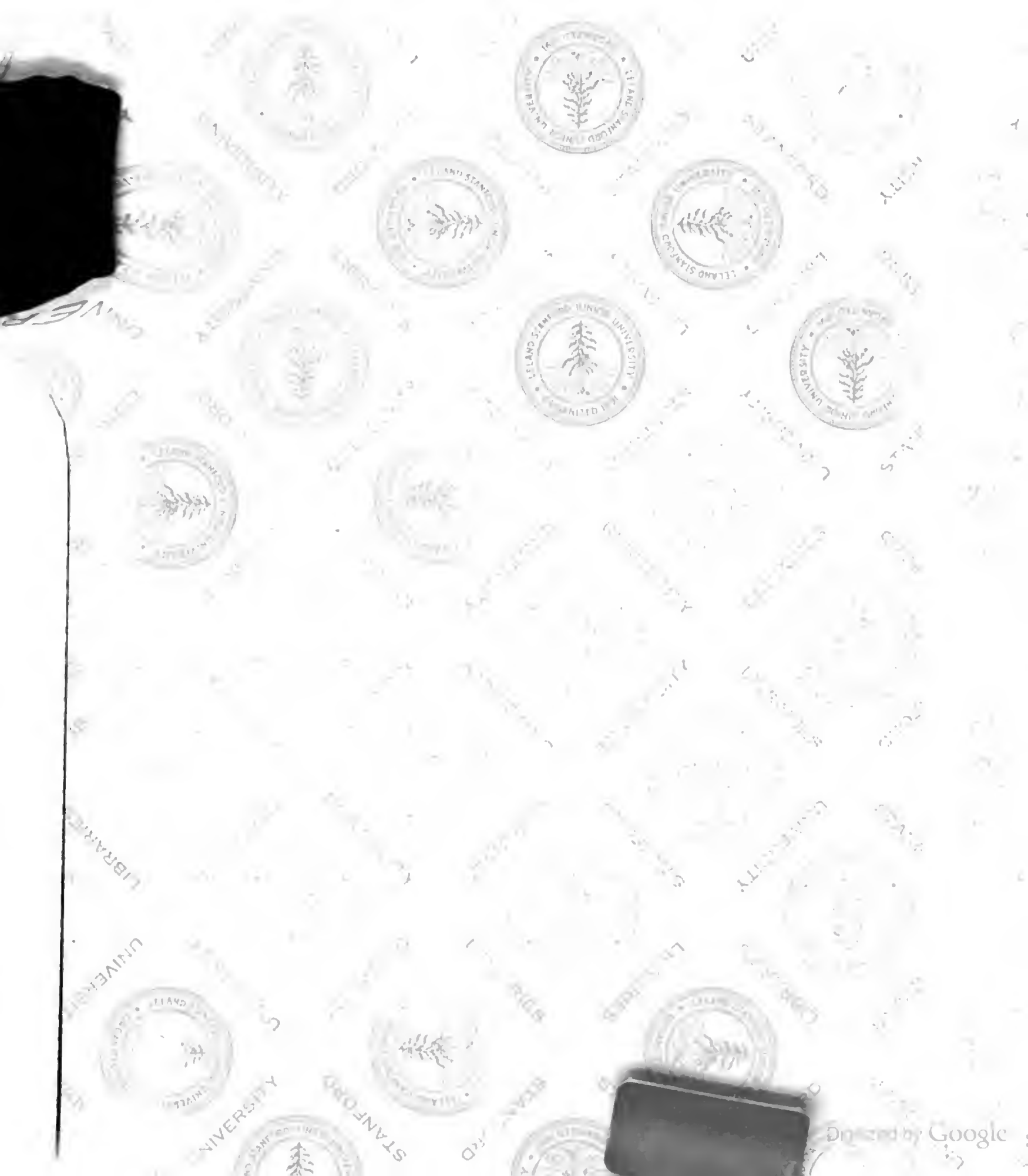

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1839.

April.

MF78

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
APR 13 1971
AP30 N165 v. 33: 78-152 Jan.-June 1837

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, deschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestredungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die Geburt Aesculaps. Von D. A. Assing. 82.
Die Aeolsharfe in der Ruine. Von Justinus Kerner. 84.
Gedichte von J. G. Seidl. 87.
Aerztliche Runde. Von Justinus Kerner. 88.
Karneval in Venedig. Von H. Stieglitz. 90.
An Sie. Von Justinus Kerner. 94.
Im Lenz. Von Emma von Rinderf. 99.
Elsbets Gespenst. Von Justinus Kerner. 102.

Erzählungen.

Die Wachskerze. Von A. v. Sternberg. 80 — 95.

Länder- und Völkerkunde.

Landschaftsbilder aus Ungarn. 82.
Bilder aus Savoyen. 85 — 86.
Reise- und Lebensbilder. Von Franz Freih. Gaudy. 88. 89.
Aus dem Leben der Deutschen in Rußland. 92 — 94.

Naturwissenschaftliches.

Neue Beobachtungen und Erfindungen. 84.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Römisches Leben im März 1839. 78.
Der Fasching und die Fasten in Paris. 78 — 81.
Lamartine. 79.
Moden. 86. 87. — 100. 101. 102. 105.
Literarische Anekdoten. 90.
Scenen aus den Wildnissen Nordamerikas. 91.
Zur Kulturgeschichte. 91 — 95.
Fliegende Blätter des Abbé Colibri. 95. 96.
Briefe Wielands aus den Jahren 1752—1761. 96. 97.
Die Piräusstraße. 97 — 101.
Die Eisenbahnen und die Gastronomie. 98. 99.
Die Fußwaschung in der Hofburg zu Wien. 105.

Korrespondenz.

Mainz. 78. — Dresden. 79. 80. 81. — Prag. 80. 81. 82. — Paris. 83. 84. 85. 86. — 92. 95. 96. 95. — Kadongkebo auf Java. 87. 88. 89. — Turin. 89. 90. 91. — London. 95. 96. 98. 99. — Stuttgart. 97. 105. — Wien. 99. 100. 104. — Triest. 101. 102.

Kunst-Blatt.

Nro. 27.

Leistungen des Glasmalers Johann Jakob Kellner und seiner Söhne in Nürnberg. — Ausstellung der königlichen Akademie zu London 1838. — Kunstliteratur. 1. Ueber den Kunstverein von Kurhessen. Von J. M. Kumpe. 2. Ueber Kunst und Kunstvereine, den Freunden der Kunst zur Beherzigung. Von J. M. Kumpe. — Nekrolog.

Nro. 28.

Ausstellung der königlichen Akademie zu London 1838. (Fortsetzung.) — Holzschneidekunst. Paul et Virginie et La Chaumière indienne, par H. Bernardin de Saint Pierre. — Nekrolog.

Nro. 29.

Lithographische Werke. 1. Neue Malerwerke aus München, eine Auswahl von 48 neuen Gemälden ꝛc., in lithographirten Nachbildungen von Friedr. Hohe. 2. Christliches Kunststreben in der österreichischen Monarchie. Herausgegeben durch P. Bohmanns Erben in Prag. — Neue Kupferstiche. — Ausstellung der königlichen Akademie zu London 1838. (Fortsetzung.)

Digitized by Google

Nro. 30.

Die als Vereinsgeschenke von den Kunstvereinen ausgegebenen Kupferstiche, Radirungen und Lithographien. — Ausstellungen der königlichen Akademie zu London 1838. (Beschluß.) — Literatur. Die Metropolitan- und Stadtpfarrkirche zu Unsrer Lieben Frau in München.

Nro. 31.

Das Formschnittwesen in unsern Tagen. — C. F. Lessings tausendjährige Eiche.

Nro. 32.

Kupferstiche deutscher Künstler neuerer Zeit. — Das Formschnittwesen in unsern Tagen. (Beschluß.) — Persönliches. — Technisches. — Preisbewerbung. — Kunstausstellungen.

Nro. 33.

Zehntes Glasfenster für die Maria-Hilfkirche in der Au. — Kunstausstellungen. — Versteigerungen. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 34.

Rom, 5ten März 1839. — Bauwerke. — Sculptur. — Metallguß. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Numismatik. — Malerei. — Alterthümer. — Neue Stiche und Lithographien ꝛc. — Kupferwerke.

Nro. 35.

Prag, im März 1839. — Dr. Gaye's kunstgeschichtliche Arbeiten. — Neue Kupferstiche und Lithographien. — Kupferwerke. — Literatur. — Nekrolog.

Literatur-Blatt.

Nro. 34.

Romane und Novellen. 27) Oliver Twist, oder die Laufbahn eines Waisenknaben. Von Boz (Dickens). Aus dem Englischen von Diezmann. Dritter Band. — 28) Der Freiherr von Sandau, oder die gemischte Ehe. Eine Geschichte unserer Tage von Dr. Breitschneider. — Deutsche Geschichte. Kirchliche Zustände Leipzigs vor und während der Reformationen im Jahr 1539. Von Dr. Gretschel.

Nro. 35.

Neueste Schrift über Nordamerika. Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834—1836. Von Dr. Julius. Zwei Bände. — Romane und Novellen. 29) Abafi von Nicolaus Josika. Aus dem Ungarischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von G. Treumund. Zwei Theile. — 30) Nationalbilder, dargestellt in Novellen und Erzählungen von L. Frei.

Nro. 36.

Neueste Schrift über Nordamerika. Nordamerikas sittliche Zustände ꝛc. (Schluß.) — Romane und Novellen. 31) Der junge Philosoph des achtzehnten Jahrhunderts. Aus dem Franz. von L. Kruse. Zwei Bände. — 32) Marat. Historischer Roman von Amalie Schoppe. Zwei Theile. — 33) Liebesgeschichte Ludwigs XIV. Aus dem Franz. des Boissi. Zwei Theile.

Nro. 37.

Deutsche Geschichte. Geschichte, Quellen und Literatur des würtembergischen Privatrechts. Von Dr. Wächter, Kanzler der Universität Tübingen.

Nro. 38.

Deutsche Geschichte. Geschichte, Quellen und Literatur des würtembergischen Privatrechts. Von Dr. Wächter, Kanzler der Universität Tübingen. (Schluß.) — Romane und Novellen. 34) Antike Novellen von L. Rein. — 35) Attila. Historischer Roman von G. P. R. James. Aus dem Engl. von Lindau. — 36) Der Thurm am Genfersee. Nach dem Französ. von Wesenfeld. — 37) Der Mönch und die Nonne, Gemälde aus dem Klosterleben. — 38) Historischromantische Erzählungen. — 39) Der Troubadour. Romantisches Gemälde von Ernst v. Brunnow. — 40) Crichton. Von W. H. Ainsworth. Aus dem Engl. von Lindau. — 41) Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz und Louise von Degenfeld. Geschichtlicher Roman von Fr. von Stengel. — 42) Das steinerne Bild, von Ludwig Hölder. — 43) Bunte Bilder auf Reisen, gesammelt von Ed. Wehrmann. — 44) Die Belagerung von Glückstadt. Romantisches Seegemälde von H. Smidt.

Nro. 39.

Theologie. 1) Geschichte des Urchristenthums durch A. Fr. Gfrörer, Prof. und Bibliothekar in Stuttgart. Fünf Theile: 1, 2: das Jahrhundert des Heils. 3, 4: die heilige Sage. 5: das Heiligthum und die Wahrheit.

Nro. 40.

Romane und Novellen. 45) Vater, Mutter und Sohn. Ein Roman aus Wien. Nach Mrs. Trollope von Dr. Bärmann. Drei Theile. — 46) Die Nebenbuhler. Frei nach dem Franz. von Wilhelmine von Alben. — 47) Das Schloß von Mortenil. Aus dem Franz. der Mlle A. de Petitval, von F. Wesenfeld. Drei Theile. — 48) Die Cousinen, von der Verfasserin „der Frauen," „der Freunde" ꝛc. Aus dem Schwedischen von Eichel. Drei Theile. — 49) Der Stern der Liebe. Herausgegeben vom Verfasser der Reiseseenen aus zwei Welten (Rausse) — Theologie. 1) Geschichte des Urchristenthums durch A. Fr. Gfrörer ꝛc. (Schluß.) — 2) Lehrbuch zum christlichen Religions-Unterricht in höhern Lehranstalten und zum Selbstunterricht für Gebildete. Von Dr. Osiander.

Nro. 41.

Literargeschichte. Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von G. G. Gervinus. — Memoiren-Literatur. Der Deutsche in London. Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Flüchtlinge unserer Zeit. Von August Jäger. Zwei Bände.

Nro. 42.

Lyrische Dichtkunst. 1) Gedichte von Ludwig Uhland. Zwölfte Auflage, mit dem Bildniß des Verfassers. — 2) Neuere Gedichte von Nicolaus Lenau (Nic. Nimbsch von Strehlenau). — Literargeschichte. Geschichte der Nationalliteratur der Deutschen von G. G. Gervinus (Schluß.)

Nro. 43.

Politik. Deutschland und Rußland. — Lyrische Dichtkunst. 2) Neuere Gedichte von Nicolaus Lenau. (Schluß.)

Nro. 44.

Politik. Deutschland und Rußland. — Lyrische Dichtkunst. 3) Des Felsenthales Winterreiz. Ein Gedicht von Carl Zinken. Mit 6 Vignetten.

Digitized by Google

№ 78.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 1. April 1839.

Ne tamen ignores, quo sit Romana loco res:

Horat.

Römisches Leben im März 1839.

Rom, dieser ewig wechselnde Januskopf, hat sein jugendliches, von Lebenslust und Karnevalsthorheit verklärtes Antlitz abgewandt und zeigt uns jezt die runzelvolle, ascetische Büßerphysiognomie. Die Mehrzahl der Fremden hat sich von der grämlichen, frömmelnden Maske auf sieben Wochen bis zum Osterfest oder zur Heiligsprechung im Mai in die Flucht jagen lassen. Die wenigen noch hier Verweilenden lassen sich von den Lohnbedienten durch Kirchen, Galerien und Ateliers hetzen, verschlingen heißhungrig Büchereinbände, Gemälderahmen und Gypspasten, und überladen sich den Magen mit Kunstschätzen, wie der Römer den seinigen mit Stockfisch und Maccaroni. Sogar der königl. preußische Geheimerath Dr. Reigebaur, welcher hier einige Wochen verweilte und jezt nach Neapel abgereist ist, sammelte Notizen, um die Irrthümer seines Reisehandbuchs aus der bevorstehenden vierten Auflage zu merzen. Ein gigantischer Entschluß! Im Allgemeinen ist aber für Berichterstatter eine Zeit der Thränen und Noth. Die Meisten klammern sich in ihrer Verzweiflung an einen sieben-und-zwanzig Palmen langen eingefangenen Meerfisch, welcher auf einige Tage in der Pescaria ausgestellt wurde. Auch diesen riesigen Spaltenausfüller habe ich nicht gesehen und kann nur nach der Aussage einiger Maler, welche an ihm Studien zu Jonas- oder Tobiasfischen zu machen gedachten, berichten, wie er einen gewaltigen Rachen mit formidablem Gebiß gehabt, im markirtesten Geruch der Heiligkeit gestanden und jezt nach dem botanischen Garten transportirt worden sey, um dort als Skelett zu paradiren.

Nun gäbe aber gerade diese Armuth an Tagesereignissen die schönste Veranlassung, das römische Kunsttreiben einmal mit Genauigkeit und Gründlichkeit zu mustern, wenn nicht auch hier der Böse mir ein recht häßliches Ei in die Wirthschaft gelegt hätte. Die Ausstellungen der deutschen Künstler bei der Anwesenheit des Großfürsten Thronfolgers gaben einem hier ansäßigen oder durchfliegenden Literaten Gelegenheit, sich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung über das Erschaute in ziemlich absprechendem Ton und mit Ausnahme einiger Mignons tadelnd auszusprechen. Die hiesigen Künstler, gegen einseitige und partheiische Kunstkritiken weniger gleichgültig als ihre heimathlichen Kollegen, verstehen aber in solchen Sachen keinen Spaß und fingen Feuer. Der Beurtheiler, verlangte die allgemeine Stimme, solle den Gekränkten eklatante Genugthuung geben. Da indeß auch in Rom das Nürnberger Recht gilt und keiner gehängt wird, bevor man seiner nicht habhaft geworden, so galt es vor Allem, den Verfasser jenes Aufsatzes zu ermitteln. In Ermanglung der Beweise, begnügte man sich mit

Digitized by Google

Conjecturen. Es genügte, keinen Namen leserlich auf eine Visitenkarte geschrieben zu haben, um in den Verdacht zu gerathen, der Verfasser jenes unseligen Artikels gewesen zu seyn. Schriftsteller von Profession waren vollends übel dran, bekamen überall scheele Blicke, und einige der enragirtesten Künstler verwahren sich sogar im ersten Zorn, eher dem Gott sey bei uns den Eintritt in ihr Studium zu gestatten, als einem Autor. Was soll nun aber ein solcher bei so bewandten Umständen aus Rom berichten, frage ich? — In der Ausstellung des Kunstvereins an der Porta del Popolo nimmt Schuberts Bild (welches der diffamirende Recensent mit keiner Sylbe erwähnt), die Parabel vom reichen Manne darstellend, die erste Stelle ein. Die Mehrzahl der Gemälde rührt von italienischen Künstlern her und verräth im Durchschnitt mehr technische Fertigkeit als geistige Tiefe. Die bedeutenderen Bilder der Deutschen waren bereits auf den Privatausstellungen sichtbar. Im Allgemeinen läßt sich aber wohl behaupten, daß jene Ausstellung des Kunstvereins eben nicht geeignet sey, einen allzuhohen Begriff von dem Standpunkt der hiesigen Kunst beizubringen. Der Künstler von Ruf zieht es mit Recht vor, seine Bilder im eigenen Studio auszustellen und es nicht vom Zufall bedingen zu lassen, ob auch seinem Kunstwerk ein günstiges Licht werde, oder sein Nachbar ihn mit brillanteren Farben aussteche. Die Vergünstigung, seine Sachen dem Publikum zeigen zu können, wird ohnehin dem Künstler theuer genug, nämlich für drei Scudi angeschlagen, verkauft er sein Bild, gar noch für das Doppelte. Der Vorschlag, die Kosten des Lokals durch einen mäßigen Eintrittspreis zu decken, wurde von Seiten der betreffenden Behörde verworfen.

Im Vatikan ist seit dem Krönungstage des Papstes das egyptische Museum an öffentlichen Tagen Jedermann zugänglich. Das in der lezten Zeit sich immer geltender machende Streben, die Galerien des Vatikans zum Centralpunkt auf Kosten der übrigen zu machen, hat auch das Museum auf dem Kapitol seiner egyptischen Statuen beraubt. Als sie nach ihrem neuen Standpunkt transportirt wurden, versammelte ihr Umzug einen großen Haufen Neugieriger. Die Wenigsten wußten, was sie aus den schwarzen, steifen Puppen machen sollten; Alterthumskunde ist eben nicht des Römers stärkste Seite. Ein Schusterlehrling half den Zweiflern aus der Noth und erklärte Osiris und Isis für die Beffana der Forestieri. Im Allgemeinen wurde diese Verpflanzung nicht mit gleich guter Laune aufgenommen. Die Kunstwerke des Kapitols waren erst vor Kurzem den Conservatoren feierlich übergeben und als Eigenthum der Stadt erklärt worden; von solchen Eingriffen in seine Rechte ist aber der Römer kein Freund. Eben so ungerne sah man es, als die alten Löwen von der Fontäne an der Piazza de' Termini in's egyptische Museum wanderten und durch vier kleine, ziemlich unheimlich aussehende Marmorlöwchen ersetzt wurden. Um Störungen zu vermeiden, nahm man ein starkes Gewitter wahr, um die Egyptier vorläufig nach dem Quirinal zu transportiren und von dort bei Nacht in den Vatikan. Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß ihre jezige Aufstellung eine zweckmäßige ist, und ebenso kann man dem egyptischen Museum keinen andern Vorwurf machen, als seine vielleicht allzureiche Dekoration und bunte Ausschmückung.

Die Kreation der neuen Kardinäle Soglia und Tosti war für den schaulustigen Römer wiederum ein kleiner Lichtblick in dieser trübseligen Fastenzeit. Die öffentlichen Gebäude waren zwei Tage lang erleuchtet; unter ihnen zeichnete sich der Palast der Regierung auf dem Monte Citorio, die Wohnung des Tesoriere und die Post aus. Vor der lezteren wurde am Tage des geheimen Consistorii eine kleine Girandola abgebrannt, welche nach Einigen der Herzog von Torlonia zu Ehren des Tesoriere veranstaltet hatte, während sie nach Andern aus den Raketen der nicht fertig gewordenen größeren bestand, welche am Mocoliabend von der Engelsburg spielen sollte. Rom ist das Vaterland der Geheimnißkrämerei — sogar ein Feuerwerk bleibt dunkel. Das Beste bei der Sache ist, daß Monsignore Tosti auch nach seiner Erhebung die Tesorierestelle behalten hat. Wenig römische Staatsmänner haben den Ruhm, einer so großen Anzahl von Mißbräuchen gesteuert zu haben, als er. Früherhin war es nichts Seltenes, daß eine Person vier, fünf verschiedene Stellen bekleidete, oder vielmehr den Sold für sie bezog und sie gegen ein geringes Jahrgeld von Unterbeamten verwalten ließ. Monsignore Tosti hat diesen Unfug beseitigt und sich dadurch den Dank Aller, mit Ausnahme der reduzirten Offizianten, erworben.

Die plözliche Abreise des Doktor Ahlerts nach seiner Heimath hat hier nicht geringe Sensation gemacht. Nach jener glücklichen Kur des heil. Vaters war er Hausarzt aller römischen Großen geworden. Hier wird aber dem Fremden Alles gestattet, nur nicht sein Glück zu machen. So ruhten denn auch die hiesigen Aerzte nicht, bis sie die Mittel, welche der neuerdings wieder zu Sr. Heiligkeit gerufene Dr. Ahlert verordnete, als aus schädlichen Bestandtheilen zusammengesezte verdächtig gemacht hatten. Weit entfernt, aus den Ingredienzien der Medicin einen Hehl zu machen, bestand Ahlert vielmehr darauf, daß diese allein fähig wären, das rasche, gefährdende Umsichgreifen der Krankheit zu hemmen. Er hat mit seiner Meinung nicht durchdringen können und es vorgezogen, seine Entlassung zu nehmen.

Nachdem uns der verflossene Monat durch seine Liebenswürdigkeit verwöhnt und mit seinen blühenden Mandelbäumen, Veilchen und Anemonen in mailiche

Digitized by Google

Träume gewiegt hat, kommt der März wie ein trübseliger Fastenprediger, heißt uns Buße bei der Asche des Scaldino thun und ersäuft Blüthen und Blüthensammler mit unendlichen Regenströmen. Rom ist aber bei anhaltendem Regenwetter eben so manssade als legend eine norddeutsche Stadt.

(Schluß folgt.)

Der Fasching und die Fasten in Paris.

(Fortsetzung.)

Wenn diese barocke Jahreszeit, wo in Paris so vieles Ueberzweeche und Uebertriebene ausgeführt wird, wo die Narrheit eine so reichliche Aernte hält, wenigstens noch etwas Neues aufbrächte, so wäre doch einigermaßen Ersatz vorhanden. Allein der Pariser Fasching ist nicht erfinderisch und bleibt immer derselbe; er ist eine künstliche Ausgeburt rohee Sitten und trägt stets das schmachvolle Zeichen seinee gemeinen Herkunft an der Stirn; er ist ein roher, plumper Geselle, ganz materiell wohllustig, und er ruhmt sich dessen. Wenn er seine Ueberlieferungen aufgeben oder nur verändern und reformieen wollte, so würde er zusammenfallen und unteegehen; die Aufeechthaltung des Status quo und der cynischen Traditionen ist für ihn eine Lebensbedingung. Ich kenne ihn seit sechs Jahren, und er nimmt jedesmal dieselbe Laeve voe und trägt stets ein und dasselbe Kostüm, eine ungeheure Flachsperrücke und bunte Fitter. Als die Stumme von Portici und der Fra Diavolo im Flor waren, verkleidete er sich als neapolitanischer Fischer und italienischer Bandit; gegenwärtig, wo der Postillon von Lonjumeau an dee Tagesoednung ist, tritt er als Postillon auf den Schauplatz.

Der diesjährige Karneval in Paeis hat sich übrigens durch sein langes Leben vor allen früheren ausgezeichnet. Nie haben die Pariser so viel getanzt, als seitdem Aschermittwoch voebei ist und die vierzigtägigen Fasten beebeigekommen sind. Man tanzte nämlich jede Woche zwei-, dreimal bei Musard, bei Dusrêsne, in der Renaissance, und beinahe hätte man auch eben so oft in der großen Opee getanzt. Am Sonnabend nach dem Tage, wo das Memento quia pulvis es in allen Kirchen der Hauptstadt ausgesprochen worden, hatte man bereits an alle Mauern die Anschlagzettel angeklebt, die Kronleuchtee und Wachskerzen angesteckt und die Violinen gestimmt, als auf Veeanlassung des Erzbischofs von Paris ein Befehl des Ministers die Anschlagzettel der Oper heruntereeißen ließ, die Kronleuchter und Wachskerzen auslöschte und den Violinen Schweigen gebot; es scheint, daß man die Bälle in der großen Oper fue gefährlicher hält, als die Maskenbälle bei Musard und in den andern Theatern; in der großen Oper wird nämlich sehr wenig oder fast gar nicht getanzt. Nue am Donnerstag der Mittfasten erhielt dee Unternehmer der Bälle in der großen Oper die Erlaubniß, seine Thüren zuöffnen. — Musard ist bekanntlich durch seine Unternehmungen ein in der neueren Pariser Kulturgeschichte bedeutender Name. Seine Bälle gehören auch zu den merkwürdigsten, und zwar schon durch seine originelle Persönlichkeit. Wenn er in dee Mitte seines Orchesters unbeweglich in seinem Lehnstuhl sizt, ist er für sich allein ein förmliches Drama, welches jeden Augenblick wechselt, und bald ernsthafter, bald komischer, bald feierlicher, bald frivoler Natur ist. Nur duech zwei Bewegungen gibt er Lebenszeichen von sich: einmal durch das Herauf- und Herabziehen seiner Augbrauen, und dann durch das Heben und Senken seines wahrhaft unermüdlichen Aems, womit er den Takt schlägt. Die Augbrauen Musaeds haben etwas Uebernatürliches: sie sind pechschwarz und buschig nnd beschreiben einen kühn geschwungenen Bogen auf einer blassen Stirn voll Blatteenarben; sie bewegen sich mit unglaublicher Lebhaftigkeit und verkünden alles, was in der Seele des Künstlers vorgeht; sie ziehen sich in die Höhe, sie steigen herunter, sind in einer ewigen Bewegung von dee Linken zur Rechten, von der Rechten zur Linken, und scheinen das Heer von Musikanten zu beleben, das um den Kapellmeister herumsizt. Man düefte sich die Ohren zustopfen, und wäre dennoch im Stande, das Conzertprogramm Stück für Stück zu eeeatheu; man könnte es vom Gesichte Musards ablesen. Zieht seine Stirn krause Falten, und beschreiben seine hochgewölbten Augbrauen den größtmöglichen Rundbogen, während der elfenbeinerne Stab in seinee Rechten langsam, majestätisch in die Luft steigt, so kann man sicher seyn, daß eine Ouvertüre von Beethoven oder das Gebet des Moses beginnt; wenn das Taktschlagen rascher wird und die Augbraueu hin- und herziehen, so düefen wir leck annehmen, daß eine kriegerische Musik, die Einleitung des Wilhelm Tell, oder etwas Aehnliches gespielt wird. Kommen die Quadrillen aus dem Beauer von Preston oder die Variationen der Cracovienne an die Reihe, so tanzen seine Augbeauen und sein Taktstock gleichsam mit. Ist Mitternacht vorüber, so steänden sich die einen stare zu Berge und dee andere zieht langsam magische Zauberkreise; dann steigt und fällt er immee geschwinder, und der bereits furchterliche Lärm des Orchesters wird nun furchtbae. Alle Ballgäste schwingen sich in rasendem Tanze um den Saal herum, mit einer Wuth ohne gleichen; es ist nicht möglich, daß ein zum Angriff befehligtes Heer unter Pulverdampf und Kanonendonner mit schallendeeem Sturmschritt die Erde zertritt; die vom Winde gepeitschte See wälzt ihre Wasseeberge nicht mit solchem

Digitized by Google

Ungestüm über den Strand, und eine Schaar heißhungriger Wolfe stürzt nicht mit solcher Gier auf eine unverhoffte Beute, als die Paare, welche eine Galoppade bei Müsard tanzen. Dicke Staubwolken wirbeln langsam gegen die Decke auf, die Lichter der Kronleuchter verblassen, die Luft erzittert und die Wachskerzen werden beinahe ausgeblasen. Bei diesem schwindelerregenden Spektakel kann man wirklich alle Besinnung verlieren: wenn man die Hunderte von bizarren Gestalten im Saale herumfahren und den rothen Lichtschimmer aus den Wandspiegeln zurückstrahlen sieht, meint man einen Rudel Dämonen zu erblicken, welche unter Donner und Blitz von einem Wolkenbruch fortgerissen werden. Man meint, die Erde müsse sich aufthun und dieser ganze Schwarm von Gästen in einem bodenlosen Abgrund verschwinden. Den Mittelpunkt dieses höllischen Kreises bildet das blasse Gesicht Müsards, dessen Machtwort und Wink allein im Stande ist, dieser satanischen Runde Stillstand zu gebieten. Die Fremden, welche alle Wunder und Merkwürdigkeiten von Paris in Augenschein nehmen wollen, dürfen die Bälle und Concerte in der neuen Viviennestraße nicht versäumen; sie bieten ein in ihrer Art einziges Schauspiel dar, welches wir so eben zu schildern versucht haben.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, März.

Karneval. Dampfschifffahrt. Eisenbahn.

Das Karnevalsfest ging diesmal auf eine wahrhaft großartige Weise an uns vorüber, und wenn dieses Fest in dem Maße, wie seit zwei Jahren, sich vervollkommnet und einbürgert, so dürfte das berühmte Kölner Faschingsfest keinen Vorzug mehr vor dem unsrigen haben. Schon jezt wird ein Glanz, ein Reichthum, eine Fülle von Humor und eine so geniale Karnevalslust entfaltet, daß man die Veranstalter, Anordner und Lenker dieses Volksfestes, mit einem Worte das Comité, nicht genug loben und bewundern kann; die große Menge Fremder, welche dieses Fest herbeizog, werden es gerne bezeugen, daß Sinn und Geist in demselben war; die Armen aber, denen fast der ganze Ertrag zu gut kam, werden es bezeugen, daß auch die humane Seite diesem lustigen Feste nicht fehlte, ja daß diese wirklich hervorragte. Eine ausführliche Beschreibung der schönen dreitägigen Feier würde mich hier zu weit führen. Ich will nur erwähnen, daß die Grundidee derselben darin bestand, zu zeigen, wie im Reiche der Narren der Akt einer Brautwahl und einer Vermählung des Fürsten von Statten geht; denn die Brautschau und Vermählung des Prinzen Karneval mit Jungfrau Mogontia war die Quintessenz aller Umzüge und Festivitäten. Am Tage vor diesem feierlichslustigen Akte erfreuten die Manoeuvres der Narrengarde und die Kappenfahrt die heitere Bevölkerung; das sogenannte „Narrentheater" gab übermäßigen Stoff zur ausgelassensten Freude; am Tage nach der Vermählung des Prinzen Karneval, also am dritten Faschingstage, ergözten die Vorgänge im prächtigen Lustlager der Narrengarde; aber alles dieses steht weit hinter dem sinnreichen Festzug am zweiten Faschingstage, wo sich Witz, Laune und Humor überboten, und wo ein freudiges Erstaunen über das Zusammenhängende, Bedeutsame der einzelnen Anordnungen sich der ganzen, überraschten Bevölkerung bemächtigte. Die drei Theaterredouten an den drei Faschingsabenden bilden ein Fest für sich. Hier tobt sich die mittlere Classe, vorzüglich aber das Geschlecht der Grisetten, für das ganze Jahr in prächtigen Masken bei Straußischen Walzern tüchtig aus. Das Tanzen in diesem vollgestopften Raume ist hier zwar eine wirkliche Last, der Schweiß rinnt in Strömen, der tolle Lärm ist fürchterlich, der Genuß der Staubwolken nichts weniger als angenehm. Aber nichtsdestoweniger ist dieses Völkchen für die Lust dieser Redouten begeistert, und wird sich nur mit Wehmuth dazu entschließen können, einen dieser Bälle nicht zu besuchen. In den vier Logenreihen sitzen die Zuschauer eng gedrängt, schauen hinunter auf das rege, bunte Gewühl, und glauben ein großes Vergnügen genossen zu haben.

Wir haben Aussichten auf eine äußerst lebendige Dampfschifffahrtssaison in diesem Jahre. Diesmal sind es drei Dampfschifffahrtsgesellschaften, welche auf dem Rheine concurriren, und Alles aufbieten werden, den Sieg davon zu tragen; nämlich die niederländische Gesellschaft (welche bisher nur von Rotterdam bis Köln ihre Wirksamkeit ausdehnte), die kölnische Gesellschaft (die nun ihre zahlreichen Schiffe auf dem ganzen Rheinstrome fahren läßt) und die Mainz-Düsseldorfer Gesellschaft (die nur zwischen Düsseldorf und Mannheim thätig ist). Die eine Gesellschaft will die andere überbieten, was Schnelligkeit und Billigkeit der Reisen betrifft. So werden die Rheinreisen die billigsten Vergnügungsreisen werden, die man nur haben kann, und es steht zu erwarten, daß die Concurrenz allerdings die Reiselust um ein Bedeutendes vermehren wird, wenigstens kann man dies aus den Beobachtungen der zehn lezten Jahre schließen. Vor zehn Jahren fuhren nur drei Dampfboote; diese hatten eben genug Reisende, um nur bestehen zu können. Dann fuhren sieben Boote, und sie waren fast besser besezt, als früher die drei. Nun steigerte die kölnische Gesellschaft die Zahl ihrer Dampfboote auf eilf; die Düsseldorfer Gesellschaft trat auch hinzu mit fünf Booten, die Preise wurden heruntergesezt, und alle 16 Dampfboote brachten Gewinn. In diesem Jahr sollen nun gar nicht weniger als 34 Dampfschiffe die Rheinstrecke befahren, und es muß die Reiselust durch alle mögliche Mittel angeregt werden, um diese große Zahl glänzender Dampfschiffe zu bevölkern. So erfreulich das alles ist, so ist nur eins zu befürchten, nämlich daß die verschiedenen Dampfschifffahrten eine gehässige Concurrenz unterhalten, so daß, um eine Stunde früher an Ort und Stelle anzukommen, die Passagiere in die größte Gefahr gesezt werden. — Mit unserer Taunuseisenbahn geht es nicht so erfreulich vorwärts als mit der Dampfschifffahrt. Gearbeitet und gebaut wird zwar auch hier sehr thätig, allein nur auf Strecken, wo die Gesellschaft im Besiz der nöthigen Grundstücke ist; dort aber, wo sich die Besizer weigern, ihre Grundstücke ohne die vollste Entschädigung für die Taunusbahn herzugeben (wie bei Frankfurt und bei Hochheim), wird erst diese Vorfrage auf dem Wege des Prozesses entschieden, und dieser Weg ist bekanntlich sehr langweilig. Die Eigenthümer fordern freilich unsinnig; allein man sieht nicht ein, warum sie Rücksicht auf eine Gesellschaft nehmen sollen, die den höchsten Gewinn aus ihrer Unternehmung ziehen will. Die Verwaltung dieser Eisenbahn genießt ohnehin nicht viel Vertrauen und nicht viel Popularität.

Beilage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 79.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 2. April 1839.

Nunc patimur longae pacis mala. Saevior armis
Luxuria incubuit. —

Juvenal.

Der Fasching und die Fasten in Paris.

(Fortsetzung.)

Das neue Theater der Renaissance hat sich beim Fasching vortrefflich gestanden, und es verdankt den Maskenbällen seine vorläufige Rettung: die Einnahme soll sich an gewöhnlichen Ballabenden auf 10,000 und am Fastnachtdienstag auf 25,000 Franken belaufen haben. So viel ist gewiß, daß die Aktien der Renaissance während des Karnevals bedeutend gestiegen sind; jedoch zweifelt man, daß diese Unternehmung nachhaltig guten Fortgang habe. Die Kosten dieses neuen, mit geschmackvoller Pracht ausgestatteten Theaters betragen täglich 4000 Franken. Die Maskenbälle der Renaissance waren wirklich ungemein überlaufen, obschon man den Eintrittspreis um einen Franken (sechs Franken) höher angesezt hatte, als in den übrigen Theatern. Die Maskenbälle, welche während der Fasten im Saal Ventadour gegeben wurden, hießen Modebälle, weil damit eine Lotterie für Damen verbunden war, in welcher man verschiedene Luxus- und Modegegenstände aus den besten Magazinen der Hauptstadt gewinnen konnte. Jede Dame tauschte beim Eingang ihr Entréebillet gegen ein anderes aus, welches entweder eine Niete oder ein Treffer war. Die Gewinnste, welche jedesmal auf dem Theaterzettel angezeigt wurden, bestanden in Maskenanzügen, Fächern, Büchern, Kupferstichen ꝛc. An einem Abend war ein von Madame Caneille zugeschnittenes Kleid darunter, welches 1800 Franken gekostet und mehr als einem schönen Domino Herzklopfen verursacht haben mag.

Ich habe selten ein prächtigeres Balllokal gesehen, als das Theater der Renaissance. Die Masken steigen zwischen zwei Reihen blühender Orangenbäume die mit Teppichen belegten Maemorstufen einer breiten Treppe hinan, auf deren mittleren Absatz ein mächtiger Spiegel angebracht ist, worein die Damen einen lezten prüfenden Blick auf ihr Costüm werfen können, bevor sie sich in den Foyer hinauf begeben. Der Foyer, mit Stukkaturen, Vergoldungen und Verzierungen im Kunststyl der Renaissance dekorirt, ist ebenfalls mit Teppichen ausgelegt, auf denen das schwarze Gewirre der Dominos auf und ab rauscht, und wo sich tausend Intriguen kreuzen, von denen selbst die skandalöse Chronik schweigt. Der Foyer ist in gleicher Höhe mit der ersten Galerie, von welcher eine Estrade in den Tanzsaal hinabführet, wo sich ein buntes, wildaufgeregtes Maskenmeer bewegt. Welch ein Lärmen! welch ein Getümmel! Im blendendsten Lichte strahlen die Dekorationen des Saals, die mit rothem Sammt ausgeschlagenen Logen und die gold- und silbergestickten Costume. Der erschreckliche, feierliche Lärm des im

Digitized by Google

Hintergrunde postirten und von Tolbecque dirigirten Orchesters, das unheimliche Brüllen der Trombones, das Schmettern der Trompeten, das Wirbeln der Trommeln, das Gellen und Quicken der Querflöten und das Klirren der Cymbeln vermählt sich zu einer tollen Melodie und oft zu einem furchterlichen Sturm; und darein mischen sich buntscheckige Costume, Schellengeklingel, unbändiges Zetergeschrei, freche Geberden, grobe Zoten, unzuchtige Stellungen und barocke Gestalten, wie sie Hoffmann in seinen phantastischen Nächten vorüberziehen sah.

Die Balle der Renaissance hatten dieses Jahr das Gluck, daß der famöse Chiquard sie mit seiner Gegenwart und mit seiner Bande beehrte. Chiquard ist ein reicher Pariser Gerber, welcher jedesmal im Karneval durch die Gurgel jagt, was er das ganze Jahr über verdient hat, d. h. etwa 30 bis 40,000 Franken. Er und seine Bande, welche er sich gebildet, tanzten jedesmal an demselben Platze, welchen ihnen Niemand streitig zu machen wagte. Alle ehrenwerthen Mitglieder verstehen sich meisterhaft auf die bacchischen Tänze des Pariser Karnevals; vor allen machte sich ein kolossaler Husar bemerklich, welcher mit einer Marquise den Chahut in der höchsten Vollendung tanzte. Chiquard selbst trug entweder einen Paletot von Sackleinwand oder den abgerissensten grunen Frack, der auf dem Trödelmarkt des Tempels zu finden, dazu eine rothe geflickte Hose und einen fabelhaften Helm mit Sphinxenköpfen und einem rothen Federbusch, der drei Ellen lang über alle Köpfe hinausragte. In der Chiquardschen Bande that sich außer dem oben erwähnten Husaren noch ein Robert Macaire hervor, in dem classischen Costüme, mit dem schwarzen Pflaster auf dem linken Auge, mit der über das Kinn reichenden Halsbinde, mit der auf den Knieen geflickten Krabbhose, mit dem Frack aus verschiedenen Stücken und Farben und dem Knorrenstock; über seinem Rücken hing eine Tafel mit der Aufschrift: Ploumann, banquier, rue de Paradis Nr. 17.

Chiquard hat in diesen Tagen zum Beschluß des Karnevals ein prächtiges Souper in seinen Salons gegeben, wo bloß die renommirtesten Bouvivans und die schönsten Frauen jener zahlreichen Classe zugelassen wurden, welche mit einem Fuß in den glänzenden Boudoirs der Chaussée d'Antin und mit dem andern Fuß im Spital der Rue de l'Oursine leben. Nach den Zwischengerichten wird in einer ungeheuern Schüssel ein Fisch von solcher Größe aufgetragen, daß alle Gäste verwundert ausrufen, das könne unmöglich ein Fluß- oder Meerbewohner seyn. Chiquard versichert auf seine Maskenehre, es sey ein Seefisch, welcher die vorige Nacht mit Extrapost angekommen; die Anwesenden glauben es und spitzen die Mäuler auf das seltene Fischgericht, welches unter einer Decke von Petersilie verborgen ist. Chiquard soll die Portionen austheilen; zwei Bedienten setzen ihm das Meerungeheuer vor; er ergreift eine Klinge vom feinsten Stahl und will sie eben dem Thier in die Rippen senken, als ein gellender Angstschrei erschallt und eine Sirene in dem Costum unserer Stammmutter Eva aus der Schüssel aufsteigt, die Petersilienblätter abschüttelt und sich gleich einer Statue in die Höhe richtet, wobei der Eßtisch ihr als Piedestal dient.

(Fortsetzung folgt.)

Römisches Leben im März 1839.

(Schluß.)

Seit Wochenfrist scheint ein blutiges Gestirn über Rom aufgegangen zu seyn, und es ist nicht anders, als ob ein Jünger der französisch-romantischen Schule über den sieben Hugeln wa'te und sie zum Tummelplatz seiner wüsten Phantasie erkoren habe. — Vor wenigen Tagen warf sich um Mitternacht in der Via Gregoriana ein Bildhauer und Mitglied der Akademie von San Luca vom Dach eines dreistockigen Hauses hinab. Er war Gatte und Vater zweier Töchter. Sein Körper war schon seit längerer Zeit durch selbstverschuldete Krankheit zerstört, seine pekuniären Verhältnisse die traurigsten. Die gräßlich entstellte Leiche des Selbstmörders blieb bis zum folgenden Mittag dicht unter den Fenstern der Seinigen und umdrängt vom rohen Gafferschwarm liegen, ehe sich die gerichtlichen Personen eingefunden hatten, um das gesetzliche Protokoll aufzunehmen. — Messerstiche, so lange die bassa gente sie unter einander wechselt, kommen hier allzuhäufig vor, als daß sie besonders beachtet würden. Wird der Thäter ausfindig gemacht und kann er nicht nachweisen, daß er der Gereizte gewesen, so stirbt er; denn dahin spricht das Gesetz sich auf das Bestimmteste aus. So wird in einigen Tagen eine Frau, welche ihren Mann erdolchte (die tödtliche, gleich gezogene Waffe der Römerinnen ist ihre lange silberne Haarnadel), hingerichtet werden. Schon seit längerer Zeit zum Tode verurtheilt, hat sie nur durch Schwangerschaft ihr Leben bis jezt gefristet. Nach einem jezt abgeschafften Mißbrauch theilten bis noch vor kurzee Zeit Gefangene beiderlei Geschlechts Einen Kerker! — In einem drei Miglien von Rom entfernten, einsam in der Campagna liegenden Wirthshaus ist eine dreißig Mann starke Räuberbande aufgehoben worden: es waren die Galeotten des Kastells von Napi, welche unter Anführung der Gefängnißwärter allnächtlich ihren Kerker verließen, um zu rauben. — So eben lauft die Nachricht ein, daß bei Fiumicino die Leichen zweier Fremden im Tiber gefunden worden. Sie sind anständig bekleidet gewesen, haben unter anderm Glacé-

Digitized by Google

handschuhe getragen, ihre Taschen aber waren nach Außen gekehrt, Beweis genug, daß sie beraubt und nachher ermordet worden sind. — Sie werden mir erlassen, noch mehr dergleichen romanesker Züge mitzutheilen; gleicht doch schon das Angeführte allzusehr einem französischen Melodram. Rasch denn zu einem andern Gegenstand.

Die Fastenpredigten haben begonnen, und ziehen ganz Rom, besonders dessen schönere Hälfte, allabendlich in die Kirchen. Ich versäume sie so selten als möglich. Sie beginnen im Lauf der zehn Catechismentage um 22 Uhr, mit Ausnahme der drei Fasttage, wo sie schon in der 21sten Stunde (3½ Uhr Nachmittag) anfangen, und dauern bis zum Einbruch der Nacht. Die Kirchen sind gedrängt voll. Die schönsten Frauen, sonst nur während des Karnevals sichtbar, umdrängen das Gerüst der beliebteren Redner, welche sich auf einer mit Teppichen behangenen, nicht von Schranken eingeengten Bühne frei bewegen, mit den lebhaftesten Gestikulationen ihre Reden begleiten, auf- und niederschreiten, erschöpft in den Sessel zurücksinken, sich den Schweiß von der Stirn trocknen, und dann wieder aufspringen, um mit neuer Begeisterung fortzufahren. Allmählig dunkelt es, und man sieht nur die Gestalt des Priesters wie einen schwarzen Schatten hin und wieder ziehen; kein störender Laut unterbricht die andächtige Stille — es ist eine der großartigsten Scenen, welche der Kultus bietet. Der Ausdruck der Redner ist populär, körnig, oft ergreifend. Während jener dem Gottesdienst geweihten Stunden darf kein Kaffee-, Wein- oder Speisehaus geöffnet seyn, kein Boccia'spieler seine Kugel rollen, kein Ballonschläger seinen Ball durch die Luft treiben; alles bei einer Pön von 25 Scudi, oder bei Androhung, vor das Gericht der Inquisition gezogen zu werden, wie dirs das an alle Ecken geheftete Plakat des Cardinal-Vikarius bekundet. Dieses Verbot erstreckt sich auf Rom und einen Umkreis von zwei Miglien. Die Eminenz muß ihre Landsleute wohl gekannt haben, indem sie den Fall voraus sah, daß die Römer sich auf die Schiffe in Ermanglung der Kneipen begeben könnten, um sich dort voll zu trinken, und hat demgemäß Wasser wie Land verboten. Bei Erwähnung der Inquisition fällt mir eine merkwürdige Stelle aus dem Blatte la voce della verità ein, welche ich dieser Tage las, und Ihnen ohne Glossen mittheilen will. Der Referent bespricht die Berufung des Doktors Strauß und schließt mit den Worten: „Es bleibt immer ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, daß einem Mann, welcher sonst überall seinen Scheiterhaufen gefunden hätte, im jetzigen Jahrhunderte ein Lehrstuhl der heiligen Religion angetragen worden."

Am verwichenen Sonntag fand in der Sixtinischen Kapelle die Weihe der goldenen Rose statt, mit welcher der heilige Vater alljährlich einen katholischen Fürsten begabt. Wer diesmal der Begünstigte seyn soll, habe ich noch nicht ermitteln können. So bereite ich Sie denn auch vor, daß meine nächsten Berichte überreich an Beschreibungen von kirchlichen Festen seyn werden. Ostern steht vor der Thür, und zur Heiligsprechung der fünf Seligen, welche auf den 26sten Mai anberaumt ist, werden schon jetzt Vorbereitungen getroffen. Hölzerne Gerüste zu Lampen und Namenszügen füllen die Saulengänge; die Bogen und Pfeiler der Kirche selber sind zum Theil schon drapirt und mit Gerüsten verkleidet. Beim Anblick der bunten Leinwandvorhänge, auf welche papierne Hermelinschwänzchen geklebt sind, warf ich die vielleicht vorlaute Frage auf, wie dieser Apparat zehn Wochen Arbeit und 10,000 Scudi — denn so viel kostet eine Sanktifikation — wegnehmen könne. Doch das Fest wird dies ja am besten ausweisen.

Ein wohlfeileres und wohl schöneres Fest gibt uns jetzt die Natur. Habe ich sie vor wenigen Tagen, beim Beginnen dieses Briefs, geschmäht und das böse Wetter gelästert, so widerrufe ich hiemit feierlich. Der Frühling ist da, dieser in Rom so flüchtige Gast. Alle Fruchtbäume stehen in schönster, vollster Bluthe, die Aepfelbäume im weißen, die Pfirsche im purpurnen Gewande, die Hecken schlagen aus, die Myrthe treibt neue Sprößlinge, Vögel probiren ihre Kehlen, und hier und da wagt sich schon ein naseweiser Schmetterling hervor. Ich war gestern in der Villa Mattei (die jetzt mit Casino, Antiken, Stecheichen und Ruinen für 7000 Scudi feilgeboten wird) und schaute auf die Bluthenwelt zu meinen Füßen; da fiel mir's centnerschwer auf's Herz, daß ich in drei, vier Monaten mein Amt als Korrespondent aus Rom niederlegen soll. Eheu fugaces! — Doch ich bin ja noch nicht fort. F. F. G.

Lamartine.

Arbeitet Lamartine sehr schwer? Wir wissen es nicht; wäre dem aber so, so könnte der folgende Artikel der Quotidienne eine Satire vorstellen sollen. Gelingt er aber seine Poesien nicht unter auffallenden Wehen, so weiß man nicht, was man aus dem Spott machen soll; denn soviel ist gewiß, daß Lamartines Produkte gerade am allerwenigsten von der Leichtigkeit und Leichtfertigkeit verrathen, welche ihnen hier nachgerühmt oder Schuld gegeben wird.

„Lamartine wurde von einem seiner Collegen in der Akademie über die Art und Weise befragt, wie er producire, und er theilte ihm offen Folgendes mit: „Wenn ich in St. Pol bin, so ergehe ich mich im Park oder reite über Feld. In der Tasche führe ich Papierstücke und ein Bleistift; ich gebe meinen Gedanken Audienz, ziehe ein Blatt aus der Tasche, werfe ein Paar Verse darauf hin; nach einer Weile kommt es an ein zweites Blatt, ein drittes u. s. f. Ich komme nach Hause und werfe die Papierstücke auf den Schreibtisch meines Sekretairs. Dies ist ein sehr verständiger junger

Digitized by Google

Mann; er sucht die Blätter zusammen, wie sie folgen, und schreibt Alles in's Reine; so wird ein Gedicht daraus; ich lasse Gosselin kommen, er gibt mir 40000 Franks dafür, druckt es, und ich frage nichts mehr darnach." — „Was?" rief der College; „Sie übersehen Ihre Sachen nicht?" — „Ich lese sie gar nicht," erwiederte der große Poet. „So habe ich la chute d'un Ange noch gar nicht gelesen, wohl aber meine Frau, und diese redet mir immer zu, mich einmal daran zu machen. Ich thue es wohl auch diesen Sommer in St. Pol, wenn mir anders die Politik Zeit dazu läßt." —

„Man sieht leicht," fügt die Quotidienne bei, „so etwas kann nicht ersonnen seyn, es muß wahr seyn. — Racines Frau hat nicht nur niemals ein einziges Stück ihres Mannes aufführen sehen, sie hat nie eines auch nur gelesen; aber Madame Racine hatte die Stücke auch nicht gemacht."

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

Karneval. Bier. Augenheilanstalt. Kunstverein.

Hätten wir armen Dresdner nicht bis über die Ohren roth werden sollen, wenn uns in öffentlichen Blättern die Ueberfülle von Glanz, Pracht und scherzhafter Ausgelassenheit geschildert wird, worin diesmal der Karneval in Mainz schwelgte, während er uns gerade so matt, steif und hölzern, wie er erschienen war, auch davonschlüpfte? Die Ursache liegt wohl zumeist in dem raschen, fröhlichen Blute der Rheinländer. Wenn Köln beim deutschen Fastnachtsjubel gewöhnlich mit großer Auszeichnung die erste Stelle behauptete, solche diesmal aber vielleicht an die genannte Stadt abtreten mußte, so gaben dazu unstreitig die dortigen religiösen Störungen Anlaß. Das flüssige Gold der Rebe des Rheins ist unstreitig eine der Hauptquellen des geselligen Frohsinns jener Gegenden. Ließe sich von Aktienunternehmungen für Veredelung des Weins nur halb so viel hoffen, als es uns hier wirklich mit der Bierverbesserung nunmehr gelungen ist, so würden auch wir und andere nordische Länder uns weniger von der Schwere der Erdluft, sogar während des Faschings, tyrannisiren lassen. Es wäre jedoch, da einmal die Umstände nicht anders sind, gewiß undankbar, wollte man den noch immer zunehmenden glücklichen Bestrebungen in der Biertultur die verdiente Anerkennung vorenthalten. Neben dem vielverbrauchten Bier des hiesigen Waldschlößchens, liefert nicht nur die benachbarte Brauerei in Medingen ein ähnliches, mit dem bayrischen in Einem Rang stehendes Getränk, sondern es hat auch ganz nahe vor unserer Stadt auf dem Grundstücke, seit Menschengedenken das „Feldschlößchen" genannt, ein, wenn ich nicht ganz irre, selbst aus Bayern stammender Brauereibesitzer einen sehr geräumigen Felsenkeller zur Aufbewahrung seines Fabrikats angelegt. Man verspricht sich von diesem Unternehmen starke Concurrenz mit den bereits vorhandenen neuen Bieranstalten, die dem Allgemeinen in jeder Hinsicht nur zum Vortheile gereichen kann. — Die noch neben dem vom Staate unterhaltenen Blindeninstitute hier bestehende Privatheilanstalt für unbemittelte Augenkranke bewährt ihren gemeinnützigen Zweck immer mehr. Die rühmliche Thätigkeit der dabei ganz unentgeldlich wirkenden Aerzte, an deren Spitze der Hofrath Dr. von Ammon und Dr. Weller stehen, hat sich im vorigen Jahre an 751 Leidenden bewiesen. Zum Theil sehr schwierige Operationen sind mit dem günstigsten Erfolge gekrönt worden. Ein unvergängliches Andenken hat sich der seit längerer Zeit hier lebende, vor Kurzem verstorbene russisch-kaiserliche Major von Olsufieff durch seine großmüthige Berücksichtigung mehrerer hiesiger Wohlthätigkeitsanstalten gestiftet. Auch diesem Institute ist davon die Summe von etwa 17000 Thalern zugekommen. Wie man vernimmt, so sollen die Zinsen davon zum Theil zu Unterstützung nothleidender Blinder verwendet werden. — Das Lokal unseres Kunstvereins bietet dem Beschauer so eben wieder eine bedeutende Zahl neuer, werthvoller Gemälde, Zeichnungen und Kupferstiche, Landschaften, architektonischer Darstellungen, Genrebilder u. s. w. Unter den zuletzt genannten befindet sich ein durch sein Charakteristisches und eine reizvolle Klarheit recht anziehendes kleines Tableau von Bürkel, das einen Transport gefangen genommener italienischer Räuber zum Gegenstande hat. Außerdem sind vorzüglich zwei Gemälde merkwürdig, ein großes, altes von Sebastian Conca, dessen langes, thätiges Leben zwischen die Jahre 1676 und 1764 fiel, und ein kleineres Oelgemälde, von dem in Rom einheimisch gewordenen und dort im December vorigen Jahrs verstorbenen deutschen Maler Joseph Anton Koch. Das erste stellt den im Jahre 1726 kanonisirten heiligen Thoribius, Bischof von Lima, vor, wie er eben ein Wunder verrichtet, indem er, nach dem Beispiele Moses, und mit gleichem Gelingen, dem Wasser gebietet, sich aus einander zu begeben. Ein alter Kupferstich nach diesem Gemälde ist zugleich mit ausgestellt. Abgesehen davon, daß zu Concas Zeit die Kunst schon wieder sehr gesunken war, und dieser Künstler zu den Manieristen zu rechnen, sind doch immer seine an Ideen reichen und in der Ausführung sorgfältig gehaltenen Werke von bedeutendem Verdienste. — Der Gegenstand des, dem Vernehmen nach im Jahre 1813 von Koch gemalten Bildes ist Noahs Dankopfer nach der Sündfluth. Man bemerkt darauf Reichthum und Mannigfaltigkeit der Gestaltungen. Ein etwas seltsam kolorirter Regenbogen spannt sich den Sterblichen über den so lange durch Wolken verhüllt gewesenen Himmel tröstend aus. Die vermuthlich inzwischen völlig geleerte Arche ist auf einem hohen Berge sitzen geblieben. Ein buntes Quodlibet von Gethier aller Art durchwimmelt Luft, Erde und Wasser. Das Gebiß der reißenden Bestien scheint in dem Nothstall der Arche nichts von seiner Gier verloren zu haben, und kaum von Neuem in's Freie gelangt, will das Schwein, wie vormals, den Löwen nicht gelten lassen, was noch jezt alle Tage vorzukommen pflegt. Sogar die dem engen Gewahrsam erst entronnenen Böcke sieht man schon wieder, im alten Freiheitsdrange, mit den Hörnern rüstig auf einander losarbeiten. Man erblickt auf diesem Gemälde die Eigenthümlichkeit Kochs, in dessen Produktionen gemeiniglich die Landschaftmalerei mit der geschichtlichen Darstellung sich vereinigt, in hohem Grade. Schade, daß der talentvolle Mann, weit mehr als nach der lebendigen Natur, nach den Kunstwerken alter Meister seine Studien machte und nicht selten neben ihren rühmlichen Eigenschaften auch die theils ihrer Periode und Gegend, theils ihrer Person anhängenden Fehler und Schwächen in seine Werke mit aufnahm. Zur Zeit, wo er das, trotz mancher Bizarrerie, in vieler Hinsicht sehr verdienstliche Bild fertigte, mußte es allerdings ungleich allgemeiner ansprechen als jezt. Damals hatte bekanntlich die Kunst, um sich vor der Leerheit der sogenannten Idealität zu retten, eine einseitige Richtung nach dem Alten genommen. Zum Glück sind nunmehr beide Einseitigkeiten in den Hintergrund gedrängt und an ihre Stelle eine neue, wahrhaft großartige Kunstaera getreten, deren in den mannigfachsten Strahlen sich ergießendes Morgenroth die früher kaum zu ahnende Nähe eines schönen Tages verheißt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 80.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 3. April 1839.

Die Einbildungskraft muß uns keinen Gegenstand aufdrängen wollen, sie soll, wenn sie Kunstwerke hervorbringt, nur wie eine Musik auf uns selbst spielen, uns in uns selbst bewegen, und zwar so, daß wir vergessen, daß etwas außer uns sey, das diese Bewegung hervorbringt.

Goethe.

Die Wachskerze.

Von A. v. Sternberg.

Wie seltsam, daß gerade die heiligsten und ernstesten Erscheinungen der Natur in den Händen so vieler Menschen sind, als die Scherzkünstler zu seyn pflegen! Nur Dichter sollten damit umgehen und von ihnen der glühenden Jugend erzählen. Die Weltsäulen wären dann Tempel, und mit neuer Liebe würden die Menschen die Geheimnisse verehren.

Novalis.

„Lieben Sie auch Mährchen?" — „O ja, aber kurze." — „Mit Phantasie oder ohne?" — „Warum fragen Sie das?" — „Weil Mährchen ohne Phantasie eigentlich keine sind, und mit Phantasie hat der Autor ihre Länge oder Kürze nicht in seiner Gewalt. Das wahre Mährchen faßt nicht weniger als die ganze Welt in sich. Es spricht von allen Dingen und zugleich von keinem. Als der Gegner des Verstandes, der immer vorsichtig und schrittweise geht, hupft, fliegt und überspringt es ganze Länder und Zeitstrecken. Am liebsten wiegt es sich in der Luft, daher ist es auch immer neu wie Wolke und Nebelstreif. Sie begreifen also, daß ein so sonderbares Ding am wenigsten ausgemessen werden darf." — „Ach, Sie wollen mir also ein Mährchen geben so lang wie der Fortunat, oder so verworren und seltsam wie Hinkel Gockel und Gackeleia? Aber das gelingt Ihnen nicht. Ich will mich etwas phantastisch ergehen, aber ein ermudender Gang uber Berg und Thal steht mir nicht an." — „Dann freilich —"

„Halt! nicht so schnell! Sehen Sie diese Wachskerze. Ich war einst Genosse einer muntern Gesellschaft, die an Winterabenden zusammenkam und sich gegenseitig Geschichten erzählte; allein es fand sich, daß Viele, die gut und gerne erzählten, ihre Phantasie vom Isop bis zur Zeder spazieren fuhrten und dadurch andern den Platz benahmen, die ebenfalls gerne und viel erzählten. Es gab Novellen mit so endlosen Verwicklungen und Discursen à longue haleine, daß endlich ein offener Aufstand unter den Zuhörern ausbrach. Man wollte kürzere Geschichten, man wollte keine Raisonnements, man wollte Stoff. Was war zu thun? Ein resolutes Mittel mußte gefunden werden, und es fand sich. Der Vorsitzer unserer Gesellschaft nahm eine Nadel und steckte sie in das Wachs der vor uns brennenden Kerze, indem er durch diese Prozedur ein größeres oder kleineres Stück Kerze bezeichnete, das abbrennen mußte, je nachdem der Erzähler für einen großen oder geringen Phantasten bekannt war. Sehr selten und nur auf allgemeines Begehren ruckte die Nadel weiter; in der Regel wußte der Erzähler, daß er mit seinem Stück Kerze zufrieden seyn mußte, und legte er

Digitized by Google

etwa die Exposition zu breit an, so war ein stiller Blick auf die Nadel eine Mahnung, den Stoff mehr zusammenzufassen, unnöthige Discurse und Abschweifungen wegzulassen und bei Zeiten an einen befriedigenden Schluß zu denken. Manchen saumseligen und träumerischen Erzähler überraschte die Nadel wie das Schicksal, und es machte uns nicht wenig Spaß, ihn dann plötzlich verstummen zu sehen, nachdem er kurz vorher einen mächtigen Anlauf genommen, um uns Alle zu überraschen und in Staunen zu setzen. Für die Eitelkeit eines anerkannt guten Erzählers mußte es dagegen nicht wenig erwünscht kommen, wenn er bemerkte, daß wir Alle heimlich an der Nadel rückten, sie tiefer hinunter sezten oder wohl gar ganz entfernten, wenn sie einen uns Allen unwillkommenen Schluß herbeiführen wollte. Dieses geschah jedoch selten und gehörte zu den allergrößten Gunstbezeugungen."

„Der Scherz ist nicht übel und ich lasse ihn mir gefallen, um so mehr, da, was ich erzählen will, nicht so eigentlich zu den Mährchen gehört; vielmehr sind nur die Randglossen mährchenhafte Arabesken." — „Schon gut. Meine Stecknadel ist schon auf ihrem Posten." — „Und ich beginne:"

Meine Vaterstadt ist in der Nähe von Lyon, eine kleine, alterthümlich gebaute und mit manchem abenteuerlichen Zierrath versehene Stadt. Die Geschichte, die ich jezt erzählen will, trug sich in meinen Knabenjahren daselbst zu, und ich erinnere mich noch, die enge Seitengasse oft durchwandelt zu haben, wo das Haus der Mademoiselle Limpan sich erhob. Ein ansehnlicher Bäckerladen machte das Ende dieser Sackgasse und war das Ziel, wohin mich mein hungriger Magen führte, nachdem ich während fünf langer Stunden den Wissenschaften und der Weisheit gedient hatte.

Mademoiselle Calliste Limpan war ein armes, hübsches Mädchen, die mit ihrer Mutter sich von Stickereien in Gold und Silber nährte. Niemand konnte eine breitschössige Rokelore mit phantastischeren Guirlanden goldener Rosenknospen und silberner Schneeglöckchen bekränzen als Mademoiselle Calliste. Der Maire unseres Städtchens, ein Mann von Ansehen, hatte mit einem Rock von der geschickten Nadel der Limpan sogar in Paris Aufsehen gemacht. Das prächtigste Stück Arbeit jedoch, das sie aus ihrem Rahmen spannte, war ein Kleid für einen gewissen Doktor Typhon. Auf einem Grunde von fleischfarbenem Sammt lagen graziös hingeworfen einzelne Bouquete von „roses infernales." Was waren aber diese „roses infernales?" In Wahrheit nichts Geringeres als die wundervollsten Schöpfungen, die je die Phantasie eines Callot, wenn sie sich auf Blumen würfe, hervorzubringen im Stande wäre. Es war ganz was Außerordentliches und jede Beschreibung verfällt jämmerlich. Ich fühle noch einen lebhaften Schauder, wenn ich daran denke, und die ersten Begriffe von der Hölle und der Qual der Verdammten erhielt ich durch die „roses infernales" der Mademoiselle Calliste. — Wie sahen sie nun aber aus? — Es waren schwarze Rosen, ganz einfach gesagt, aber auf diesen schwarzen Rosen lagen feurige, rothglühende Thautropfen, auf jedem Blatte ein Tropfen. Gewiß nur in der Hölle konnten solche Rosen blühen und nur dort konnte ein solcher Thau fallen. Die Blätter dieser gespenstischen Blumen waren von Silber. Auch sie hatten etwas Fremdartiges; schon daß sie silbern aufgesprießt waren, machte das Erdreich verdächtig, das kein lebensvolles grünes Blatt zu erzeugen vermochte, sondern statt dessen einen metallenen Hohn, einen kalten, starren Scherz in Silber zu Tage gefördert hatte.

Dieser merkwürdige Rock bekleidete den Doktor Typhon lange vorher, ehe er um die Hand der Mademoiselle Limpan anhielt; allein es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieses kostbare Meisterstück, das in unserm Städtchen eine endlose Bewunderung erregte, zuerst seine Aufmerksamkeit auf die in Verborgenheit lebende Schöpferin lenkte. Man verdachte es dem Doktor sehr, daß er als ein berühmter Mann eine so unpassende Wahl traf, und Mademoiselle Calliste verdachte man es ebenfalls; denn sie hatte des Doktors wegen einen reichen Manufakturisten aus Lyon ausgeschlagen. Dennoch ging diese Heirath vor sich.

(Fortsetzung folgt.)

Der Fasching und die Fasten in Paris.

(Fortsetzung.)

Das Souper ist die unausbleibliche Nachfeier eines Maskenballs; die wenigsten Karnevalsgäste haben indeß die Mittel, wie Chiquard, um in eigenen Salons Tafel zu halten; die bei weitem größte Mehrzahl geht in's Café anglais, zu Veron oder zu Douix, damit die Orgie vollständig werde. Beim Souper entlarven sich die Masken; es sind vorzüglich Ladendiener und Studenten. Die Einen haben gestern vielleicht ihren lezten Rock in's Leihhaus geschickt; die Andern wissen nicht, wo sie morgen eine Wohnung finden sollen; aber was liegt ihnen daran, so lange der Punsch noch brennt und der Champagner noch im Glase braust? In einer Stunde, in wenigen Minuten steht ihnen der Jammer des wirklichen Lebens wieder bevor, und von der fröhlich durchjubelten Nacht behalten sie nichts als Kopfweh und moralische Uebelkeiten; in Erwartung dessen wollen sie wenigstens in ihrem geborgten Costum ein erkünsteltes Leben genießen: sie schreien, singen, trinken und sind ganz glücklich, oder glauben es wenigstens zu seyn.

Digitized by Google

Ein Statistiker hat, ich weiß nicht wie, herausgebracht, daß während des diesjährigen Karnevals 1,587,000 Flaschen Wein getrunken worden sind, woraus ich mir den starken Aufschlag des Campeschenholzes erkläre; denn der Campeschenbaum ist bekanntlich der Weinberg, woraus die Schenkwirthe der Pariser Banlieue und viele Garköche in Paris selbst ihre Fässer füllen. Ein anderer oder derselbe Statistiker behauptet, daß die Einnahme der Maskenbälle, welche die Pariser Theater in der Nacht vom Faschingdienstag auf Aschermittwoch gegeben haben, auf eine halbe Million veranschlagt werden könne; eine Summe, welche eine hübsche Anzahl Entrechats und Cancans repräsentirt. Denn die Cancans, d. h. die ausgelassensten Tänze sind nun einmal definitiv auf allen Pariser Tanzböden eingebürgert. Jedermann tanzt sie, und keine menschliche Macht ist im Stande, ihnen Einhalt zu thun. Wer kann den Tausenden wehren, die sich hier jeden Abend in Attitüden ergehen, welche selbst die Polizeidiener schamroth machen? Die ganze französische Armee, in Paris concentrirt, würde nicht hinreichen, die „Chahüteurs" von den Maskenbällen zu entfernen, oder man müßte alle Theater und Tanzplätze räumen. Die Stadtsergeanten und Munizipalgardisten sehen daher auch mit gekreuzten Armen zu. Es steht zu erwarten, daß im Verlauf von zehn Jahren der Cancan in allen Pariser Salons und in den ehrbarsten Gesellschaften einheimisch wird; denn das heranwachsende Geschlecht gewöhnt sich vollkommen an diesen pantomimischen Tanz. Schon hat Lemoine den Cancan in zwei Statuetten verewigt, welche in allen Kunstläden ausgestellt sind, und mehrere dramatische Dichter haben den Chahut sogar auf die Bühne gebracht; les trois bals in den Variétés und le bal des grisettes in den Folies dramatiques sind zwei Vaudevilles, worin auf's Treueste dargestellt wird, wie es bei Musard und bei Desnoyers in Belleville hergeht. Es ist in der That unbegreiflich, wie dramatische Künstler sich so wenig achten, daß sie in diesen Orgien Rollen übernehmen, und wie die Schauspielerinnen auf der Scene Tänze aufführen mögen, welche sie auf einem öffentlichen Tanzplatz nicht tanzen würden. Sollte man es glauben, daß ganze weibliche Theaterpersonale unter einander wetteifern, welches die rohesten Gesten machen, welches mit der raffinirtesten Ausgelassenheit und mit der unkeuschesten Grazie den Cancan und den Chahut der Courtille nachahmen kann? Von nun an müssen alle wegen unzüchtigen Tanzens angeklagten Delinquenten von dem Zuchtpolizeigerichte freigesprochen werden: denn wie ist es denkbar, daß die Richter einen lustigen Studenten verurtheilen, der zwischen zwei Bowlen Punsch in der großen Chaumière oder im Prado chahütirt, wenn fünfzig Personen bei kaltem Winte jeden Abend vor einem zahlreichen Publikum die unanständigsten Tänze wiederholen, welche von Polizeiwegen auf allen Tanzböden untersagt sind? oder hätten vielleicht die Pariser Theater das Privilegium der Immoralität gepachtet? Das Betrubendste dabei ist, daß an den Abenden, wo jene Vaudevilles gegeben werden, Orchester und Parterre stets mit Zuschauern angefullt sind, welche nach Beendigung dieser Greuel bis, bis schreien und sich die Scene noch einmal vorspielen lassen. Der Chahut wird jezt sogar in den Zwischenakten verlangt, wie ehemals die Marseillaise.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Februar.

Ballwesen.

Von Mittfasten an begannen wie gewöhnlich die Soirées dansantes und Kinderbälle der Noblesse. Sie bezeichneten fast jeden Tag der Woche, und auch in den fashionablen bürgerlichen Kreisen regten sich die Hausbälle mit ihrem nothwendigen Gefolge von Visites de reconnaissance, die nach meiner Ansicht nicht zu den geringsten Leiden für die Wirthin einer häuslichen Tanzunterhaltung gehören mögen. Doch gibt es ja gefühlvolle Seelen, die einen eigenen Genuß im Leiden finden; vielleicht ist das auch hier mitunter der Fall. Ich denke mir die Sache sehr langweilig, wenn die Dame des Hauses, nachdem das Tanzfest selbst ihr Sorge und Geschäft genug gemacht, einige Tage später alle ihre Gäste, langweilige wie amusante, noch einmal empfangen muß, um ihren Dank für das genossene Vergnügen anzunehmen oder abzulehnen, wobei die Visiten der jungen Herren in der Regel die drolligsten sind; denn da wenige Familien eine so große Zahl von jenen kennen, um die tanzlustigen Fräulein im Ueberfluß zu versehen, so wird gewöhnlich ein älterer Hausfreund, auf dessen Takt und Umsicht man sich verlassen kann, damit beauftragt, das leichtfüßige Freikorps der Tänzer anzuwerben, der dann mit seiner Schaar aufmarschirt und selbe der Dame des Hauses in prägnanter Kürze, oft in Summa vorstellt. Da muß nun diese Dame ein tüchtiges Personengedächtniß haben, wenn sie die schnellfüßigen Jünglinge, die sie vielleicht den ganzen Abend nur noch im Galopp- und Walzersturm an sich vorüber fliegen sah, bei der einzigen Visite de reconnaissance, die sie jemals in ihrem Hause machen, wieder erkennen soll; und selbst im Laufe des Jahres, wenn jene auf den Promenaden, in Conzerten oder auf der Straße ihre Komplimente anbringen, werden in der Regel die Töchter, die natürlich für ihre Cotillongefährten ein besseres Gedächtniß haben, befragt, wer der junge Herr sey? Es gibt mitunter so rüstige Kämpfer auf dem Ehrenfelde des Tanzes, daß sie fast zu allen Bällen und alljährlich geladen werden, und diese lernt man denn nach und nach näher kennen; manchmal werden solche nothwendige Karnevalmeubles auch unter die Zahl der jüngern Hausfreunde aufgenommen, und dies ist dann der schönste Lohn und Ruhm des wählenden Tänzerlieferanten. — Eine ganz eigenthümliche und interessante Erscheinung unsers Karnevals sind die Compagniebälle des Militärs, worunter besonders jene der Grenadiere sich einer großen Beliebtheit erfreuen. Diesen wohnen nicht allein der Hauptmann und die Offiziere der Compagnie mit ihren Familien, sondern auch die Staabsoffiziere und deren Bekannte aus dem Civil bei. Die jungen

Digitized by Google

Kriegsleute sind durchaus hohe, kräftige Gestalten, und wählen sich gewöhnlich auch aus der weiblichen dienenden Welt die hübschesten Mädchen aus, so daß der Anblick dieser Paare ein recht angenehmes Schauspiel gibt. — Director Sibger veranstaltete im Laufe des heurigen Karnevals nur zwei Redouten, die erste am dritten Sonntag (wahrscheinlich weil die Prager von jeher die dritte Redoute vor allen andern liebten, und man oft den Vorschlag gemacht, mit der dritten zu beginnen); aber das Publikum, allen Redouten feindlich gesinnt, wollte nicht glauben, daß die erste eigentlich die dritte sey, und blieb zu Hause. Die zweite Redoute am Faschingsdienstag war zwar sehr voll; doch fehlte es an Masken und an Lustigkeit, und von der Société erschienen nur einzelne Damen und Herrn. — Seit einem Drittel-Jahrhundert tanzt die fashionable Welt nicht mehr auf den Redouten; doch machte sich sonst die Jugend der Bürgerclassen noch dieses Vergnügen; wie aber alles die höhern Kreise nachäfft, um — sey es auch auf Kosten des eigenen Vergnügens — nur nobel zu seyn, so hat sich diese Abneigung bis in die untersten Classen verbreitet, so daß höchstens noch ein Arlequin, Türke oder Ritter mit seiner Colombine oder seinem Bauernmädchen ein paar Galoppes und Walzerschritte versucht. Wer keine Larve vor dem Antlitz hat, scheint gleichsam in heiliger Scheu vor jedem Tanz zurück zu beben, und so geht denn auch bei der lustigsten Tanzmusik Alles ernst und langsam an einander vorüber. Das Intriguiren der Unverlarvten haben sich die Masken gleichfalls abgewöhnt, wahrscheinlich weil sie großentheils nichts zu sagen wissen. Da nun aber die jungen Herren auf die Redoute gehen, um sich zu unterhalten, so haben sie ein Surrogat für den verloren gegangenen Maskenscherz erfunden: sie intriguiren, oft nicht auf die feinste Weise, die Verlarvten, wo nun freilich auch nicht viel Witz zu Tage gefördert wird, da man durchaus nicht wissen kann, wer die Maske ist; und hörte man sonst die geistreiche Versicherung der Maske: „Ich kenne dich!" worauf man mit gutem Gewissen antworten konnte: „Das ist keine Kunst!" so erschallt nun die Frage des Unverlarvten: „Kennst du mich?" die dann gewöhnlich mit jener Wahrheitsliebe beantwortet wird, die von jeher die Eigenschaft aller Masken war. — Diese Art von Verfolgung, welcher jede, und insbesondere die weiblichen Masken bloßgestellt sind, trägt viel dazu bei, daß Damen aus den bessern Ständen sich vor jeder Travestie hüten, da sie oft große Mühe haben, sich die Ueberlästigen vom Halse zu schaffen, was mitunter nur durch einen schnellen Rückzug möglich wird.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, März.

(Fortsetzung.)

Kunstverein. Bendemanns Bilder. Die broncene Gerechtigkeit.

Eine recht freundliche Genugthuung gewährt es, neben dem Kochschen Tableau ein Brustbild des bereits hochbejahrten Künstlers in einem ebenbürtigen Kupferstiche von Küchler zu sehen. Die Schalkheit und der Humor, die aus Kochs Werken bald mehr, bald weniger leise hervortreten, und das geistvolle Wesen des Verewigten überhaupt, liegt, wie in den mächtigen Augen, so in dem ganzen, wohlgenährten, lebenslustigen Antlitz vor uns. Noch drei andere Porträts römischer Künstler: Reinhart, Thorwaldsen u. S. M. Wagner, von dem nämlichen Kupferstecher, obschon nicht von so sorgfältiger Ausführung, empfehlen sich durch gleich scharfe und glückliche Auffassung ihrer Individualität. Die ungemein große Verschiedenheit der Physiognomien erhöht noch das Interesse an diesen schön gelungenen Produktionen. Besondere Freude gewährt die aus diesen Kupferstichen hervortretende Meisterhand und das ihnen eigenthümliche Leben, wenn man sie mit den Arbeiten zusammenhält, die der seit einiger Zeit in Rom sich aufhaltende Künstler vor ungefähr acht oder neun Jahren für den hiesigen Kunstverein fertigte. Obgleich auch diesen das Verdienst nicht abzusprechen ist, so herrscht doch in jenen neueren Leistungen eine den früheren weit überlegene Kraft und Anmuth. Ferner ist so eben nach einem Gemälde Otto Wagners eine Ansicht von Dresden, durch den Professor Hammer trefflich in Kupfer gestochen, im Kunstvereine zu sehen. Sie gehört zu denjenigen Blättern, welche im Kunsthandel nicht zu haben, bloß für die Mitglieder des Vereins bestimmt und nach solchen Originalen gearbeitet sind, welche zur Verloosung gekommen. — Besonderen Anklang schien ein Basrelief vom Bildhauer Hänel zu finden, einem Schüler Thorwaldsens, der so eben von seinem letzten Aufenthaltsorte, München, hierher in die Heimath zurückkehrt, um bei unserem neuen Schauspielhause die Fertigung von Kunstarbeiten zu übernehmen. Die in zwei Gestalten, eine jugendlich schöne weibliche und einen Knaben, gelegte Handlung des Basreliefs spricht sich zwar zu wenig klar aus, um ohne Commentar ganz damit zu Stande zu kommen. Aber die einzelnen beiden Figuren sind so lebens- und anmuthvoll gedacht und gestellt, daß sie auch durch sich selbst große Theilnahme einflößen. Vorzüglich ist in den mit einem Thyrsus erscheinenden, wie im Tanze begriffenen Knaben eine das Auge fortdauernd fesselnde Schalkheit und Grazie gelegt. — Bendemann wird in seinem Eifer bei Fertigung der Gemälde auf hiesigem Schlosse hauptsächlich durch einige Künstler aus Düsseldorf unterstützt, so daß die möglichste Beschleunigung ihrer Vollendung zu hoffen ist. — Bei dieser Gelegenheit glaube ich eines andern, eben erst vom Stapel gelaufenen Kunstwerks, das mir zu Gesicht gekommen, nebst der Veranlassung dazu, gedenken zu müssen. Unser, Wissenschaft und Kunst mit gleicher Liebe umfassender Prinz Johann widmete bekanntlich der Ständeversammlung seinen unermüdeten Eifer mit seltener Aufopferung. So war er denn auch beim letzten Landtage Mitglied der Deputation zu Berathung des Kriminalgesetzbuchs. Da er auf den Vorsitz Verzicht leistete, so wurde solcher dem hiesigen Bürgermeister Hübler übertragen, dagegen von dem Prinzen, auf Bitten der Deputation das, die gründlichste Kenntniß und den beharrlichsten Fleiß erfordernde Referat übernommen. Zur Erinnerung an das vereinte Wirken beauftragte der Prinz vor Kurzem unsern genialen Bildner, Professor Rietschel, mit Ausarbeitung eines Denkzeichens. Es besteht in einer aus Bronce gefertigten Gerechtigkeit. Sitzend dargestellt, hat sie das Gesetzbuch im rechten, die Fasces im linken Arme. Würde, Schönheit und Eleganz sind in ihr zu einem höchst ansprechenden Bildniß verschmolzen. Die vier Seiten des so sinnreich als zierlich erscheinenden Piedestals sprechen die folgende Widmung aus: „Den Männern des Rechts, den treuen Mitarbeitern am Werke vaterländischer Gesetzgebung. Johann, Herzog zu Sachsen." Dem Vernehmen nach beschränkt sich die Zahl der gefertigten Exemplare auf zwölf, als die Zahl, aus welcher die Deputation mit Einschluß zweier königlichen Commissarien, des Justizministers und eines geheimen Justizraths, bestand. Uebrigens dient das gehaltvolle Kunstwerk zugleich zum fortdauernden Gebrauch als Papierbeschwerer und versinnlicht sonach den damit Beehrten täglich das Resultat ihres dem geliebten Vaterlande gewidmeten Strebens. (Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 81.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 4. April 1839.

Les grands plaisirs, les grands ennuis,
Et ces tourbillons infinis
D'intrigues, d'airs et d'élégance
Seduisaient médiocrement
Un Gaulois sans beaucoup d'usage,
Borné tout naturellement
A la simplesse du vieil age.
Gresset.

Der Fasching und die Fasten in Paris.

(Schluß.)

Es ist kein Zweifel, die Tanzwuth in Paris vermehrt sich jedes Jahr; sonst hörten der Karneval und die Maskenbälle mit dem Eintritt der Fasten auf; allein diesmal war es nicht der Fall: der Fasching zündete nach dem Aschermittwoch seine ausgelöschten Wachskerzen wieder an, suchte seine weggeworfene Larve wieder hervor und zog seine zerfetzten Lumpen wieder an. Die eigentliche Faschingszeit war ihm zu kurz, um seinen brennenden Freudendurst zu löschen; er mußte auch noch die vierzigtägigen Fasten dazu haben, um einigermaßen auszutoben. Ich habe mir oft die Frage aufgeworfen, wie es zugeht, daß Frankreich, welches in politischer, literarischer und künstlerischer Beziehung keine einzige gemeinsame Idee hat, so wunderbar einverstanden ist, den frivolen Göttern des Faschings zu opfern? welche verborgene Triebfeder bewirkt, daß eine in religiösen Begriffen und politischen Leidenschaften hunderttausendfach zerrissene Nation sofort von einem einzigen Gedanken beseelt ist, wenn es heißt: der Karneval rückt an? Die Vergnügungssucht und der gemeinsame Heißhunger nach Belustigungen wäre also im Stande, alle Zwistigkeiten zu beseitigen, allen Hader zu ersticken und alle Händel zu beschwichtigen, während die geistige Einheit, die Nationaleintracht immer mehr zerfallen und die gemeinschaftlichen Glaubensbande immer lockerer werden? Das gegenwärtige Geschlecht in Frankreich ist ein schlimmer Kranker, welcher von so vielen Quacksalbern behandelt worden, daß er mit spöttischem Unglauben und verächtlichem Hohngelächter jeden abweist, der sich anbietet, ihn zu kuriren; er lebt nunmehr ganz nach seinem Ermessen: er ist mürrisch und verdrießlich, wenn es ihm einfällt, lustig und ausgelassen, wenn es ihm so ansteht, Hypochonder und melancholisch, wenn es ihm seine Laune eingibt. Wer kann behaupten, daß er Unrecht hat? Er mag sich selbst kuriren, wie er es für's Beste hält; es ist sein eigener Schade, wenn er darüber zu Grunde geht.

Jedoch kann man noch nicht sagen, daß der Brand in ganz Frankreich um sich gegriffen hat: das jetzige Geschlecht kann noch lange leben. Wie viele Städte, Flecken und Dörfer gibt es außerhalb Paris, wo der Karneval unbemerkt vorüberzieht und auch nicht die geringste Spur zurückläßt! Die tollen Masken, welche sich schamlos auf öffentlicher Straße ausschimpfen, oder, um mich eines Kunstausdrucks zu bedienen, sich engueliren comme il faut; die lärmenden Bälle, wo die üppige Musik der Quadrillen mit dem wollustigen Takt der Walzer abwechselt; das späte Gerassel der Equipagen, welche durch

Digitized by Google

Nacht und Nebel blasse, abgemattete Frauen und Mädchen nach Hause oder auch nicht nach Hause fuhren; die lange Wagenreihe und die vielen erleuchteten Fenster, welche die Nähe eines Maskenballs verkunden: alles das findet man zwar in verringertem Maße in den großen Provinzialstädten Frankreichs, wie Nantes, Bordeaux, Rouen, Lyon, Marseille ꝛc., welche ihren Ruhm darein setzen, Paris täppisch zu parodiren; dagegen sucht man darnach vergebens in den mittleren und kleineren Landstädten, welche ihre eigenthümlichen Sitten bewahren und der Ansteckung entgehen. Wenn ich das geräuschvolle Paris bisweilen mit dem Aufenthalte in einer kleinen Provinzialstadt vertausche, so wundert mich besonders das tiefe Schweigen und der stille Frieden, welche die Nacht mit sich bringt. Schimmert irgendwo ein Licht, so ist es in einem Hause, wo Jemand gefährlich krank liegt, bei dem man Nachtwache hält; die Straßen sind menschenleer und öde; höchstens begegnet man zwei oder drei Männern in grauen Militärmänteln, welche leise längs der Häuser hinschreiten und bei ausbrechendem Feuer Lärm schlagen; erbebt das Pflaster, so kann man sicher annehmen, daß es eine Pariser Diligence oder die Mallepost ist, welche Vorspann wechselt; sehr selten und höchst zufällig kann es auch der Charabanc eines braven Landmanns seyn, welchen seine Geschäfte und seine Freunde verspätet haben und der sich beeilt, sein Nachtlager zu gewinnen, damit er am andern Morgen nicht in seiner Familie fehle.

Die mitternächtlichen Pariser Freuden sind in den Provinzialstädten unbekannt; man vergnügt sich daselbst auf ganz andere Art. In Paris fängt der Tag um sechs, sieben Uhr Abends an, gerade wenn die Leute in der Provinz drei Mahlzeiten gehalten haben und sich auf's Schlafengehen vorbereiten; denn sie legen sich in der Regel zwischen zehn und eilf Uhr zu Bette. Das Pariser Leben ist ein unvernünftiges Nachtleben, eine wahre Verschwörung zu Gunsten der Aerzte und Wachslichtefabrikanten. Die übermäßigen Genusse verzehren einen zu großen Theil des unbekannten Elixirs, welches zur Lust und Freude stimmt, und rauben uns zuletzt jede Fähigkeit, vergnügt zu seyn. Darum sagt man mit vollem Recht, daß man in Paris schneller lebt, als an jedem andern Orte der Welt; und das Leben ist daselbst auch von kurzerer Dauer, weil man nicht das fortwährende Gefuhl des Daseyns, das permanente Bewußtseyn der Existenz hat; es bleibt einem in Paris keine Zeit übrig, daran zu denken und sich Rechenschaft davon abzulegen; die Tage, Wochen, Monate und Jahre drängen sich in schneller Reihenfolge auf einander, wie die Wellen des ewig bewegten Meeres, und lassen nichts zurück, als die Erinnerung der nichtigsten Begebenheiten, auf welche allein das Leben reduzirt wird. Wie viel glücklicher ist derjenige, welcher sich jeden Tag im Stillen seines Daseyns freut und für den das Jahr kein vorüberfliegender Traum und kein leerer Wortschall ist. Am Sylvesterabend rechnet er mit dem verflossenen Jahre ab und setzt sein Facit an, um zu sehen, ob es ihm treulich genützt hat, und wenn er die 365 Tage, welche er überrechnet, gut angewandt findet, so verabschiedet er das alte Jahr in Ehren und ist zufrieden mit ihm. Ich bin der Meinung, daß funfzig oder sechzig Jahre eines so hingebrachten Lebens eine längere, nützlichere Laufbahn ausmachen, als dieselbe Anzahl von Jahren, welche der Ehrgeiz, die Intriguen, die Excesse, die Leidenschaften und die bittern Enttäuschungen verschlingen, die mit einem unruhigen, hochstrebenden Leben vorzugsweise verknüpft sind. Es ist ein wenig beneidenswerther Vorzug, schnell und ungestüm leben zu können; kaum kann man sagen, daß das Leben heiße, es heißt vielmehr fliehen. Der Weise aber muß wissen, daß er gelebt hat, und seine Vergangenheit muß ihm etwas anderes zurückspiegeln, als eine verworrene Scene, wo er bloß die hervorragendsten Personen der Fabel wieder erkennt, die sein Leben ausmachte.

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Das Haus, in welchem das Mädchen wohnte, hatte aus einem Stübchen im Hofe die Aussicht auf das große, finstere Gebäude der Stadtapotheke, in welchem in einem obern Geschoß der Doktor seine Zimmer hatte. Eines von diesen war immer bis spät in die Nacht erhellt. Ein Vorhang von rothem Kattun deckte die zwei Fenster und warf ein düsteres, rothes Licht in einem breiten Strahl über die Dächer und kleinen Wirthschaftsgebäude in den zwischenliegenden Höfen. Calliste stand oft, wenn sie ermüdet von dem gebeugten Sitzen am Stickrahmen sich in ihr Schlafkämmerlein zurückgezogen hatte, am Fenster und blickte stundenlang hinüber zu dem rothen Schimmer, und ihre Phantasie malte tausend Bilder und Gestalten, mit denen sie die nächtliche Arbeitsstätte des Doktors bevölkerte. Bald verwandelte sich der rothe Strahl in eine mit purpurnen Teppichen belegte Stiege, und sie sah sich selbst im Brautstaate mit einem langen, schleppenden Gewande von weißem Atlas hinaufsteigen, bald schimmerte es ihr vor den Augen wie eine feurige Straße von Lava, und seltsam vermummte Gestalten mit rückwärts blickenden bleichen Gesichtern wandelten auf dieser Straße auf und ab. Ich bin fest überzeugt, daß diese letzte Idee ihr das Traumbild der „höllischen Rosen" eingegeben hatte.

Digitized by Google

Der Doktor Typhon war ein Mann, den die Akademie für den gelehrteſten Arzt ſeiner Zeit erklärt hatte. Er war Mitglied faſt aller europäiſchen gelehrten Geſellſchaften, ſeine Werke erregten immer neues Erſtaunen, und man wußte in der That nicht, ob man ihm mehr Glück oder mehr Verſtand zuſchreiben ſollte, denn ſeine Entdeckungen waren eben ſo außerordentlich, als ſeine Betrachtungen darüber ſcharfſinnig. Meine Vaterſtadt war ſo glücklich, dieſen Mann in ihren Mauern zu beſitzen, obgleich ſie ihn nie zu ſehen bekam. Er lebte ſtill und einſam in ſeiner Wohnung, und jener Zeitpunkt, als wir ihn zu ſehen bekamen, bekleidet mit dem Rocke der infernaliſchen Roſen, war gerade, als er einen Beſuch in Paris abzuſtatten im Begriff war, wohin der König ihn beſchieden hatte, um die Aufſehen erregenden Reſultate Mesmers zu prüfen.

Wer kennt nicht jene geheimnißvolle Kraft, die damals wie ein Götterkind in dem müden, überlebten Paris auftauchte und mit vollen Händen Leuchtkugeln und Lichtfunken umherſtreute? Kurz vor den brauſenden Gewitterſtürmen der Revolution, wo der Verſtand der Klugen ſich verwirrte, kein Gedanke mit noch ſo ſcharfer Spitze ſich in das taumelnde Gehirn einzubohren im Stande war, ſank auf das ſchlafmüde Auge der Unſchuld der uralte Prophetengeiſt der Bibel. Es weiſſagten die Armuth und die Einfalt, es hörten Taube den nahenden Schritt kommender Geſchlechter und Thaten, und Blinde ſaßen ſtaunend vor den Bildern eines kommenden Dramas der Geſchichte. Die Natur gerieth in's Plaudern und ließ ihre myſteriöſe Tochter, die Magnetnadel, geſchwätzig im Kreiſe herumlaufen, um ihre unerhörte Verwandtſchaft mit den Nerven an unſerer Fingerſpitze zu bekunden. Das Rückenmark fing an mit dem Nordpol zu korreſpondiren und die Herzgrube mit den Metallen. Niemand wußte mehr wo ein noch aus. Heute hatte man noch ein paar Wachskerzen und eine Bouteille nöthig gehabt, um die unleſerliche Handſchrift des Geliebten zu entziffern, morgen las man ihn, auf dem Kanapé ausgeſtreckt, im Finſtern, mit geſchloſſenen Augen, das theure Blatt auf die Herzgrube gedrückt. Ha, die Wiſſenſchaft! Nun ſpreche man noch von den ewigen Schranken, die ſie umſchloſſen halten! Pedantiſche Klugelei! das Gebiet der Iſis iſt unermeßlich. Wir werden die Luft beſchiffen, wir werden das Innere der Erde zu ſehen bekommen, wir werden den Tod abſchaffen.

Es waren gerade drei Jahre vorüber ſeit der Reiſe des Doktors, als man im Städtchen ſich damit beſchäftigte, den Weihnachtsabend zu feiern. In den meiſten Häuſern war Spiel, Geſang und Tanz. Man ſchenkte ſich bunte Kleinigkeiten, bereitete den Kindern Freudenfeſte und führte ſelbſt kleine Comödien auf. Muſikbanden durchzogen die Straßen, der große Chriſtoph, eine koloſſale Puppe, wandelte durch die Stadt, und ſah mit ſeinem, mit Mehlſtaub und Mennich beſtrichenen pappenen Geſichte glotzend in die Fenſter der obern Stockwerke. Auf dem Markte, um das Bild des St. Georg am Brunnen, ſchwang ſich ein lärmender Kreis alter Weiber, mit grünen Zweigen geſchmückt, und um die Köpfe Kränze von aus Holz gedrechſelten Orangen, die klappernd und mit Glaskugelchen gefüllt aneinanderſchlugen. Ueberall Fröhlichkeit, überall Luſt.

Mademoiſelle Calliſte war jetzt Madame Typhon, und ſtand in ihren eigenen Zimmern im großen Apothekegebäude an einem Tiſche, der mit den reichſten und auserleſenſten Geſchenken bedeckt lag. Sie hob mit ihren zwei Händen hier einen koſtbaren Stoff von Gros de Tours, der zu einem Winterkleide beſtimmt war, prüfend in die Höhe, dort ſah ſie einen Atlas mit einem Muſter von Rankengewächſen aus der Fabrik Bellmardre et fils aus Lyon näher an und bewunderte die zarte Zeichnung und die ſilberartige Glätte des in Relief gearbeiteten Grundes. Ein prächtiger Goldſtoff aus Arles, auf den höchſten Punkten der Arabesken mit kleinen echten Perlen ausgelegt, war für ein Corſet à la reine beſtimmt und mußte, wenn die beſcheidene Calliſte jemals wagte, es anzulegen, nothwendig den Neid und den tödtlichen Haß der Frau des Maires ihr auf den Hals laden. Aber Madame Typhon war mitten in ihrem Glanz als Frau des berühmteſten Gelehrten ihrer Zeit, und ſammt ihren erheiratheten Reichthümern, doch die beſcheidene blaſſe, kleine Perſon geblieben, wie ich ſie oft geſehen hatte, wenn ich meinen Gang zum Bäckerladen in der Sackgaſſe antrat. Der Hochmuth war keine ihrer Schwächen, wohl aber die Neugierde, dieſe von Eva allen ihren Enkelinnen erblich hinterlaſſene Schwäche, und deßhalb quälte ſie mitten unter ihren Weihnachtsfreuden ein Ding ganz beſonders, das ihr, trotz der Anſtrengung, es zu verbannen, immer wieder in den Sinn kam.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

(Schluß.)

F. Berthold. Theater.

Mehrfaches Bedauern erregte der frühzeitige Tod der unter dem Namen Franz Berthold in der Schriftſtellerwelt aufgetretenen Erzählerin Adelheid Reinbold aus Hannover, welche ſich hier aufhielt. Nachdem ihr vorzügliches Talent durch die im Jahr 1837 von Tieck herausgegebene Sammlung von „Novellen und Erzählungen“ an das Licht getreten und in Folge ihrer unter dem Titel: „Irrlichtfrey“ in

der „Urania" für jetziges Jahr erschienenen, neueren Produktion noch allgemeinere Anerkennung gefunden, faßte man große Hoffnungen auf ihre fernere literarische Thätigkeit, da sie, den Jahren nach, der Jugend noch ziemlich nahe stand. Den zahlreichen Freunden und besonders Freundinnen, deren ihre Erzeugnisse sich zu erfreuen haben, ist wenigstens der Trost zu geben, daß bereits ein vollendetes neues Werk von ihr sich unter der Presse befindet, und zwar ein historischer Roman mit dem Titel: „König Sebastian, oder wunderbare Rettung und Untergang." Auch hievon wird Tieck die Herausgabe besorgen. Bei den ungewöhnlichen Fähigkeiten der Verfasserin und dem reichen Stoffe, welchen die abenteuerlichen Schicksale jenes unglücklichen Fürsten darbieten, läßt sich wohl in dieser lezten Schöpfung der Verstorbenen ein anziehendes Gemälde erwarten. — Die Tonkunst hat in den lezten Wochen abermals mehrere Triumphe hier erlebt, wie z. B. in der zum Besten der Armen gegebenen „musikalischen Akademie" und der andern, durch die Mitglieder der königlichen Kapelle Schubert und Kummer veranstalteten. — Von Opern und Schauspielen wurde Mehreres zum ersten Male auf hiesiger Bühne aufgeführt. Dem Erfolge der dahin gehörenden Oper: Czerny Georg, vom geheimen Rathe von Miltiz, mochte wohl besonders auch der Umstand schaden, daß ein großer Theil des Publikums gehofft hatte, von der Schröder-Devrient und dem Tenoristen Tichatscheck Glanzpartien darin vortragen zu hören. Es ergab sich aber, daß sie beide in dieser Oper gar nicht beschäftigt waren. Das dem Französischen entlehnte, mit Beifall gegebene Schauspiel: Andreas Hofers Tod, und das damit zusammenhängende Drama: Wilhelm Kollmann, war ebenfalls neu für uns, wie das Lustspiel, die Vormundschaft, von Gerle und Uffo Horn, welches freundlich hingenommen wurde. An dem Anschlagzettel, der dem trefflichen Sheridanschen Lustspiele: „die Lästerschule" nachsagte, es werde auf unserer Bühne zum ersten Male aufgeführt, tadelte man dieses; und doch hatte der Zettel nicht unrecht, weil es, nachdem es sehr lange im Staube des Bühnenarchivs geschlafen, in veränderter Gestalt erschien. — Die Hugenotten und die Capuleti und Montecchi sind Stücke, an welchen das Publikum unersättlich ist. Bei einer der lezten Vorstellungen der Hugenotten, ich glaube der vierundzwanzigsten, war Vormittags der Zudrang zur Theaterkasse nach Billetten so gewaltig, daß man zu Aufrechthaltung der Ordnung sich bewogen sah, Wache herbeiholen zu lassen. — Die gänzliche Vollendung der Leipzig-Dresdener Eisenbahn steht uns bereits so nahe, daß versichert wird, die erste, mit Pomp und Feierlichkeiten mancher Art verbundene Fahrt auf derselben solle bestimmt den 8ten künftigen Monats April stattfinden.

Prag, Februar.

(Fortsetzung.)

Verschönerungen. Lipinsky und Molique.

Im Kleinen wie im Großen äußert sich der lebendige Verschönerungsgeist der Prager. Ueberall herrliche Neubauten, überall neue prachtvolle Gewölbe. Unter lezteren stellen sich besonders die Weysteinsche Glashandlung und die Buchhandlung Gottlieb Haase, Söhne, auf dem Altstädter großen Ringe, dem Hauptplatze Prags, heraus. Die Besitzer der lezgenannten Handlung thaten sehr wohl daran, ihr bisheriges Lokal auf dem kleinen Ringe zu verlassen. Mochten sie auch noch so schöne typographische Kunstprodukte ausstellen, so boten ihre Auslagkasten dennoch weder von der Fronte, noch von den Seiten den hübschen Anblick dar, durch den sich ihr jetziges Verkaufsgewölbe auszeichnet.

Ein Paar ausgezeichnete Violinvirtuosen sind schnell hintereinander, der Eine aus Norden, der andere aus Süden, in unserer Stadt erschienen, und haben einen Zwiespalt in der Welt der Kunstliebhaber erregt, welcher an den alten Guelfen- und Ghibellinenstreit zwischen den Verehrern von Polledro und Durand erinnerte, doch minder heftig geführt wurde; denn damals war nur die Form verschieden und die Intelligenz auf beiden Seiten großartig, welche diesmal zu sehr den Ausschlag auf die Eine Seite lenkte. Die Streiter in diesem olympischen Wettkampf waren Karl Lipinsky und B. Molique. Der erste hat sich im Norden, meistentheils in Rußland, einen großen Ruf erworben, der sich bei uns nicht sehr vergrößert haben dürfte. Lipinsky scheint ein artistischer Naturalist zu seyn, und seine wahrhaft große Bravour mehr durch eigenen Fleiß und Uebung in einigen seltenen Schwierigkeiten, als durch regelrechten Unterricht erhalten zu haben, da weder sein Vortrag noch seine Bogenführung kunstgerecht sind, und sein Spiel weder vom Herzen kommt, noch zum Herzen spricht, sein Ton nicht großartig ist, und besonders die G-Saite die partie honteuse seiner Kunstleistung bleibt. Sein Triller ist nicht brillant, und sein Staccato schon im Allgemeinen fehlerhaft, der vielfachen Nuancen gar nicht zu gedenken, deren dasselbe fähig ist; das Flageolet — das er sehr zu lieben scheint — ist mitunter unrein und geht oben bloß in ein Säuseln und Pfeifen über, und in den Passagen entwischte ihm Manches gegen seinen Willen. Kurze Zeit nach Lipinsky kam Molique, und wenn der Erstere den Fanatismus einiger Enthusiasten erregte, so feierte dagegen der Zweite den glänzendsten Sieg über Geist und Gemüth aller Kunstkenner. Molique gehört unstreitig unter die vorzüglichsten Violinvirtuosen nicht nur Deutschlands, sondern Europas. Vor Allem zeichnet ihn eine Reinheit aus, die selbst bei den schwierigsten Stellen nicht das leiseste Schwanken in der Intonation bemerken läßt. Sein Staccato hat einen Glanz und eine Mannigfaltigkeit, wie man es nur selten bei Violinspielern findet, sein Triller kann ein Non plus ultra genannt werden, und seine chromatischen Läufe sind wahre Perlenschnüre. Molique spielt übrigens die schwierigsten Dinge mit einer solchen Ruhe und Leichtigkeit, daß es den Laien vorkommt, als sey das Alles ganz leicht, und könne gar nicht anders vorgetragen werden. Daher mag es auch wohl kommen, daß Einige, wahrscheinlich Freunde der artistischen Verrenkungen, in Wien sagten, er spiele kalt. In seiner zarten und weichen Cantilene erinnert er sehr an Polledro, der bekanntlich nicht nur den Damen, sondern selbst den Männern Thränen zu entlocken verstand. Unter die Vorzüge dieses ausgezeichneten Virtuosen gehören noch seine soliden, interessanten und mannigfaltigen Tondichtungen, die allgemein an die Seite der Mozart'schen Konzerte gesezt werden, worin die Blasinstrumente immer Antheil nehmen, während der Konzertist in Passagen in den höheren Regionen fortmodulirt, was leider in den Compositionen des Tages gänzlich vermißt wird.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 82.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 5. April 1839.

— Mild may be thy life!
For a more blust'rous birth had never babe.
Shakespeare.

Die Geburt Aesculaps.

Mythe.

Für Koronis, die in Schöne
Königlichem Stamm entblüht,
War Apoll, der Gott der Töne,
Bis in's tiefste Herz erglüht;
Und wie dicht auch Wand und Schleier
Um sein Kind der Königszog,
Doch Apollo's goldne Leier
Schmeichelnd ihr das Herz betrog.
Er spielte die schmelzendsten Töne,
Erschien ihr als Traumbild in Schöne,
Bis Lippe an Lippe sich sog.

Trotz Thessaliens muth'ger Krieger,
Die die Königsstadt bewacht,
Bald entführt' der Gott als Sieger
Die Geliebte in der Nacht;
Drauf die Sonne, aufgegangen
Ueber Berg und Hain, bethaut,
Sah mit wonnig glüh'nden Wangen
Die entzückte Götterbraut.
Vor Delphi schallmeiten die Hirten,
Sie kränzten mit Rosen und Myrten;
Die Vögel da sangen so laut.

Schnell entfloh die Zeit in Wonnen,
Wie sie kennt mehr keine Brust;
Da in lautrer Liebe Bronnen
Fiel das Gift gemeiner Lust.
Sie, die menschlich und verderblich,
Sehnte sich nach gleichem Blut,
Und für Ischys, schön und sterblich,
Ihr das Herz entbrannt' in Glut.
Da klagte der spähende Rabe:
„Apollo! es schändet ein Knabe
Den Busen, an dem du geruht!"

Was der Rabe ihm verkündet,
Sah der Gott mit dem Geschoß,
Und von jähem Zorn entzündet,
So er ihren Tod beschloß:
„Schnell des Scheiterhaufens Feuer
Flamm' um sie, die buhlend lag!
Die nicht rührte meine Leier,
Meine Liebe nicht, mein Tag!" —
Schon lodert's im Zuge des Windes,
Noch ruft sie: „o schon' deines Kindes,
Das in mir mit mahnendem Schlag!"

Digitized by Google

Nichts mehr kann der Flamme wehren,
Die den holden Leib ergreift;
Da Apoll sie läßt gebären
In der Glut das Kind, gereift.
„Stirb denn, Weib, in Glut entbunden!
Doch, Asklepios, du mein Sohn!
Heile Krankheit einst und Wunden,
Da genug der Leiden schon!“
Empor hat das Kind sich geschwungen,
Asklepios, aus flammenden Zungen,
Dem lauernden Tode zu drohn.

D. A. Assing.

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Der Doktor, ihr Gemahl, hatte Calliſten verboten, seine Schreibstube, oder vielmehr sein Laboratorium zu betreten. Er hatte ihr es verboten, nicht wie ein Liebhaber, nicht wie ein gefälliger Ehemann etwas verbietet, mit zärtlichem, nur halb unterdrücktem Lächeln, nein, wie ein trockener Gelehrte seiner Magd verbietet, ihren profanen Fuß in das Heiligthum der Wissenschaft zu setzen, in kurzen, harten, strengen Ausdrücken. Aber unglücklicherweise war gerade dieses Laboratorium jenes mysteriöse Kabinet, von dem der rothe Strahl nächtlich ausging, den sie so oft in ihren Träumen mit den phantastischen Gestalten ihrer Laune bevölkert hatte. Jetzt war sie Gebieterin in diesen Räumen, es öffneten sich ihr alle Thüren in dem alten, weitläufigen Gebäude, und nur diese Thür allein sollte ewig für sie verschlossen bleiben? Das war unerträglich. Was konnte das Kabinet enthalten? Einige in Spiritus aufbewahrte Apparate, monströse Bildungen etwa, die die Phantasie einer jungen Verheiratheten auf schädliche Irrwege führen konnten? O gewiß, nichts anderes. Was hätte ein Doktor auch zu verheimlichen? Immer nur die armseligen, und wenn man sie entdeckt hat, so wenig belohnenden Räthsel der Wissenschaft. Ja, wenn in diesem Kabinete eine Nebenbuhlerin versteckt wäre, ein reizendes Weib, über Nacht gekommen und über Nacht wieder verschwindend; aber nein, es ist der Schädel eines Affen, ein Frosch unter einer Luftpumpe, eine Mißgeburt mit zwei Köpfen.

Calliste empfand zum ersten Mal einen kleinen Schauder, mit einem Naturforscher verheirathet zu seyn. Diese Männer erforschen Alles; es existirt für sie keine Illusion, keine Poesie. Sie wühlen gräßlich in der Schöpfung, und ruhen nicht eher, bis sie jede Blume in ihre Bestandtheile aufgelöst, jeden zuckenden Nerv bloßgelegt haben. — Um sich von diesen Gedanken zu zerstreuen und den einsamen Weihnachtabend zu Ende zu bringen, ließ sie ihre Nachbarin, die Wittwe eines Perruckenmachers, zu sich bescheiden. Madame Bertram kam in ihrer Spitzenhaube, in ihrer roth und grün gewürfelten Schurze und mit ihrem Schlüsselbund, den sie nie ablegte. „Mein Mann ist nicht zu Hause,“ rief ihr Calliste entgegen, „und mir wird die Zeit lang; deßhalb habe ich Sie bitten lassen, mir Gesellschaft zu leisten, liebe Frau Nachbarin.“ — „Zu viel Ehre, liebe junge Frau,“ entgegnete Madame Bertram und sezte sich an den Tisch.

Das Gespräch ging vom Hundertsten in's Tausendste. Madame Bertram wußte auch allerlei vom fruhern Leben des Doktors. „In diesem Hause ist es nicht geheuer,“ sagte sie. „Man hat zu Zeiten sonderbare Klagetöne gehört und immer kamen sie aus dem verschlossenen Kabinet des Herrn Doktors.“ — „Aus diesem Kabinet?“ fragte Calliste. „Ja, Klagetöne, sag' ich. O, was das betrifft, so hält man den Herrn Doktor in der ganzen Stadt für eine Art Hexenmeister.“ — „Aber, Madame Bertram —“ — „Ja, liebe Frau, haben Sie denn noch nie von seinen verwünschten Versuchen gehört, von seinen Thier- und Menschenquälereien?“ — „In der That noch nie.“ — „O davon kann Ihnen jeder Savoyardenknabe erzählen, der den Weg von hier seinem Landhause vorbei nach Paris macht. Sind Sie noch nie in diesem Landhause gewesen?“ — „Noch nie.“ — „Aber wieder auf das Kabinet zu kommen. Lassen Sie uns doch einmal hineingehen.“ — „Er hat es mir verboten, Madame Bertram.“ — „Teufel! da sehen wir den barbe-bleu! Er verbietet seiner Frau, in ein besonderes Gemach des Hauses zu gehen. An Ihrer Stelle, mein schönes Kind, ließe ich mir so etwas nicht gefallen. Ich sage Ihnen, ich litte es nicht. Hab' ich doch auch damals die große Prachtperrücke gesehen, die nach Paris zur Concurrenz aus allen bedeutendern Städten des Königreichs wegen der Krönung eingesendet werden mußte. Mein Mann hielt sie geheim, selbst ich durfte sie nicht sehen, und was gilt's, ich kann Ihnen noch die Locken herzählen, die sie hatte? Was mag jenes Kabinet in sich verschließen?“ — „Enthalte es, was es wolle. Ich werde es nicht öffnen.“

Madame Bertram entfernte sich, nachdem sich nochmals, wiewohl vergeblich, ihre Ueberredungskünste versucht hatte. Calliste war wieder allein. Sie versuchte, ihre Phantasie von den seltsamen Schreckgestalten, die die Alte hergezaubert, zu säubern; allein es ging nicht. Sie beschäftigte sich mit dem Landhaus des Doktors, in das sie auch noch nicht gekommen war, und malte sich die Seltsamkeiten, die es enthalten sollte, so grotesk wie möglich aus.

Es schlug zwölf Uhr, da tönte aus dem Kabinet ein langer Schmerzenslaut hervor. Eine kleine Pause, und

Digitized by Google

noch ein solcher qualvoller Schrei; ein dritter, aber kaum hörbarer, sich in ein Gewinsel verlierender folgte. — In dem Augenblick zog die lustige Musikbande die Straße herauf. Calliste ging auf die Thür zu, um zu öffnen. Sie stand aber auf der Schwelle still; das Metall des Schlosses schien in ihrer Hand glühend zu werden, sie ließ schnell wieder los und stand mit klopfendem Herzen zweifelhaft da. Vorsichtig näherte sie ihr Auge dem Schlüsselloch; sie sah nichts, als die Ecke eines Bücherschranks und auf dem Boden etwas, das wie die Spitze eines menschlichen Fußes gestaltet war. Es regte sich nichts. Der Schrei konnte eine Täuschung ihrer aufgeregten Sinne gewesen, er konnte auch auf der Gasse, in einem Nebenhause ertönt seyn. Sie ging an den Tisch und musterte noch einmal die glänzenden Geschenke. Da war es wieder, als erhebe sich der schauerliche Seufzerton; mit einem Sprunge war Calliste an der Thüre. Sie blickte durch, und das, was sie für einen menschlichen Fuß gehalten, hatte seinen Platz verändert. Es war also ein lebendes Wesen hier verschlossen; dieses konnte der Hülfe bedürftig seyn, man mußte die Thüre öffnen, es koste was es wolle.

Sie versuchte den Schlüssel zu drehen, er gab leicht nach; es war kein Riegel von innen vorgeschoben, und nach einem leisen Drucke öffnete sich die Thüre. Das Kabinet war mit Büchern und Apparaten angefüllt, eine Lampe brannte auf dem Tisch, denn der Doktor hatte bald wieder kommen wollen. Aengstlich suchten die Blicke der Frau den Gegenstand ihrer Besorgnisse und Schrecken, und sie glaubte ihn gefunden zu haben, als sie das Sopha mit einem großen rothen Tuche überhangen und darunter die Spitze des Fußes hervorragen sah. Der Fuß war klein, in einen lose hängenden Strumpf gehüllt; es schien der Fuß einer Frau zu seyn. Lange kämpfte Calliste mit ihren aufgeregten Sinnen, ehe sie sich entschloß, das verhüllende Tuch abzureißen. Sie fand eine bleiche Frau darunter liegend, mit verbundenem Kopfe und geschlossenen Augen. Gleich darauf ließ sie das Tuch wieder fallen; denn sie vermochte nicht, in das Antlitz zu schauen, in dem Qual und Schmerz auf eine grausenerregende Weise ausgedrückt waren. Eine leise Stimme murmelte einige Worte. Schnell hob sie wieder das Tuch und beugte sich zu ihr nieder. „Welche Zeit ist es?" fragte die Stimme, und die blauen Lippen zitterten, die Augen blieben geschlossen. — „Mitternacht," antwortete Calliste. — „Wird diese Nacht nie endigen!" seufzte es und wiederholte dann den vorigen Schrei. Calliste sank auf einen Stuhl neben dem Ruhebette und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. „Was bedeuten die Töne, die ich höre?" fragte die Stimme. — „Es ist der heilige Abend. Kann ich Ihnen kein Labsal anbieten, arme Kranke?" — „Geben Sie mir den Tod. Ach — tödten Sie mich! Auf dem Tische hier nebenbei muß ein Messer liegen; stoßen Sie es mir in's Herz. Ich bitte Sie darum im Namen unseres Heilands, der in der heutigen Nacht geboren ward."

(Fortsetzung folgt.)

Landschaftsbilder aus Ungarn.

Die Weinlese in Tarjany.

Eine freundliche Sonne bescheint die Gegend; den Norden unsers Gesichtskreises umsäumt eine Rebenhügelkette. Zur Linken haben wir ein wellenförmiges Land, rechts das Matragebirge, welches mit seinen Ausästungen den Hintergrund bildet und in seinen Eichenwaldungen die buntesten Tinten des Herbstes zeigt. Eine vielbefahrene Straße zieht sich längs den Weinbergen hin. Allenthalben regt sich das Leben, tönt der Jubel, knallen Schüsse, fährt man mit Bottichen, welche die Gaben des Läus enthalten. Wir steigen an einem der Berge aus, wo eben die Lese in vollem Gange ist. Eine muntere Gesellschaft aus dem freundlichen und lebendigen Städtchen Gyöngyös umgibt uns. Aus lieblichen Frauengesichtern strahlen uns feurige Augen freundlich an. Oben schallt der Jubel, das Singen, das Jodeln, und zwischen durch die Musik der Zigeuner. Bald sind wir mitten darin und man empfängt uns mit Jauchzen und Schüssen, und bringt uns die herrlichsten Trauben entgegen. Alle heitern Gefühle werden geweckt und auf's Höchste gespannt. Der Aufseher beeifert sich, dem Fremden die ungarische Gastfreundschaft zu beweisen und ihm einen wahrhaft frohen Tag zu bereiten. In Zügen, den Ameisen bei ihrer Arbeit ähnlich, kommen und gehen die Leser mit ihren Butten. Wer sollte in diesen heitern, schalkhaft auf uns blickenden Gesichtern Fröhner entdecken? Gern verrichten sie eine solche Frohne, wo sie nach Herzenslust schmausen können, und wo noch dazu Musik ihnen die leichte Arbeit versüßt.

Während wir hier stehen und genießen, und unsern Standpunkt wechseln, um die reizende Aussicht nach allen Seiten aufzufassen, bereitet uns der Aufseher eine Ueberraschung. Auf seine Anordnung stellen sich die musicirenden Zigeuner neben den Karren mit den Bottichen auf, kommen die Winzer und Leser herbei, gruppiren sich, stecken die Köpfe zusammen und blicken uns schalkhaft an. Da gibt die große Baßgeige mit gewaltigem Striche einen ungarischen Tanz an, der Aufseher winkt und im Nu stehen zehn bis zwölf Paare da und beginnen den Tanz. Von Grazie ist dabei nicht viel zu finden, obgleich es eine gewisse Fertigkeit erfordert, einige verschlungene Touren genau einzuhalten. Dabei nähern sich bald die Paare, bald entfernen sie sich, bald geht der Mann der Frau, bald diese jenem nach, erfassen dann,

Digitized by Google

einander neckend, andere Tänzer und Tänzerinnen, um gegenseitige Eifersucht und Schadloshaltung anzudeuten, bis sie endlich einander wieder in die Arme sinken, und nun in wilder Lust sich rasch im Kreise drehen. Die dabei beobachteten Pas bestehen fast nur in einem Trampeln und Stampfen, wobei die Männer zwischendurch laut jauchzen.

Ein Haupttänzer zieht unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich. Obgleich nicht mehr ganz jung, zeigt er dennoch große Gelenkigkeit, auch sieht man augenscheinlich, wie die Tänzerinnen verlangend nach ihm schielen und ihm besonders freundlich die Hand reichen, wenn er sie zum Tanze auffordert. Während desselben ist alles an ihm belebt, seine Augen sprühen Feuer, seine Arme bewegen sich graziös, und seine Hände streichen mitunter wohlgefällig den Schnurrbart. In der Linken hält er einen breitkrempigen abgetragenen Hut mit vielem Anstande; er stutzt seine Arme mehrmals unter und wendet sich kokettirend rechts und links. Seine Haare fallen, mit Oel gesalbt, glänzend schwarz über die Schultern herab. Sein Oberleib ist nur mit einem Hemd bedeckt; an den Füßen trägt er leichte Tschmen. Der Mann ist nicht zu ermüden, und er scheint sich die Aufgabe gestellt zu haben, mit sämmtlichen Tänzerinnen einen Reigen durchzumachen. Die brennende Sonne scheint Keinen zu belästigen, und nur der Wink des Aufsehers macht endlich dem ländlichen Feste ein Ende.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, März.

(Schluß.)

Neue Theaterstücke.

Auf unserer Bühne scheint Raupach zum Chevalier d'Honneur der Prinzessin Amalie ernannt worden zu seyn; denn jeden Monat erscheint ein Stück von ihm und eines der erlauchten Dichterin; doch gleicht er einem ungalanten Whistspieler, welcher den Damen jedes Spiel abgewinnt, die bald mehr, bald minder Fische an ihn verlieren. Im Februar sahen wir zuerst sein Possenspiel: „Der Zeitgeist.“ und wenige Tage nachher: „Bester Heinrich.“ Schauspiel in fünf Akten von der P. A. v. S., der Verfasserin des Oheims, Lüge und Wahrheit, Landwirth, Pflegevater u. m. a. (Bevor wir dahin kommen, alle Dramen der Prinzessin gesehen zu haben, wird diese Aufführung länger werden, als der große Titel des Kaisers von Oesterreich). Zum Unglück gehörte diesmal die Raupachsche Posse unter seine besten, das Schauspiel unter ihre schwächsten Produkte; so verlor sie den Robber ziemlich hoch, ja sie war nahe daran, Schneider zu werden, wenn nicht die Achtung vor einer hohen Dame, noch mehr aber die Ueberraschung der letzten Scene das Stück gerettet hätte, in dem uns leider nur ein etwas ernster Schmiffelinsky und eine getaufte Madame Hirsch entgegen treten. Auch die übrigen Personen sind etwas anständiger gehalten und gestellt, und der Bräutigam zeigt seinen Edelmuth durch ein Duell, das freilich in den Jahren 1760 bis 1780 zeitgemäßer gewesen wäre. — Dessauers Oper: „Ein Besuch in St. Cyr,“ Text von Bauernfeld, hat hier dasselbe Schicksal gehabt, wie in Dresden, wo sie zuerst gegeben wurde: sie gefiel, ohne Furore zu machen; denn das dreimalige Hervorrufen des Compositeurs am ersten Abende will nichts sagen, und schadete im Grunde mehr, als es nützt, denn die Prager können es einmal nicht leiden, wenn einer ihrer Compatrioten sich in irgend etwas auszeichnet. Uebrigens fällt jede Reprise das Haus, was im Ganzen oft ein besseres Zeichen ist, als ein stürmischer Applaus, der von leeren Banken, Logen und Galerien erschallt. Vielleicht beschuldigt mich hier Mancher, Unsinn zu sprechen; aber wir machen immer die Erfahrung, daß bei leerem Hause der Beifall der stürmischste ist. — Das Libretto hat mehr Handlung als die meisten Bauernfeldschen Lustspiele, und ist charakteristisch französisirt und zeitgemäß gehalten, ja der Brief, auf Adelens Rücken geschrieben, ist so durch und durch französisch, daß man fast auf den Verdacht geräth, die Oper sey eine Uebersetzung. Der einzige Fehler dabei ist, daß der Dichter eine alte Dame brauchte, und der Compositeur sie musikalisch ziemlich bedeutend hielt, so daß man selten bei einer Bühne eine genügende Repräsentantin für dieselbe finden dürfte. Die Musik ist leicht, gefällig, meist charakteristisch, doch ist die Melodie nicht immer ganz originell, und die Musik hat zu viel parlante Stellen, zu wenig getragenen Gesang. Ohne eben auf große Sensation Anspruch zu machen, wird sie überall gefallen, wo sie gut gesungen und gespielt wird. Hier war das Erstere nur theilweise, das Letztere durchaus nicht der Fall. — „Trefflönig, oder: Spieler und Todtengräber.“ Lebensbild mit Gesang in zwei Abtheilungen von A. Wary und J. Schith, ist eine gar sonderbare Composition. In der ersten Abtheilung lernen wir einen Drechslermeister kennen, der studirt hat, und seinen Sohn wieder studiren läßt; dieser aber verspielt all sein Geld, stiehlt dem Vater 20,000 Gulden, und geht mit dessen Pflegetochter durch. Die zweite Abtheilung, welche um zwanzig Jahre später in einem deutschen Badeorte spielt, führt uns den Sohn als einen Herrn von Horn vor (ist dies eine Allusion auf die Drechslerabkunft?), welcher seinem Vater die geraubten 20,000 Gulden in einem Paket zugesandt hat, das dieser jedoch nicht eröffnete und, nachdem ihm auch sein Haus abgebrannt und er total zum Bettler geworden, Todtengräber wurde, um sein Leben zu fristen. Der Sohn verspielt abermals Hab und Gut, will sich erschießen, der Vater fällt ihm in den Arm, und führt ihn zur Tugend zurück; das Paket mit 20,000 Gulden ist auch da, und alle werden noch leidlich glücklich. Die Staffage dieses düstern Tableaus besteht aus einigem grundschlechten Gesindel. Das Stück fiel verdientermaßen durch, ein Paar ebenfalls schlechte Couplets abgerechnet, welche, auf Prager Straßen und Hausschilder sich beziehend, vor den Augen des vierten Stocks Gnade fanden. — Die neue Posse: „Der Kobold, oder: Der junge Herr muß wandern,“ ist in Wien als Parodie des Ballets: „Der Kobold“ geschrieben, weßhalb man es hier gar nicht hätte geben sollen; denn wer kann über eine Parodie lachen, der das Vorbild nicht kennt? Wahrscheinlich haben sowohl die Obervorsteherin der Hexenzunft, eine Art von infernalischer Donna Diana, als der Fürst und Kronprinz der Kobolde, die angehende Hexe und die hundertjährige Alte mit dem zärtlichen Herzen, die stark an Papagena erinnert, ihre Urbilder in dem Ballet, was wir uns nur einbilden müssen, um uns dazu zu forciren, etwas Komisches an diesen Gestalten zu finden. Die Posse war übrigens mit großen Unkosten in die Scene gesetzt, die zu etwas Besserem hätten verwendet werden können, ging aber ganz still vorüber.

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 83.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 6. April 1839.

Nach weiten Flachlands Ueberdruß
Weckt uns der hehren Berge Winken
Und des geschwätzigen Waldbachs Gruß.

Miß Pardoe.

Bilder aus Savoyen.

Erster Brief.

Da, wo der rechte Arm der Jungfrau Europa ansizt und sich ihre fünfzehntausend Fuß hoch gewölbte, schneeweiße Brust erhebt, da liegt ein kleines Land, zwar arm an Geld und Gold, aber reich an Eisen und guter alter Sitte, die Heimath eines wackern Volks, das sich immer rein erhielt von den Fehlern seiner Nachbarn und der unzähligen Fremden, die alljährlich da ein- und ausströmen. Punier und Römer, Gothen und Burgunder, Mauren und Franzosen haben es durchzogen, die Reichen Europas und Amerikas kommen seit fünfzig Jahren in Haufen dahin, fremde Dränger haben es Jahrelang beherrscht und nach ihrer Art mißhandelt; aber doch ist es immer in seiner Eigenthumlichkeit geblieben. Seine eigenen Fürsten haben es lange vernachlässigt und verkannt, und im Ausland weiß man nur wenig davon, wiewohl von da einer der größten Wohlthäter der Menschheit stammt und ein edler Held, der lange für Deutschlands Recht und Ehre stritt, St. Bernhard und Prinz Eugen.

Unter den Scheingründen, welche von den Franzosen angeführt werden, um zu beweisen, daß das ihnen taktisch und strategisch sehr bequem gelegene Savoyen, trotz Fluß- und Gebirgsgrenzen, doch zu Frankreich gehöre und daher früh oder spät reklamirt werden müsse, außer jenen Gründen legen sie auch großen Nachdruck auf die Sprache und die Sitten des Volks. Die französische Sprache ist aber nicht die Sprache des innern Landes, in dessen Provinzen ein eigenes Patois geredet wird, sondern nur das Idiom in den Städten und in den höhern Ständen. Und Sitten und Lebensweise, ja der ganze Habitus des Volks sind in Savoyen durchaus von Frankreich verschieden; sie haben vielleicht weniger Form und Firniß, aber viel mehr innern, gediegenen Werth, mit vorherrschendem Gemüth und diesem untergeordneter Spiritualität, keineswegs aber mit geringerer Lebensfertigkeit und Gewandtheit.

Ich war mit meinen Zöglingen von Genf aus in Lyon gewesen und wendete mich nun Savoyen zu.

Man fährt Abends um neun Uhr von Lyon ab und kommt am andern Mittag in Chambery an. Unser Wagen von savoyischer Administration war ziemlich elegant und bequem. Seine sechs innern Plätze nahmen nur vier Reisende ein, wir drei und eine ansehnliche Dame, wodurch es möglich wurde, uns gemächlich, jeder in seine Ecke zu drucken und schlafend aus der belle France zu kommen. Nur einige Mal wurden wir beim Umspannen von den Flüchen des Conducteurs geweckt, der

Digitized by Google

die Relais nicht bereit, nicht angeschirrt, ja manchmal sogar ein Pferd zu wenig fand. Dann wurden von den französischen Postillons die armen Thiere entsetzlich mißhandelt, um zu entgelten, was nachlässige Menschen verschuldet hatten. — In dem hübschen Städtchen La Tour du Pin hielt unser Wagen mitten auf dem Platz. Es war fünf Uhr früh und die Morgenluft wehte uns erweckend und stärkend an. Wir stiegen aus und nahmen eine Tasse schwarzen Kaffee im nächsten Kaffeehaus, wo eben ein sehr nettes Mädchen auskehrte, aufräumte und uns, mit dem Besen in der Thüre stehend, freundlich zum Eintreten einlud. Wir fürchteten den Staub und gingen nicht hinein, sondern ließen uns unsern Kaffee auf eine steinerne Bank vor dem Haus setzen. Ein Amerikaner, der im Coupé gesessen und nach Aix in's Bad ging, glaubte, drinnen im Haus werde er besser seine Rechnung finden. Er kannte die Französinnen nicht; auch kam er ganz verdutzt wieder heraus, als der Conducteur zur Abfahrt rief.

Die Gegend blieb unbedeutend bis Pont-Beau-Voisin, wo jenseits der Guier die savoyische Grenze ist. Die gewöhnliche Douanenprocedur ging hier vor sich, war aber viel einfacher und kürzer als die französische in Bellegarde. Unser Amerikaner entdeckte zu seinem Schrecken, daß er in jenem ihm so einladend scheinenden Kaffeehaus zu La Tour du Pin seinen Geldbeutel und in ihm die kleinen Schlüssel zu seinem Koffer und Nachtsack hatte liegen lassen. An dem Geld schien ihm wenig zu liegen, wohl aber an den Schlüsseln. Es mußte ein Schlosser geholt werden, um Alles aufzumachen. Als aber der Douanier seinen Koffer sehr obenhin untersucht hatte, dispensirte er ihn von dem weitern Oeffnen seines Gepäcks. Diese Gefälligkeit hätte er bei den Bullenbeißern in Bellegarde gewiß nicht gefunden. Nur der Koffer unserer Dame wurde nicht nur Stück vor Stück untersucht; die Wäsche und Kleider herausgenommen und auseinander gelegt, sondern auch verschiedentlich an seine Wände geklopft; ja die Dame selbst wurde mit ihrem Nachtsack in ein Seitenkabinet geführt und da von wohlerfahrnen Douanenfrauen beaugenscheinigt und untersucht, was ziemlich lang dauerte, also sehr in's Einzelne und Innere gegangen seyn muß. Wir Andern hätten Verbotenes in Menge haben können, ohne daß es bei dem oberflächlichen Untersuchen entdeckt worden wäre. Wir sahen, es geschah bei uns nur pro forma. Auf meine Nachfrage klärte es sich auf. Die Dame gehörte einem Lyoner Schmuggelhause an und war selbst bekannt als eine geschickte Schmugglerin von Lyoner Seidenwaaren, Tullbändern u. s. w. Darum wird sie jedesmal, wenn sie hier durchkommt, vom Kopf bis zum Fuß untersucht. Als sie später wieder bei uns im Wagen saß, sagte sie auf unser Bedauern, pfiffig lächelnd: Ces Messieurs sont fins, mais je suis encore plus fine, was wenigstens von ihrer Taille nicht gelten konnte. Es war auch wohl etwas „Plaque," um uns von ihrem Talent einen hohen Begriff zu geben, denn diesmal hatte sie wenigstens in ihrem Koffer nichts eingeschmuggelt, was sie auf meine Bemerkung auch zugestand.

Hinter Pont-Beau-Voisin hört die Fläche endlich auf und es beginnen die westlichen Voralpen Savoyens mit der Aiguebellete, an der sich die Landstraße hinaufzieht, aber nicht mehr in der bisherigen Richtung von West nach Ost, sondern von Nord nach Süd, immer der Guier entgegen, die sich tief unten in engem Bett durch Felsblöcke durchwindet und einen gar malerischen Grund bildet. Höher hinauf herrschen vom Dauphiné herüber schön geformte, wohlbewachsene Berge, die immer höher werden, je mehr die Landstraße auf savoyischem Grund steigt. Diese schöne Alpenlandschaft durch den Pas du Chailles thut dem Auge unendlich wohl, wenn man aus Frankreich kommt und sich in der Ebene von Lyon her viele Stunden lang müde gesehen hat. Die Berggestalten werden immer imposanter, die Tiefe, in der die Guier braust und schäumt, immer mächtiger und schwindelnder, bis endlich die Höhe bei Echelles erreicht ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Diese Worte wurden in Absätzen und kaum verständlich hingehaucht, aber jedes war ein Dolchstich in die Brust der armen Calliste. Alles Weh der Erde, jeder verborgene, gräßliche Schmerz lag in diesen fürchterlichen leisen Tönen. Sie wiederholt anzuhören, war den menschlichen Nerven unmöglich. Calliste hatte geglaubt, ein starkes Weib zu seyn, sie hatte, wenig verweichlicht, den Schmerz bei sich und bei Andern kennen gelernt, sie hatte an mehr als einem Sterbelager gestanden, aber sie hatte nie Todesseufzer wie diese gehört. Eine Eiseskälte durchzuckte sie, es bannte eine unsichtbare Gewalt sie in dieses Kabinet, wo jetzt die seltsamsten Schrecken auf sie eindrangen. Das Verlangen, der Erkrankten deutlicher in's Antlitz zu schauen, hatte sie bewogen, der Lampe eine verdeckende Hülle abzunehmen, und das hiedurch erzeugte hellere Licht machte eine Menge schlummernder oder betäubter Geschöpfe rege, die jetzt aus allen Ecken des Gemachs auf sie zuströmten. Welch ein Anblick! Vögel, denen die halbe Hirnschaale geöffnet zur Seite hing, schleppten sich flatternd am Boden hin, Klagetöne

Digitized by Google

ausstoßend, Frösche, zur Hälfte getheilt, bewegten den verstümmelten Körper, Hunde, Katzen, denen das Gehirn bloßgelegt war, sahen starr mit weit geöffneten Augen in die Flamme und begannen, sich von ihren Lagerstätten erhebend, ihren taumelnden Gang. Zu den Füßen Calliſtens krümmten sich Schlangen, in Stücke zerschnitten und jedes Stück lebend; wo sie hinblickte, ward ein im Todeskampfe liegendes Thier lebendig und wandte die brechenden Augen zu ihr hin. Sie wollte entfliehen, aber der Fußboden wankte unter ihren Schritten, die gequälten Thiere schaarten sich um sie her, ein Chor von Sterbelauten zerriß ihr Ohr, der Ausgang war versperrt, es war ihr, als erhebe sich die Sterbende vom Lager und fasse ihr Gewand, sie mit Gewalt zurückziehend. Ohnmächtig sank sie auf den Stuhl nieder.

Am Morgen erwachte sie in ihrem Bette. Aber der Doktor war kein Barbe-bleu, in seiner Miene lag nichts von jener gräßlichen Rachsucht, er verwies seiner Frau nur in kurzen trockenen Worten ihren Ungehorsam. Vielleicht hatte sie erwartet, nun gleich von ihm erwürgt zu werden, und als sie ihn so mild fand, bedeckte das arme Weib seine Hände mit Küssen, diese fürchterlichen Hände, die ungestraft allnächtlich Blut vergossen und tausend glückliche Geschöpfe langsam mordeten. Ihr erstes Gefühl war das Bewußtseyn ihres Lebens, und dieses Bewußtseyn preßte ihr Thränen des Dankes aus gegen den entsezlichen Mann, den sie im Innersten ihrer Seele verabscheute, dessen leiser Händedruck sie wie die Betastung des Todes erbeben machte. — Man kann sich denken, welche Tage und Nächte die arme Calliſte in diesem Hause verlebte, ehe es ihr gelang, ihre Flucht in's Werk zu setzen. Trotz ihrer Vorsicht wurde sie entdeckt und zu einer gerichtlichen Aussage gezwungen.

Ich sehe noch den Doktor Typhon vor mir, wie er vor dem versammelten Zeugengerichte erschien. Er war ein langer, hagerer Mann, mit einem unendlich langen dünnen Hals, um welchen, wie der Strick des Henkers, eine feine weiße Binde lag. Die hohe Stirne umschloß eine ganz eng anliegende blüthenweiße Perrücke, wie eine Decke leichtangewehten Schnees auf der Rundung einer Vierundzwanzigpfünder-Kugel. Eben so gewölbt und eisern trat die bräunliche Stirn hervor, in Wahrheit eine Stirn, über die Lavater entzückt gewesen wäre, indem er sie eines Sokrates für würdig erklärt hätte. Eine gebogene, feine Nase, schlaffe, pergamentfarbene Wangen, ein Mund, der nicht ohne Anmuth war, und ein rundes Kinn vollendeten das Ganze. Er trat mit einem stolzen Schritt in den Saal, und seine etwas starren Augen musterten mit einem verächtlichen Blinzeln den Kreis seiner Richter. Der Rock, nicht zu vergessen, war jenes mit den höllischen Rosen gestickte Prachtkleid. Wir schauderten alle bei seinem Eintreten, wie bei der Erscheinung des leibhaftigen T—. Aengstlich rückten wir zusammen, und nur hier und da erhob sich ein Finger, auf den Doktor zeigend, und leise flüsterten dazu die bebenden Lippen: „da ist er, der den Menschen die Köpfe öffnet, um nachzusehen, welche Gedanken der liebe Herrgott hineingethan."

Da ich damals ein Knabe von noch nicht ganz eilf Jahren war, so ist mir die Untersuchung und der darauf folgende Prozeß entgangen; ich weiß nur so viel, daß der Doktor Typhon frei davonging, und daß sein Ruhm noch höher stieg als zuvor. In der Stadt aber blieb es immer eine gräßliche Geschichte, und viele Leute, die sie sich besonders zu Herzen nahmen, ruhten nicht eher, als bis der Doktor den Ort verließ. Das Volk, das in seinem einfältigen Naturſinn keinen so andächtigen Respekt vor der Wissenschaft hat, blieb dabei, den Doktor für einen gemeinen Mörder zu halten, der den Galgen verdient habe, um so mehr, da er seine Opfer noch mit ganz besonderer Grausamkeit vom Leben zum Tode geführt habe. Es unterschied wenig, ob ein Mensch gemordet wurde eines Goldstückes in seiner Tasche wegen, oder weil sein Gehirn einen goldenen Beweisgrund für die Wahrheit eines gelehrten Systems verschloß. Die alte Madame Bertram blieb dabei, daß der Doktor die arme Frau in seinem Kabinette ermordet habe, nachdem er genugsam erforscht, wie ihr Gehirn beschaffen; und lange Zeit, nachdem der Doktor fort war, bewachte man noch die Lieblingskatzen und Hunde, ja sogar die Kinder, weil man fürchtete, eine vom Doktor Typhon gestiftete Mörderbande schleiche allnächtlich in den Gassen umher, nach Opfern suchend für die entsetzliche Wissenschaft. Calliſte bezog wieder ihre ehemalige Wohnung und lebte darin still und eingezogen mehrere Jahre. Dann verbreitete sich das Gerücht, daß sie wahnsinnig geworden, und bald darauf hörte man von ihrem Tode.

Zwanzig Jahre waren nach diesen Vorfällen vergangen; ich war nun selbſt ausübender Arzt und bereiste in Auftrag des Gouvernements eine entfernte Gegend der Pyrenäen. Nachts in eine elende Schenke eingekehrt, die mir nach einer beschwerlichen Wanderung sehr wenig behagte, erkundigte ich mich, ob nicht in der Nähe ein Pachthof oder ein Herrenhaus sey, wo man auf einige Tage ein Unterkommen fände. Man nannte mir ein solches. „Wenn Ihr nämlich Muth habt, den Besitzer um ein Nachtlager zu bitten. Er gilt in unserer Gegend für einen Teufelsbauner, und um sein Schloß herum treiben zwanzig Stunden in der Runde die bösen Geister ihr Spiel." Diese Worte sagte mir der Wirth, ein ehrlicher Baske, mit geheimnißvollem Tone. Ich hörte sie mit Lächeln. Jeder Reisende, der die Schwelle der Pyrenäen betritt, weiß, welch ein Waldstrom von wilden und eigenthümlichen Gebirgssagen ihm entgegenbraust.

Digitized by Google

Zwischen den Felsenspalten dieser romantischen Einöden hängt ewig ausgespannt die Aeolusharfe der Sage und läßt ihre melancholischen Akkorde in's Thal herabtönen. Jeder einsam lebende Bauer ist ein Merlin, in jedem kleinen Gezänke zweier Taglöhner, wie es aus einer Bergschlucht widerhallt, hört das Ohr des Wanderers die verworrenen Töne der Schlacht Rolands und die Geisterklagen seiner Gefährten. Ich ließ mich deßhalb nicht abhalten, den Grafen Sainte-Croix aufzusuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Daguerres Unglück.

Der arme Daguerre schien keine andre Sorge mehr zu haben, als wie er sich eine ansehnliche Belohnung von der Regierung für seine herrliche Erfindung des sogenannten Daguerrotype sichern könne. Zu dem Ende stattete er den Ministern fleißig Besuche ab, und seine Angelegenheit war in so gutem Gange, daß, obwohl man in den Bureaux an ganz andere Sachen zu denken hatte, als an Daguerres Erfindung, sein Gesuch doch nicht außer Acht gelassen wurde. So kam er denn auch neulich Morgens aus den Bureaux wohlgemuth und in der Hoffnung einer baldigen günstigen Entscheidung, und hatte einen Platz in einem Omnibus genommen, um sich wieder nach Hause zu begeben. Daguerre ist bekanntlich einer der Erfinder und Begründer des Diorama, eines Schauspiels, worin Landschaften und das Innere von Gebäuden auf das Täuschendste dargestellt werden, indem Malerei und künstliche Beleuchtung höchst sinnreich vereinigt sind. Gerade die dazu erforderlichen Studien sind es, welche ihn auf seine merkwürdige Entdeckung geführt haben. Das Diorama war ein ziemlich großes, aber leicht gebautes Haus, neben welchem mehrere andere Häuser standen, unter andern auch das, in welchem der Künstler wohnte, der weite Räume nöthig hatte, wegen der großen Gemälde, die er für sein Diorama verfertigte. Da man das Diorama nicht wie ein gewöhnliches Schauspielhaus ansah, so hatte die Polizei auch keine Anstalt getroffen, um das Gebäude von den daneben stehenden zu trennen, wie man jetzt bei den Theatern zu thun pflegt, wiewohl noch mehrere derselben zwischen andern Häusern eingeklemmt stehen und diesen mit großer Gefahr drohen. Daguerre befand sich also in einem Omnibus, der auf den Boulevards hin und her fährt. Der Wagen war auf dem Boulevard du Temple ungefähr dem Diorama gegenüber angelangt, als eine Dame, die sich ebenfalls im Omnibus befand und durch das Fenster nach dem Diorama hin schaute, ausrief: O Gott, eine Feuersbrunst! das Diorama brennt! Diese Worte fielen wie ein Donnerschlag auf den armen Daguerre, er sah das Feuer, sprang hastig aus dem Wagen und eilte dem Diorama zu; es stand bereits ganz in Flammen und war nicht mehr zu retten. Seine Sorge war nun auf seine danebenstehende Wohnung gerichtet. Er ließ Mehreres wegschaffen, schloß sie dann zu und bat inständig, dieselbe unberührt zu lassen. Allein bereits waren einige umstehende Häuser vom Feuer ergriffen worden. Man mußte zur Rettung derselben Anstalt machen. Es wurde in Daguerres Wohnung eingedrungen, da man von da aus dem Feuer beikommen konnte. Man schaffte Vieles bei Seite, Anderes wurde, wie es bei solcher Verwirrung zu geschehen pflegt, über den Haufen geworfen, verdorben, zerstört, und der unglückliche Daguerre, vor vierundzwanzig Stunden noch der glücklichste Mensch von der Welt, hatte den Schmerz, nicht allein sein Diorama mit allen seinen Gemälden, sondern auch die Resultate seiner seit zwanzig Jahren so mühsam angestellten chemischen und optischen Versuche zu verlieren. Als Maler kann er nun nichts mehr aufweisen; die einzigen übrig gebliebenen Gemälde sind diejenigen, die in's Diorama zu London gekommen sind, und er fühlt sich zu entmuthigt, um seine Künstlerlaufbahn von Neuem anzufangen. Auch ist er nicht mehr jung und kann sich nicht mit der Hoffnung trösten, daß er etwas Besseres liefern werde, als seine bisherigen Kunstwerke; und was sein Daguerrotype anbelangt, so war es ihm sehr wichtig, beim Abtreten seiner Erfindung an die Regierung ihr zugleich die von ihm angestellten Versuche von ihrem Ursprunge an bis zu ihrer lezten Entwicklung übergeben zu können. Erstlich waren es eben so viele Belege zu seinen Behauptungen, und zweitens konnten sie der Welt den ganzen Gang und die Fortschritte der Erfindung zeigen, und dadurch den Punkt angeben, wo neue Versuche angeknüpft werden können. Manches hat sich seit dem Brande wieder gefunden; man hat ihm auch Mehreres zurückgebracht; allein die Sammlung ist doch nicht mehr vollständig. Er selbst hätte vielleicht seine Versuche fortgesezt, jezt aber ist der arme Mann von Sorgen überwältigt, denn in gegenwärtigem Augenblicke ist er aller Hülfsmittel entblößt. Das Diorama war sein Hauptnahrungszweig. Will er diesen nicht fahren lassen, so muß er sich Kapitalien verschaffen, um ein neues Diorama zu erbauen. Er muß sich wieder an's Malen machen und neue Prospekte verfertigen. Damit geht aber Zeit hin, und welcher Künstler kann sich der Kunst ergeben, wenn er so beunruhigt wird, wie jezt Daguerre? Andererseits kommt ihm der Ministerwechsel höchst ungelegen; denn wenn es auch ziemlich sicher ist, daß die Regierung ihm für seine Erfindung eine Belohnung ertheilt, unter der Bedingung, daß er sein Geheimniß bekannt macht, so kann dieses doch nicht sogleich geschehen; die neuen Minister werden vor der Hand noch dringendere Angelegenheiten zu besorgen haben und sich mit dem Daguerrotype nicht abgeben können. Und wenn nun Jemand allermittelst hinter das Geheimniß käme und es bekannt machte? — Der Verlust seiner Gemälde wäre vielleicht zu ersetzen. Wenn man, wie bei der Anfangs dieses Monats eröffneten Kunstausstellung Gemälde zu Tausenden sieht, so muß man gestehen, daß die Kunst noch nicht verloren geht. Freilich sind unter diesen Tausenden nicht viele Meisterstücke. Allein es ist doch der Stücke, welche Fleiß, Fertigkeit und Talent beurkunden und der Menge gefallen, eine so bedeutende Anzahl, daß man im Ganzen zufrieden seyn kann. Auch können die Künstler nicht klagen, daß es ihnen an Absatz fehlt. Steube hatte seine Esmeralda, eines der Stücke, welche diesmal am meisten gefallen, schon vor der Ausstellung an einen Privatmann für 12.000 Fr. verkauft. Dieses Gemälde hat ihm nur drei Monate Zeit und Mühe gekostet. Es soll auch sogleich gestochen werden, denn die Kupferstecher gehen hier immer den Kunstausstellungen nach, und einige, wie Jazet, kaufen die Gemälde, um allein das Recht zu haben, sie in Kupfer zu stechen, und sind sie mit dem Kupferstiche fertig, so verkaufen sie zuweilen das Gemälde mit Vortheil.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 84.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 8. April 1839.

Diener: Ungeheuer? Ein tolles Stück von Insel!

Shakespeare.
Der Sturm.

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Es war ein warmer Nachmittag, als ich, in einem mitgenommenen Buche vertieft, auf einem pittoresken Wege wandelnd, das bezeichnete Landhaus aus einer Gruppe schattiger Kastanien hervorschimmern sah. Ich klopfte an die mit Weinranken besponnene Thüre, doch keine Antwort ertönte; ein stärkeres Klopfen hatte einen sonderbaren Ton, wie das heisere Brummen eines wilden Thiers zu Folge. Ich blieb verwundert stehen, der Dinge harrend, die nun kommen sollten. Endlich öffnete sich die Thüre und der Poetier war — ein Bär. Ich wich entsetzt zurück, faßte mich jedoch sogleich wieder, da das Thier keine Miene machte, mich zu verfolgen, sondern ruhig und meinen Eintritt erwartend in der geöffneten Thüre stehen blieb. Da ich keine Waffe bei mir führte, konnte ich mich nicht entschließen, dieser Einladung zu folgen, und setzte mich daher in einiger Entfernung auf die Schwelle eines Häuschens, das mir ein Behältniß für Federvieh zu seyn schien. Der Bär, nachdem er mich eine Weile beobachtet hatte, mochte sich überzeugen, daß ich nicht Lust habe, näher zu kommen, und schloß die Thüre wieder eben so vorsichtig, als er sie geöffnet hatte. Es trat eine tiefe Stille ein; vergeblich horchte ich auf die Stimme oder den Gang eines Menschen. Das Abenteuerliche des ersten Anblicks verschwand bei längerem Nachdenken, und ich fand, daß ein gezähmter und abgerichteter Bär eben nichts so sehr Auffallendes sey. Demnach wollte ich meinen Versuch erneuern, als ein durchdringender Ton durch die Luft zitterte, und in dem Augenblicke eine Gewalt von innen heraus die Thüre des Häuschens, an die ich mich gelehnt, zu öffnen strebte. Ich machte Platz und wurde einen herrlichen Gebirgsadler von der größten Art gewahr, der seinen gewaltigen Schnabel über meine Schultern streckte und mich mit dem scharfen Blick seiner durchbohrenden, spiegelklaren Augen anblickte. Unwillkührlich sprang ich auch hier wieder zurück. Der Vogel achtete dessen nicht, verließ das Häuschen und flog, nachdem er dreimal das Gebäude umkreist hatte, zu einem der Fenster des Erdgeschosses hinein. Hier sah ich nun hinter dem zurückgeschobenen Vorhange einen Mann stehen, der wie der olympische Zeus mit dem Adler auf die vertraulichste Weise verkehrte. Das Thier flog nach einer kleinen Weile wieder fort und sein Gebieter winkte mich zu sich. Es war der Graf Sainte-Croix selbst. Ich fand in ihm einen Mann, weit über die siebenzig, mit wenigen Silberhaaren am Schädel und bekleidet mit einem schleppenden Mantel von dunkelfarbigem Stoffe.

Digitized by Google

Als er hörte, daß ich ein Arzt sey und von Paris komme, gestattete ee auf das Artigste mein Gesuch um gastfreundschaftliche Aufnahme. Ich trat in ein Vorgemach, dann in ein Kabinet, beide sehr reinlich gehalten, mit Büchern und zum Theil kostbaren Möbeln versehen. Es neigte sich stark gegen Abend, ich hatte während des ganzen Tages keinen Bissen genossen und fühlte daher nicht geringen Hunger. Mein Wirth schien dieses zu ahnen; er hielt plötzlich im Gespräch inne und sagte, halb zu sich selbst gesprochen: „Aber wir werden zur Tafel ein Gericht mehe nöthig haben. Verdammt! und ich habe ein paar Minuten vorher den Tou-tou foetgeschickt; der Si-o ist noch etwas ungeschickt, dazu dunkelt es schon; allein wir wollen sehen, in nie weit ich mich auf den Bueschen verlassen kann." Der Graf nahm eine neben ihm liegende kleine Pfeise, gab damit denselben durchdringenden Ton, wie ich ihn früher gehört, an, und sogleich öffnete sich in dem Häuschen gegenuber die Thüre, und abermals kam ein Adler hervor. Er machte ähnliche Bewegungen wie der erste, sezte sich dann auf das Fenstebeett, und indem der Graf, sich zu ihm heeabneigend, ihm etwas in's Ohe zu flüstern schien, sah das schöne Thier mit seinen klugen Augen unverwandt mich an. Auch er flog nun weg und unsee Gespräch wurde fortgesezt. Wie geoß war abee mein Erstaunen, als nach Verlauf von wenigee als zehn Minuten der abgeschickte Adler zueückkam und zwei Belaissinen in seinen Fängen mit sich fuhrte, die er auf's Fenster niederlegte. „Ah!" rief dee Geaf, sichtlich eefreut, „gut, mein Si-o, gut! Du hast wahelich Anlage, ein guter Jäger zu weeden! — Jezt, mein Here," wandte ee sich zu mir, „können wir hinsichtlich unseres Mahles in Ruhe seyn."

Er entfernte sich mit dem Wildpret und ließ mich eine Weile allein. Er kam bald wieder und forderte mich nach einiger Zeit auf, ihn in den Speise'aal zu begleiten. Ein zierlicher Tisch mit allem Erforderlichen war gedeckt; aber welch neuee Schrecken! hinter jedem Stuhl stand ein Bär und hielt eine Serviette nebst einem Teller unter'm Aem. Der Geaf sagte lächelnd: „Sie müssen sich, mein sehr geschäzter Here, an meine Hausgenossenschaft und Dienerschaft geuöhnen; es sind eheliche und aufmerksame Buesche. Sie treffen hier keinen Menschen. Ich bin im Gebirge, mehreee Meilen im Umkreise, das einzige Wesen, das diesen Namen fuhrt. Aber Sie werden finden, wenn wir länger zusammen bleiben, daß meine Thiere verdienten, Menschen zu seyn, ebenso wie die Menschen jenseits meiner Marken mir nur wie Thiere, und zwar wie sehr eohe Thiere erscheinen. Keine unnutze Aengstlichkeit, mein Herr! Vertrauen Sie Ihren Teller nur den Tazen Martins an. Er ist ein a te:, gewitzigter Knabe, der Ihnen eine mit Wassee gefullte Eierschale uber den Hof trägt, ohne nur einen Tropfen zu verschütten. Allein zeigen Sie ihm Mißtrauen, so beleidigen Sie ihn und mich, denn er versteht eben so gut wie ich Ihre Worte, und da er ein treuer Diener ist, liebt er nicht, daß man ihn geringschäzig behandelt." — „Aber, Herr Graf," rief ich stockend, „welche Mittel wenden Sie an, um diese bewundernswürdigen Resultate zu Wege zu bringen?" — „Das ist füe's Erste mein Geheimniß," entgegnete er und sah mich dabei mit einem sondeebaeen Blicke halb drohend, halb lächelnd an.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Hier überstieg man das Gebieg sonst auf Felsenwegen und Leitern, und es wae ein schweree Paß, daher der Name. Jezt sind die hohen Felsen gesprengt, ein breiter Weg geht mehrere tausend Toisen lang durch eine Felsengeotte, und da, wo er wieder herauskommt, überrascht die Landschaft durch einen ganz andern Charakter; denn an dem Mont de Cour hinuntee, nach St. Jean hin, wird sie nun offen und nur fernhin mit Bergen begrenzt, unter denen der Nivolet sich zunächst gut ausnimmt. Rechts aber ist die Gegend nicht freundlich, denn da erheben sich dunkle, rauhe Berge, und über ihnen die Geande-Charteeuse. Links liegt der kleine, fast runde See mit seiner Insel, den die Römer aqua bella nannten und der jezt Aigue-belle heißt. In dee Tiefe, wohin man nun immer hinabfährt, wechselt ein schöner Grund mit dem andern, besonders da, wo eechts die wasseeeeiche Cascade de Coue zweihundert Fuß hoch in schönen Formen und Wechseln in Licht und Faebe herunterstürzt, hernach aber als beruhigtes Wasser sich in mehrere Kanäle theilt und da Mühlen, Marmorsägen und andere Fabriken treibt.

In diesem Wasser sah ich das Sinnbild eines männlichen, wechselvoll bewegten und endlich zu nüzlicher Thätigkeit gebrachten Lebens. Entquellen den freien Gebirgshöhen, nimmt es unabhängig seinen Weg zwischen Felsen und mächtigen Tannen, jugendlich rauschend und brausend. Wie von der Leidenschaft foetgerissen, bedenkt es nicht, wohin dies führen werde. Da kommt unversehens der Sturz, die geoße Lebenskatastrophe. Aber schön und großartig selbst im Fall, wie ein edler Charakter, stürzt der Fluß in die Fläche des Lebens hinunter, schaudert einen Augenblick, faßt sich aber bald, bereitet sich zu ruhigem Gang in der Ebene, friedlich, nützlich und hulfreich allen, denen er begegnet. Rüstiger Kraft voll,

Digitized by Google

vermählt er sich mit der lieblichen Aisse, und beide strömen dann dem kleinen, aber freundlichen Bourgetsee zu, in dessen Wellen sich die Mauern der frommen Abtei Haute-Combe spiegeln. In diesem See endet des Flusses Stillleben, wo die Glocken des Klosters über Königsgräbern läuten und ihr Hall langsam verklingend in die klare Fluth hinunterdringt und erstirbt.

Als wir durch Chamberys Straßen fuhren, erkannte ich die Stadt fast nicht mehr, so hat sich da Alles in der Zeit geändert, wo ich nicht da war, erweitert und verschönert. Nur Natur und Umgegend sind dieselben geblieben, denn noch immer liegt Chambery in einem lachenden, fruchtbaren, von ansehnlichen Bergen umgebenen Becken, wo sich herrliche Gründe an Parkanlagen und Waldungen, wohlhabende Dörfer an Landhäuser und Schlösser reihen, zwischen denen die kleine Aisse und die noch kleinere Albane durchfließen. An ihrer Vereinigung ist Chambery gebaut. Eigentlich laufen hier vier Thäler in ein Hauptbecken zusammen, was der Stadt wohl ihre Entstehung und ihre strategische Wichtigkeit gegeben hat. Sonderbar ist's, daß dies dem militärischen Instinkt der Römer entging, die doch vier Stunden nördlich in Aix wie zu Haus waren. Freilich ging hier keine ihrer bedeutenden Heer- und Handelsstraßen durch, denn diese waren nördlicher und südlicher gerichtet. Erst 1029 kommt Chamberys Name als Camberiacum in einer Urkunde vor. Der Ort vergrößerte, erweiterte und befestigte sich in den folgenden Jahrhunderten, bis der savoyische Graf Thomas 1232 daraus die Hauptstadt seines Landes machte und da ein festes Schloß mit dickem Thurm baute. Aber erst der Graf Amedée V., oder der Große, schlug hier 1289 seine Residenz auf, wo dann die Stadt immer mehr an Bedeutung zunahm. Die französischen Könige Franz I., Heinrich IV. und Ludwig XIII. haben die Stadt in ihren Feldzügen inne gehabt, aber nicht lange behaupten können. Der Infant Don Philipp wohnte im Schloß bis 1743, wo es abbrannte und nur der starke Thurm erhalten wurde. Es ist hernach restaurirt worden, wieder abgebrannt und abermals so leidlich aufgebaut, daß die Könige von Sardinien es bewohnen, wenn sie nach Chambery kommen. Daneben ist der schöne Hofgarten mit herrlichen Linden- und Kastanienalleen, eine der angenehmen Anlagen, an denen die Stadt so reich ist; denn auch im Innern ziehen sich vom Paradeplatz dergleichen Baumgänge nach allen Richtungen hin, Schmuck, Frische und Schatten gebend.

Die alte Stadt ist mit ihren engen und unregelmäßigen Straßen unansehnlich geblieben. Alles neu Hinzugekommene aber steht würdig und schön da: Hospitäler, Museen, Lyceen, Casinos und Theater. Letzteres wurde mit seiner guten Säulenfaçade auch einer größern Stadt zum Schmuck dienen, und durch seine zweckmäßige innere Einrichtung, seine schönen Säle zu Tanz, Musik und großen Vereinigungen sehr willkommen seyn. Am meisten aber überrascht der Boigne-Stadttheil, seine schöne breite Straße, mit großen, geschmackvollen Steinhäusern und lichten Arkaden zu beiden Seiten, der Platz, zu dem sie gerade führt, und sein herrlicher, im Styl des Orients gehaltener Brunnen.

Im Morgenblatte habe ich schon vor einigen Jahren im Allgemeinen besprochen, was man den Boigne-Mythus nennen könnte, so fabelhaft klingt Alles an dieser Geschichte, die im Morgenlande, in Indien wurzelt. Da dieses Land jezt von Neuem hohes Interesse gewinnt, weil sich da ein mächtiger Kampf zwischen zwei europäischen Kolossen vorbereitet, so gebe ich wohl nächstens etwas Ausführlicheres über Boigne, sein Leben, seine Thaten und Schicksale in Indien, über seine Zurückkunft in die Heimath und seine Stiftungen in Chambery.

(Fortsetzung folgt.)

Die Aeolsharfe in der Ruine.

In des Thurms zerfallner Mauer
Tönet bei der Lüfte Gleiten,
Mit bald ganz zerriss'nen Saiten,
Eine Harfe noch voll Trauer.

In zerfall'ner Körperhülle
Sizt ein Herz, noch halbbesaitet;
Oft ihm noch ein Lied entgleitet
Schmerzreich in der Nächte Stille.

Justinus Kerner.

Neue Beobachtungen und Erfindungen.

Daguerresche Mondkarten. — Einer unserer Mitarbeiter hat kürzlich (Nr. 71.) in Folge von Daguerres bekannter und doch noch unbekannter Entdeckung die außerordentlichsten Erweiterungen der Astronomie, zunächst der Topographie des Monds vorausgesagt. Wer hätte es glauben sollen, daß die unsinnige Idee des Apparats, mit welchem der Pseudo-Herschel so erstaunliche Beobachtungen im Monde machte, sich nach kurzer Frist in gewisser Beziehung realisiren würde! Aber in andern Lesern waren wohl, wie in uns, bedeutende Zweifel gegen jene Anticipationen aufgestiegen. Wir mochten indessen jenen Aufsatz nicht mit einem kritteluden Commentar begleiten, und unsere Bedenken hätten auch keinesfalls das Gewicht gehabt, wie das Urtheil, das Arago in der Sitzung der Pariser Akademie vom 25. Merz über diese Sache gefällt hat, und das wir kürzlich mittheilen. — Arago

Digitized by Google

liest zwei Schreiben vor, in welchen die Ansicht ausgesprochen wird, daß Daguerres Verfahren ein Mittel an die Hand gebe, eine weit genauere Mondkarte als bisher zu entwerfen, weil sich auf dem durch das Mondlicht selbst gezeichneten Bild der Scheibe mittelst des Vergrößerungsglases Gegenstände werden beobachten lassen, welche dem durch ein Fernrohr unmittelbar observirenden Beobachter entgehen. Arago bemerkt nun aber: was man mit dem Fernrohr nicht sehe, werde eben so wenig durch das Mikroscop sichtbar werden: bei übermäßiger Vergrößerung lasse die Aberration in Folge der Kugelgestalt der Mondsfläche Gegenstände von geringem Durchmesser verschwinden, gleich nachtheilig wirke die Aberration in Folge der Lichtbrechung, und jenseits einer gewissen Grenze werde die Vergrößerung vielmehr ein Hinderniß als ein Vortheil.

Neue Lettermasse. — Bekanntlich stumpfen sich die nach der bisherigen allgemeinen Methode gegossenen Lettern unter der Presse sehr schnell ab und müssen nach kurzem Gebrauch erneuert werden. Dies wurde noch auffallender und lästiger seit Einführung der mechanischen Pressen, wobei der Satz einen Druck erleidet, der nicht nur stärker, sondern auch schwerer abzumessen ist als bei der Handpresse. Ein Schriftgießer zu Clermont, Namens Colson, beschäftigt sich schon lange mit Herstellung einer Lettermasse, welche härter, widerstandsfähiger, und doch nicht kostspieliger wäre, als die gebräuchliche aus Blei und Spießglanz. Er will eine solche erfunden haben, die so hart sey, daß sich die einzelnen Typen, wie Patrizen, mit dem Hammer in Kupfer einschlagen lassen, und hat ein Patent darauf erhalten. „Colsons Erfindung," heißt es im Bericht, „ist von höchster Bedeutung für die Buchdruckerei, besonders aber für den Zeitungsdruck. Durch das tägliche Abziehen sehr vieler Exemplare wurde das Material sehr schnell zerstört. Colson liefert jezt einen Zeug, der zehn Jahre aushält, und nicht mehr kostet, als der bisherige, welcher in einem Jahre völlig unbrauchbar wurde."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Die Kunstausstellung und die Maler.

Obschon nun die Jury, welche über die Aufnahme der Stücke in die Kunstausstellung zu entscheiden hat, ziemlich nachsichtig ist, und zwar oft mehr, als nöthig, so verweigert sie doch einer Menge von Stücken den Eingang in's Louvre, und bringt dadurch ein Dutzend Künstler in Verzweiflung. Denn dies ist ein Schimpf, wodurch angedeutet oder gemeint wird, daß das verweigerte Stück nicht einmal mit den schlechtesten in der Ausstellung auf gleiche Linie gestellt werden könne. Gesezt nun, ein Künstler hat Frau und Kind und ist in der Kunstwelt noch nicht bekannt. Tag und Nacht hat er gearbeitet, um ein Werk hervorzubringen, welches verdiente, mit denen seiner Kunstgenossen dem Publikum vorgestellt zu werden. Er erwartete von demselben Ruhm und was darauf folgt, hinlängliche Bestellungen, um bequem von seiner Kunst leben zu können. Seine Einbildungskraft stellt ihm schon die außerordentliche Sensation vor, welche sein Kunstwerk erregen wird, die Lobeserhebungen in den Zeitungen, in den Tagesgesprächen, die Aufmerksamkeit, welche ihm die Regierung schenken, die Belohnung, die sie ihm zukommen lassen muß. Er läßt einen prächtigen Rahmen machen um das schöne Gemälde. Es wird zum Louvre getragen. Aber nach einigen Tagen, da er sich nach der Entscheidung der Jury erkundigt, muß er zu seinem Schrecken erfahren, daß sie es als zu schlecht für die Ausstellung abgewiesen habe. Welch furchtbare Enttäuschung! welch abscheuliches Erwachen aus den süßesten Träumen! Und das ist keine Voraussetzung, es ist die Geschichte eines jungen Malers bei der diesjährigen Kunstausstellung. Leider ist er nicht der einzige, dem so was widerfährt. Glücklich im Vergleich mit ihm ist noch der bloße Kunstliebhaber, der zu seinem Vergnügen etwas hingekleckst hat, um auch in der Zahl der Künstler zu glänzen, und dem man auch sein Geschmier zurücksendet. Er hat bloß an seiner Eigenliebe zu leiden, und seine Lage wird um nichts verschlimmert. Es geht den Malern wie den dramatischen Dichtern: das glänzende Loos, welches Einigen zu Theil wird, bewegt eine Menge Anderer, sich in dieselbe Laufbahn zu stürzen, ohne zu bedenken, daß ihnen gerade das fehlt, wodurch die Andern ihr Glück gemacht haben. Weil die Gemälde Hor. Vernets, Scheffers, Steuben's, Decamps mit 12 bis 30.000 Fr. bezahlt werden, bilden sich Viele ein, auch ihre Gemälde müßten so bezahlt werden. Zuweilen gelingt es den Mittelmäßigen, durch allerlei Kunstgriffe Bestellungen von der Regierung zu erhalten, denn diese muß jährlich eine bedeutende Summe zum Ankauf von neuen Kunstgegenständen verwenden. Die bessern derselben bleiben in Paris, die geringern werden in die Provinz geschickt. Jeder Volksdeputirte, der bei der Regierung gut angeschrieben steht, das heißt, der im Sinne der Minister stimmt, bekommt leicht dergleichen Kunstgegenstände für die Stadt oder das Arrondissement, dessen Repräsentant er ist. Daher kommt es denn, daß bereits manche kleine Stadt, welche einen Ministeriellen in die Kammer gesandt, mit Gemälden, Statuen und dergleichen überaus reichlich versehen ist. Natürlich bekommen die Städte und Arrondissements, deren Deputirte zur Opposition gehören, blutwenig, allein da von Zeit zu Zeit die Opposition an's Staatsruder kommt, und ihre Mitglieder ministerielle werden, so gelangen auch sie zu Ansehen und Macht und bekommen ihren Antheil an der jährlichen Vertheilung von Bächeen, Gemälden und Statuen. Im Ganzen wird also nach und nach das Gleichgewicht so ziemlich hergestellt. Allein es ist noch eine Frage, ob die Provinzialstädte sich auch wirklich bereichern durch die ihnen zugetheilten Kunstwerke, und ob es für die Kunst ersprießlich ist, daß jährlich eine so große Menge von Kunstprodukten angekauft wird. Daß es für die Künstler ersprießlich ist, leidet keinen Zweifel; nur fallen die Bestellungen nicht immer auf die würdigsten, und die Künstler gewöhnen sich dabei, zur Intrigue ihre Zuflucht zu nehmen, um desto leichter zu ihrem Zwecke zu gelangen. Auf die jetzige Kunstausstellung werde ich das nächstemal zurückkommen, da sie Stoff zu manchen Betrachtungen bietet, aber auch genau besehen werden muß, was bei einer solchen Menge von Kunstwerken sich wahrlich nicht an einem oder zwei Tagen thun läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 85.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 9. April 1839.

Rousseau, des Grams Apostel, der die Macht
Der Leidenschaft verklärt zum Zauberbilde,
Und mächt'gen Wohllaut lockt aus Schmerzensnacht —

Byron.
Childe Harold.

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Der Umgangston in Chambery ist weit besser und die Gesellschaft steht hier überhaupt weit höher, als sich Mancher von der kleinen Hauptstadt des armen Savoyens vorstellen mag. Wesentlich trägt dazu bei die Liebenswürdigkeit einer Menge schöner Frauen, denen es wohl bei der klösterlichen Erziehung in ihrer Jugend an vielseitiger und bestechender Bildung fehlt, die dies aber reichlich ersetzen durch nicht alternde Anmuth und erquickende Gastlichkeit. Ausgezeichnet sind sie in aller Küchenwissenschaft und Kunst, ja sie haben es darin zu einem Grad von Vollendung und Raffinement gebracht, der viel zum Behagen ihrer Männer beiträgt, die, wie alle Savoyarden, für große Gutschmecker und Vielschmecker gelten können. Die Experimentalchemie der Küche, welche sie leiten und lehren, thut jedoch ihrem feinen Geschmack in Putz und Schmuck, in Tanz und galanter Conversation keineswegs Eintrag. — Noch ein anderes gutes Element der Gesellschaft sind die Offiziere der Garnison, die viel Bildung und guten Ton zeigen, wie denn das sardinische Militär überhaupt durch Eleganz, kriegerische Haltung und guten Unterricht jezt vorzuglich genannt werden muß. — Die Geistlichen haben in Chambery großen Einfluß auf die Gesellschaft, der aber nicht stört, da an diesen Männern gewöhnlich vielseitiger Unterricht und ein verständiges Eingehen in die gesellschaftlichen Zustände gerühmt werden muß. Sie haben in dieser Beziehung etwas von den ehemaligen französischen Abbé's, ohne daß man ihnen deren sittliche Zweideutigkeit vorwerfen könnte.

Durch die Mischung guter Gesellschafts- und Bildungselemente wird es begreiflich, daß Einwohner der kleinen Stadt Chambery selbst in der französischen Literatur bedeutende Stellen einnehmen: so W. Fichet, der 1467 Rector der Universität von Paris war und sehr viel zu der Einführung der Buchdruckerkunst in dieser Stadt beitrug und außerdem an der Universität eine bessere Rhetorik einführte; ferner Vaugelas, der wesentlich an der Feststellung der französischen Sprache arbeitete, Saint-Real, dem die bessere Bearbeitnng der Geschichte viel zu danken hat, ferner Ducis, der Chemiker Berthollet und in der neuesten Zeit Le Maistre, neben einigen guten Schriftstellern und Dichterinnen in Chambery.

Fugen wir dem bei, daß J. J. Rousseau hier mehrere Jahre lang lebte und auch die Gesellschaft Chamberys sehr hoch hielt. Ein Spaziergang nach den Charmettes, wo er mit Mama haushielt, ist allen Freunden schöner Naturstellen zu empfehlen, wenn sie sich auch für Jean-

Digitized by Google

Jacques ſelbſt nicht enthuſiasmiren können. Die Zeit der Ueberſchätzung dieſes Schriftſtellers iſt lange vorüber; aber bei dem jetzigen armſeligen Zuſtand der franzöſiſchen Literatur und ihrer traurigen Ausartung erhält Rouſſeau neue Bedeutung und Größe. Es iſt die Zeit gekommen, wo wir die warme und doch reine Färbung ſeiner Sprache, ſeine glühende, leidenſchaftliche, aber weit über alle Uebertreibung und über alles Unedle erhabene Imagination zurückwünſchen müſſen. Ein in der Form modifizirter und dem Jahr 1839 angepaßter Jean-Jacques thäte jezt ſehr Noth, um die franzöſiſche Literatur aus dem Schmutz zu ziehen, in den ſie verſunken iſt.

Rouſſeau hat ſein ganzes Leben hindurch mit Freude und Rührung an den ländlichen Aufenthalt in Charmettes zurückgedacht, und noch wenige Jahre vor ſeinem Tod ſchrieb er: „Seitdem ich mich eigentlich wider meinen Willen in die Welt geſtürzt hatte, ſehnte ich mich täglich nach meinen lieben Charmettes und meinem dortigen angenehmen Leben zurück. Ich fühlte es immer mehr, ich war nur für die Zurückgezogenheit auf dem Land geboren, und anderwärts konnte ich nicht glücklich ſeyn. So war es mir zu Venedig im Lauf von Staatsgeſchäften, in einer Art von Repräſentation, in meinen ſtolzen Avancementsprojekten, ſo war es mir in Paris im Strudel der großen Welt und der Geſellſchaft, bei den feinen Genüſſen der Soupers, beim Glanz der Theater, im Dunſt des Ruhm's. Immer dachte und ſehnte ich mich in meine Gebüſche, an meine Bäche und auf meine einſamen Spaziergänge zurück, und die Erinnerung daran machte mich zerſtreut und traurig, ja ich ſehnte mich manchmal mit Seufzen an jene Stellen.“ Die ganze Umgegend mit ihren Häuſern, Gärten, Wieſen und Weinbergen heißt wegen ihrer reizenden Lage Charmettes und gehörte ehemals der alten ſavoyiſchen, vielfach ausgezeichneten Grafenfamilie Conzié, aus der Franz von Conzié 1132 als Patriarch von Conſtantinopel ſtarb, und Peter früher ſchon (1413) als Geſandter beim Kaiſer Sigismund die Erhebung der Grafſchaft Savoyen, eines kaiſerlichen Lehens, zum Herzogthum betrieben und erwirkt hatte.

Das Haus, wo die galante, gutmüthige Madame Warens mit dem jungen Rouſſeau wohnte, liegt rechts vom Weg. Für 1660, wo es erbaut wurde und wo die damaligen Beſitzer, die Herren von Noiret, ihr Wappen daran aushauen ließen, iſt es ziemlich wohnlich und regelmäßig, mit hohem, ſteilem Schieferdach. Sein altväteriſches Ausſehen paßt gut zu der blühend reizenden Gegend. Im Innern iſt es zwar nicht freundlich, ja es iſt ſogar durch die Zeit und die ſavoyiſche Art ſchwarz und ſchmutzig geworden, aber Madame Warens muß da mit ihrem Liebling genug Platz gehabt haben. Ihr Zimmer nach dem Garten war, wie billig, das ſchönſte, hellſte und geräumigſte; auch war Jean-Jacques Stube über der Hausthür nach dem Hof zu ganz nahe dabei und nur durch einen ſchmalen Corridor von dem übrigen getrennt. Bei angelegten Thüren konnte Mama leicht mit ihm koſen. Fünf-und-funfzig Jahre ſpäter, in der franzöſiſchen Revolution, deren Windsbraus auch bald Savoyen ergriffen hatte, ließ der berüchtigte Hérault de Séchelles, Commiſſär des Convents, einige Verſe an dem Haus anbringen, die früher Frau v. Epinay, Rouſſeaus Geliebte, auf ihn gemacht hatte, und die ihn durchaus richtig und gut bezeichnen.

Réduit par Jean-Jacques habité,
Tu me rappelles son génie,
Sa solitude, sa fierté,
Et ses malheurs et sa folie.

À la gloire, à la vérité
Il osa consacrer sa vie,
Et fut toujours persécuté
Ou par lui-même, ou par l'envie.

Im Haus zeigt jezt eine alte ſchmutzige Frau deſſen Lokalitäten, präſentirt auch den Fremden das Album zum Einſchreiben, wenn es beliebt, und deutet auf ein ſchlechtes, abgeſchmacktes Kniestück Rouſſeaus, nach einem bekannten Kupferſtich, und darunter die wahre Stelle aus Lacretelles Geſchichte Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert: „Der Name eines Schriftſtellers, der ſo mächtig und erhebend auf die Gemüther wirkte, gehört der Geſchichte an. Bei ihm aber kommt ſie ſelbſt aus ihrer Ruhe, denn bald muß ſie ihn bewundern, bald beklagen, bald ſegnen, bald verdammen.“

(Fortſetzung folgt.)

Die Wachskerze.

(Fortſetzung.)

Als es Nacht wurde, ſtieg ich unter Vorſchreiten Martins, der ein Licht hielt, eine Treppe hinauf und fand ein wohleingerichtetes Schlafzimmer. Der Bär ſezte das Licht auf ein Tiſchchen neben dem Bett und blieb dann an der Thüre ſtehen, wie es ſchien, um mich zu entkleiden. Doch dieſes Experiment hatte ich nicht Luſt, von dieſen Händen vornehmen zu laſſen. Auf meinen Wink entfernte ſich daher Martin, unwillig brummend, nachdem er vorher Schlafrock und Pantoffeln auf einen Stuhl zurecht gelegt hatte.

Mein Zuſtand, als ich mich allein ſah, war ganz der, deſſen ich aus meinen Kinderjahren mich erinnere, wenn man mir ein recht ſeltſames Mährchen vorerzählt. Auf die eigenthümlichſte Weiſe aufgeregt, hatte ich Mühe,

Digitized by Google

die Erlebnisse dieses wundersamen Tages in gehöriger Folge zusammenzustellen; zu dem Ende besann ich mich auf meine Auswanderung aus dem Gasthofe am Morgen, auf die Einzelnheiten meiner Fußreise und endlich auf die keineswegs abenteuerlichen Gespräche mit dem Grafen, die wir noch eben geführt hatten. Mit diesem Gewohnten setzte ich nun das Ungewohnte in Verbindung, und nach und nach gelang es mir, auf diesem Wege zu einiger Ruhe zu kommen. Ich legte mich nieder, aber der Schlaf, der mich befiel, war unruhig, wie er bei erregtem Blute zu seyn pflegt. Oefters aufwachend, sah ich aus meinem Fenster die Gegend im hellen Mondglanze hingebreitet; ich stand auf, um Luft zu schöpfen. Es herrschte eine solche Ruhe in der Schöpfung, daß kein Blatt sich regte; nur ganz aus der Ferne rauschte ein Gebirgswasser. Die schroffen Abhänge der Pyrenäen an dieser Stelle, die eigenthümliche Bildung des schönen Thals von Jéret hoben sich im weißen Lichte des Mondes in malerischen Massen auseinander; ein südlicher Himmel breitete sich in seiner vollen Pracht und durchsichtigen Klarheit über dieses schöne Panorama kühner und gewaltiger Formen.

Aus meinen Betrachtungen wurde ich durch das Aufschließen einer Thüre in dem Gange unter mir gestört. Dieser Ton, ich muß es gestehen, rief wiederum meine Zweifel wach. Wenn dieser sonderbare Graf im Gefolge seiner Bestien kommt, dich zu morden, welche Waffe hast du ihm entgegenzusetzen? Keine, und in dieser abgeschlossenen Gegend ist jede Hülfe fern. Ich sah im Geiste die Thür geöffnet, den gespenstischen Grafen hineinstürzend und hinter ihm einen hungrigen Troß Geier, Bären, Wölfe, nach meinem Blute durstend. Ich horchte: die Tritte verloren sich im Gange und Alles wurde wieder still. Bald darauf jedoch tönte ein winselnder Wehelaut herauf, dann stärker, wie ein Schrei, von dem ich nicht unterscheiden konnte, ob er aus menschlicher oder thierischer Brust kam. Damit stand plötzlich die längstvergessene Schauderscene meiner Kindheit vor mir. In demselben Moment wurde es mir klar, daß der Graf Sainte-Croix Niemand anders als der Doktor Typhon war. Ich wußte es so deutlich, als hätte Jemand mir den Namen in's Ohr gerufen. Das Antlitz mit den kleinen, durchdringenden Augen, der haarlose Schädel, die gebogene Nase und der Mund mit seinem halb boshaften, halb freundlich schalkhaften Lächeln — Alles zeigte mir auf's Deutlichste den Mann, den ich, eines Mordes angeklagt, vor dem Gericht meiner Vaterstadt hatte stehen sehen, nur um zwanzig Jahre gealtert, die einst so lange, hagere Gestalt gebeugt, das Antlitz in Runzeln gelegt. Aber was machte der Doktor Typhon hier im Gebirge? Nur zu gewiß war es, daß er hier in gänzlicher Abgeschiedenheit seine grausamen Forschungen fortsezte, hier, wo kein Kriminalhof ihn mit lästigen Anklagen störte, hier, wo keine geschwätzige Nachbarin seine nächtlichen Greuelthaten ausforschte und herumtrug.

In Folge dieser Gedanken war ich nicht mehr im Stande, meine frühere Ruhe zu behaupten. Ich wollte fort, ich wollte dieses Haus verlassen; dann aber trieb mich wieder eine seltsame, dem Arzte angehörende Neugier, zu erforschen, was denn an den so verschrieenen Versuchen des Doktor Typhon Wahres sey. Ich bedachte in der heftigen Aufregung meines Gemüths nicht, daß gerade diese Sucht nach verbotener Forschung die verderbliche Quelle jener Greuelthaten war, vor denen ich zurückbebte. So im Kampf meiner Gefühle kam der Morgen heran, und ich konnte nun das Haus, ohne daß mein Wirth davon Kenntniß erhielt, nicht verlassen.

Um die achte Stunde des Morgens wurde an meine Thüre gellopft, und der Graf, oder, wie ich ihn jezt nennen will, der Doktor Typhon, trat herein, gefolgt von dem Bären des gestrigen Abends, der mein Frühstück brachte. Nach der Entfernung dieses zottigen Pagen druckte ich den Entschluß aus, meine Reise fortzusetzen. „Nicht früher, mein Herr, wenn ich bitten darf," sagte der Doktor, indem er meine Hand ergriff und sie freundschaftlich druckte, „als bis ich Ihnen meine kleine Anstalt werde gezeigt haben. Der Zufall hat Sie in diesen vergessenen Winkel der Erde geführt. Sie sollen ihn nicht ohne Nutzen wieder verlassen. Folgen Sie mir."

Mein Herz schlug heftig bei diesen Worten, doch gab ich mir Ruhe, meine Aufregung zu verstecken. Wir stiegen die Treppe hinab und betraten den Gang, wo ich gestern die Tritte gehört. Am Ende desselben öffnete der Doktor eine Thüre, und wir befanden uns in einem kleinen Vorgemache. „Hier," sagte mein Führer zu mir, „muß ich Sie bitten, Ihre Schuhe abzulegen und diese Filzpantoffeln dafür zu wählen. Ihr Tritt wird alsdann das möglichst wenigste Geräusch machen. An dem Orte, wohin wir jezt gelangen, ist die größte Stille unverbrüchliches Gesetz."

Ich folgte dem Gebote, und nun schloß der Alte mit der größten Behutsamkeit einen schmalen Eingang auf und schob mich hinein, indem er mir selbst auf dem Fuße folgte. Eine tropische Wärme wehte mir entgegen. Ich erblickte an der Wand hin in bettenartigen Gestellen gegen zwanzig Thiere, meistens Bären, Rehe, wilde Gebirgsziegen und Adler. Auf den ersten Anblick hielt ich sie sämmtlich für todt, denn keine auch noch so leise Regung war zu bemerken. Erst bei genauerer Besichtigung sah ich, daß sie durch überall hin vertheilte künstliche Bande in diesen unbeweglichen Zustand versezt worden waren. Mein Führer zeigte mit einem stummen Winke auf den Kopf dieser gefesselten Geschöpfe, und ich ward eine dünne Röhre gewahr, die in dem Schädel jedes Thieres steckte.

Digitized by Google

Wir gingen in ein Nebengemach, und hier war es, wo das widerstrebende Gefühl von Neugier und Scheu in Entsetzen überging. Ich fand, wie dort Thiere, so hier Kinder, funf an der Zahl, angeschmiedet, und dicht über ihren blassen, sterbenden Gesichtern ragten die feinen, metallenen Röhren hervor, wie eben so viele glühende lange Nadeln, die man ihnen in's Gehirn gebohrt. Meine Nerven erbebten, ich mußte die Augen bedecken, und indem ich einige Schritte zurückwankte, vergoß ich einen Strom von Thränen. Aber im nächsten Augenblick erfaßte mich Erbitterung und Wuth gegen den entsetzlichen Frevler. Auf ihn losstürzend, ihn an der Brust fassend, schrie ich ihn an: „Entsetzlicher! wer gab dir Macht über diese armen Unglücklichen?" Der Doctor machte, unfähig zu sprechen, eine Bewegung mit der Hand, mir den Mund zu verschließen; als dieses nicht gelang, zerrte er mich mit aller Kraft aus dem Gemach heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Merz.

(Fortsetzung.)

Bibliothekwesen.

Abgesehen von den Ankäufen im Namen des Staats, werden zahlreiche Künstler durch die großartigen historischen Galerien des Versailler Schlosses, an welchen Ludwig Philipp, der Stifter derselben, beständig fortarbeiten läßt, beschäftigt; ferner werden mehrere neu erbaute Kirchen mit Kunstgegenständen fast überladen. Der Verschönerungen in der Stadt werden auch jährlich neue beschlossen und nach und nach ausgeführt. Einige Anstalten werden allmählig so bedeutend, daß man nicht absieht, was zuletzt aus ihnen werden wird; so z. B. die Galerie von Gemälden der lebenden Künstler in dem sogenannten Luxemburger Palaste. Da jährlich neue Gemälde hinzukommen, so muß natürlich die Galerie bald zu klein werden, um sie alle zu fassen. Nun hat man freilich die etwas sonderbare Veranstaltung getroffen, daß, wenn der Künstler stirbt, seine Gemälde in die große Galerie des Museums im Louvre gebracht werden; dadurch wird aber die Verlegenheit nicht gemindert; denn so muß natürlich das Louvre bald zu klein werden. Es steckt schon ganz voll von Kunstsachen, und wenn nicht neue Gebäude an dasselbe gereiht werden, so wird es schon in Zeit von vier Jahren nicht mehr hinreichen. Dieselbe Verlegenheit, vielleicht in noch größerem Maße, äußert sich bei der königlichen Bibliothek. Es erscheinen in Frankreich jährlich ungefähr 6000 neue Bücher und Schriften aller Art, von welchen ein Exemplar an die Bibliothek abgegeben werden muß. Außer diesem Zuwachse bekommt sie vieles vom Auslande und kauft eine Menge von Büchern und Handschriften an. Ebenso verfährt sie mit den Antiken und Kupferstichen, deren Sammlungen auch zur Bibliothek gehören. Der Zuwachs steigt so bedeutend, daß es bereits an Raum gebricht und immer mehr gebrechen muß. Was soll nun zuletzt aus dieser ungeheuern Anstalt werden, und wer vermag dieselbe zu lenken? Seit der französischen Revolution war die Einrichtung so, daß jedes der vier Departements, aus welchen die königliche Bibliothek besteht, nämlich Drucksachen, Handschriften, Antiken und Kupferstiche, zwei Conservatoren zu Vorstehern hatte, denen in der neuern Zeit Gehülfen oder conservateurs adjoints beigegeben waren. Die acht Conservatoren bildeten einen Rath unter dem Namen Conservatoire. Dieses Collegium traf alle nöthigen Verfügungen zur Verwaltung der Anstalt, und stand mit dem Minister des Innern, als seinem Oberhaupte, dessen Bestätigung zu seinen Beschlüssen nöthig war, in Verbindung. Bis zur Restauration ging Alles recht gut; aber nun entdeckte man allmählig Mißbräuche in der Verwaltung, welche daher rührten, daß die Herrn Conservatoren sich einander Manches zugaben und vor dem Auge des Oberhauptes verbargen. Daher entstand denn der Gedanke bei der Regierung, der großen Anstalt einen Vorsteher zu geben, welcher dieselbe näher bewachte und auch dem Minister manchen kleinlichen Zwiespalt, manche langweilige Correspondenz, manche geringfügige Untersuchung ersparte. Auch fehlte es nicht an Leuten, denen solch eine Direktorstelle sehr gut angestanden hätte, und die auch wirklich darum nachsuchten. Indessen Alles wohl bedacht, ließ man es beim Alten. Eine solche Stelle erforderte einen ansehnlichen Gehalt, und diesen ließ man lieber der Bibliothek selbst zufließen. Auch ist es für das Publikum nützlicher, wenn einige Gehülfen mehr an der Bibliothek angestellt werden, um es schneller zu bedienen, als wenn ein Direktor da ist, der dem Publikum nichts nützt. Man hielt es aber für gut, das Bibliothekwesen dem Minister des Innern abzunehmen und es dem Minister des Unterrichtswesens zu übergeben. Salvandy, der letzte Minister dieses Faches, war jedoch des vielen kleinlichen Haders müde, und wollte zu guter Letzt einen Direktor anstellen, ernannte auch wirklich den ehemaligen Präfekten und jetzigen Staatsrath Dünoyer dazu, mit einem Gehalte von 18,000 Fr. Um diese neuen Kosten nicht der Bibliothek oder dem Staate zur Last zu legen, wollte er allmählig die Zahl der Conservatoren vermindern, und nur einen für jedes der vier Fächer bestehen lassen. Aber mit der königlichen Ordonnanz, welche er deßhalb erließ, kam er übel an; denn sämmtliche Conservatoren protestirten gegen dieselbe, da sie einem während der republikanischen Regierung gegebenen Gesetze über die Einrichtung der Bibliothek zuwider sey, und wandten sich sogar an den Staatsrath, um von demselben die königliche Ordonnanz kassiren zu lassen. Da nun wenige Tage darauf das ganze Ministerium abtrat, so wird Salvandys Nachfolger wohl die angefochtene königliche Ordonnanz auf sich beruhen lassen, und im Ganzen die jetzige Einrichtung beibehalten, obschon sie sicher mehrerer Verbesserungen bedarf. Indessen nun der Minister der Bibliothek einen Obervorsteher aufdringen wollte, schien das Museum der Naturgeschichte im Pflanzengarten mit einer ähnlichen Bescheerung bedroht, und wahrscheinlich wartete man bloß den Erfolg der königlichen Ordonnanz hinsichtlich der Bibliothek ab, um auch jene Anstalt mit einem reichlich besoldeten Generaldirektor zu beschenken. Das naturhistorische Museum hat eine ähnliche Einrichtung wie die Bibliothek. Auch hier berathen sich die Conservatoren oder Administratoren zusammen und legen ihre Beschlüsse dem Minister zur Entscheidung vor. Es fehlt auch hier nicht an Mißbräuchen; man meint aber, daß sie durch die Ernennung eines Obervorstehers eher wachsen als abnehmen würden. Denn dann würde die Gunst des Chefs, namentlich, wenn er kein Gelehrter wäre, manche schlechte und der Wissenschaft nachtheilige Verfügung bewirken können.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 86.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 10. April 1839.

Ich hatte selbst oft grillenhafte Stunden,
Doch solchen Trieb hab' ich noch nie empfunden.

Goethe.

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Ich folgte dem Doktor, fest entschlossen, ihn mit meinen Händen zu erdrosseln. Er sah meine zitternden Lippen, meine rollenden Augen, und suchte sich mit scheuen Blicken dem eisernen Griff meiner Rechten, mit der ich ihn an der Schulter hielt, zu entziehen. So mehr von mir geschleppt, als selbst gehend, erreichte er durch den langen Gang sein Schreibezimmer; hier warf ich ihn, schaudernd vor Ingrimm und Entsetzen, in den Lehnstuhl, daß die rothen Wellen seines Morgenrocks über das fleischlose Gerippe zusammenschlugen. „Jezt vertheidige dich, Unmensch," rief ich athemlos, „wenn es dir möglich ist! Doch halt, das Erste und Nothwendigste ist, daß wir die unglücklichen Opfer befreien." Ich wollte der Thür zueilen, doch er hielt mich mit aller Gewalt, die ihm noch geblieben, am Rock zurück. „Wohin?" rief er. „Was wollen Sie beginnen? Sie sind wahnsinnig! Gerade jeder Versuch, den Sie mit ungeschickten Händen anstellen, die Kinder zu retten, muß sie tödten. Bleiben Sie, hören Sie mich an; gewinnen Sie Ihre Fassung wieder. Wenn Sie es nicht meinetwegen thun, so geschehe es jener Knaben wegen, deren Anblick eine mir so unerklärliche Wirkung auf Sie hervorgebracht." — „Gut!" rief ich höhnend, „reden Sie, und dann machen Sie sich gefaßt, die Strafe Ihrer Greuel zu empfangen."

Des Doktors Antlitz verzog sich in ein widerwärtiges Lächeln. Er sah mich von oben bis unten an und sagte: „Ihre Drohung macht keine Wirkung auch mich. Sie sind jung und Ihr Körperbau ist kräftig; Mann gegen Mann können Sie leicht über mich schwachen Greis siegen; allein ein Ruf dieser kleinen Pfeife schafft mir ein Hülfscorps, gegen das ein halbes Dutzend Männer wie Sie nichts auszurichten vermöchten. Also beruhigen Sie sich. Lassen Sie die Vernunft, dieses köstliche Erbtheil unseres Geschlechts, von dem ich eine geringe Gabe auch den Thieren mitzutheilen trachte, zwischen uns entscheiden. Oder spreche ich zu einem jener vernunftlosen Elenden, jener unter das Thier sich herabwürdigenden Fanatiker, die, ihren Stumpfsinn hinter abgeschmackte Gesetze der Moral und sogenannten Menschlichkeit versteckend, die wahren Widersacher und Feinde des Fortschrittes der Wissenschaft und des Glücks der Menschen sind?" — „Wie?" rief ich, von einem neuen Schauder ergriffen, „und Sie wagen es, von Glück der Menschen zu sprechen, wenn Sie jammervollen Eltern ihre Kinder rauben, um Sie unter Martern hinzurichten?" — „Diese Kinder," entgegnete er ruhig, „sind mir von ihren Eltern verkauft worden; sie sind mein wohlerworbenes Eigenthum, und sehr

Digitized by Google

wahrscheinlich wäre ein kläglicher Tod oder ein unwürdiges Leben ihr Loos gewesen, wenn sie nicht in meinen Besitz gekommen wären."

Ich wendete mich ab und Thränen benezten von Neuem mein Auge. Der Doktor erhob sich langsam, und vor mich hintretend, versuchte er es, begütigend meine Hand zu drücken, die ich ihm entzog. „Sie sind ein Arzt," nahm er nach einer Weile das Wort; „haben Sie nie das Bedürfniß gefühlt, den Schleier der Isis zu lüften?" Ein Gefühl der Beschämung übermannte mich, ich gedachte meiner sträflichen Neugier von heute Morgen, und in diesem Moment erschien mir mein Beruf wahrhaft hassenswerth. „Antworten Sie mir," rief er mit einer ernsten, fast feierlichen Stimme: „haben Sie nie die Qual unbefriedigten Wissens gefühlt? Hat dieser Skorpion nie an Ihrem Herzen genagt? Haben Sie nie in einsamen Nächten, brütend über der einsamen Lampe, bis zum Aeußersten gepeinigt durch die gierigen Geister des Wissens, den gekrümmten Finger erhoben, um an irgend eine uns verschlossene Thüre zu pochen?" — Ich schüttelte das Haupt. — „Dann sind Sie auch kein Arzt," rief er heftig; „dann ziehen Sie den Priesterrock aus, der Sie der ewigen, unergründlichen Göttin weiht; Sie sind ihres Dienstes nicht werth. Die Menschheit hat von Ihnen nichts zu hoffen."

Er kehrte mir mit der Miene der äußersten Verachtung den Rücken und nahm wieder seinen Platz im Lehnstuhl ein. Eine lange Pause verging, ohne daß Einer von uns die Lust oder den Muth hatte, das Wort zu nehmen. Eine drückende Atmosphäre beklemmte meine Brust. Ich kämpfte mit mir, ob ich die angebotenen Aufklärungen anhören oder sogleich dieses Haus verlassen solle. Mein Wirth ließ mir keine Wahl; als ich den Blick erhob, sah ich ihn in einer Art von Ecstase, das Haupt zurückgeworfen, auf seinem Lehnsessel ruhen, und hörte ihn zugleich wie im Traume die Worte ausstoßen: „Ich habe sie empfunden, diese Qual; ich habe alle Gradationen des grubelnden Zweifels durchgemacht, bis ich jezt auf der lezten und äußersten Stufe angelangt bin. Und hab' ich erlangt, wonach ich strebte? Weiß ich nun, wo der Teufel seinen Sitz hat, der uns ewig versucht und ewig in die Irre führt?"

Ich sprang auf und legte die Hand auf seine Schulter: „Sie wissen es nicht, Sie werden es nie erfahren. Dieser Teufel ist der vermessenste und tückischste von allen: es ist der Dämon des Gott versuchenden Stolzes." Mit milderer Stimme sezte ich hinzu: „Sehen Sie jezt, daß es eine Grenze gibt, über die wir nicht schreiten dürfen?"

(Fortsezung folgt.)

Bilder aus Savoyen.

(Fortsezung.)

In dem kleinen Garten hinter dem Haus stand Rousseaus komisches Observatorium, von dem er selbst mit vieler Laune erzählt: „Ich hatte ein Himmelsplanisphär gekauft, mit dessen Hülfe ich die Sternbilder studiren wollte. Deßhalb nagelte ich die Karte auf ein Brett, und wenn des Nachts der Himmel heiter und rein war, ging ich in den Garten, legte mein Brett auf vier dünne Pfähle von meiner Höhe, die ich zu diesem Zweck eingerammt hatte, und die Karte nach Innen gewendet darauf. Ich selbst aber stellte mich in die Mitte zwischen die vier Pfähle und suchte mit einem langen Tubus am Himmel die auf der Karte angegebenen Constellationen und Sterne. Um das Licht vor dem Wind zu schützen, stellte ich es in einen Eimer. Vom Weg aus konnte man Alles sehen, was im Garten vorging, so denn auch mich und meine Studien. Einmal waren Bauern aus der Umgegend spät aus der Stadt nach Haus gegangen. Sie erblickten mich in meinem wunderlichen Aufzug, den sie natürlich nicht begreifen konnten. Sie wußten nicht, woher der auf die Karte fallende helle Schein kam, denn der Eimer barg ihnen das Licht. Die vier Pfähle, das große runde, mit räthselhaften Figuren bemalte Papier, das Hin- und Herbewegen meines Tubus, alles dies zusammengenommen, gab der Sache etwas Wunderbares und Schauerliches. Dazu meine sonderbare Kleidung, ein herabhängender Hut auf der Nachtmütze, ein watirter Weiberüberrock, den mir Mama aufgedrungen hatte: dies gab mir das Ansehen eines Zauberers, und für einen solchen hielten mich auch die Leute. Ueberdies war es gerade gegen Mitternacht; Alles dies überzeugte sie, hier werde Zauberei getrieben. Es wurde ihnen unheimlich zu Muth und sie machten sich schnell aus dem Staub, weckten ihre Nachbarn, erzählten und beschworen ihnen, was sie gesehen, und das Gerücht verbreitete sich so schnell, daß schon am folgenden Morgen die ganze Umgegend voll davon war. Gott weiß, was daraus entstanden wäre, wenn nicht noch an demselben Tag die Bauern, die mich gesehen, eine Klage bei den Jesuiten in Chambery gegen den Zauberer angebracht hätten. Zwei derselben, die bei uns aus- und eingingen, redeten es ihnen gleich aus, noch ehe sie uns gesprochen, nur konnten sie nicht begreifen, wie die Sache eigentlich zusammenhänge. Später erzählten sie uns die Geschichte, ich erklärte ihnen Alles, und wir lachten herzlich darüber. Indessen wurde doch beschlossen, daß ich künftig ohne Licht observiren und die Sternkarte im Haus studiren solle."

Digitized by Google

Die Charmettes sind ein einfacher Landsitz, voll Schönheit, Naturreiz und Anmuth, ohne allen Schmuck der Kunst. Er mußte den glühenden, liebenden und von aller Naturschönheit begeisterten jungen Rousseau entzücken. Wie ganz anders war jener Landsitz, wo der alte, lebensmüde Jean-Jacques seine Tage beschloß! Ich meine Ermenonville bei Paris mit all seinem affektirten Schnickschnack, seinem Tempel der Philosophie, seiner arkadischen Wiese, seinem Altar der Rêverie und seinem Thurm Gabrielens. Dort gibt es künstliche Felsen, aus numerirten Steinen zusammengesezt, Gänsefuß-Springwasser, Plätze feingezirkelten englischen Rasens, Sandwege von allen Farben, Buchsbäume von den barockſten Formen und steinerne Drachen, Chinesen, Pagoden und Ungeheuer aller Art.

In den wenigen Tagen meines Aufenthalts in Chambery ist mir in Beziehung auf öffentliche Zustände Manches günstig und Vorurtheile berichtigend aufgefallen. Zuerst eine treffliche Polizei, die in Beziehung auf Ordnung, Reinlichkeit und gesunde Nahrungsmittel die strengste Aufmerksamkeit anwendet, und in Brod, Fleisch, Fischen u. s. w. nicht das Geringste hingehen läßt. Die Literaturpolizei ist hingegen viel nachsichtiger, als ich früher glaubte. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich bei einem Buchhändler unter den Arkaden der Boignestraße Lamennais Schriften, seine paroles d'un croyant neben seinem Livre du peuple ausstehen sah. Auf meine Verwunderung antwortete mir der Buchhändler, dergleichen Bücher seyen in Savoyen nicht mehr gefährlich; man lese sie der schönen Sprache wegen, sey aber weit davon entfernt, die politischen und religiösen Grundsätze zu billigen. Glückliches Volk! Auch hinsichtlich der Fremden soll die Regierung hier sehr human seyn. Die Kinder aus der Schule kommen zu sehen, ist ein wahres Vergnügen, so sittlich gehen sie hier neben einander, immer zwei und zwei, heiter und froh, und natürlich mit einander kosend. Ich dachte an die Gassenbuben im protestantischen Genf, das sich selbst so hoch in der Civilisation über Savoyen stellt.

Gleich Anfangs fiel mir das Militär durch seine tüchtige Haltung, seine geschmackvolle und reinliche Kleidung, durch seine schöne Bewaffnung auf. Später, als ich es exerziren sah, gewann es mich noch mehr. Ich habe jezt die günstigste Meinung davon, nachdem ich über Bildung und Unterricht der Offiziere und Unteroffiziere Manches vernommen, was meine aus Frankreich mitgebrachten ungünstigen Vorurtheile von diesem Militär verdrängt hat. Soviel ist gewiß, wenn man hieher kommt von Lyon, wo das rothhosige und weißkamaschige Militär, kleinen, verkrüppelten Schlags, durchaus keine militärische Haltung hat, so fällt Einem das sardinische sehr günstig und versprechend auf.

Die jetzige Regierung arbeitet auch eifrig an dem Emporbringen des so lange versäumten, abgeschiedenen Savoyens durch treffliche Straßen, Brücken, Wasserbauten und Dampfboote. So denkt sie jezt daran, Chambery durch Kunst zur Seestadt zu machen, was sie früher wohl von Natur war, und durch Dampfschifffahrt mit dem mittelländischen Meere in Verbindung zu sezen. Die Sache wird auch hoffentlich in einigen Jahren bewerkstelligt seyn, denn es handelt sich nur davon, den schon bestehenden, von Chambery in den Bourgetsee strömenden Kanal neben der Aisse weiter und für Dampfschiffe zugänglich zu machen. Dann können die von Lyon über Seyssel in diesen See kommenden Fahrzeuge bis Chambery hinauffahren, ihre Ladung an Waaren und Reisenden einnehmen und damit über den See und seinen Kanal die Rhone hinunter nach Lyon gehen, oder hinauf zum Leman, wenn einmal der großartige Plan der Schiffbarmachung der obern Rhone von Seyssel bis Genf in's Werk gesezt wird oder eine Eisenbahn an die Stelle des Kanals tritt. — Das nächste Mal von Aix.

(Schluß des ersten Briefs.)

Moden.

Die Pariser Schneider. Neue Männertrachten.

In ganz Deutschland ist schwerlich eine Stadt von vierfünftausend Einwohnern, in der nicht wenigstens Ein Mann lebte, welcher einmal, sey es in welcher Absicht und Eigenschaft, Paris besucht hat. Wie wir einmal sind, ist eine seiner süßesten Erinnerungen das kitzelnde Gefühl, mit dem er nach dem Abfall des mitgebrachten hyperboräischen Puppengehäuses sich zum ersten Mal im Leben als ein wahrer, ein höherer Mensch, gleichsam als geflügeltes Insekt ausstaffirt sah. Wie bequem sich Alles umhergießt, gleich einer organischen gewachsenen Haut! Und ist es nicht ordentlich, als ob der sanfte Druck der kunstreichen Hülle alle Glieder wie Wachs in elegante Formen schmiegte und sie von selbst zu zierlichen Bewegungen determinirte? Wie ganz anders zu Hause, wo die unästhetischen Kurven und Ecken des Körpers sich in die Kleider drücken, und der Frack erst dann bequem sizt, wenn es nachgerade Zeit ist, an seinen Thronfolger zu denken! Ein zweiter Lichtpunkt im Leben unseres Pariſers ist die Zeit, wo er die fashionable Montur in der lieben Vaterstadt auf den Faden abtrug. Es thut ihm noch wohl, wenn er daran denkt, wie die Frauenzimmer das Tuch befühlten, die Taille maßen, die Räthserei bewunderten, und sich die hohe Summe, die das Alles gekostet, in Thaler oder Gulden übersetzen ließen. Und wunderbar! der Rock hatte fast eine ewige Jugend und glich unter den Schneidergeburten auf der Scholle dem emigrirten Tanzmeister, der hochbetagt ein Bein zeigt und es sezt wie kein Junger, und bald seit zwei Generationen ein Muster feiner Lebensart ist. Ja, Mancher kann sich nicht entschließen, das benedeite Kleid, in welchem er sich selbst so angenehm war, dem Juden vorzuwerfen; er gibt ihm das Gnadenbrod im Schranke, wie

Digitized by Google

der Krieger der Rüstung, die eine Campagne mit ihm durchgemacht, und dieser Fleck daran erinnert ihn an das köstliche Frühstück bei Very und jener Riß an das kuriose Abenteuer im Palaisroyal oder der grande Chaumière, das er so oft erzählt hat, daß er es selbst glaubt. — Die französischen Provinzialen stehen ganz im selben Verhältniß zu Paris, wie unsere deutschen Zugvögel. Nur macht die größere Tiefe des Deutschen, daß er auch die äußern Vorzüge, die er dort erkauft, ernster würdigt; der hohe Tarif der Künstler erschreckt ihn nicht, und eine „Niaiserie," wie die, welche wir jetzt erzählen wollen, kann nur einem Franzosen begegnen.

Zur Zeit, da Brummel, der König der englischen Fashion und Kamerad des Prinzen von Wales, seine Kleider von Paris bezog, bekam man den herrlichsten Frack für 60 Franks. Derselbe Frack, der vor zehn Jahren 100 Franks kostete, wird jetzt den großen Männern in der Schneiderzunft mit 150 Fr. bezahlt, kurz, der Frack schlägt regelmäßig jährlich um fünf Fr. auf. — Ein neuer Deputirter hatte zu Hause einen eleganten Freund, der zu einer Zeit, als der Frack noch viel wohlfeiler war als jetzt, einen ganz frischen Anzug aus Paris mitgebracht hatte. Dieser sagt ihm vor der Abreise: „In Paris macht das Kleid den Mann. Du sprichst bei den Ministern vor, du kommst in ihre Logen in der Oper, wenn du anders gut stimmst: ein regelrechter Frack darf dir dabei nicht fehlen; ist dein Frack gut conditionirt, so verweilt das Auge des Gouvernements mit Wohlgefallen auf dir, und der Gedanke liegt ganz nahe, wie gut sich ein rothes Band im Knopfloch des hübschen Fracks ausnehmen würde. Ich gebe dir ein paar Worte an meinen Schneider, den ersten in der Hauptstadt." — Dieser Weisung zufolge läßt sich denn der Honorable beim Schneider seines Freundes das Maß nehmen und fragt: „Wie hoch kommt mich der Frack?" — „Hundertfünfzig Franks." — „Was! hundert Thaler für einen einfachen blauen Frack? Ei! da geht wohl etwas ab?" — „Wir handeln nie," erwiderte der Schneider, vornehm lächelnd; „treten Sie gefälligst in unsere Bureaux und lassen Sie sich die Bücher zeigen." — „Bei uns," meinte der Quinze-avril, „bekommt man einen ganzen Anzug für 80 Fr.; freilich kaufe ich das Tuch selber. — Machen Sie mir den Frack, wenn ich das Tuch dazu gebe, so daß ich nur das Macherlohn zu bezahlen habe?" — „Wie es Ihnen gefällig ist; schicken Sie nur Ihr Tuch." — Der Deputirte kauft für 75 Fr. anderthalb Ellen blaues Tuch, schickt es dem Schneider, und dieser bringt ihm drei Tage darauf selbst einen wundervollen Frack. — „Wie viel bin ich schuldig?" — „Wie schon gesagt, 150 Fr." — „Ja, aber Sie wissen wohl nicht mehr, daß ich das Tuch dazu gegeben?" — „Das Tuch! was liegt am Tuch! Wenn ich einen Frack construire, so ist der Zeug völlig Nebensache gegen die Façon, die Ausführung. Ich schlage das Macherlohn zu 150 Fr. an und gebe das Tuch darein."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Schluß.)

Die kleinen Blätter.

Auch im Pflanzengarten hat Salvandys Ordonnanz die Gemüther in Bewegung gesetzt, und man war bereit, die bisherige Verfassung unguibus et rostro zu verfechten. Die kleinen Tageblätter machen sich natürlich hierüber lustig, wie über alles, was in der politischen Welt vorgeht. Eines derselben spottet über den ernannten, aber nicht eingesetzten Bibliothekverwalter Dunoyer, und es sagt, nach der Meinung urtheilsfähiger Leute sey Dunoyer nicht du bois dont on fait les bons administrateurs. Diese Blätter hatten bei den Deputirtenwahlen hinreichenden Stoff, den sie denn auch nach Herzenslust ausgebeutet haben. Natürlich gehören alle diese Blätter zur Opposition, denn sonst hätten sie wenige Leser. Das Charivari hält an die Wähler von Paris eine komische Anrede, die folgendermaßen anhebt: „Pariser Wähler, da wir unter uns sind, so gesteht es nur aufrichtig, ihr seyd im Jahr 1834 herzlich dumm gewesen. Wenn wir euch dies so roh hinsagen, so kommt es daher, weil ihr euch seitdem beinahe gebessert habt. Für einen geistreichen Mann ist es nun aber ein Vergnügen, zu hören, daß er dumm gewesen ist, so wie es einen reichen und glücklichen Mann angenehm kitzelt, wenn man ihn an seine vorige Dürftigkeit erinnert. Dies ist gerade dieselbe Empfindung, als wenn man nach einem kalten Regenschauer die sanften Sonnenstrahlen einsaugt. Dies berechtigt uns, euch zu sagen, daß ihr im Jahr 1834 herzlich dumm gewesen seyd. Erinnert euch an eure sonderbaren Wahlen damals. Paris ist der Mittels und Brennpunkt der Intelligenz, der Sammelplatz der Künste. Paris darf nur durch hochberühmte Männer in der Deputirtenkammer vertreten werden, und nicht durch Leute, die nur innerhalb der Grenzen eines Dorfes bekannt sind. Arago und Lafitte, das geht an; aber, um Gotteswillen, wer kennt Beudin und Locquet außerhalb ihres Arrondissements? Seyd ihr Opponenten, so wählt Odilon Barrot, David, Carnot; seyd ihr Doctrinärs, so nehmt Guizot; seyd ihr ministeriell gesinnt, so haltet euch an Lamartine, oder an einen andern berühmten Mann des Centrums, wenn es einen darin gibt. Aber um des Himmels willen keinen Beudin, keinen Locquet! Wenn der König Minister ernennt, so wählt er keinen Petot, Petot, Jozon oder Dozon, obschon diese Herren ihm wohl anstehen mögen. So wählt denn auch ihr keinen Beudin und keinen Locquet; lieber möchte ich Musard (den Tanzmuster) oder Odry (den Komiker im Variététheater)." Mit den unbekannten Deputirten des Centrums trieben jene Blätter überhaupt vielen Spaß. Es ist ein satirisches Gedicht Moléida erschienen, worin diese Namen komisch zusammengereiht werden.

Neveu du grand Molé, le ministre éternel,
Il promène en baillant son ennui solennel.
Marcillac, Scorbiac, venus de la Garonne,
Avec le bon Saunac tremblent pour la couronne.
Dans un coin retranché là-bas Girod de l'Ain
Encourage Pouillot, Dallos, Clément, Collin.
Pétot, Pinot, Pitot et Gautier d'Hauteserve
Derrière Cornudet se tiennent en reserve etc.

Das Herbste, was aber bei den Wahlen vorgekommen, ist der Einfall, dem berüchtigten Girardin, Herausgeber des ministeriellen Blattes La Presse, den noch berüchtigtern Vidocq zum Konkurrenten zu geben, und von diesem ein Schreiben drucken zu lassen, worin er alle Vergleichung mit seinem Konkurrenten, als seiner Ehre nachtheilig, verbittet. Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 87.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 11. April 1839.

Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!
Goethe.

Gedichte von J. G. Seidl.

Wolkenschatten.

Du sahst wohl oft in deinem Leben
Von einem Berg hinab in's Thal,
Und sahst es ausgebreitet liegen
Wie eine Kart' im Sonnenstrahl.

Hier weißen Punkten gleich im Grünen,
Die Schlösser an der Waldeshöh',
Dort Dörfer wie die Brosambäuflein,
Und wie ein Demanttropf' ein See.

Und wenn die Wolken drüber zogen,
Wie lief es schattend über's Land!
Was erst noch dunkel, war beleuchtet,
Und schwarz, was erst noch blendend stand.

Ein rastlos Zucken und Verschwimmen
Von trüb und hell und hell und trüb,
Daß nicht ein Fleckchen unverfinstert,
Nicht eines unbeschienen blieb.

Wenn du von oben könntest schauen
Herab auf's Leben, wie auf's Thal,
Ich denk', es gäb' ein schönes Bildchen,
Beleuchtet von der Freude Strahl.

Und was wir Schmerzenstage nennen,
Und was dir oft so bitter schien,
Nichts weiter wär' es, als die Schatten
Der Wolken, die — vorüberziehn.

Die Gondel.

Die Nacht liegt über den Wogen,
Der Hafen ist öd und leer;
Von unsichtbarem Leuchtthurm scheint
Als Ampel der Mond in's Meer.

Ein Sohn der Thränen schreitet
Das Ufer hinab und hinan,
Erwartet sehnsuchtsvoll ein Schiff,
Das Schiff kommt aber nicht an.

Da sieht er eine Gondel
Versteckt am äußersten Rand,
Gleich einem Sarge, den der Sturm
Verschlagen vom nahen Strand.

Digitized by Google

Auf's Ruder in schwarzer Gondel
Ein schwarzer Schiffer sich stuzt,
Dem unter'm breiten Hut hervor
Ein funkelnd Auge blizt.

„Was willst du, Sohn der Thränen?"
So spricht er den Harrenden an.
„Du suchst ein Schiff, beschreib' es mir,
„Damit ich dir rathen kann."

„„O lieber Gondoliere,
„„Das Schiff, das sahst du nie;
„„Ich selber sah entzückt es nur
„„In meiner Phantasie.

„„Ein sonnenheller Wimpel,
„„Die Segel lustig entrollt,
„„Und Mast und Bord mit Rosen bekränzt,
„„Und Anker und Tau von Gold!

„„Es trägt den Namen: Friede,
„„Und steuert in's Land der Ruh';
„„O nann erscheinst du, Schiff, und trägst
„„Dem schönen Ziele mich zu?""

Da lächelt der Schiffsmann düster:
„Komm, Sohn der Thränen, steig ein;
„So schwarz auch meine Gondel ist,
„Du wirst geborgen seyn!

„Auch meine Gondel führet
„Zur Ruh' aus stürmischer Fluth;
„Ich führe dich um leichtern Preis,
„Und führe dich eben so gut."

Dem Sohn der Thränen schaudert,
Er zieht den Arm zurück:
„In deine Gondel steig' ich nicht,
„So nahe liegt kein Glück.

„Das Ländchen, dem so voll Ahnung
„Mein Herz entgegenschlägt,
„Liegt ferner, ferner, mein' ich wohl,
„Als deine Gondel trägt!"

Die Wachskerze.

(Fortsezung.)

Der Doktor sah mich mit einem durchbohrenden Blicke seiner finstern Auge an. „Wissen Sie das so bestimmt?" fragte er mit trockenem Spotte. „Freilich, der erste Luftschiffer, der in einem gebrechlichen Kahne sich dem Elemente der Adler vertraute, hörte sich von der armseligen Stimme der in Sicherheit Zurückbleibenden einen Thoren schelten. Der erste Arzt, der einen Leichnam zerschnitt und aus der Tiefe des Todesschachtes den ewigen Lebenskeim hervorholte, mußte, um nicht von der Menge gesteinigt zu werden, seinen heißen, edlen Wissensdurst unter der Gauklermaske eines Priesters verstecken. Ach! wir sind noch immer nicht weiter! Ein Schnitt des Messers mehr, ein unmerkliches Theilchen der Sonde tiefer, und wiederum hören wir das Geschrei des Pöbels seine Lästerungen gegen uns ausstoßen. Was hab' ich Verdammliches gethan? Werden meine Schöpfungen deßhalb mir zum Fluche, weil ich zum Material nicht Marmor, sondern das Fleisch meiner Mitgeschöpfe wählte? Jeden ihnen abgepreßten Seufzer will ich mit dem erhöhten Leben von Millionen bezahlen, aus jedem Blutstropfen keimt eine gesundere, veredelte Generation. Kann sich ein Eroberer, der auch auf zerstückelte Glieder seiner Mitgeschöpfe seinen Thron baut, rühmen, so mit Wucher die geliehenen Kapitalien der Menschheit zurückzuzahlen? Wo ist die Grenze der Rechte des Einzelnen auf seine Umgebung gezogen? Dürfen wir nicht mit einer Anzahl unserer Mitgeschöpfe, als unserer Existenz zugetheilt, frei schalten? Käme wohl jemals eine große Idee in's Leben, wenn der, der sie hervorruft, nicht willentlich grausam und ungerecht handelte? Die Milde ist eine Tugend des Friedens, jeder große Gedanke jedoch ist eine Kriegserklärung gegen die Menge. Welch ein seltsames Ding ist es um das Gewissen eines Arztes! Er kennt nur das, was vor dem Tribunal der Wissenschaft ihn anklagt oder freispricht. Gewohnt, den Tod als seinen unversöhnlichen Feind zu betrachten, verfolgt er ihn unermüdlich bis in die äußerste Faser der Organisation; keine Einbildung, kein Schrecken darf ihn zur Flucht bringen. Von dem Augenblick, wo er die Waffe niederlegt, ist sein übermüthiger Feind Sieger. Was ist ein sogenannter Mord —"

Ich wollte dem Doktor in die Rede fallen, allein er winkte mir Schweigen zu und fuhr eifriger fort: „Ich habe keinen Mord begangen; aber gesezt, ich hätte es, ich würde mich dessen rühmen, wenn ich dadurch ein für alle Zeiten wichtiges Problem gelöst. Ich würde die Gesetze anrufen, mich zu schützen, ich würde sie an ihre Verpflichtung erinnern, die sie übernahmen, als sie sich zum Richter aufwarfen über die geistige Größe und das Maß der Intelligenz aller Zeiten. — Dieses zur Entschuldigung des Weges, den ich einschlug, jezt zu den Resultaten, zu denen ich durch meine Forschungen gelangte und von denen Sie mich hier umgeben sehen. — In den abenteuerlichen Träumen meiner Kindheit erschien mir der menschliche Geist wie ein Baum, der, Anfangs ein schwacher Keim, sich später prächtig entfaltet und seine zahllosen Aeste durch das feinste Geäder des Leibes

Digitized by Google

vertheilt. Ich sah, je nachdem die Fähigkeiten sich entwickelten, den Baum wachsen, und hier und da trieb ein besonders anschwellender Ast sogar die materielle Decke empor. So bei den Organen des Gehirns. Ein Gedanke ist nicht etwas völlig Körperloses; er sezt Körper an, aber wir haben, um diesen Körper zu messen, keinen Maßstab im Raume; doch eine ganze Gedankengeneration, eine Masse unendlich zarter Nervengeister lupft zulezt immer anwachsend die Decke des Gehirns, und wir sehen endlich auf dem Schädel eines Menschen eine greifbare Erhöhung entstehen, die körperliche Kunde gibt von seinen unkörperlichen Gedanken: ein kleines, vom zartesten Knochen aufgebautes Elfenschlößlein, von wo aus die feinen Geisterchen der Intelligenz ihre Wanderung durch die Welt antreten. Und ist denn alles das so sehr auffallend? Muß man ein verstockter Materialist und Gottesleugner seyn, wenn man behauptet, daß die Organe wachsen und sich entwickeln, wie sich die Pflanze entwickelt? Descartes und nach ihm Leibnitz wollten freilich die Sache anders angesehen wissen. Nach ihrer Lehre umfließt das neugeborene Kind schon ein ganz fertig gewebter Mantel von Ideen; mit diesem tritt der Mensch in's Leben, mit diesem legt er sich in's Grab. Da ist kein Wachsthum, kein Keimen, kein Entstehen aus Knospenhülle und Blüthenkapsel; es ist der einmal angelegte Bettler- oder Königsmantel, den man zu tragen bestimmt war. Der Arzt kann eine solche Lehre schwerlich annehmen, ihm ist allezeit ein großes Lebendiges gegenwärtig; er schreitet von einem zum andern, und das zarte Geflecht der Nerven ist ihm eben so ein Wachsendes, wie der Urwald von Amerika."

„Auf diese Betrachtungen mich stützend, kam ich frühzeitig dahin, die Organe des Gehirns als die innern Sinne zu betrachten, deren Vervollkommnung und Wachsthum in unsere Macht gegeben. Ich verglich den Thierschädel mit dem menschlichen und traf auf ähnliche Erhöhungen, die mir das Daseyn gleicher Organe anzuzeigen schienen. In der That haben mich meine Wahrnehmungen nicht betrogen; mein Forschen hat lebendige Früchte getragen. Durch die Analogie der Lehre von der Transfusion des Blutes entstand bei mir die Ueberzeugung, daß Geistesträfte sich von einem Individuum auf das andere auf materiellem Wege übertragen lassen. Ich öffnete den Schädel, diese geheimnißvolle Bundeslade des Geschlechts, in der der Gott schlummert und abwechselnd der Teufel, ich berührte mit reiner Hand, als geweihter Priester, die uralte Wiegenstätte unserer Thorheit und Weisheit, und indem ich ein Weniges Gold herausnahm aus der Truhe des Reichen, suchte ich damit die Ideen und die Kräfte einer dürftigen Existenz zu vergolden. Es gelang mir, und der Muth wuchs mit jedem neuen Experiment. Lassen Sie mich davon schweigen, wie ich weiter und weiter fortschritt; es schwindelt mir noch, wenn ich daran denke, wie ich Reichthümer von ungeheurer Größe über Nacht in den Schooß geworfen erhielt. Die Freude, das Grausen, der Schmerz überwältigte mich, als ich zum ersten Mal ein fast mit menschlicher Vernunft begabtes Thier meiner Rede horchen sah, das kluge Auge, mit dem eigenthümlichen Lichtstrahl der höhern Intelligenz ausgerüstet, fragend auf mir weilte, als forderte es nun auch die Rechte des Menschen von mir, da ich ihm einen Theil seiner Fähigkeiten eingeimpft hatte. Das Streben des Adlers nach dem Lichte, des Gemsbocks nach der Spize des Gebirgs birgt sich unter demselben Organ, wie die verwegene Schwungkraft des Menschen, Gott fassen und begreifen zu wollen. Etwas von diesem köstlichen Organ der Trägheit des Bären, dem Stumpfsinn des Hundes mitgetheilt, und schon sehen wir seine Natur verändert und verwandelt; dem Wolfe sein Mordorgan geraubt, und dagegen die Klugheit und Behendigkeit des Rehes ihm gegeben, macht aus ihm einen friedfertigen und brauchbaren Diener. Bemerken Sie wohl, daß die Köpfe meiner Thiere alle eine etwas unförmliche Gestalt haben? die Klügsten sehen am übelsten aus. Ein kleiner, vollkommen schön gebauter Schädel, auch bei Menschen, zeigt wenig Geist an. Die idealen Köpfe der Antike sind schön, aber geistlos."

(Fortsezung folgt.)

Moden.

(Schluß.)

Wenn es wahr ist, daß auch die männliche Tracht, wenigstens in ihren Hauptzügen, von Paris aus bestimmt wird, so drängt sich uns von dort mehr und Entscheidenderes auf, als wir meistens selbst wissen. Es ist merkwürdig, welche Gewalt die im gegebenen Zeitpunkt unter den höhern Ständen landesläufig angenommene Tracht auf die Einbildungskraft übt. Es ist ein gewisses Mittelding zwischen der Kleidung, welche um die Schultern des Gecken, und derjenigen, welche am Rechen des Trödlers hängt, was im Durchschnitt das männliche Auge am meisten befriedigt, weil es nichts zu denken gibt, weil es kein Urtheil herausfordert, was das Kleid des Mannes eben nicht thun soll. Es erregt gleiches Mißbehagen, ob Einer bei einem ältern Durchschnittsschnitt, wenn man so sagen darf, stehen geblieben ist, oder ob er einen frischen anticipirt; nur wird der Beobachter beim Einen ein ganz anderes Urtheil fällen als beim Andern. Seit es allgemeine Sitte ist, die Ermel an der Schulter ganz platt und die Beinkleider an den Hüften, wie überhaupt, anliegend zu tragen, erweckt ein Frack mit oben aufgebauschten Ermeln die Idee eines geschonten, selten hervorgezogenen Schrankhüters und sogenannten Gotteslischrocks, und ein hübsches, aber am Gurt faltiges und sich nach unten verjüngendes Beinkleid macht den Eindruck rustiker Eleganz in der äußersten Arrièregarde, die aber durch eine Frontveränderung in der Mode leicht, wenigstens oberflächlich betrachtet, zur Avantgarde werden kann. Dies scheint eben

Digitized by Google

jezt bevorzustehen; denn die ersten Pariser Schneider sollen allen Ernstes für das laufende Jahr die „Idee" der fattigen Beinkleider wieder aufnehmen wollen. Ist dem so, so dings dies Abänderungen auch in der übrigen Tracht; in Kurzem wird demnach das bisherige männliche Anstandsbild aus den Köpfen, wie aus einer Laterna magica, herausgenommen und ein anderes eingeschoben seyn, und in einem Jahre spielen enge Beinkleider vom Land in der Stadt dieselbe Rolle, wie jezt die weiten. — Die neuen weiten Beinkleider werden aber natürlich etwas ganz Anderes seyn als die alten, wie immer. Dies zeigt sich auch bei einer andern Neuerung, welche wie ein Rückgriff auf etwas Altes aussieht. Man trägt wieder gestickte Halstücher. Es erregt die unangenehmsten Gefühle, wenn man jezt noch an einem männlichen Halse ein weißes Tuch gewahr wird, wo in den albernen Zipfel ein Füllhorn, ein Blumenstrauß, ein Amor mit Pfeil und Bogen gestickt ist. Aber so ist es bei der neuen Mode auch nicht gemeint: statt des Zipfels wird das ganze Tuch gestickt, und zwar mit kleinem Dessin, Mücken, Kleeblättchen, Blümchen und dergleichen durcheinander. Die Stickerei ist bald weiß auf weiß, bald bunt auf weiß: ersteres zu halbem Anzuge, lezteres zu sorgfältigem Negligé. — Diese Unterscheidung erinnert uns, Denjenigen, welche es nicht wissen sollten, ernstlich vorzuhalten, daß die feine männliche Welt sich immer strenger an die bei der weiblichen Toilette hergebrachte dreifache Abstufung nach den Tageszeiten bindet: Negligé, halber Anzug, ganzer Anzug. Es versteht sich von selbst, daß dies ganz besonders „le détail le plus sérieux de la toilette de l'homme" betrifft. Muß man erst sagen, daß dies die Wäsche ist? Der kleingefältelte Jabot mit glattem Hemd ist wieder so gemein geworden, daß er mit Schlafrock und Ueberrock zusammengeht. Wird der Anzug etwas sorgfältiger, so ist der Jabot mit einer schmalen Spize besezt, zuweilen selbst gestickt, wie das Hemd. Zum vollen Anzug trägt man Spizen und oft die reichste Stickerei.

Von der weiblichen Tracht ist im Augenblick so gut als nichts zu sagen. Die sogenannte Spazierfahrt nach Longchamps in der Charwoche, welche sonst in Paris die Frühlingsmoden entschied, hat seit Jahren immer mehr von ihrer Bedeutung verloren, und diesmal war sie vollends ganz null. Die zunächst bevorstehenden Entwickelungen der Tracht liegen so sehr im Dunkeln als der künftige Gang der französischen Regierung. Nur Eines: den Sammthut duldet die Jahreszeit nicht mehr, den Strohhut erträgt sie noch nicht; zwischen beide muß etwas eingeschoben werden, und das glücklichste Mittel ist wohl der Krepphut. So eben, kurz vor dem Zwischenministerium Montebello-Girod-Gasparin, sind wundervolle Krephüte erschienen, weiß und blau, weiß und rosenfarb, ohne Bänder und Blumen, unten und oben nur mit Krep besezt. Eine ganz poetische Idee: es sind Wolken, Frühlingswolken, die als Cumulus, Cirrus und Nimbus auf's reizendste das Haupt umschweben. Sie werden vorüberziehen wie jenes administrative Meteor; was aber auf beide folgt, ist dort so sicher, als hier ungewiß. Der Strohhut kommt jenen Wolken unausbleiblich nachgezogen; wie und wann entscheidet sich aber im Lande der Moden die politische Lebensfrage: Strohmänner oder keine?

Korrespondenz-Nachrichten.

Briefe eines Deutschen in holländischen Diensten.

Die folgenden Auszüge aus den Briefen eines jungen, auf Java in holländischen Kriegsdiensten sich befindenden Deutschen scheinen schon darum der Mittheilung werth, weil sich so viele unserer Landsleute in der gleichen Laufbahn befinden und die Angehörigen derselben alle Nachrichten über die holländischen Besitzungen in Ostindien mit Interesse aufnehmen.

Kedongkebo auf Java.

Den 30. Juli, Nachts zwei Uhr, hatten wir die Küste von Java erreicht, und überall erblickten wir kleine Feuer, die die Eingebornen theils zum Schildkrötenfang, theils zum Schuz gegen wilde Thiere unterhielten. Morgens vier Uhr befanden wir uns in der Nähe der Bucht von Anga, wo die Holländer ein Fort haben, und wo wir unsere Ankunft durch einen Kanonenschuß verkündeten. Gleich mit Tagesanbruch näherten sich Eingeborne in kleinen Fischernachen unsern Schiffen und boten allerhand zum Verkauf an; sie hatten Hühner, Gänse, Eyer, Kartoffeln, Yamyams, Ananas, Kokosnüsse, Apfelsinen, Pisang Zucker, viele mir unbekannte Früchte, sowie auch Affen, Papagayen und mehr dergleichen feil. Diese kupferfarbenen, nur mit einem Lumpen am Unterleib bedeckten Geschöpfe schienen mir mehr Affen als Menschen. Indessen sind unter ihnen recht schön gewachsene Leute, und man gewöhnt sich sehr bald an ihre Physiognomien; ja nach der Versicherung Mancher soll man sie, was ich mir bis jezt nicht denken kann, nach Jahr und Tag sogar hübsch finden. Ihre Kanots waren so klein, daß man gar nicht begriff, wie sie sich damit auf das Meer wagen konnten; jedes war aus einem einzigen, nicht zu starken Baumstamm gehauen, so daß kaum ein Mann darin Platz hatte, der, auf dem Boden sitzend, mit einer Hand ruderte und mit der andern das stets hineinschlagende Wasser ausschöpfte. — Mit Hülfe unseres Kapitäns, der ihre malaiische Sprache etwas verstand, wurde ihnen Vieles um Spottpreise von uns abgekauft. — v. Kettler, ein junger Korporal Manger, den ich, beiläufig gesagt, in Wezlar als Kaufmannsdiener gekannt, und ich erhandelten uns junge Hühner für etwa acht Groschen, die uns am Abend, nachdem wir über hundert Tage kein frisches Fleisch gegessen, trefflich mundeten. — Gegen neun Uhr kam vom holländischen Fort ein Postboot, dem der Kapitän ein großes Paquet an den General-Gouverneur, die Anzeige unserer Ankunft und sonstige Papiere enthaltend, übergab, welches sofort zu Land durch eine Art Post mit unglaublicher Schnelligkeit an Ort und Stelle befördert wurde. Diese Post wird durch Eingeborene besorgt, die über die Gebirge in Stationen von einer halben Stunde eine Kette von Läufern bilden. — Nachmittags drei Uhr erreichten wir endlich, zu unserer aller Freude, die Rhede von Batavia, wir verkündeten unsere Ankunft durch 25 Kanonenschüsse, welche durch eine Salve vom wachhabenden Kriegsschiff erwidert wurde. Die Rhede war mit Schiffen von allen Nationen bedeckt; während Batavia, halb zwischen Bäumen versteckt, vor uns lag, schien die Rhede gleichsam eine Fortsezung der Stadt zu bilden; ich zählte über hundert große Schiffe um und neben uns, zwischen denen eine Unzahl von Nachen und Kähnen hin und her kreuzten. — Um sechs Uhr Abends befahl ein Kanonenschuß vom Wachtschiff die Abnahme der Flaggen, und um acht Uhr wurde durch ein gleiches Signal der Zapfenstreich verkündet, worauf vom Admiralschiff eine schöne Hornmusik begann, die bei dem köstlichen, ganz windstillen Abend einen herrlichen Effekt machte.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 88.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 12. April 1839.

Ein großer Vorsatz scheint im Anfang toll,
Doch wollen wir des Zufalls künftig lachen.
Und so ein Hirn, das trefflich denken soll,
Wird künftig auch ein Denker machen.

Goethe.

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Der Doktor erholte sich hier ein wenig, und nachdem er seinen forschenden Blick auf mich geworfen hatte, fuhr er fort: „Ich wagte mich jezt an den Menschen. Kennen Sie, mein Herr, das Organ, das die Phantasie birgt? Es findet sich in der Gegend, wo das Stirnbein sich mit den Scheitelbeinen vereinigt. Theosophen und Schwärmer haben es in hohem Grade ausgeprägt. Verbunden mit dem Organ des Scharfsinns und der Wahrheitsliebe gibt es den vollkommenen Religiosen, so wie den wahren Dichter. Das Bedürfniß unserer zerrütteten Zeit nach großen, leitenden Kräften bedenkend, hielt ich mich berufen, aus der Stille meines Studierzimmers einen zweiten Luther oder einen zweiten Dante hervorgehen zu lassen, einen Erneuerer der Kirche oder der Poesie. Der Zufall spielte mir einen schönen Knaben in die Hände. Er hatte sich hier im Gebirge verirrt, und lange Zeit blieben meine Nachforschungen, seine Eltern aufzufinden, fruchtlos; endlich erwählte ich ihn zu meinem Gegenstand. Sein träumerisches, großes Auge schien mir von epischer Glut trunken, ein bukolisches Lächeln schwebte um seine vollen Lippen, und seine hohe Stirne zeigte das königliche Organ der Phantasie mit solcher Deutlichkeit, als fordere es schon jezt den Lorbeerkranz der Muse.“

„Um Gotteswillen!“ rief ich, den Doktor unterbrechend; „es ist doch nicht der Knabe, der rechts an der Thüre lag, einem Raphaelischen Engel ähnlich?“ — „Derselbe. Ich werde an ihm Ruhm erleben; er wird ein zweiter Shakespeare werden, denn ich habe in seinen Schädel die glücklichsten Mischungen hineingetragen. Bemerkten Sie den bleichen Knaben neben ihm? er ist für das Bestehende geboren, die Organe des Orts- und Zahlensinnes sind bei ihm vorherrschend, allein die Natur, blind waltend, hatte ihm neben diesen ernsthaften Kräften auch eine Dosis Phantasie ertheilt, die, wenn ich sie ihm gelassen hätte, sein Unglück begründet haben würde. Ich habe diese überflüssige Phantasie meinem Dichter gegeben.“

Ich will hier nicht weitläufig berichten, wie unsere Unterredung endete. Die anscheinende Gutmüthigkeit des Alten bewog mich zu Fragen und Erörterungen, und diese zogen Berichte von seiner Seite nach sich, die mir jezt alle, wenn ich daran denke, wie traumhafte Nebelbilder vorschweben. Es wurde Abend, Nacht, wieder Morgen, und wir sprachen noch immer über die wunderbarsten Dinge. Schauder, Entsetzen und seltsame Forschungslust vertrieben mich und bannten mich abwechselnd an meinen Platz. Meine wiederholten Versuche, die

Digitized by Google

unglücklichen Opfer zu befreien, mißglückten, und ich verließ endlich das Landhaus, verdüstert und verstimmt, nachdem mir dessen Besitzer das Versprechen abgenommen hatte, ihn nicht zu verrathen. „Was hälfe es Ihnen auch?“ sezte er mit einem höhnenden Lächeln hinzu; „gelänge es dem Pöbel, mich auch von hier zu vertreiben, so setze ich in irgend einer Einöde Amerikas meine Studien fort. Das Material finde ich aller Orten.“

Wenige Wochen später glaubte ich berechtigt zu seyn, mein Versprechen nicht zu halten. Meine Freunde suchten mich zwar zu überzeugen, daß das Meiste von dem, was ich erlebt haben wollte, ein Spiel meiner durch die einsame Gebirgsreise erregten Phantasie sey; dennoch drangen sie in mich, der Behörde den Fall anzuzeigen. Mehrere von ihnen, junge Abenteurer und Enthusiasten, schlossen sich dem Zuge der Commission an, aber ihre Erwartungen wurden getäuscht. Man entdeckte zwar das Landhaus, fand es aber leer, und keine Spur weder von dem Alten, noch von seinen Thieren war zu entdecken. Wenig fehlte, so hätte man jezt mein ganzes Abenteuer für erdichtet gehalten; allein die von mir auf's Genaueste angegebenen Oertlichkeiten und manche noch sonst vorgefundenen Merkmale der einstigen Bestimmung gewisser Räume erwarben meinen Berichten neuen Glauben.

Wie erstaunte ich aber selbst, als ein Jahr darauf Gall mit seiner berüchtigten Schädellehre auftrat. Hatten Mesmer's an's Wunderbarste streifende Lehren schon Paris in Bewegung gesezt, so erregte Gall eine über die ganze civilisirte Welt verbreitete Revolution der Ideen. Die kühnsten Behauptungen, die fabelhaftesten Erscheinungen, die wunderlichsten Paradoxen, alles Anklänge jenes Gesprächs, das ich mit dem Doktor Typhon an jenem Tage und Abende geführt, drangen jezt von allen Seiten auf mich ein. Es gab Aerzte, die in einen mystischen Taumel geriethen und von unerhörten Offenbarungen träumten, indem sie die Nerven des Unterleibs mit der Apokalypse in Verbindung brachten. Man tastete auf den Köpfen seiner Freunde herum und machte beschämende Entdeckungen; man wählte und verstieß Bräute, je nachdem ihnen diese oder jene Erhöhung des Schädels zukam oder abging. Mitten unter den Stürmen des Kriegs flogen die Depeschen der Wissenschaft hin und her. Neben den Bomben des Eroberers flogen die Schädel der Naturfreunde. In die Boudoirs der Damen stiegen die bestaubten Bewohner des Grabes und legten sich auf die kleinen Kissen von Sammt und Atlas, auf denen eine Minute früher ein jungfräulicher Busen sich im Schlummer ergossen hatte. Die Muse der Geschichte, von einem Haufen junger Philosophen und Aerzte begleitet, stieg in die Grabgewölbe und zeigte auf den Köpfen ihrer Lieblinge die leserliche Schrift der Thaten, die einst die Welt erbeben machten. Man grub nach dem Schädel Ariosts, um an ihm das Organ der Sinnlichkeit zu finden, aus dem die buhlerischen Gestalten Armidens und Bradamantens hervorgegangen waren. Unruhig forschend, stieg zu Weimar in die Katakombe einer vergessenen Vorstadtkirche Goethe hinab, um den Schädel Schillers, seines erhabenen Freundes, unter einem Wuste subalterner Gebeine herauszufinden. Dieser kostbare Schädel, der das Entzücken und die Wonne der Deutschen in sich enthalten hatte, die Schöpferstätte der Thränen Marias und des Siegeslächelns einer Johanna, wieder erkannt wurde er durch die Organenlehre Galls. — Während dessen klimperten die Guitarren der Tagesdichter. Der Prince de Ligne, zu den Füßen der Frau von Staël sitzend, besang die neue allmächtige Offenbarung in den kleinen gefälligen Reimen eines Philosophen aus der Voltaire'schen Schule, ewig lächelnd, ewig galant, aber auch ewig ungläubig. Columbine scherzte auf den Theatern der komischen Dichter, mit der Maske des Todes in der kleinen Hand, über die herrschende Systemsucht. Man brachte Gall und sein mit Schädeln tapezirtes Kabinet auf's Theater, und alte Hypochondristen, erschreckt durch den tastenden Finger des Doktors, dachten ernstlich daran, ihren Schädel, sammt dem Verzeichniß ihrer Sünden, das er enthalten sollte, frühzeitig in Sicherheit zu bringen, indem sie ihm eine ununterbrochene Ruhe im Grabe gerichtlich verschreiben ließen. Galante Frauen, bewußt ihres plauderhaften Schädels, beschränkten ihre joyeusen Tete-a-Tetes, immer furchtend, die liebkosende Hand des Geliebten könnte hinter die falschen Locken und die wahrhaften Organe kommen, während der Held des Jahrhunderts, unbekümmert, ob die Sprache seines Schädels mit der seiner Siegesmanifeste zusammenstimme, durch immer neue Lorbeerkränze seine Stirne verdeckte.

(Fortsezung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

VII.

Sant' Antonio Abate.

Je mehr jene lange Häuserzeile, welche unter dreimal wechselndem Namen von der Piazza Santa Trinita über Berg und Thal nach der Hauptkirche von Santa Maria maggiore in schnurgerader Richtung läuft, sich der lezteren Basilika nähert, um so mehr verliert sie auch ihren ursprünglichen städtischen Charakter. Gärten unterbrechen die spärlicher bewohnten Gebäude, bis sie dieselben zulezt

Digitized by Google

gänzlich verdrängen und die Bevölkerung sich gleich den Wogen des allmählig versandenden Rheins verliert. Der Platz hinter Maria maggiore ist einer der ödesten von Rom und wird nur sparsam von den nach Tivoli und den Gebirgen rollenden Wagen, von kommenden und heimkehrenden Landleuten belebt, wenn nicht gerade ein großes Kirchenfest, wie das der Weihnachtsvigilia oder der Thierweihe von Sant' Antonio Abate die Römer nach jenem unbewohnten Stadtviertel lockt. Das Letztere ist eines der eigenthümlichsten und heitersten des Jahrs; es ist gleichsam der vierfüßige Karneval.

Der Festtag des heiligen Antonius Abbas fällt auf den 17ten Jenner und wird durch ein großes Hochamt begangen. Ich hatte die für gewöhnlich verschlossene Kirche nur von außen kennen lernen und mich an ihrem herrlichen Portal, dem schönsten in Rom und einem der wenigen, welche der Kunstbarbarei der vorigen Jahrhunderte entgingen, erfreut, an dem reizenden, zirkelrunden Bogen von weißem Marmor, an den wunderbar genug auf Sphinxen ruhenden Säulchen; an jenem Tage betrat ich sie zum ersten Male. Die Wände sind al fresco von Lombardelli mit dem Beinamen della Marca gemalt; obwohl aus späterer Zeit stammend, sind die meisten dieser Bilder nach den im Kloster bewahrten Kartons eines alten Florentiners ausgeführt, und diese haben in der Zeichnung viel Anmuthiges und Naives. Die ganze Geschichte des Schutzheiligen, welche sie darstellen, ist überhaupt eine der ansprechendsten in der Legendenwelt. Ein süßer Duft von still-anschauiger Waldeinsamkeit zieht sich durch sie hin, wie durch ein Tieckisches Mährchen. Rehe und andere Waldthiere folgen dienstbar dem frommen Einsiedler und werfen sich verehrend vor ihm auf's Knie. Streckt der Teufel auch hier und da spuckend die Nase hervor, so wird er kräftig gebannt und muß beschämt abziehen. Mit dem widerlichen Anblick von gespießten, gebratenen, gesottenen Märtyrern (wie in S. Stefano rotondo) wird das Auge verschont; der Heilige stirbt sanft und still, wie er gelebt hat, und wird in einem schattenkühlen Waldthale bestattet. Die Kirche hat ihn zum Schutzpatron der vierfüßigen Hausthiere erkoren. Unfähig, sich das Jahr über seiner Clienten anzunehmen und sie vor der empörenden Barbarei, mit welcher der Italiener sie behandelt, zu schützen, hält er wenigstens darauf, daß den Gequälten alljährlich einmal sein Segen zu Theil werde, und bestimmt zu dessen Empfang die mit dem 17ten Januar beginnende Woche.

In diesen Tagen strömt Alles, was Pferde und Esel besitzt, nach Sant' Antonio, um die ihm zugehörigen Quadrupeden weihen zu lassen. Der in die Woche fallende Sonntag versammelt die meisten Segensbedürftigen und wird dadurch zum Volksfest. Schon am Morgen sprengen einzelne Reiter auf zierlich geschmückten Rossen herbei. Der Kopf des Thiers ist mit einem Kranz von Dachshaaren, mit farbigen Bandschleifen und Flittern verziert, und trägt meist noch einen großen schwankenden Busch von bunter Wolle (fiocco), während der Schweif in einen kurzen dicken Zopf, ungefähr wie der eines französischen Chasseurs, geflochten und mit brennend rothem Band umwunden ist. Der Reiter hält vor der Nebenthür des Klosters. Der Priester tritt auf die Schwelle; ein Kirchendiener überreicht ihm den Sprengwedel; er spricht ein kurzes Gebet und bespritzt das Pferd, worauf dessen Besitzer dem Sakristan eine Wachskerze oder eine dem Werthe entsprechende Silbermunze einhändigt und dafür ein geweihtes Bildchen des Schutzpatrons empfängt. Besonders wichtig machen sich die auf dem lezten Rückenwirbel ihrer Esel herantrottenden Buben, und beeifern sich, ihr Thier in graziösen Kurbetten vorzuführen. Der Esel bekommt seine Dosis Weihwasser, schüttelt die Ohren und will nicht mehr von der Stelle. Der Junge prügelt unbarmherzig auf den eben Geweihten los; dieser schlägt hinten aus und wirft den Reiter in den Sand. Alles lacht, der Bube am meisten, denn sein Thier ist unentgeldlich gesegnet worden; Esel und homogene Naturen passiren überall frei. Allmählig finden sich auch lange Züge der einspännigen, mit Weintonnen beladenen Kärrnerwagen ein; zweirädrige leichte Kabriolette, von Jägern oder einer korpulenten Trasteverinerin, mit grünem Haarnetz, Silbernadel, Goldketten und Ringen an allen Fingern, gelenkt, rollen heran; ihnen folgen die Fiaker vom spanischen Platz, welche auf gewissenhafte Feier des Tages am strengsten halten.

(Schluß folgt.)

Aerztliche Kunde

Geh' ich in der Mitternacht
Durch der Häuser enge Reihn,
Hin wo noch ein Kranker wacht,
Bei der Lampe mattem Schein,

Blick' ich an die Fenster oft,
Hinter denen fruchtlos ich
Auf Metall und Kraut gehofft,
Lausch' ich, und es reget sich.

Und es kommt herab im Haus,
Als hätt' ich geklopfet an —
Ein Verstorbner tritt heraus,
Gehet stumm mit mir die Bahn.

Digitized by Google

Und mein Hündlein stuzt und bellt,
Will mit mir nicht weiter geh'n.
Wolken! fliegt vom Himmelszelt,
Daß die Sterne leuchtend steh'n!

Justinus Kerner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Kedongkebo auf Java.

(Fortsetzung.)

Briefe eines Deutschen in holländischen Diensten.

Den 1ten August Morgens neun Uhr verließen wir nach einer sehr glücklichen und bei vielem ungünstigen Winde in der kurzen Zeit von 110 Tagen vollendeten Reise das Schiff Emanuel. — Nachdem wir nun noch einen Extragenever erhalten, brachten wir der Schiffsmannschaft ein dreimaliges Hurrah und fuhren in kleinen, von Eingebornen bemannten Booten nach Batavia. Daselbst angekommen und ausgeschifft, wurde auf einem großen schönen Rasenplatz vor dem Thore Halt gemacht, wo wir uns im Schatten herrlicher Bäume lagerten, und zur Erfrischung jeder Mann ein Weißbrod und vier zu vier Mann eine Flasche Rothwein erhielten. Gegen fünf Uhr, als die größte Hitze vorüber war, marschirten wir durch einen kleinen Theil von Batavia, der Hauptstadt Java's, nach Weltefreden (wohlzufrieden), welches, nur dreiviertel Stunden von Batavia entfernt, als eine Vorstadt betrachtet wird, und durch eine schöne Allee von Orangenbäumen mit der Stadt verbunden ist. Eine Viertelstunde von Weltefreden empfing uns die Musik des dort liegenden Bataillons, um sechs Uhr langten wir in Weltefreden an, und wurden in der Depotkaserne, einem zwar einstöckigen, aber schönen, mit Vorhallen versehenen steinernen Gebäude einquartirt. Der so kurze Marsch hatte mich und uns alle angegriffen und ich suchte daher bald einen Platz auf der mit Strohsäcken belegten Bambuspritsche, und übergab mich zum ersten Mal auf diesem verwünschten Eiland den Armen Morpheus. — Den 2ten August hatten wir Musterung vor dem Colonel und Großmajor vom allgemeinen Depot, wo uns einige Verhaltungsbefehle gegeben und bekannt gemacht wurde, daß in ganz Ostindien die europäischen Soldaten von Morgens zehn bis Nachmittags vier Uhr wegen der großen Hitze die Kaserne durchaus nicht verlassen dürften. — Als ich kurz darauf mir einen Platz zum Baden zeigen ließ, mußte ich unglücklicherweise zwei Soldaten von unserm Transport, die nicht schwimmen konnten, vor meinen Augen ertrinken sehen, wovon der eine ein hübscher Junge von achtzehn Jahren war, Namens Krosyt, aus Halberstadt gebürtig. Weltefreden ist eigentlich bloß ein Soldatenkantonnement, denn in Batavia ist der Ungesundheit wegen kein Militär, während hier ein Bataillon Infanterie von sechs Compagnien, wovon die Flankencompagnien aus Europäern, die übrigen aber aus Eingeborenen bestehen, eine Compagnie Husaren und eine Compagnie Artillerie liegt, außerdem das Depot für neue Ankömmlinge und Invaliden; endlich besteht hier eine Kadettenschule. Die Gebäude des Gouvernements, so wie die von Privats und Kaufleuten liegen weit auseinander in den herrlichsten Anlagen und Gärten und sind meistens sehr prächtig, wie denn überhaupt von den reichern Europäern ein unglaublicher Luxus getrieben wird. Das Hauptgebäude ist das Schloß, auch zeichnet sich noch das Theater besonders aus. Außerdem gehören zu Weltefreden noch eine Menge Baracken der Eingeborenen und Chinesen; die Häuser der Letztern sind besser und schöner, als die der Eingeborenen, denn jene sind gewöhnlich die wohlhabendsten, obgleich sie furchtbare Abgaben entrichten müssen. — Nachmittags wurden ich und v. Kettler von einem Sergeanten, einem gewesenen preußischen Offizier, Namens B. eingeladen, bei einem Glase Punsch des Königs von Preußen Geburtstag zu feiern; wir trafen daselbst viele uns von Hörensagen bekannte Deutsche: einen von Seydothen, einen Grafen von Hoym, einen Grafen von Brühl, einen von Harthausen und noch andere junge Leute von sehr guter Familie. Natürlich kam man im Lauf des Gesprächs auf unsere Aussichten, und wir hörten, daß durchaus bloß an der Quelle, nämlich in Weltefreden oder Samarang, Aussichten zum Avancement seyen, da man im Innern des Landes gewöhnlich bleibe, was man sey, wobei sich von Brühl, der sechs Jahre in den Bovenlanden ohne alle Strafe gedient hatte, selbst als Beispiel aufstellte. Er war nämlich, wie ich, als Corporal nach Java gekommen, und zu einem tief im Lande liegenden Bataillon geschickt worden, daselbst aber vier Jahr Corporal geblieben, weil von den stets neu ankommenden Transporten immer die meisten Sergeanten in das Innere des Landes geschickt, und somit die Aussichten auf Avancement immer vereitelt werden, während man in den Hauptplätzen stets Sergeanten zu Offizieren befördert. Endlich nach vier Jahren war Brühl in seiner Tour Sergeant geworden, und da man zwei Jahre in dieser Charge dienen muß, bevor man Offizier werden kann, so war mithin seine Dienstzeit um, bevor er auf ein Avancement rechnen konnte; daher hatte er sich jezt zum zweiten Male engagirt, und zwar im Bataillon in Weltefreden, und sich zu dem hier so leichten Offiziersexamen gemeldet, was jeder, der zwei Jahr Sergeant gewesen, um sein Avancement zu forciren, thun kann. Uebrigens wird der, welcher keine ganz gute Conduitenliste hat, zurückgewiesen. — Unter diesen Umständen riethen mir diese theilnehmenden Landsleute, da unser ganzer Transport in die Bovenlande zum Observationskorps kommen würde, mich direkt an den Colonel Neuhaus, einen Schweizer, den Kommandanten des hiesigen Bataillons, zu wenden und ihm meine Familienverhältnisse offen zu erzählen; er behalte mich vielleicht bei seinem Bataillon. Da ich nun aber gar keine Empfehlungen hatte, und ich auf dem eigensinnigen Vorsatz, Alles dem Schicksal zu überlassen, beharrte, befolgte ich Thor jenen Rath nicht, was ich jezt tausendmal bereue. Den 4ten August gaben wir unsere tuchene Bekleidung ab und wurden nach der Landessitte equipirt. Das ganze ostindische Militär geht vom Mai bis November stets in weißes Linnen gekleidet, die übrigen Monate, wo die Regenzeit oder schlechte Saison eintritt, geht man in blau leinenem Zeuge. Den 5ten August, Morgens sechs Uhr, hatten wir vor einem General Musterung. Jeder Colonial mußte sein früher getriebenes Geschäft angeben, worauf diejenigen, welchen man etwas Fähigkeiten zutraute, vorgerufen, und ihnen, nachdem man sie einer kleinen Probe im Schreiben unterworfen, frei gestellt wurde, zur Administration überzugehen; ich und v. Kettler, die auch mit aufgerufen waren, erklärten, wir ziehen es vor, unsere Fortune unter den Waffen zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 89.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 13. April 1839.

— Festus promissa Deis animalia cespes
Excipit. —

Juvenal.

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Nach Tisch mehrt sich der Zudrang von Menschen und Thieren. Die Balkone der gegenüberstehenden Häuser füllen sich mit Zuschauern; jauchzende Knaben klettern auf Wagentritten, an Fenstergittern und Pfeilern in die Höhe; auf dem Platz drängt sich Kopf an Kopf, und die wachthabenden Dragoner mühen sich vergeblich, den schwankenden, wogenden Menschenstrom zu gewältigen und Raum für die nahenden Equipagen zu schaffen. Die eleganten Karrossen der Reichen rasseln herbei. Hier und da steckt ein geflecktes Wachtelhündchen den Kopf aus dem Schlage, als wolle es auch bei der Vertheilung nicht leer ausgehen. Engländerinnen wenden geringschätzig, das Näschen rümpfend, den Kopf von der Handlung ab, während alte Frauen sich heimlich mit ihrer Lieblingskatze heranschleichen, einige, bezahlenden Rossen zugedachte Weihtropfen seitwärts auf ihr Schooßthier regnen lassen und sich dann mit diesem contrebanden Segen wegstehlen.

Am meisten interessirte mich der Geistliche, welcher die Funktion verrichtete. Er war ein stattlicher, behaglicher, verständig blickender Camaldulensermönch. In der Art, wie er den Segen ertheilte, lag ein gewisser gutmüthiger Humor. Auf das Geschickteste vermied er es ebensowohl, der Handlung einen allzu seriösen Charakter zu leihen, als auch seine priesterliche Würde bloßzustellen, und traf den richtigsten Mittelweg, indem er das Symbolische gerade nur als solches nahm und gab.

Ein Campagnabauer mit steifen Lederkamaschen, den braunen Mantel vor sich auf den Sattel gebunden und die Mazzarella in der Faust, trabt heran. Zwei an dem Sattelknopf befestigte Enten schlagen mit den Flügeln und winden sich erbärmlich. Der Reiter zieht andächtig den spitzen Rundhut, empfängt den Segen und galoppirt weiter. Paarweise rückt ein Zug junger berittener Trasteveriner heran; die Reiter zeichnen sich mehr durch schwere Opferkerzen als sonderliche Haltung aus. Mit mehr Ordnung folgen ihnen die Reitknechte und Gäule der Nobelgarde; geführt vom steifgestiefelten Stallmeister, schwenken sie ein und empfangen die Segnung in Pleno. Sie machen der von acht Rossen gezogenen prachtvollen und mit Vergoldung überladenen Staatskarrosse des Papstes Platz. Kutscher und Vorreiter sind in ihrer gelb und purpurnen Interimslivrée, in deren rothen Sammt das päpstliche Wappen eingewirkt ist. Zwei sechsspännige reihen sich der ersten an, diesen die bescheidenen Kutschen der Kanonici des Vatikans, kenntlich an dem hinter dem Kutschersitz angebrachten Tritt, auf welchem, zur Auszeichnung von allen übrigen Wagen der Christenheit, die

Digitized by Google

Bedienten stehen. Die Wagen des Maggiordomo del Palazzo, dessen Pferde sich durch blaue Fiocchi bemerkbar machen, und die der übrigen Wurdenträger folgen. So geht es in ununterbrochenem Wechsel, bis die Sonnenstrahlen auf dem Haupt der Madonna, welche Roms schönste Säule krönt, erblinden und mit dem Glockenklang des Angelus Menschen und Thiere nach Hause eilen. Die Gespanne der Post und die päpstliche Kavallerie empfangen den Segen am folgenden Tage.

Eine nicht minder sehenswurdige, nur auf Rom beschränkte Thierkonsekration fällt auf den 21sten Januar, den Tag der heil. Agnatia: es ist die der Lämmer, aus deren Wolle die Pallien gefertigt werden, welche der Papst trägt, und die er dem Bischof von Ostia, so wie den andern dazu berechtigten Erzbischöfen verleiht. Die langen Reihen der Wagen und Fußgänger zogen zu dieser Feierlichkeit durch die Porta Pia, zwischen den tristen Mauern, welche die schönste Aussicht auf die Campagna hindern, und an den unglücklichen modernen Ruinen der Villa Torlonia vorüber, nach der eine Miglie entfernten Basilika S. Agnese fuori la mura. Sie ist eine der ältesten von Rom und zeichnet sich durch die übereinanderstehenden Reihen von sechszehn der schönsten antiken Säulen, von denen namentlich zwei aus Pavonezzato durch ihre kunstvolle Kanellirung Bewunderung erregen, so wie durch eine Marmorbüste des Heilands von Michel Angelo aus. Auf 42 Stufen stieg ich in die tiefer liegende, an diesem Tage überfüllte Kirche. Nach abgehaltener Messe wurden zwei schneeweiße Lämmer mit gebundenen Pfoten, auf rothseidenen Kissen ruhend, auf den Hochaltar gelegt. Sie trugen Kränze von künstlichen Blumen und Flittergold, und längs des Rückens waren rosenrothe Schleifchen in ihre Wolle geknüpft. Ein Erzbischof sprach den Segen über sie, nachdem das Rauchfaß vor ihnen geschwungen worden war. Das eine dieser Lämmer war für diese Schmäuchelei (wie Gottsched Schmeichelei geschrieben und von „Schmauch" abgeleitet wissen will) unempfindlich, mochte vielleicht gar Aergeres fürchten, und schrie kläglich. Es hatte Unrecht. Ihr Loos ist das beneidenswertheste, indem sie einem Nonnenkloster zur Pflege übergeben werden und bloß Haare zu lassen brauchen. Diese aber werden jährlich vom heil. Vater in der Vigilia des Peter- und Paulfestes gesegnet und in einer vergoldeten Urne unter dem Hauptaltar der Basilica des Vatikans aufbewahrt.

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Alle diese Tageserscheinungen beschäftigten mich wenig; ich war, obgleich nicht mehr jung, in Liebeshändel und Duelle verwickelt. Dies zeigt, wie wenig ich es verstand, ein wahrer Schuler Aeskulaps zu seyn. Ohne Zweifel hätte ich bald gänzlich meine früheren Erfahrungen, Forschungen und Träume vergessen, wenn nicht das Schicksal beschlossen hätte, mich von Neuem und zum letzten Mal mit dem Doktor Typhon zusammenzuführen.

Ich machte einer hubschen und reichen Pächterstochter unfern Paris den Hof und gerieth daruber in Folge eines Mißverständnisses mit ihrem Vetter, einem jungen, verwegenen Burschen, der den Feldzug in Italien mitgemacht hatte, in Händel. Ein Zweikampf war die Folge, und ich blieb mit einer bedeutenden Verletzung am Kopfe auf dem Platze. Man hielt mich fur todt, allein der herbeigerufene Dorfchirurgus erklärte, daß mir das Leben bei sorgfältiger Behandlung gesichert sey. Ich wurde in die Dorfschenke gebracht und auf ein ärmliches Lager niedergelegt; unterdessen machte mein Begleiter sich auf, einen Arzt zu suchen. Paris war zu entfernt, man fand einen in einem nahen Landstädtchen, und dieser in Verborgenheit lebende Priester des Aeskulap fing damit an, zu gebieten, daß man mich der Fulle meiner, von mir so sehr gehegten braunen Locken beraube. Dieser schmerzliche Verlust, gegen den ich mit schwacher Stimme protestirte, brachte mir einen Widerwillen gegen den Arzt bei. Zugleich erfuhr ich, daß die Kugel mir von der linken Seite ein bedeutendes Stuck der Knochenumhullung geraubt habe und daher das Gehirn bloß liege.

Es war zur Zeit der Abenddämmerung, das niedrige Fenster, an dem ich lag, ließ den Strom des rothen Lichts, nur wenig gehindert durch die üppigen Weinranken, zu mir herein. In halb bewußtlosem Zustand betrachtete ich lange den Schatten eines Weinblattes, wie er sich an der Wand abzeichnete, und seltsam genug, dieser Schatten wechselte unaufhörlich und zeigte beständig eine andere Profilzeichnung irgend eines Bekannten. Ich spannte meine Aufmerksamkeit immer mehr, und indem ich den verbundenen Kopf fest auf das Polster stützte, ergötzte ich mich im Voraus, zu errathen, welch ein Antlitz jezt wohl kommen werde. Der rothe Schein wurde unterdessen immer blässer, in demselben Verhältnisse die Schattenrisse immer unförmlicher. Auf einmal stand ein verhaßtes Profil vor mir, ein Kopf mit einer mächtig gebogenen Nase, einem haarlosen Schädel und einem spitzigen Kinn. Ich wußte sogleich, wer es war, und wandte alle meine Kräfte an, mich von der Erscheinung weg auf die andere Seite zu wenden; da löste sich aber zu meinem Entsetzen der Schatten von der Wand ab und beugte sich wie ein langer grauer Streifen uber mich. In dem Kopf sah ich jezt zwei dunkle Augen brennen, und diese kamen mir immer näher. Zwei magere Hände machten sich mit meiner Binde zu schaffen, und indem sie sie langsam lösten, murmelte eine bekannte

Digitized by Google

Stimme dicht an meinem Ohr: „Hab' ich dich jezt? bist du jezt in meiner Gewalt? Nun kommt die Zeit der Rache! Ich will dich nicht tödten, obgleich du mein Verderben beschlossen hattest, allein ich will den Wahnsinn in dein Gehirn schütten. Das ist mehr wie Tod!"

Ich stieß einen heftigen Schrei aus, aber Niemand hörte mich. Ich wand mich auf meinem Lager unter furchterlichen Schmerzen hin und her; doch vergebens, ich konnte dem grauen Schatten, der auf mir lag, nicht entfliehen. Ich sah ihn eine lange blitzende Röhre hervorziehen und sie der Oeffnung meines Schädels nahe bringen. Ein kalter, stechender Schmerz bohrte sich tief in mein Empfinden ein, noch einmal machte ich die gewaltsamsten Anstrengungen, meinem Peiniger zu entfliehen, dann sank ich mit einem dumpfen Angstschrei in tiefe Bewußtlosigkeit.

Was während dieser Zeit äußerlich mit mir geschehen ist, weiß ich nicht; aber nie wird irgend eine spätere Erfahrung stark genug seyn, die gräßlichen Träume zu verscheuchen, die damals durch meine Seele zogen, und die ich als innere Zustände mit den lebhaftesten Farben der Wirklichkeit empfand. Ein ungestümer Wechsel zerrte und schob die dunkeln Gestalten durcheinander, so daß sie mit Hast an mir vorbeistürzten, aber jede einen neuen Schrecken mir vorbehaltend. Ich war zurückversezt in die Tage meiner frühesten Jugend. Vor mir stand Doktor Typhon in seinem mit den „höllischen Rosen" gestickten Kleide, und an seiner Hand Mademoiselle Calliste Limpan, bleich wie der Tod. Ihre schönen Züge hatten etwas überirdisch Mildes; ich erschrack, als ich von den mit einem bluthenweißen Gewande bekleideten Achseln zwei Flügel schimmern sah, die in Gold und Purpur glänzten. Ich wollte sie fragen, woher sie diesen herrlichen Putz habe; aber ein mit Ehrfurcht gemischtes Grausen hielt mich ab, mich ihr zu nahen. Sie schien mir nicht mehr die arme Goldstickerin zu seyn, sondern ein Engel der Menschlichkeit und des Erbarmens, der dem wilden Doktor Typhon beigegeben worden, um ihn von seinen schwarzen Thaten abzuhalten. Aber ihre Bemühungen waren vergebens; ihre schwache, milde Stimme verklang spurlos unter den Klagetönen und Todesseufzern, die rings Gestalten ausstießen, welche dem Boden entstiegen und ihre zerrissenen und blutenden Häupter dem Doktor wiesen. Die enge Bäckergasse, in der das Paar wandelte, füllte sich mit den furchterlichsten Phantomen. Kinder in Sterbehemden und mit geschlossenen Todesaugen wankten durch die Finsterniß, und ihrer waren so viele, daß der Engel des Erbarmens vergeblich seine Flügel ausbreitete, um ihre getrennten und blutenden Glieder zu verhüllen. Vor allen aber Entsetzen und das tiefste Mitleid erregend, stand eine lange bleiche Frauengestalt da; auch ihre Augen waren geschlossen, und statt der Thränen quollen Blutstropfen langsam über die Wangen. Sie zeigte auf ihren verbundenen Kopf und sagte mit tonloser Stimme: „Gieb mir meinen Gott wieder! Fülle diesen öden Schädel wieder mit den frommen Träumen meiner Kindheit! O wie leer, wie stille hier oben! Wer gab dir das Recht, die heilige Werkstätte der Gedanken zu zerstören? Grausamer, hättest du mir doch zugleich das Leben genommen! Wozu hat deine erfinderische Kunst den glühenden Funken hier innen verschont, weil es dir gelang, sein Gehäuse zu zerbrechen, in welchem er friedlich leuchtete, da er jezt vernichtend brennt? Ich klage dich an vor dem Richterstuhl Gottes!" — „Wir klagen dich an vor dem Richterstuhl Gottes!" wiederholten tausend Stimmen, und immer enger schloß sich der Kreis entsezlicher Gestalten um den Doktor. Dieser sah mit einem wilden Blicke um sich, und indem er, gleichsam um sich nicht befudeln zu lassen, die Schöße seines gestickten Kleides hoch aufhob, rief er höhnend: „Einfältige, elende Geschöpfe, was wollt ihr von mir? Geht, sucht euren Gott auf, ihr werdet ihn nicht finden, so wie ich ihn nicht gefunden habe. Der Mensch ist Thier und Pflanze, nur ein wenig künstlicher zusammengesezt. Verächtlicher Auswurf, fort mit euch auf den Kehrichthaufen, ihr lockre Scherben eines Spielzeugs, mit dem ich ein paar Augenblicke herumgetändelt." — Er stieß mit dem Fuß nach den Andringenden; diese erhoben einen lauten Schrei, der langsam durch die Luft zitterte, und vor dessen Bebung der Engel des Erbarmens sein Antlitz senkte. Die Rockschöße des Doktors breiteten sich zu langen Fledermausflügen aus, mit deren Hülfe er sich erhob und die dunkle Gasse sich hinabbewegte. Der Schwarm strebte vergebens ihm nachzukommen. Die weißen Gewänder der Kleinen flatterten in den dunkeln Abendhimmel, wie ein niederfallendes Schneegestöber. Immer lauter und ängstlicher wurden die Klagelaute, immer verwirrter der Flug der Gestalten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, März.

Reformen.

Lange habe ich es verschoben, Ihnen aus unserer herrlichen Po-Stadt wieder Nachricht zu geben und Ihre Leser nicht nur darauf aufmerksam zu machen, wie das schöne Turin mit jedem Tage schöner wird, und sich in großartigen Formen ausdehnt, sondern auch darauf, daß es jezt der Sitz einer verständig und fest fortschreitenden Regierung ist, die mit der mailändischen und florentinischen sehr wohlthätig auf Italiens wünschenswerthe Wiedergeburt wirken kann und wirken wird; denn auf diesem Wege allein ist für dies Land Besserung und Erhebung

Digitized by Google

zu hoffen. — Gleich nachdem die insurrektionellen und revolutionären Wirren in Italien nachgelassen, dachte unser König darauf, seinem Volke durch eine Menge materieller und moralischer Verbesserungen einen würdigeren Zustand zu geben. Zuerst erhielt die Landesindustrie große Erleichterungen und Aufmunterungen, dann ward das Finanzwesen musterhaft festgestellt und geordnet, die Steuern und Abgaben vermindert. Darauf folgten die ersten Schritte zur Abschaffung aller Feudallasten und ein neues Hypothekensystem, das dem Credit einen großen Aufschwung gab. Die Gesetzgebung hatte lange mit der Gerichtsverfassung im Argen gelegen. Diesem Uebelstand half neuerdings ein neues Civilgesetzbuch ab, bei dem das französische zwar zum Grunde gelegt, aber vielfach nach den bisherigen Erfahrungen in Frankreich und anderwärts modifizirt wurde, so daß es wohl unstreitig eines der besten Gesetzbücher Europas ist. Musterhaft ist die Sorge für Landstraßen, Brücken, Dampfbootkommunikationen u. s. w. Dies Alles hat jedoch mehr materielle Bedeutung. Heute will ich Sie von etwas unterhalten, wodurch sich die Regierung noch höher stellt, nämlich durch ihre thätige Sorgfalt für Abfassung und Einführung eines neuen Strafgesetzbuchs mit den damit in Verbindung stehenden Anstalten. Zu diesen gehören besonders Strafanstalten, zu deren Verbesserung und Vervollkommnung bereits in der Schweiz, in Belgien, und selbst in Frankreich bedeutende Schritte geschehen sind. Darum sandte der König Karl Albert Gelehrte, Architekten und Administratoren in diese Länder, um ihre Pönitenzanstalten zu studiren und genau kennen zu lernen. — Wenn eine Regierung Sorgfalt auf die moralische Besserung und Wiederaufrichtung der Gefangenen, auf Abschaffung der Bettelei, auf verständige Einrichtung der Wohlthätigkeitsanstalten verwendet, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß ihr das geistige und sittliche Wohl ihrer Unterthanen am Herzen liegt. Der Zustand der Gefängnisse ist fast ein untrügliches Criterium von der Civilisation eines Landes und vom Geist seiner Regierung. Da, wo sie despotisch ist, wo Vortheil und Laune ihre einzige Richtschnur sind, sieht sie in den Menschen nur Maschinen zur Vermehrung ihrer eigenen Kräfte und Genüsse. Die Gefängnisse einer solchen Regierung werden nichts seyn, als scheußliche Winkel, wo die Sträflinge bunt unter einander in Elend und Verbrechen leben. Was fragt eine solche Regierung nach dem Körper und der Seele eines Gefangenen? sie will ja nur strafen und erschrecken, nicht bessern. Das festeste Gefängniß hält sie für das beste. Eine Regierung hingegen, die den physischen und moralischen Zustand ihrer Gefangenen verbessert und das Pönitenzsystem annimmt, dessen Hauptzweck Aenderung und Besserung der Gefangenen ist, beweist dadurch, daß sie fühlt, was sie Unterthanen in moralischer Hinsicht schuldig ist, und daß sie in ihnen nicht bloße Maschinen sieht, daß sie nicht straft mit dem Zorn eines Despoten, sondern wie ein Vater, um zu bessern.

(Fortsetzung folgt.)

Kedongkebo auf Java.

(Fortsetzung.)

Briefe eines Deutschen in holländischen Diensten.

Hätte ich damals dem Rath unseres Doktors gefolgt und die Feder anstatt des Schwertes ergriffen, sicher wäre ich viel zufriedener als jetzt; denn obgleich man Anfangs nur als elender Kopist arbeiten muß, so hat man doch gleich monatlich 60 Gulden, freie Kost und Logis, und was die Hauptsache ist, viel Aussichten, wenn man nur etwas Fähigkeiten und Geschicklichkeit beweist; denn die höchsten Beamten sind größtentheils nur als Soldaten in's Land gekommen. Hätte ich damals so Bescheid gewußt, wie jetzt, ich würde ohne Bedenken das Stillsitzen auf einem Bureau dem Leben unter den rohsten, viehgleichen Menschen vorgezogen haben, während ich nun wahrscheinlich mein ganzes Leben hindurch die Muskete tragen muß. — Nach der Musterung bekamen wir unser rückständiges Schiffstraktament, was nach Abzug für Wein, Pfeifen, Tabak, Seife ꝛc. für mich noch etwa 20 Gulden betrug. Dieses Geld (nachdem ich mir noch einen weißen und blauen Anzug gekauft, meinen Schiffswaschmann und sonstige kleine Schulden bezahlt hatte) wurde mit den erwähnten Bekannten dem Bacchus geopfert, dessen Gaben, obgleich sie hier nicht wachsen, ziemlich wohlfeil bei den Chinesen zu haben sind, da eine Flasche ordinären Kapweins nicht mehr denn einen halben Gulden kostet. Nachmittags mußten wir zum Abmarsch nach dem uns noch unbekannten Bestimmungsort antreten; das Gepäck nebst einer Menge total Betrunkener wurde zu Wasser abgeschickt, und um sechs Uhr marschirten wir nach Batavia. Es war ein abscheulicher Marsch, denn mit wenigen Ausnahmen waren die Soldaten sämmtlich betrunken und geberdeten sich fürchterlich in ihrer gräßlichen Rohheit; ich war daher herzlich froh, da wir endlich die Dreiviertelstunden in zwei zurückgelegt hatten und uns, auf dem Werft von Batavia unter freiem Himmel gelagert, dem Schlaf überlassen konnten. — Den 7ten August, Morgens sechs Uhr, wurden wir an Bord eines Dampfschiffes gebracht; die drei Offiziere unseres Detachements, so wie der Doktor waren in Batavia geblieben. Letzterer war ein Stuttgarter, Namens Schindler, der mich auf dem Schiffe stets sehr freundlich behandelt hatte. Jeder Militärarzt in Holland hat Offiziersrang, und bekommt schon als Gesundheitsoffizier dritter Classe den Gehalt eines zweiten Lieutenants; unserm Doktor glückte es besonders, indem er auf einem Marineschiff angestellt wurde, und hier, statt 1700, 2200 Gulden Gehalt bekommt. Als ich Harderwik verließ, waren wenigstens noch fünfzehn solcher jungen Aesculape da, die alle nach dem gelobten Eiland Java wollten, und größtentheils aus relegirten deutschen Studenten bestanden, die, sobald sie das in Holland durchaus nichts sagende Examen gemacht, sogleich eine Gratifikation von 500 Gulden zu ihrer ersten Einrichtung bekommen, und dann als Aerzte dritter Classe den schönen Gehalt von 1700 Gulden beziehen; doch dies gehört nicht hieher. — Nachdem wir also sämmtlich auf dem Dampfschiff Baron untergebracht waren, gab sich ein Colonel, Namens Bauer aus Pirmasenz, als unser Führer bis nach Samarang, unserm einstweiligen Bestimmungsort, zu erkennen; gleich darauf wurden die Anker gelichtet, die Maschinen in Bewegung gesetzt, und in Zeit einer Viertelstunde war das Land unsern Augen entschwunden. Der Raum auf diesem Schiff war äußerst beschränkt und für die Verproviantirung erbärmlich gesorgt, denn was wir geliefert bekamen, war so wenig, daß anstatt 200 Menschen kaum 50 daran genug gehabt hätten. Um uns die schmale Kost etwas weniger drückend zu machen, wurden uns, statt zwei, wohl sieben bis acht Gläser Arak täglich gereicht, so daß Viele, die ihn niemals ausschlugen, von diesem fürchterlich starken Getränk während der ganzen Reise in einem trunkenen, halb verrückten Zustand blieben. Herzlich froh war ich daher, als wir bei fast beständig ungünstigem Winde endlich den 10ten August, ohne weiter etwas Interessantes gesehen oder erlebt zu haben, Morgens acht Uhr die Rhede von Samarang erreichten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 90.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 15. April 1839.

Es ist vorbei! Doch bleibt noch Reiz ihm eigen;
Es weilt die Kunst, wir sehn der Reiche Fall,
Doch nie stirbt die Natur: die Spuren zeigen,
Daß hier eine alter Feste Jubelschall,
Daß hier der Welt Banter, Italiens Maskenball.

Byron.

Karneval in Venedig.

1.

Fasching Venedigs, bunter Mummenschanz,
Lustig Bewegen um Er auchter Bah e,
Du wiederholst nun schon so manche Jahre
Nach altem Takt und Maaß den Todtentanz.

Herauf beschwörend in e-lognem Glanz
Verblichne Gäste mit toupirtem Haare,*
Gebärdest du dich fast wie am Altare
Brautführer mit dem frischen Myrtenkranz.

Fasching ist täuschend Spiel; die heitern Alten
Vergönnten dann ja selbst dem lezten Sklaven,
Herrnebenbürtig sich und frei zu halten.

Vor Allen, die des Schicksals Pfeile trafen,
Wer gönnte nicht Sanct Marcus Leu ein Walten,
Als hab' er Weltsturms Wetterstürz verschlafen? —

2.

Als träfe mahnend der Entschlafnen Ohr
Posaunen wecken on und Klang der Harfen,
So steigen mehr und mehr der a ten Larven
Aus dem Lagunensarkophag empor.

Schon wimmelt's an der Riva wie zuvor,
Da noch die Mächtigen hier Anker warfen,
Und Arlechino's Zunge thut mit scharfen
Witzpfeilen sich vor Allen keck hervor.

Du Altgesell der Volkslust, dem von je
Verstattet war, die Wahrheit ohne Schleier
Im bunten Redespiel zu Markt zu bringen —

Versuch einmal dein Meisterstück! Erklingen
Laß laut durch die bewegte Faschingsfeier
Das Lösungswort dem allgemeinen Weh! —

3.

Erleuchtete Café's, Geschrei, Gedränge,
Geschmückte Buden, bietend zum Erbauen
Wie sachen Tand, und Männer, Kinder, Frauen,
Gelockt durch schmetternder Trompeten Klänge.

* Alljährlich wiederholen in Venedigs Karneval sich mannichfach kostümirten Masken der Illustrissimi, als ironische Repräsentanten altvenezianischer Aristokratie.

Digitized by Google

Inmitten der bewegten Menschenmenge
Erscheint ein Ding, phantastisch anzuschauen,
Hinauf bis über die gewölbten Brauen
Ganz Muschelthier in klirrendem Gehänge.

Es schallt die ungeheure Meerposaune,
Neptun, er läßt in grimmem Uebermuthe
Aufschäumen grollende Despotenlaune:

Venedigs Volk, verdienst du nicht die Ruthe?
Zu meines Reiches Schutz glorreich berufen,
Umspielst du thatlos nun des Tempels Stufen!

4.

Das schwirrende Gewühl in krausem Drange,
Der tolle Spuk auf breitem Sarkophage
Naht endlich seiner letzten Tage
Und schickt sich an zum eignen Grabesgange.

Als wolle man mit doppelt wildem Klange
Verdecken und ersticken alle Klage,
Wächst in die Nacht bei jedem Glockenschlage
Lärmend Geheul mit tobendem Gesange.

Er geht, er geht, er kehrt! * — tönt's auf und nieder,
Und tausend Kehlen stimmen ein, und schließen
Mit Auferstehungsgruß sich an die Bahre.

Er geht, er kehrt zurück im nächsten Jahre,
Wird manch bekannt, manch neues Bild begrüßen,
Doch Altvenedig grüßt er nimmer wieder.

Heinrich Stieglitz.

---

* El va, el va, el va,
El vien, e dop' el va,
El povero Carnevale
El va, el tornera

ist das allgemeine Tema con variazioni der letzten Faschingsstunden in Venedig.

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Jezt vernahm ich die ersten rollenden Akkorde eines nahenden Gewitters. Wie mit einem Zauberschlage sah ich mich versezt in einen undurchdringlichen Wald, in dem ein mitternächtlicher Sturm in den Zweigen hundertjähriger Eichen brauste. Waldbäche stürzten von den Felsen und füllten mit ihrem dumpfen, einförmigen Tosen die Pausen, die die Donnerschläge frei ließen. Verzweifelnd stand ich da, nach einem Wege suchend, überall von Nacht und Entsetzen umstarrt. Ein Blitz sezte den Stamm einer Eiche in Brand. Ich nahte mich zitternd, und mehrere dürre Zweige zu einer Fackel zusammenbindend, zündete ich sie an der Flamme an. Mit Hülfe dieses Lichts suchte ich jezt einen Weg durch die Finsterniß; bald fand ich einen, es war ein breiter Pfad, dem ich mich mit der freudigen Hoffnung überließ, nun bald den Ausgang aus der Wildniß zu entdecken. Allein ich täuschte mich: ein Weg mündete in den andern, und dieser schien wieder zurückzuführen auf den ersten. Bald lichtete sich der Wald ein wenig, dann schoß er sich wieder desto fester. Indem ich den Blick auf meine Fackel richtete, die immer tiefer herabbrannte, befiel mich eine tödtliche Unruhe, und ich strebte nun immer eifriger, das Ziel meiner Wanderung zu erreichen; umsonst. Erschöpft und bis zum Tode ermüdet, warf ich mich endlich auf den Rasen und schleuderte den glimmenden Stumpf der Fackel von mir. In dem Augenblick durchzitterte ein lieblicher Klang die Luft; ich blickte auf und gewahrte zu meinen Füßen eine Waldhyazinthe, deren milchweiße Glocken sich mit diesem Zaubertone geöffnet hatten, und nun ein sanftes, schimmerndes Licht über den Rasen und einen Theil der nahen Baumwurzeln ergossen. Ueberrascht und erfreut, zögerte ich nicht, die kostbare Blume zu pflücken. So wie sie in meiner Hand war, schimmerte sie noch heller und hauchte zugleich einen milden, gewürzhaften Duft aus. Der Regen, der in Strömen sich ergoß, vermochte ihr nichts von ihrem Lichte zu rauben. Ich trug sie vor mir her, und so schwach auch ihr Schimmer war im Vergleich zu der Fackel, so gelang es mir dennoch bald, den Pfad, den ich verzweifelnd verlassen, wieder zu finden. Muthig darauf losschreitend, fühlte ich eine kräftige Freudigkeit, ein milde, aber starke Hoffnung in meinem Busen keimen. Ich kam zu einem einsamen Platze, ich schiffte über einen dunkeln See, und während seine schwarzen Wellen an meinen Kahn schlugen, spielte in tausend Silberfunken die magische Blume im Widerscheine. Ihre Glocken bewegten sich leise im Nachtwinde und wie ein Frühgottesdienst tönte es über den See hin in die nächtlichen Gebüsche des Ufers. Der Himmel erheiterte sich, ich sah ein Sternbild nach dem andern sich aus dem zurückweichenden Gewölke herauswickeln. Mein Kahn landete, und siehe da, der finstere Wald hatte ein Ende, durch die lezten Bäume blizte das Morgenroth. Mit seinem Glanze durften die weißen Glöckchen nicht wetteifern; sie erloschen, da ich ihres Dienstes nicht mehr bedurfte. Eine herrliche Gegend im Sonnenpurpur des jungen Tages lag vor mir. — Ich sank auf die Knie, und mit einem dankbaren Gebete feierte ich meine Rettung.

Digitized by Google

Dieſes ſind die Phantaſieen, die ich hier etwas geordneter, als ich ſie damals empfand, wiedergebe. Meine Krankheit nahm eine ſo ernſte Wendung, daß man für die gänzliche Zerruttung meiner Vernunft fürchtete. Ich ließ mir die Ueberzeugung nicht ausreden, daß der Doktor Typhon mir den Wahnſinn eingeflößt habe. Ich erkundigte mich auf's Genaueſte nach dieſem böſen, mich verfolgenden Geiſte, und man geſtand mir, daß zu meiner Hulfe in der nahen kleinen Stadt ein greiſes Männchen ſich bereitwillig gefunden, deſſen Name aber anders gelautet habe. Dennoch war ich feſt überzeugt, den Doktor geſehen zu haben. Er hatte, bevor er aus dem Leben ſchied, an dem er ſich ſo vielfach und ſo grauſam vergangen, mir ſeinen Abſchiedsbeſuch machen wollen.

Als ich von der Krankheit genas, änderte ich meinen Beruf. Ich hörte auf, Arzt zu ſeyn. Die unermeßliche Verantwortlichkeit dieſer geheimnißvollſten und ſchwierigſten aller Wiſſenſchaften war mir zu drohend entgegengetreten, als daß ich den Muth gehabt hätte, ferner noch meine ſchwachen Kräfte ihr zu widmen. Und nie bin ich ſeitdem an einem anatomiſchen Theater oder an der einſam gelegenen Wohnung eines Arztes vorübergegangen, ohne daß mein Ohr ſchauerliche Töne zu hören glaubte, ausgeſtoßen von den im tiefſten Dunkel der Nacht heimlich gemordeten Opfern.

Nun muß ich nur noch hinzufügen, daß, als ich lange nach dieſen Begebenheiten im Théâtre français eine Vorſtellung der Lucrece Borgia ſah, und man mir zugleich den in einer Nebenloge ſitzenden Dichter zeigte, ich auf das Aeußerſte erſtaunt war, in ihm jenen Knaben wieder zu erkennen, den ich im Landhauſe in den Pyrenäen ſo ſcharf in's Auge gefaßt.

„Ach, das iſt eine Bosheit! Sie wollen zeigen, daß der Romantiker, den Sie nicht leiden mögen, eine von allen möglichen Ingredienzien zuſammengebackene Phantaſie im Kopfe trage.“ — „Der Schöpfer der grotesken Figuren einer Esmeralda, eines Quaſimodo, eines Grafen Phöbus war mein Knabe aus den Pyrenäen, kein Anderer. Ich könnte Ihnen das beweiſen.“ — „Sonderbar! wenn die Wiſſenſchaft in dem Maße fortſchreitet, wie es bis jezt geſchehen, ſo werden wir bald davon hören, daß man ſeinem Nebenmenſchen das Gehirn ſammt den Gedanken ſtiehlt, wie man ſich bisher die Börſe mit dem darin befindlichen Gelde ſtahl. Das tollſte Mährchen hat Punkte, wo es mit dem Alltäglichſten und Wirklichſten zuſammenſtößt. Aber Ihr Stückchen Wachs iſt noch nicht herunter. Geſchwind, erzählen Sie etwas, was mir die duſtere Nachwirkung dieſer lezten Erzählung vertreibe. Ich ſehe lauter blanke Röhren vor mir, die in das Gehirn meiner beſten Freunde und Bekannten herabſteigen.“ — „Aber werden Sie es übel nehmen, wenn ſich wiederum der Magnetismus in meine Geſchichte miſcht?“ — „Das iſt nun einmal die Modekrankheit.“

Ich befand mich im Sommer 18— in einem deutſchen Badeorte. Man hatte damals noch nicht die Erfindung gemacht, durch Anwendung der Politik alle Geſelligkeit von Grund aus zu zerſtören. Man wählte zu ſeinem Umgange noch Menſchen und nicht Zeitungsblätter. — In einer franzöſiſchen Reſtauration, wo eine vortreffliche Tafel geführt wurde, verſammelte ſich täglich eine Anzahl Männer, die heitern Sinnes dem „guten Geiſte“ dienten. Ich war etwas weniger laut, als meine Nachbarn, und machte, wie es ſo meine angeborene Unart iſt, meine Beobachtungen. Das Ziel derſelben war ein langer, etwas dünnleibiger Herr, der ein Gutſchmecker war und deſſen unerſchütterliche Laune nichts trüben konnte. Eine beſonders gütige Natur ſchien ihn von allen phyſiſchen Nachwehen, welche ſonſt die Ausübung ſeiner Kunſt nach ſich zieht, befreit zu haben; denn nie ſahen wir ihn nach der Tafel verſtimmt ſich abſondern, nie einen einſamen Spaziergang unternehmen oder dem Schlafe ſich hingeben, um den unleidlichen Zoll zu entrichten, den wir dem Körper ſchulden, nachdem die Sylphidengeiſter der Inſpiration bei einer guten Tafel uns verlaſſen haben. Mit einem Worte, er ſchien ein Mann zu ſeyn von dem beſten, unverwüſtlichſten, heldenmüthigſten Magen, der je ſeine Verdauungswerkzeuge in Ausübung brachte. Ich muß offen geſtehen, daß wir ihn ſämmtlich beneideten, beſonders wenn ein ſchlecht gerathenes Souper oder eine nur zu gut gerathene Auſternpaſtete uns in Gefahren ſtürzte.

(Fortſeyung folgt.)

Literariſche Anekdoten.

— Gottfried Plouequet, der bekannte vorzügliche Denker, gab im Jahr 1778 einigen Abtheilungen der Stuttgarter Akademie Unterricht in der Philoſophie. Einmal bemerkte er gelegentlich: daß die Griechen ihr αυ nach Reichlinſcher Weiſe ausgeſprochen, ſehe man deutlich aus Ariſtophanes. Dieſer laſſe die Hunde αυ αυ bellen, was unſer wau, wau ſey. — „Aber, Herr Profeſſor,“ fiel ein Zögling ein, „dies iſt kein Beweis: es können ja junge Hunde geweſen ſeyn, und dieſe bellen baff, baff, aff, aff!“ — Plouequet gerieth in Verlegenheit und Entrüſtung, wußte aber nichts vorzubringen als: „Es waren keine jungen Hunde, ſondern erwachſene!“

— Manche Deutſche und Niederländer, die ſich in Italien niederließen, mußten ihre Namen überſetzen, weil der Italiener die harten Töne nicht ausſprechen konnte. So hieß Vanvitelli, der Erbauer des Schloſſes Caſarta, † 1773, von Kalf. Laguſi, der Leibarzt Leopolds in Florenz, war Niemand anders als J. G. Haſenöhrl, † 1796 in Wien.

— Bei einer Fehde zwiſchen Lavater und Hottinger zu Zürich bot Erſterer ſeinem Gegner als Pfand der Wiederverſöhnung ein — Strumpfband der regierenden Fürſtin Louiſe von Deſſau († 1811) an; höchſt bezeichnend für die Zeit und den Charakter der damaligen Fehden, wenn man daran denkt, was im Augenblicke in Zürich vorgeht.

Digitized by Google

— Unter den Vorzügen Johann Mußlers, des ersten Rectors der Nicolaischule in Leipzig († nach 1553), wird ganz besonders angeführt, daß er Ruthen und Stecken aus seiner Schule verbannt habe. Drei volle Jahrhunderte zuvor scheint man in Deutschland bereits dieser Gesinnung gewesen zu seyn. Walther von der Vogelweide predigte wenigstens diese Lehre in folgenden sehr singbaren Versen:

Niemand kan mit gerten
Kinderzucht beherten.
Den man zeron (zu Ehren) bringen mag,
Dem ist ein wort als ein slag.
Dem ist ein wort als ein slag,
Den man zeron bringen mag.
Niemand kann beherten
Kinderzucht mit gerten.

— Früher als im neunten Jahrhundert scheinen es die christlichen Maler nicht gewagt zu haben, Gott den Vater in Menschengestalt darzustellen. Das älteste bekannte Beispiel einer solchen Abbildung kommt in einer lateinischen Bibel vor, welche die Stiftsherrn von Tours im Jahr 850 Kaiser Karl dem Kahlen schenkten. Der Codex ist noch in Paris.

— Der „finstere Stern," welche Weltgegend ist dies? Das capo finis terrae in Spanien. Felsung von Augsburg, der im 15ten Jahrhundert eine Wallfahrt dahin machte, erlaubt sich jene poetische Entstellung.

— Das älteste gedruckte Buch über die Tanzkunst ist wohl: Arte del Danzare, von Anton Cornazzano von Parma, † um 1500. Das Werk ist der Herzogin Hippolita Sforza zugeeignet. Kannten es wohl die Vestris und Taglioni?

— Nach dreißig Jahren der mühseligsten Arbeit fand ein Holländer, daß die Bibel 5,566,480 Buchstaben enthält.

— Schlözer behauptete 1790: „In den Straßen von Versailles wächst Gras, und nächstens geschieht dies auch in Paris." (Staatsanzeigen 14. B. S. 56.) Noch ärger war die Weissagung Bulows: „Nicht lange mehr, und der Hof von St. James schifft sich flüchtend nach Calcutta ein." (Europ. Annalen 18). Im Westphälischen Moniteur werden die Franzosen „der Adel des menschlichen Geschlechts" genannt, und die Mainzer Zeitung sagt im Jahr 1806 mit dürren Worten: „es gibt kein Deutschland mehr."

— Daß man ein großer Weltbaukenner, aber zugleich ein schlechter Welt- und Menschenkenner seyn kann, beweist La Place, der noch im Jahr 1813 sagte: „Grace au génie de Napoléon, l'Europe entière ne formera bientôt qu'une immense famille, unie par la même religion, le même code des lois et les mêmes mesures." (Exposition du système du monde. Paris 1813.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, März.

(Fortsetzung.)

Reformen.

Die Reform der Gefängnisse ist in den sardinischen Staaten nichts ganz Neues, denn schon seit einigen Jahren wurde daran gearbeitet. Darüber enthalten die in Turin herauskommenden Annalen der Jurisprudenz sehr merkwürdige Aufsätze, worin die verschiedenen Strafsysteme zusammengestellt werden. Ihnen verdanken die meisten Einwohner des Landes die Bekanntschaft mit dem, was nach einander Lucas, Aubanel, Grellet, Bérenger, Mittermair, Raman de la Sagra, sowie Crawford, Russel, Beaumont, Tocqueville, Livingston und Andere über diesen Gegenstand geschrieben haben. Das Pönitenzsystem hat täglich mehr Freunde gewonnen, und dessen Gegner gestehen wenigstens in Piemont, daß es zwar Gefangene und Sträflinge nicht umgestalten könne, aber doch die Fortpflanzung der Verdorbenheit mindere. Dies allein schon hätte unendlich viel Gutes. — Vor zwei Jahren erschien hier vom Grafen Petitti di Roveto ein Werk unter dem Titel: „Saggio sul buon governo della mendicità, degli instituti di beneficenza e delle carceri," eine treffliche Zusammenstellung alles dessen, was in Schrift und Erfahrung in diesen Zweigen der moralischen und politischen Wissenschaft in Europa zu Tage gefördert worden ist. Der Verfasser, welcher Mitglied des Staatsraths ist, erhielt den Auftrag, den Zustand der Hospitäler, Wohlthätigkeitsanstalten und Gefängnisse im Lande zu untersuchen. Dies geschah 1836 und 1837. Sein darüber an die Regierung erstatteter Bericht zeugt von der hohen Fähigkeit des Verfassers, von großer Belesenheit und von ruhiger, besonnener Untersuchung. — Petitti ist ein Gegner des philadelphischen Systems. Zwar billigt er nicht alle Ideen von Lucas — denn einige scheinen ihm zu metaphysisch — jedoch nimmt er sein praktisches System an, nach denen die Gefangenschaft in drei Arten zerfällt, in preventive, repressive und correktive, ferner die nächtliche Absonderung in den Zellen, die gemeinschaftliche Arbeit mit gänzlichem Stillschweigen, die Patronatsgesellschaften, den industriellen und elementarswissenschaftlichen Unterricht, besonders aber und vor Allem den religiösen. So ist denn Petitti dem System zugethan, das allein für Europäer paßt und auf sie Anwendung findet. — Außer dem Staatsrath Petitti beschäftigen sich noch andere ausgezeichnete Männer mit der Verbesserung der Gefängnisse. An ihrer Spitze steht der Graf Pralormo, erster Staatssekretär des Innern; und an ihn reihen sich der Markis Alfieri, erster Stallmeister des Königs, der Graf Lagari, die Herren Negezzi und Candi. Aber das von ihnen unternommene Werk kann nicht in Einem Tag zu Stande kommen, und wiewohl es im Fortschreiten begriffen ist, so wird doch noch Zeit darüber hingehen; wie das Pönitenzsystem selbst in den Ländern, wo es seit geraumer Zeit eingeführt ist, das alte System mit seinen Mißbräuchen noch nicht hat verdrängen können, z. B. in Genf, wo letzteres noch in dem Gefängniß de l'Evêché im Schwung ist, so besteht es auch zum Theil noch in den sardinischen Staaten. In den Provinzialgefängnissen sind die Gefangenen noch auf traurige Weise gemischt: Angeklagte mit Verurtheilten, Kinder und Erwachsene mit Verbrechern, die auf die Galeere kommen sollen, aber noch nicht dahin abgeführt werden konnten und so lange in jenen Gefängnissen bleiben. Indessen ist doch in Saluzzo ein besonderes Gefängniß für junge, und ein anderes für erwachsene Verbrecher eingerichtet worden. Beide Classen sind von einander getrennt; in einem Gefängniß sind hundert-und-sechszig, in dem andern zweihundert-und-achtzig Sträflinge. Zwar ist dort die Arbeit gut eingerichtet, da aber die Anstalt keine Zellen hat, so war es unmöglich, bisher Absonderung und Stillschweigen zu erhalten, wie dies in allen Centralstrafhäusern Frankreichs der Fall ist. Ebenso steht es mit dem Strafarbeitshaus für Frauen zu Pallanza am Lago maggiore; auch da sind keine Zellen vorhanden, und man hat die Gefangenen nur nach dem Grad ihrer Schuld und ihres Lasters in Classen getheilt, was aber lange nicht genügend ist. Die regelmäßige Arbeit und der große Eifer der Soeurs grises, welche die Sorge für diese Anstalt übernommen haben, bewirkten aber bisher schon eine merkliche Verbesserung bei diesen gefangenen Weibern.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 91.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 16. April 1839.

All torment, trouble, wonder, and amazement
Inhabits here. —

Shakespeare.
The tempest.

Scenen aus den Wildnissen Nordamerikas.

(s. Nr. 65.)

Die große Wüste.

Den Jägern des weiten Westens, welche in den Schluchten des Oregongebirges den Biber fangen, ist auf kein Stück ihrer weiten Reise von der Grenze zum wilden Jagdrevier, wo es noch Pelzthiere in Menge gibt, so bange als auf den Weg durch die große Wüste, wo die Quellen der Flüsse Padouca, Konzas und Arkansaw sich halb im dürren Sand verlieren. Lewis, Clarke, Majoe Long und andere Besucher dieser Landstriche litten hier auf dem Wege zu den Rocky-Mountains äußerst durch Wassermangel. Sie schildern alle, wie niederschlagend es auf ihre Begleiter wirkte, wenn sie Wochen lang die dürre Fläche durchzogen hatten, und sie immer wieder trostlos, unabsehbar sich vor ihnen ausdehnte. Dieser Landstrich, der den Fuß der Rocky-Mountains, soweit sie überhaupt bekannt sind, begleitet, soll im Durchschnitt sechshundert Meilen breit seyn. Nordwärts ist er größtentheils mit Sand bedeckt, und an vielen Stellen findet sich gar keine Dammerde. Im Süden sind lose Bruchstücke vulkanischen Gesteins, zwischen denen fast keine Pflanze gedeiht, über die dürre Ebene zerstreut; und auf dem ganzen Striche gibt es weite Flächen, wo buchstäblich kaum eine Spur von Vegetation zu finden ist. Hie und da stößt man auf Sandhügel, die mit rothen Zwergcedern dicht bewachsen sind; im Allgemeinen aber zeigt sich rein nichts von Vegetation als dünnes, steifes, verkrüppeltes Gras und Stachelgewächse.

Dieses Land ist von mehreren streifenden Indianerstämmen bewohnt; im Gegensatz zu den Völkerschaften westwärts und ostwärts haben sie keine festen Wohnsitze und kein Jagdrevier, das sie als ihr Eigenthum ansprechen. Sie jagen den Büffel und die Antilope, und ziehen mit ihren lederne Gezelten den Heerden dieser Thiere nach. Sie wandern so weit, daß sie einerseits im Norden ihre Felle gegen wollene Decken an die brittischen Handelsleute am Cheyenne vertauschen, andererseits im Süden von den mexikanischen Spaniern für ihre Maulthiere und Pferde Cochenille und Silberschmuck einhandeln. Diese Wüstenbewohner sind sehr wild und räuberisch und liegen beständig im Kriege mit einigen Stämmen der Missouriindier, welche das fruchtbare Land zwischen ihnen und der westlichen Grenze der Vereinigten Staaten bewohnen. Der furchtbare Bär, der König der amerikanischen Wildniß, theilt diese Einöde mit den Eingebornen, die nicht viel weniger wild sind als er.

Besonders interessant ist es, daß die Naturerscheinung, welche so vielen Wüsten eigen ist, sich auch hier

Digitized by Google

wiederholt, und zwar in großem Maßstabe. Die Luftspiegelung oder die sogenannte Fata Morgana äfft auch hier den verdurstenden Wanderer mit den lockendsten Bildern, und die Reisenden wissen viel von den furchtbaren, monströsen Gestalten zu erzählen, die, gleich dem Brockengespenst, aus den heißen, zitternden Dünsten vor das Auge des erstaunten Beobachters treten. So erzählt Major Long in seiner Reise nach den Rocky-Mountains: „Als es am Tage anfing warm zu werden, stiegen ringsum auf der Ebene dichte Dünste auf, in welchen alle Gegenstände in geringer Entfernung vergrößert und sonderbar verzerrt erschienen. Drei Elenthiere, die ersten, welche wir zu sehen bekamen, liefen nicht weit von uns über den Weg. Durch die Luftspiegelung sahen sie aus wie wahre Ungeheuer; im ersten Augenblick meinten wir nicht anders, als das amerikanische Mastodon schweife durch diese ungeheuren Ebenen, die recht eigentlich zu seinem Wohnplatz geschaffen scheinen." — Auch seltsame feurige Erscheinungen sollen über den ausgedörrten, aufgesprungenen Boden sich hinbewegen, und man sieht nicht selten die Rudel wilder Pferde am Horizont von riesenhaften, gespenstischen Reitern gejagt, auf deren Pfade Feuerflammen lodern.

Der gebildete Wanderer weiß sich diese Phänomene zu erklären; aber auf die nomadischen Stämme der Wüste und den rohen Abenteurer, der aus freundlicheren Landstrichen hieher kommt, machen sie den tiefsten Eindruck. Die wilde, leichtgläubige Phantasie des Indianers und des canadischen Jägers bevölkert diesen geheimnißvollen Landstrich mit wirklichen Wesen. Die grotesken Bilder der Luftspiegelung erhalten, wenn sie häufig vor das Auge treten, am Ende Individualität und Namen, und die Indier und die canadischen Abenteurer werden so vertraut mit gewissen Spiegelungen, daß sie an Gestaltungen, welche fortwährend sich verändern und wahrscheinlich derselben Person nie mehr als einmal so oder so erscheinen, feste Züge erkennen und ihre Identität beschwören. Aber das schrecklichste und gefurchtetste Gesicht, das so die Sage geschaffen, ist das gespenstische Paar zu Pferde (the ghost riders). Der canadische Engagé bekreuzt sich und der Otto oder Omaw-whawkrieger legt die Hand auf sein Metawauann, wenn er von der furchtbaren Erscheinung spricht.

Die das Gespenst gesehen, beschreiben es als zwei riesenhafte, mit den Armen fest verschlungene Gestalten auf einem gleichfalls geisterhaften Pferde. Der Mann, gräßlich abgemagert und mit schauerlich verzerrten Zügen, ist offenbar ein Weißer; das Gesicht des Weibes, leichenhaft eingesunken, gibt die Indianerin zu erkennen. Das Roß mit seiner Last sprengt, wie von unsichtbarer Hand gejagt, unaufhaltsam durch die Wüste.

Die allgemein geglaubte Sage, welche die Geschichte der beiden, zu diesem schauerlichen Ritt verurtheilten Unglücklichen erzählt, ist höchst bezeichnend für das ganze Wesen der Eingebornen, besonders aber für ihren Hauptcharakterzug, den unauslöschlichen Rachedurst. Das Motiv der Geschichte Mazeppes ist hier in den schrecklichsten Bildern ausgemalt. Wir geben vielleicht ein andermal diese indianische Sage, wie sie Hoffmann erzählt; hier vorläufig nur das Gerippe.

Ein indianischer Jäger von unbekanntem Stamme hatte sich in einsamer Gegend unweit eines spanischen Postens mit einem jungen, reizenden Weibe niedergelassen. Ein Spanier, mit dem er durch den Handel bekannt wurde, warf verlangend sein Auge auf die junge Frau, konnte aber seinen Zweck nur dadurch erreichen, daß er den Mann durch einen Auftrag mehrere Tage entfernte. Als dieser heim kommt, findet er sein Weib wahnsinnig; die Aeußerungen, die ihr entfallen, lassen keinen Zweifel, was vorgegangen, und sie stirbt in seinen Armen. Jetzt brütet der Indier den schauderhaftesten Rachegedanken aus, der je in eines Menschen Herzen aufgestiegen. Er schleicht sich bei Nacht in das Haus des Spaniers, entführt den Geknebelten auf fast wunderbare Weise und schleppt ihn dahin, wo er die Leiche seines Weibes versteckt. Er fesselt ihn und die Leiche, Gesicht gegen Gesicht, zusammen, bindet sie auf ein Pferd, jagt dieses in die Wüste und sprengt hinterher, das beladene Roß immer wieder aufjagend, viele Tage lang, bis endlich der Tod den furchtbar Gefolterten erlöst. — Was aus Taingaro, so hieß der Indier, geworden, weiß man nicht gewiß. Nach Manchen ist er noch am Leben und führt eine Bande wilder Schwarzfuße; nach Andern ist er längst auch in das Land der Geister gegangen, und wenn das Gespensterpaar seinen Ritt macht, so schwebt hinterher die grausige Gestalt des wilden Kriegers und jagt sie über die unermeßliche Ebene der großen amerikanischen Wüste.

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Unser Gourmand merkte dies, und gleichsam um unsere Verwunderung und unsern Neid offen herauszufordern, that er das Unglaubliche. Die unverträglichsten Dinge mischte er zusammen, die unverdaulichsten Compositionen, wahre Gifte, verzehrte er lächelnd; es fehlte nur noch, daß er Steine aß oder glühendes Blei verschluckte. Ein alter Oberster, der vor dem langen Herrn die Kunst des Apicius auf die höchste Staffel gebracht, trat, ärgerlich, sich entthront zu sehen, zu ihm und sagte

Digitized by Google

mit drohender Miene: „Herr, Sie müssen durchaus einen geliehenen Magen haben; es ist nicht anders möglich. Seinem eigenen muthet man dergleichen nicht zu.“ — Wir lachten Alle, aber der lange Herr machte ein sonderbares Gesicht, das halb nach Bestürzung, halb nach Spott aussah. Er murmelte einige unverständliche Worte und entfernte sich bald darauf aus unserer Gesellschaft.

Ein paar Tage darauf veränderte ich meine Wohnung und nahm in einem Hotel einige wohleingerichtete Zimmer. An einem Nervenkopfschmerz leidend, hatte ich mir gerade eine abgelegene Seite des Hauses ausgesucht, weil ich hier versichert seyn konnte, von keinem unbequemen Nachbar beunruhigt zu werden. Dennoch, gleich in der ersten Nacht, erwachte ich, von einem lauten Wortwechsel aufgeschreckt, der dicht neben mir geführt wurde. Ich unterschied die Stimmen und erkannte an der einen sogleich den langen Herrn. Er war offenbar in einem Gespräch mit seinem Diener, aber dieses Gespräch war zu seltsamer Art, als daß ich es nicht hier in der Kürze wiedergeben sollte.

„Ich sage Euch, seht Euch nach einem Andern um, der Lust hat, in Eure Dienste zu treten.“ — „Wie, Unverschämter, so hältst du deinen Vertrag?“ — „Und haltet Ihr denn den Eurigen? Ihr habt wie ein wahrer Teufel meinem Magen mitgespielt.“ — „Du meinst die Schüssel mit in Butter gebrateuen Pilzen?“ — „Ich sage Euch, diese verdammten Pilze waren Leder, vergiftetes Leder. Es ist jezt nicht die Jahreszeit für Pilze; ich sagte es Euch gleich.“ — „Du irrst; im Almanac des Gourmands —“ — „Ei! der Almanach hat gut reden; er leiht Euch nicht den Magen, wie ich es thun muß. Aber meine Geduld ist zu Ende; ich fordere meinen Abschied.“ — „Du erhältst ihn nicht, wohl aber drei Dukaten wöchentlich Zulage.“ — „Drei Dukaten? Nein, nein, ich nehme sie nicht. Ihr verführt mich nicht weiter. Ich will als ein ehrlicher Mann mit meinem Magen für mich leben.“ — „Bist du von Sinnen? Und jezt gerade willst du entwischen, da die neuen Leckerbissen angekommen sind, die ich bestellt habe? Ich gebe dir sechs Dukaten Zulage, hörst du? sechs Dukaten!“ — „Gebt mir zwölf, und ich bleibe nicht.“ — „Ha! ich will dich züchtigen; ich will anfangen Steine zu essen. Du sollst bitter zu leiden haben für diesen Uebermuth, Schändlicher! Ich will sechs, ich will zwölf Mahlzeiten am Tage zu mir nehmen. Ich will“ — „Halt! nicht weiter! ich sterbe! Gebt mir die zwölf Dukaten, und ich will es noch eine Weile mit ansehen. Aber Eines sage ich Euch: wenn Ihr wieder, wie lezthin, großthut mit einem Magen, der Euch nicht gehört, so zerreiße ich, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, alle Bande, die magnetischen und nicht magnetischen, und lasse Euch im Unglück sitzen, gerade in dem Augenblick, wo Ihr es am wenigsten vermuthet.“ — „Du bist ein Ungeheuer, Franz; aber es sey!“

Hier hatte die Unterredung ein Ende, und ich hörte nur noch den langen Herrn beim Weggehen auf der Flur die Worte fluchen: „Zwölf Dukaten! — Er bringt mich an den Bettelstab — aber er muß sie haben, denn ich darf es nicht wagen, ohne ihn die Harveysauce über die Lippen zu bringen. Ha! ich will ihn aber dennoch züchtigen, den Unverschämten: ich esse morgen ein Gemisch von saurer Milch, sauren Gurken, Houig und Oel, ein indisches Gericht, von dem der Almanac des Gourmands selbst nichts weiß.“

Aber er aß es nicht. Ich sah ihn mehrere Tage in übler Laune herumschleichen und unsere lustige, gutbesezte Tafel meiden. Ich erkundigte mich im Gasthofe und erfuhr, daß Franz krank sey. Das Gespräch in der Nacht hatte ich wie einen seltsamen Traum vergessen; jezt kam es mir wieder in den Sinn, und ein paar Minuten darauf stand ich in dem Mansardenstübchen und vor einem der wunderlichsten Originale, die ich jemals gesehen. Ein breitschultriger, noch ziemlich junger Bursche, mit den unverkennbarsten Zügen von Gutmüthigkeit und Heiterkeit im Gesichte, saß mit verbundenem Kopfe und in einer träumerischen Stellung am Fenster vor einem Tischchen, auf dem er schmuzige Kartenblätter auslegte. Nach den ersten Grüßen gab ich mich als einen Arzt zu erkennen.

„Ah,“ sagte Franz plötzlich sehr ernst und mich mit seinen kleinen, tiefliegenden Augen mißtrauisch anblickend, „Sie kommen wohl, von meinem Herrn gesendet; aber seyen Sie so gütig, ihm zu sagen, daß er vor Ablauf dieser Woche keine Einladung zu einem Mittagsmahle annehmen soll.“ — „Ei, Franz, ich will thun, um was Ihr mich bittet, obgleich ich nicht begreife, warum Euer Herr sich eine so sonderbare Forderung soll gefallen lassen.“ — „Gleichwohl wird er sich's gefallen lassen.“ Er machte eine listige Miene, drückte meinen Fuß leise mit dem seinigen und sagte: „Die Sache hat ihren Grund.“ — „Könnt Ihr mir den nicht angeben?“ Franz sah sich vorsichtig im Zimmer um und sagte dann leise: „Sie sind wohl auch einer von den Gelehrten, Herr Doktor, und bekannt mit den sogenannten „Kräften der Natur?“ — „Gewiß, Franz. Aber was hat das mit dem Mittagsmahle Eures Herrn zu thun?“ — „Sehr viel; hören Sie mich nur an; aber Sie müssen mich nicht verrathen. Denn ich sage Ihnen, so ein magnetischer Vertrag oder Rapport, wie mein Herr ihn mit mir abgeschlossen, ist nicht Jedermanns Sache, und ich weiß nicht, ob nicht selbst die hohe Obrigkeit, wenn das Ding bekannt würde, ein Wort drein zu sprechen hätte. Aber das bei Seite. Der Lärm in der Pfenningkneipe vor einigen Tagen entstand deshalb, weil die dort versammelten Taglöhner und Handwerksbursche mir nicht glauben wollten, daß

Digitized by Google

eine Austernpastete mit einem Glase Johannisberger schwerer zu verdauen sey, als mit einem Glase Bordeaux."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Kulturgeschichte.

Anekdotisches.

— Gegen das kleinstädtische Hutabziehen eiferte man schon im 16ten Jahrhundert in Handelsstädten. In der Taxordnung für die fremden Kaufleute in Frankfurt vom Jahr 1556 heißt es: „Welcher gegen den Andern den Hut oder Baret rucket oder abziehet, der gibt einen Kreuzer."

— Bologneser, oder eigentlich Malteserhunde zu halten, war wenigstens schon zu Ende des 16ten Jahrhunderts bei dem deutschen Frauenzimmer Sitte. Fischart († um 1594) singt von den Weibern:

Auß was für ursach haben sie
Die Hündlein bei ihn spat und früh,
Und wenden so gros Kosten dran,
Das sies aus Malta kommen lan?

Schon bei den Griechen war die melitanische Abart besonders beliebt.

— Nicht nur Geschützkunde, Weinbau, Buchdruckerei, Uhrmacherkunst und Anderes haben die Russen von den Deutschen gelernt, sondern sogar Krebse und Salat essen. Olearius († 1671) sagt in seiner moskowitischen Reise: „Lactuca und andern Salat haben die Russen niemals gepflanzet, noch geachtet, viel weniger gegessen, sondern haben die Deutschen bei Nießung desselben ausgelacht; nun aber beginnen etliche auch mit anzubeißen." — Krebse aßen sie zu Olearius Zeiten noch nicht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, März.

(Schluß.)

Reformen.

Die Regierung hat durchaus nichts gespart, um das Hospital und das Gefangenhaus für schlechte Weibspersonen in dem prächtigen Lokal des Ergastolo bei Turin so vollständig zu machen als möglich. Beide Anstalten sind gleichfalls den Soeurs grises anvertraut und haben eine gemeinschaftliche Direktion. Alle Maßregeln, die ohne die Annahme des Pönitenzsystems möglich sind, werden hier zur Besserung dieser unglücklichen Geschöpfe angewendet. Zwei Geistliche besorgen den geistlichen Unterricht und den Gottesdienst. In der Mitte des Gebäudes ist eine Kapelle, zu deren Emporkirchen die Gefangenen gelangen können, ohne von den Weibern anderer Abtheilungen bemerkt zu werden. In alle Zweige der innern Einrichtung sind die Verbesserungen der neuern Zeit eingeführt. So wird das ganze Haus durch einen Ofen mit heißem Wasser geheizt; in einem Sparofen werden alle Speisen gekocht, und sinnreiche Maschinen vertheilen sie in die verschiedenen Stockwerke. Eine große Dampfmaschine sorgt für den großen Bedarf an weißer Wäsche, der in dieser Anstalt wesentlich nothwendig ist. Alle nicht kranke Gefangene sind beschäftigt. Die Correktionellen werden in sies den- und neunzig Zellen verwahrt. Außer den Geistlichen darf kein Mann in dieses Haus, eben so wenig in das zu Pallanza. — Die ersten Versuche, die schon vor einigen Jahren angestellt wurden, waren nur die Vorläufer von bedeutenderen. Denn während der Graf Barbaroux — dieser berühmte Rechtsgelehrte und Verfasser des neuen Civilgesetzbuches — an einem neuen Criminalcodex arbeitet, beauftragte der König den Grafen Pralormo, einen allgemeinen Plan für die Pönitenzreform im ganzen Königreich abzufassen. Diese Ausarbeitung liegt nun vor und beweist, daß dieser Staatsmann alles über den Gegenstand Erschienene gelesen, daß er die in Frankreich ausgesprochenen glänzenden, aber gewagten Ideen eben so sicher vermieden hat, als die Zweifel, welche von den Feinden aller Fortschritte der Wahrscheinlichkeit des Erfolgs entgegengesetzt worden sind; in seinen Plan nahm er nur auf, was die Erfahrung als entschieden vortheilhaft erkannt hat. In diesem Sinn ist auch das vor Kurzem erschienene königliche Patent, welches die folgenden wichtigen Punkte festsetzt: Absolute Trennung der Geschlechter, der jungen Sträflinge von den Erwachsenen, der bloß Angeklagten von den Verurtheilten; die Gefängnisse für jene sollen unter der Aufsicht der Justiz, diese hingegen unter dem Minister des Innern stehen; das Centralgefängniß für die Frauen zu Pallanza soll so vergrößert werden, daß es alle weibliche Sträflinge aufnehmen kann; es sollen drei große Pönitenzhäuser, jedes zu fünfhundert Zellen, für erwachsene männliche Sträflinge errichtet werden; in allen soll absolutes Stillschweigen mit gemeinschaftlicher Arbeit eingeführt werden; ganz neu und sehr wohlthätig ist die Errichtung eines Pönitenzhauses mit vierhundert Zellen für junge Gefangene, das in der Generala errichtet werden soll, mit einer großen Oekonomie, wo die Sträflinge außer ihrem Elementarunterricht und den Industriearbeiten auch mit Ackerbau beschäftigt werden sollen. Für alle diese neuen Anstalten sind für die ersten Kosten zwei Millionen angewiesen. — Zu gleicher Zeit läßt die Regierung für's Erste in den für Angeklagte bestimmten Gefängnissen in den Provinzen alle Verbesserungen anbringen, die bei der schlechten Bauart nur immer möglich sind.

Dies ist ein Theil der Reformen der sardinischen Regierung, und diese Verbesserungen wurden in einigen Jahren ohne Geräusch, ohne Zeitungslärm ausgeführt, dafür aber mit positiven Resultaten. Diese Regierung hat nicht wie Frankreich jedes Jahr mit großen Kosten einen neuen Commissär in die Schweiz geschickt, um die Pönitenzhäuser in Genf, Lausanne und Bern nach Bau, innerer Einrichtung, Verwaltung, Polizei und Resultaten zu untersuchen. Die Journale sprachen nicht täglich von Reformprojekten, die Regierung hat nicht ganz verkehrt damit angefangen, Pönitenzhäuser einzurichten, bevor ihre Criminalgesetzgebung mit dem neuen System in Einklang gesetzt war; dagegen ging sie zuerst an letztere Verbesserung und sprach nicht eher von ihren Planen, als bis sie auch deren Ausführung mit Eifer auf allen Punkten begann.

Auch in der Lombardei beginnt die Reform der Gefängnisse, und was in Piemont geschieht, wird gewiß dort beispielgebend guten Einfluß haben. In Neapel und Sicilien werden gleichfalls zwei große Pönitenzhäuser gebaut. So tritt denn auch Italien auf die Bahn wahrer Fortschritte, und in diesem Lande spricht man nicht so viel wie anderwärts von materieller und moralischer Entwickelung, sondern man führt sie wirklich herbei.

Beilage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 92.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 17. April 1839.

Das, was geschehn ist, kränkt mich nicht so tief,
Allein das kränkt mich, was es mir bedeutet.

Goethe.

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

Der deutsche Hauslehrer.

Rußland ist besonders seit der Dampfschifffahrt für uns gleichsam ein Nachbarhaus geworden, durch dessen helle Fenster wir alle Innerlichkeiten desselben übersehen, und die, welche es bewohnen oder betreten, bei allem ihrem Thun beobachten können. Dennoch möchten noch einige Winkel seyn, die sich nicht mit einem schnellen Blicke übersehen lassen, und wer auch diese durchspäht hat und den Beobachter darauf hinweist, thut vielleicht etwas nicht ganz Unverdienstliches.

Beobachten wir zuerst die Ankunft und die Eingewöhnung deutscher Hauslehrer in St. Petersburg. Man muß das Wörtchen deutsch betonen, weil ein französischer oder englischer Ankömmling dieses Standes eine andere Aufnahme zu erwarten hat, als ein deutscher. Der sogenannte gebildete Theil der russischen Nation scheint mit der französischen beinahe verschwistert; der Engländer stellt sich ihr durch den Reichthum oder die Idee desselben gleich.

Der junge deutsche Gelehrte, dessen Ankunft wir belauschen wollen, gab, um einem vielversprechenden Rufe nach Rußland zu folgen, eine Professur auf; dies diene nur als Beweis seiner Tüchtigkeit. Zwei Söhne eines russischen Fürsten sollten ihm anvertraut werden. Seine Ankunft wurde erwartet, aber keineswegs Vorbereitungen dazu getroffen. Vorbereitungen auf Personen zu treffen, welche gewissermaßen in Dienste genommen werden, würde in vornehmen russischen Häusern kleinlich, ja bürgerlich genannt werden, da in einer Stadt wie Petersburg Alles im Momente für blanke Silber- oder leichte Papierrubel zu haben ist. Ob das im Flug Gekaufte haltbar oder mangelhaft ist, darnach wird in Fällen wie der vorliegende nicht gefragt; hier entscheidet vielmehr die Wohlfeilheit. Weit wohlfeiler als der deutsche in Rußland angesiedelte Handwerker ist unbezweifelt der russische. Der Russe ahmt Alles nach, was Andere produziren; er gibt ihm dieselbe Politur, nach der Haltbarkeit fragt er nie.

Der berufene Hauslehrer kommt an; er tritt in das Bedientenzimmer des Hotels, an welches er adressirt ist. Es ist zur Winterszeit; er hat den nur leicht gefütterten Mantel, wie ihn das Klima seines Vaterlandes nicht wärmer erheischte, noch auf den Schultern. Hiemit begeht er gleich beim Eintritt ein paar Verstöße gegen russische Sitte, welche ihn in den Augen der im Zimmer versammelten Dienerschaft herabsetzen. Um vor ihr gewichtig zu erscheinen, hätte er einen theuren Pelz oder doch einen dick wattirten, mit schwerem Seidenzeug

Digitized by Google

gefütterten Mantel haben müssen. Er würde mit nachlässigem Anstande einem von ihnen gewinkt haben, ihm die Hülle abzunehmen, oder er hätte, noch besser, sich dieselbe schon eine Treppe tiefer von dem dort stehenden Schweizer abnehmen lassen. Er gibt sich in flüchtigen Worten als das, was er ist und hier werden soll, kund und verlangt angemeldet zu werden. Das Nimetzky Utschital, was auf Russisch deutscher Hauslehrer bedeutet, wird von den Dienern eben nicht mit Kennzeichen besonderer Achtung wiederholt. Es nehmen auch diese Leute, bis auf den, welcher geht, den Angekommenen zu melden, sofort die Gegenstände ihrer Unterhaltung, in welcher sie gestört worden waren, wieder auf. Ein Paar spielen Damen, Einer liest einen russischen Roman, die Andern schlafen. Den Fremden läßt man stehen, ohne ihm den Mantel abzunehmen oder sich weiter um ihn zu bekümmern.

Die Person, welche endlich kommt, ihn zu begrüßen, ist ebenfalls ein Fremdling in diesem Lande; daher bleiben bei ihrem Erscheinen die Dienstleute in ihren bequemen Stellungen, oder nehmen dieselben augenblicklich wieder an, sobald sie inne werden, daß der Herauskommende kein Glied der herrschaftlichen Familie ist. Denn es steht für den russischen Leibeigenen oder auch für den gemietheten Diener geschrieben: sobald einer deiner Herren dir naht, und wäre es auch nur das von der Amme vorübergetragene Wiegenkind, sollst du Front machen. Der dienende Russe ist in diesem Manöver so eingeübt, daß seine Bewegung dabei rein maschinenmäßig erscheint. Das Oeffnen der Thüre des Zimmers, in welchem sie sich eben befinden, ist die Feder, welche die Maschine in Bewegung sezt. Spaßhaft ist es anzusehen, wenn sie in dem Eintretenden nur einen im Hause angestellten Ausländer erblicken. Einige erheben sich dann halb, andere lüften so zu sagen nur die Flügel.

Jeder menschlich fühlende Ausländer würde ja, wenn ihm jenes Frontestehen gleich dem Eingedornen zu Theil werden sollte, dasselbe ein für allemal abschaffen. Es liegt für den Feinfühlenden sogar eine Art Trost in diesem Mangel äußerer Ehrerbietung gegen ihn, und dennoch ist zugleich etwas Verletzendes damit verbunden. Die Aeußerungen dieses Mangels an Achtung für seine Person sind zuweilen so derb, daß sie das Spaßhafte verlieren. Soll er sich in solchen Fällen gegen die Herrschaft beschweren? Welcher wahrhaft Ehrliebende möchte dies? Niemand aber erwarte, daß die Herrschaft selbst, so hochgebildet dieselbe sonst sich zeigen mag, nach eigener Beobachtung jenes Uebelstandes demselben abhelfen werde. Es muß ein für allemal bemerkt werden, daß jene Bildung vom Kern des Menschen heraus, welche ihn empfindlich für die kleinste Verletzung der Rechte Anderer macht, bei dem russischen Adel durchaus nicht gesucht werden darf, so viele andere rühmliche Eigenschaften dieser auch sonst aufzuweisen haben mag. Sein Irrthum über diesen Gefühlspunkt wird ihm zu frühe eingeimpft, um ihm nicht zur andern Natur zu werden. Die Meisten, welche in dieser Beziehung sündigen, bleiben zeitlebens unzurechnungsfähig. Diese nur in zwei Stände getheilte Nation hat keinen Begriff von den scharfen Ecken, welche aus dieser schroffen Scheidung entstehen, noch nie an diesen Ecken sich anderer Nationen zärtere Gefühlsorgane verletzen können.

(Fortsezung folgt.)

Die Wachskerze.

(Fortsezung.)

„In der That? Und was war das Ende des Kampfes?" — „Sie schlugen mit Knitteln nach mir, weil sie nicht glauben wollten, daß ich wenigstens hundert Mal im Jahr habe erfahren müssen, daß der Johannisberger und die Austern sich schwerer im Magen mit einander vertragen als Bordeaux und Austern." — „Du hast vollkommen Recht; aber das Eine schmeckt besser als das Andere." — „Davon kann ich nicht urtheilen," entgegnete Franz verdrießlich und schob an seiner Kopfbinde. — „Nicht? und du willst es hundert Mal im Jahre gegessen haben?" — „Gegessen? das sagte ich nicht. Meinen Sie, ich sey reich genug, Austern und Johannisberger zu genießen? Verdauen hab ich sie müssen, während ein Anderer sie gegessen." — „Ihr seyd ein Spaßmacher," rief ich aufstehend, „oder etwas verirrt im Kopfe. Ich habe keine Zeit zu Euren Scherzen." Franz sprang auf, als ich Miene machte, fortzugehen, nöthigte mich wieder auf den Stuhl zurück und rief bittend: „Bleiben Sie doch, mein gelehrter Herr. Ich sehe schon, ich muß Ihnen Alles berichten. Setzen Sie sich."

Ich nahm meinen Platz wieder ein und Franz hob an zu erzählen: „Es sind jezt drei Jahre her, daß ich mein vergnügliches Leben, das ich früher führte, verlassen, um in diese Sklaverei hier mich zu begeben. Sie müssen wissen, daß ich ein sogenannter Eisenfresser bin, wie ihn das Volk nennt, das heißt, ich zog auf den Märkten herum und verschluckte vor den Augen der Menge Steine, Holz, Stückchen Eisen und dergleichen Leckerbissen mehr. Ich hatte meinen Magen von frühester Jugend auf an diese Liebkosungen gewöhnt, und er verlangte keine andere. Nur an hohen Sonntagen und Festen sezte ich ihm als ganz besonderen Braten ein paar fette Spinnen oder einen lebendigen Frosch vor. Die Sachen gingen ganz nach Wunsch, da mußte der Gott sey bei uns den langen Herrn herbeiführen. Er sah

Digitized by Google

mich an, bewunderte meinen Appetit und — aber mein Herr, was jezt kommt, geht in das dunkle Gebiet der Naturwissenschaften über; ich weiß in der That nicht, ob Sie darin bewandert sind?"

„Seyn ohne Sorgen," sagte ich lächelnd, und Franz fuhr fort: „Ihre Miene sagt mir schon, daß Sie nicht die gehörigen Einsichten haben, denn Sie lachen: hier ist nichts zu lachen. Aller Spaß hört auf, wenn das Wort „Magnetismus" genannt wird. Um kurz in meiner Geschichte zu seyn, will ich in dürren Worten das Folgende berichten. Der lange Herr war damals durchaus nicht so gesund und kräftig, wie er jezt ist; er litt am Unterleibe und war das verdrießlichste Geschöpf, das je die Sonne beschienen hat. Dennoch, wie gesagt, blickte er mich mit einem wohlwollenden Auge an und beschied mich zu sich in seine Wohnung. „Willst du zehn Dukaten monatlich haben, wenn du in meinen Dienst trittst?" fragte er mich. „Warum nicht?" erwiderte ich lachend; denn ich hielt den ganzen Antrag für einen Scherz; aber der Lange sah sehr finster aus und sagte: „Bedenke dich wohl; ich gebe dir drei Tage Zeit." — „Und was ist mein Geschäft?" fragte ich. — Er sah mich eine Weile an und sagte dann: „Ich werde essen, und du sollst für mich verdauen." — In meinem Leben hatte ich eine so seltsame Rede nicht gehört; ich fragte daher einige Mal, ob ich auch recht verstanden; als er mir aber immer dieselben Worte wiederholte, und dabei so streng aussah, als spräche er von Tod und Ewigkeit, schlug ich ein lautes Gelächter auf. Er verwies es mir und nannte mich einen Einfaltspinsel, der keine Ahnung habe von dem dunkeln Gebiete der Naturkräfte. „Ich liebe es sehr, gut zu essen," sagte er nach einer Weile, „und ohne mich gerade übermäßig zu rühmen, kann ich behaupten, daß ich dazu bestimmt war, etwas Großes in dieser Kunst zu leisten; denn es ist eine Kunst, wie jede andere; aber die Natur hat mir, meiner Zunge zum Hohn, einen erbärmlichen Magen gegeben. Ich bin in der Lage eines Mannes, der Kräfte in sich fühlt, die Welt umzugestalten, und der sich damit begnügen muß, in irgend einem Dorfe einen Haufen ungezogener Buben das A B C zu lehren. Du bist mein Mann: meine Zunge und dein Magen gehören zusammen, und was der blinde Zufall trennte, wollen wir durch die Kunst vereinigen."

„Diese Rede konnte ich eben so wenig wie meine Kieselsteine verdauen. Ich verstand keine Sylbe davon; allein auf das Verstehen war es hier auch gar nicht abgesehen. Mein Herr, als er sah, daß ich einwilligte, brachte seinen Apparat zusammen und begann seine geheimnißvollen Hand- und Kopfbewegungen. In Folge dieser — weiß ich doch jezt noch nicht, wie es kam — schlief ich mitten am Tage und ohne die mindeste Lust dazu ein, und schlummerte zwei, drei Tage nach einander fort. Als ich wieder aufstand, war die Sache vollkommen in Richtigkeit: mein Herr aß, und ich — verdaute. Aber ich merkte bald, daß die edle Kochkunst auf der höchsten Stufe ihrer Vervollkommnung Dinge zusammenfügt, mit denen es tausendmal schwerer ist, fertig zu werden, als mit meinen Kieselsteinen. Ich verlor in dem Grade die frohe Laune, wie mein Herr sie erhielt, und da ich die ganze Last der Gutschmeckerei zu tragen hatte, ohne ihr Angenehmes zu kennen, denn das behielt mein Herr sorgsam für sich, so stellte ich bald sehr ernsthafte Betrachtungen an und bemerkte, daß Alles in der Welt eitel sey, und daß es sich für einen Philosophen am besten schicke, Kieselsteine zu essen und dabei frei zu seyn. In der That, war es wohl nöthig, eine so spitzbubische Erfindung zu machen, wie der Magnetismus? Was hab' ich davon, daß ich in das dunkle Gebiet der Naturkräfte eingeweiht worden bin? Ich behaupte noch dazu, daß die Erfindung nicht neu ist. Haben wir Armen es jemals anders gehabt? haben wir nicht immer verdauen müssen, wenn unser Adel und unsere Vornehmen an ihren glänzenden Tafeln schmausten? Sie haben sich mit uns immerdar in einen so kräftigen magnetischen Rapport zu setzen gewußt, daß wir die Last und sie den Genuß hatten."

„Ei!" rief ich und holte Athem, wie einer, der in ein kaltes Bad steigt, „hat man wohl jemals so sonderbare Dinge gehört? Aber bei allem dem bist du übler Laune, Franz?" — „Ganz natürlich. Ich werde nach und nach unbrauchbar und der Lange wird sich nach einem neuen Diener umsehen müssen, der ihm behuflich ist, seine Studien fortzusetzen. Aber ich darf ihn gleichwohl nicht zum Zorne reizen, denn sonst verschluckt er Gift und — ich sterbe. Gewiß, das Verhältniß ist ein sehr zartes, und man hat mir gesagt, daß es bei allen Personen, die sich zu einander in einen magnetischen Rapport gesezt haben, auf eine ähnliche Weise zugeht. Der Doktor speist, und der Kranke wird satt, der Doktor schläft, und der Kranke ist erquickt, der Doktor läßt sich einen Zahn ausreißen, und der Kranke hat den Schmerz dabei. Allein dennoch weiß ich einen armen Schelm, der es noch schlimmer hat wie ich." — „Und wie ist es mit dem?" fragte ich. — „Davon ein andermal," sagte Franz kurz. „Ich bitte, rücken Sie mir die Binde zurecht." Er blickte aus dem Fenster und rief, meinen Arm erfassend: „Sehen Sie nicht? Dort geht mein Herr eben zum Gewürzkrämer, um zum Frühstück einen marinirten Aal zu essen. Eilen Sie, bester Herr, halten Sie ihn ab; sagen Sie ihm, daß das mein Tod wäre. Himmel, wie leichtsinnig geht der Mensch mit meinem Magen um!" — Ich verließ den armen, hartgeplagten Franz und habe ihn seitdem nicht wieder gesehen. Beschämt, daß wir halb und halb hinter sein Geheimniß gekommen, reiste der lange Herr bald darauf ab.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zur Kulturgeschichte.

Anekdotisches.

— Das Bildniß eines heiligen Vaters zu malen, war ehedem ein höchst saures Geschäft: es mußte auf den Knieen verrichtet werden. Sudleyras lag auf den Knieen, als er den sonst über manche Vorurtheile erhabenen Papst Benedikt XIV. Lambertini malte. Mengs aber weigerte sich, in solch peinlicher, erniedrigender Stellung zu arbeiten. Die Notiz ist von Guibal, einem Schüler des Mengs.

— Junge Bären wurden noch im Jahr 1775 auf der Passauer Fürstentafel als Leckerbissen aufgestellt.

— Maria Theresia strafte mehrere Wiener Bürgerinnen um mehrere tausend Gulden, weil sie glaubten, ebensogut Amazonenkleider tragen zu dürfen, als Ihre Majestät. — Friedrich der Große verbot seinen Unterthanen auf das Strengste, sich in Purpurroth oder Veilchenblau zu kleiden, weil er sich diese Farben ausschließlich vorbehalten habe. (Mosers Hofrecht.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Verbrechen.

Aus dem Criminalprozesse gegen die Mörder der Kaufmannsfrau Renard, dessen öffentliche Verhandlungen zehn Tage lang gedauert und beständig eine unzählige Menge Volks, sogar wohlgekleidete Damen herbeigezogen haben, war abzunehmen, wie weit es die Schelme in Paris treiben. Sie hatten ihr Verbrechen bei hellem Tage in einem Kaufmannsladen begangen, und der Tod des unglücklichen Schlachtopfers war erst nach langem Kampf erfolgt. Die Tochter der Ermordeten und der Pförtner des Hauses hatten die Mörder gesehen; auch auf der Gasse waren sie bemerkt worden, weil sie etwas von dem geraubten Silberzeug hatten fallen lassen; zuletzt waren sie noch in einer kleinen Kaffeeschenke aufgefallen, wo sie unter dem Tische ihre blutigen Hände abgewaschen hatten; und dennoch hatte die Polizei viele Mühe, den Mördern auf die Spur zu kommen. Bei der Größe der Stadt kann sich ein Böswicht gar zu leicht verbergen. Die aus dem Bagno zurückgekommenen Verbrecher, welche leider meistens schon im Bagno selbst die Plane zu neuen Verbrechen entworfen haben, finden in der Hauptstadt alte Genossen und Hehler, die ihnen auf alle Art behülflich sind, oder sie verstecken sich bei schlechten Weibsbildern, welche den Ertrag der Verbrechen mit ihnen theilen und zuweilen ein kleines Gewerbe treiben, wodurch sie dem wachsamen Auge der Polizei zu entgehen hoffen und auch wirklich entgehen. Die Polizei pflegt zwar den aus dem Bagno zurückkommenden Verbrechern meistens eine andere Stadt als Paris zum Aufenthalt anzuweisen, aber sie schleichen sich doch oft in die Hauptstadt, und werden erst dann ertappt, wenn sie bereits neue Missethaten begangen haben. Freilich können sie in kleinen Städten ihr Fortkommen fast unmöglich finden, selbst dann nicht, wenn sie sich wirklich gebessert haben und sich durch ehrliche Arbeit ernähren wollen. Sobald man erfährt, daß es entlassene Verbrecher sind, will kein Meister, kein Fabrikant sie mehr beschäftigen, aus Furcht, von ihnen hintergangen, bestohlen oder gar ermordet zu werden. Diese Furcht ist natürlich, allein sie hat oft schreckliche Folgen. Denn diese überall abgewiesenen, von Allen gemiedenen Verurtheilten finden zuletzt kein anderes Mittel, sich ein Auskommen zu verschaffen, als daß sie ihre alten Genossen wieder aufsuchen, in die großen Städte schleichen und dort neuen Raub und neue Mordthaten begehen. Je mehr die Bevölkerung Frankreichs zunimmt, und je seltener die Todesstrafe verhängt wird, desto stärker wird auch die Anzahl der Verbrecher im Bagno, und desto größer die der wieder Freigelassenen oder sogenannten Libérés, einer wahren Plage der jetzigen Zeit. Wäre man so glücklich, ein Botanybay zu finden, wie das in Neus-Süd-Wales, und dort eine Deportirtencolonie für die französischen Verbrecher anlegen zu können, so würde dadurch dem französischen Reiche ein wichtiger Dienst geleistet. Bis dahin werden vorzüglich die großen Städte von dem Uebel zu leiden haben. Was dasselbe ein wenig vermindern kann, ist die große Wachsamkeit der Polizei und ihre, ich mag nicht sagen vortreffliche, aber zweckmäßige Einrichtung. Sie kann nämlich nur dadurch den Verbrechern auf die Spur kommen, daß ihre niedrigsten Agenten mit denselben, so wie mit schlechten Weibspersonen in Verbindung stehen, ja dieselben zum Verrathe an ihren Genossen durch Belohnungen aufmuntern, und die Habsucht und Treulosigkeit als Mittel brauchen, um der Justiz manchen Missethäter überliefern zu können. Dies gelingt jedoch nicht allemal, und zuweilen hat eine Räuberbande schon die Stadt oftmals in Schrecken gesetzt und manchen Raub begangen, ehe es den Polizeiagenten gelingt, die Thäter ausfindig zu machen. Zuweilen kommen durch einen Fang eine Menge von Verbrechen an's Tageslicht, denen die Polizei bisher vergeblich nachgespürt hatte. Dies war auch der Fall bei den beiden Mördern der Frau Renard, welche mit einer Diebsbande zusammenhingen, die eine Menge bedeutender nächtlicher Diebstähle begangen hatte. Der eine, Soufflard, hat sich sogleich nach dem Urtheile vergiftet; der Andere wird wahrscheinlich in Kurzem hingerichtet werden. Glücklicherweise bekommt Paris jetzt nur selten eine Hinrichtung zu sehen; etwa eine oder zwei im Jahre. Sie finden des Morgens früh, und zwar an einem sehr abgelegenen Ende der Stadt auf einem kleinen Platze statt, so daß sie für den Pöbel kein Schauspiel mehr abgeben können. Außer diesem Criminalprozesse war wohl in der letzten Zeit der des berüchtigten Wieland der merkwürdigste, einmal wegen des ganz monströsen Charakters dieses Menschen und sodann wegen seiner fremden Herkunft; dieses Ungeheuer, welches seinen Sohn Jahre lang behandelt hatte, wie man kein Vieh behandelt, und einzig darauf ausgegangen war, mit satanischem Sinne den Leib und die Seele des armen Jünglings zu Grunde zu richten, ein Verbrechen, wie sich vielleicht keines in den Annalen der französischen Criminaljustiz findet. Ist leider ein Deutscher aus Regensburg. Man hat ihn zu lebenslänglicher harter Arbeit verurtheilt. Den Ehemann der bekannten Schriftstellerin Flora Tristan, welcher in der letzten Zeit wegen seines Mordanschlags auf seine Frau gerichtet worden ist, hat man nur einige Jahre auf die Galeeren geschickt, weil man in dem Betragen der Frau, die ihn zur Rache allmählig aufgereizt, einen mildernden Umstand erkannte. Wenn eine Frau ein Buch schreibt, wie die Pérégrinations d'une Paria, so muß sie sich auf die Rache ihres Mannes gefaßt machen. Zum Glücke kommt eine Gift, wie sie im südamerikanischen Charakter dieser Frau zu herrschen scheint, in unserm gemäßigten Erdstriche nicht häufig vor. Solche Ehen und solche Laster geben freilich den Predigern gerechte Ursache, über Sittenverderbniß zu predigen. Daran haben sie es auch während der Fasten in Paris nicht fehlen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 93.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 18. April 1839.

Si res sola potest facere et servare beatum,
Hoc primus repetas opus, hoc postremus omittas.
Horat.

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Das Glück wollte mir so wohl, daß ich bald darauf den Leidensgenossen des armen Franz auffand, und dieses gibt eine Geschichte, die nicht minder wunderbar ist als die beiden eben erzählten.

In Frankfurt angekommen, wurde ich von meinem Bankier in das Haus eines ausgezeichneten Mannes eingeführt, an den ich Empfehlungsbriefe abzugeben hatte. Er bewohnte ein Landhaus nicht weit von der Stadt, und seine Umgebung kündigte den reichen Mann an. Ueber die Weise, wie er zu diesen Reichthümern gekommen, gab es verschiedene Stimmen. Obgleich die Erfahrung täglich lehrt, daß in unserer Zeit nichts öfter sich ereignet, als ein solcher über Nacht angewachsener und über Nacht wieder verschwindender Reichthum, wollte man doch durchaus bei Herrn Balthasar Meri einen geheimnißvollen Grund aufgespürt haben. Die Unwissenden und deßhalb noch einem poetischen Aberglauben Anhängenden sprachen von einem entdeckten Schatze, die Aufgeklärten griffen zu einer gewagten Börsenspekulation, die Gutmüthigen machten die ganze Sache mit einer splendiden Erbschaft ab. Gewiß war es, daß Herr Balthasar aus sehr niedrigem Stande war, daß man ihn vor ungefähr zwanzig Jahren zurück die Straßen von Frankfurt hatte kehren und sein Nachmittagsschäfchen in heißen Sommertagen auf dem breiten Steinsitze am Bockenheimer Thore hatte halten sehen. Es konnte sonderbar scheinen, daß Herr Meri sich bei so bewandten Umständen gerade Frankfurt zu seinem Aufenthaltsorte wählte; allein er besaß die Eitelkeit des Bürgers einer freien Stadt. Er liebte diese Stadt, deren krumme, dunkle Gäßchen er gekehrt hatte, an deren Thoren er einst arm und verlassen geschlummert; er liebte sie, wie ein Diener das Haus seines Herrn, das er auch das seinige nennt. Er hörte es gerne, wenn er die breite Zeil herabwandelte, daß man in seiner Nähe flüsterte: „Das ist der arme Tagelöhner, der jetzt ein Millionär ist, der sich mit den Bethmanns, mit den Metzlers messen kann und vielleicht noch zu der Höhe eines Rothschilds hinaufsteigt. Zieht den Hut, kleine Spekulanten der Börse! habt Achtung vor dem Manne, der aus nichts viel geworden ist!“ In unserer Zeit, wo man auf keine Vergangenheit sich stützen darf und keine Zukunft zu erwarten hat, ist der Zahlenwerth des Augenblicks allerdings die gerechteste Schätzung eines Mannes. Er hat so viel, das heißt, er ist so viel. Der Besitz, seinen schnellen Kreislauf machend, adelt immer den, in dessen Hand er sich gerade findet, auf einen flüchtigen Augenblick. Mit dem Golde

Digitized by Google

verschwindet auch der Mann; daß er nachher wirklich noch fortlebt, ist eine Sache nebenbei und von keiner Bedeutung.

Herr Balthasar Meri hörte sich also gerne einen reichen Mann nennen, aber er sezte dann immer hinzu: aber auch ein unglücklicher. Dieser Ausdruck war eine stehende Redensart bei ihm geworden, und Viele waren der Meinung, daß man seine fruhere geringe Bildung daraus merke. Ich hatte, wie ich den großen blassen Mann mit den erloschenen Augen und den eingefallenen Wangen vor mir sah, auch gleich nach den ersten Bewillkommnungsworten jene Behauptung von ihm gehört; aber mir kam sie nicht so ganz aus der Luft gegriffen vor. Es mag seyn, daß ich, gegen die Sitte der guten Frankfurter, doch noch einen Unterschied machte zwischen den Begriffen Glück und Reichthum. Der Mann schien mir wirklich unglücklich. Es sprach aus seinen Worten, aus seinen Mienen und Bewegungen eine stille Geschichte jahrelangen Leidens, und ich habe mich, wo ich solche Anzeichen fand, selten getäuscht. Er besaß eine große Sammlung naturhistorischer Merkwürdigkeiten, und dieser Schatz, den er fast täglich vermehrte, machte das Band aus, das ihn mit dem Leben und seinen Interessen verknüpfte. Wegen dieser Sammlung machte er Reisen, aber man sah ihn nie von diesen heiter oder gesund zurückkehren. Seine üble Laune wuchs, wenn er neue Gegenstände und Menschen sah. Er äußerte dann, wie alles draußen ihn an ein gewisses verlorenes Gut mahne, dem er ewig nachtrauern werde.

Die Mittheilungen, die ich ihm machte, vielleicht auch mehr als diese meine angeborne heitere Gemuthsart, bewogen ihn zu der Bitte, einige Tage auf seinem Landhause zuzubringen. Ich that es gerne. Er faßte Vertrauen zu mir, und als Beweis dessen zeigte er mir die Einrichtungen seines Hauses und Gartens. Es fanden sich in beiden einige Seltsamkeiten: so war in allen Zimmern kein Sopha, kein Bett zu entdecken. „Ich besitze nur Ein Bett," sagte mir mein Wirth, „und es steht im Garten." — „Wie? Sie schlafen im Freien?" — „Einst that ich es." — „Und stört Sie nicht der Wechsel der Witterung?" — „Wenn ich schlafen werde, hat kein Regen und kein Schneegestöber Macht, mich zu wecken." — „Dann müssen Sie einen festen Schlaf haben." — „Das hoffe ich — ja, mein lieber Herr, ich werde einmal schlafen, und dann auch recht fest schlafen." — Er sagte dies mit einer, vor innerer Bewegung zitternden Stimme und den Blick nach oben gewendet. Wir waren unterdessen in den Garten getreten. „Hier steht mein Bett," sagte er und zeigte auf einen verborgenen, mit drei schattigen Buchen besezten Platz. Ich erblickte, näher hinschauend, einen Leichenstein und darauf den Namen meines Wirths geschrieben. Er sah mich forschend an; ich drückte ihm die Hand, indem ich sagte: „Ich kenne dieses Bett; es wird sich darin gut schlafen lassen." — „Wirklich?" rief er und sah mich mit freudebligenden Augen an; „also auch Sie glauben, daß ich dort endlich werde schlafen können? Ach, ich bedarf dessen!"

(Fortsezung folgt.)

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

(Fortsezung.)

Der verschriebene Lehrer ist nun zwar da, aber noch kein Zimmer fur denselben bereit. Es muß sogar noch ausgemittelt werden, ob er, der aus bescheidenen Lebensverhältnissen kommt, alle die seinen Gewohnheiten kennt und mitbringt, welche seine Nähe Furstenkindern erträglich machen kann. Man hält daher vorerst fur rathsam, ihn in einem vom Hauptgebäude abliegenden Flügel einzuquartiren. Daß dieser ganz von der Dienerschaft des Hauses bewohnt, ja daß der nächste Nachbar des Neuangekommenen ein verheiratheter Mann ist, dessen keifende Frau und schreiende Kinder durch die dünnen Wände zu jeder Stunde des Tags und der Nacht sich vernehmen lassen, dies ist ein Umstand, welchen zu beachten man fur durchaus uberflüssig hält. Man stellt sich das Leben in kleinen deutschen Städten, selbst das gelehrter Männer mit ihren Familien und ihrer Dienerschaft, ohngefähr ganz so vor, wie das russischer Kleingüterbesitzer, der Inhaber weniger Seelen, die mit den Leibern derselben in guter Gemeinschaft leben. Bedienen im vollsten Sinn läßt sich der Russe, sobald er das Prädikat Herr sich auf irgend eine Weise aneignen kann. Dieser Bedienung aber mit der größten Bequemlichkeit froh werden zu können, ist sein zweiter, echt nationeller Wunsch. Das Zimmer oder die Abtheilung, in welchem seine Dienerschaft sich aufhält, ist in jenen kleinen Häusern, die selten mehr als ein Stockwerk haben, nur durch eine dünne Bretterwand, oft sogar nur von halber Höhe, von denen der Herrschaft geschieden. Nur die sogenannten Schwarzen, d. h. Ofenheizer, Holzmacher, Wäscherinnen und Schenerfrauen, wohnen in eigens für sie bestimmten Nebenhäusern. Der Diener, welcher der Herrschaft beim Essen die Fliegen abwehrt, die Köchin, welche die Speisen bereitet, die Näherinnen wohnen im Vorzimmer, welches häufig zugleich die Küche ist. An Kindern fehlt es in Rußland in keinem Lebensverhältnisse, folglich auch nicht in diesen Vorzimmern. Die nassen Schafpelze, die mit Hanföl eingeriebenen Stiefeln der da Wohnenden liegen umher. Der Duft und der Lärm, welcher da vorwaltet,

Digitized by Google

theilt sich dem ganzen Häuschen mit, es werde dies nun von einem kleinen Edelmann, einem Geistlichen oder einem bei der Verwaltung größerer Güter Angestellten bewohnt. Kein Wunder, wenn Begriffe, wie genügsam der Mittelstand in den Ansprüchen auf manche Lebensbequemlichkeiten ist, sich bei denen festsetzen, welche sich allein zu höheren Ansprüchen berechtigt glauben. — Wenn nun mit ganz andern Erwartungen hergekommene Ausländer gleich bei ihrer Ankunft auf vorgefaßte Meinungen solcher Art stoßen, so möchten sie am liebsten sich ein augenblickliches Linksum! zurufen. Dann aber ist es gewöhnlich zu spät, oder die zur Rückreise erforderliche Summe müßte erst erworben werden, und bis dies geschieht, hat er sich einigermaßen eingelebt.

Eine zweite, für den, der wirkliche Bildung nach Rußland bringt, nicht ohne Demüthigung abgehende Einrichtung ist das jetzt herkömmliche Examen, welchem ein Jeder, der in irgend einer Art dort Geschäfte treiben will, sich unterwerfen muß. Die Einrichtung selbst ist so lobenswerth als nothwendig, da früher französische Schneiderlehrlinge sich als Sprachlehrer, Soubretten als Gouvernanten einschmuggelten. Einige dabei vorkommende Clauseln müssen aber den wirklich Talentvollen verletzen. Nicht eher, als bis auch er geprüft ist, so entschieden auch der Ruf für ihn sprechen mag, darf er seinen Unterricht, man denke! selbst in Privathäusern beginnen, oder vielmehr, nicht eher, als bis der Meister vom Stuhl sein probatum est über ihn ausgesprochen hat, glaubt man ihm trauen zu dürfen. Es kann sich dann wohl fügen, daß einer der Examinatoren abwesend oder krank ist und das Examen Wochen-, ja Monatelang verschoben werden muß; und es gesellt sich dann zu ohnehin selten sogleich bequemer Existenz noch gezwungene Unthätigkeit, die um so lästiger wird, je redlicher der, durch glänzende Versprechungen aus früherer Lebensbahn Gerissene seine Zeit anzuwenden gewohnt war. Ein junger in Paris lebender deutscher Gelehrter wurde durch sehr glänzende Versprechungen nach Kurland gelockt und hatte den Muth, nachdem er Alles, was in der Ferne geschienen hatte, in der Nähe betrachtet, nach wenigen Wochen wieder umzukehren. Es ist Schade, daß seinem Beispiele nicht Mehrere folgen können. — Es muß anerkannt werden, daß Rußland auch in wirklicher Gelehrsamkeit Fortschritte gemacht und bedeutende einheimische Köpfe aufzuweisen hat; allein es wird Jedem, der näher hinzutritt, klar werden, daß es über dem Besitz schon die Mittel, durch welche es zu demselben gelangte, vergessen hat. In sich selber glaubt es jetzt die Kraft und die Fähigkeit zu besitzen, Neuhinzugekommene richtig zu wägen.

Hat endlich der Examinatoren allgemeines Lob, ja ihr Erstaunen den, welcher Fürstensöhne zu Gelehrten bilden soll, sanctionirt, so sind damit noch nicht alle Dornen seines neuen Weges auf die Seite geräumt. Sind seine Sitten rein, so sind sie in der Regel auch einfach; ist er treuherzig, so wird er nicht gewandt seyn. Kommt er aus dem Innern Deutschlands, so sind seine Kleider schwerlich nach der Angabe des neuesten Modeblattes gemacht. Er wird wahrscheinlich gut französisch verstehen, im Sprechen aber ungeübt seyn. Zu der in französischer Sprache geführten Unterhaltung bei Tische wird er daher nichts beitragen können. Er wird sich bald einsam in einem belebten Kreise fühlen, er wird es noch mehr werden an Tagen, wo andere russische Große zur Tafel gezogen werden. Alle haben, wie jetzt herkömmlich, die deutsche Sprache in ihrer Jugend erlernt, auf Reisen oder während des Krieges sie geübt; sich jedoch, um einem untergeordneten Anwesenden gefällig zu seyn, derselben in der Conversation zu bedienen, das liegt außer dem Bereiche ihrer Höflichkeit. Das Nichtachten oder Uebersehen der Person, die künftig den Kindern des Hauses eine bedeutende Instanz werden soll, macht diese, die sonst recht gute Kinder seyn können, scheu, zurückhaltend gegen ihren neuen Lehrer. Das nothwendige Band der Liebe und des Vertrauens zwischen Schüler und Lehrer webt sich nur äußerst langsam.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Kulturgeschichte.

Anekdotisches.

— Marie Louise legte als Verlobte Napoleons die 830 Stunden von Wien nach Paris in 15 Tagen zurück. — Die Reise der spanischen Prinzessin Marie Anna von Madrid nach Wien zu ihrem Verlobten, dem nachmaligen Kaiser Ferdinand III., dauerte nicht kürzer als ein Jahr und neun Monate, d. h. 635 Tage. Man konnte also nicht sagen, Marie Anna sey ihrem Bräutigam entgegen geflogen; dies gestattete aber auch nicht die spanische Grandezza.

— Dauphin Ludwig, Sohn Königs Karl VII., wagte im Jahr 1444 einen Einfall in die Schweiz und das Elsaß. Die Unternehmung mißglückte; aber merkwürdig ist, was Ludwig bei dieser Gelegenheit äußerte: „der ganze Landstrich zwischen Galliens Grenzen und dem Rhein gehöre der Krone Frankreich, und er werde deßhalb Straßburg belagern." — Solche Entwürfe hegten also Frankreichs Beherrscher schon zu einer Zeit, wo sie noch mit ihren eigenen Vasallen und noch mehr mit den Engländern um Krone und Daseyn zu kämpfen hatten.

— Vor hundert Jahren fand Johann Heumann in Göttingen vielen Beifall mit seiner Abhandlung: „Von der Erdkunde des Teufels, als er Christus versuchte." — Die alten Theologen hatten oft einen Anstrich von Schalkhaftigkeit, der den neuern völlig vergangen ist; dieser Zug kommt wohl auch nicht wieder, aber theosophische Schriften haben wir neuerdings entstehen sehen, welche man vor zwanzig Jahren für Unmöglichkeiten erklärt hatte.

Digitized by Google

— Am englischen Hofe war, und ist vielleicht noch, ein eigener Rattenfänger, der zum Hofstaat gerechnet wurde. 82 Pfund bezog und einen rothen Rock trug mit gelben Borten, in welche Mäuse gewirkt waren. — Bei der Prinzessin Amalie, Tochter Georgs III., war Robert Smith als Rattenfänger in Diensten. Er führt diesen Titel auf einer Schrift, die er herausgab.

— Manche Schriftsteller über die Geschichte der Erfindungen behaupten, die Gabeln, als Speiseinstrumente, seyen erst im fünfzehnten Jahrhundert in Europa in Gebrauch gekommen. — Das Wort Gabel selbst ist jedenfalls sehr alt; Gaebel, tridens, und Gabila, furca, kommen schon in Glossen des eilften bis dreizehnten Jahrhunderts vor. Doch dies komme nicht in Betracht; auch nicht die Versicherung des etwas flüchtigen Geschichtschreibers der Lebensweise der Franzosen, Legrand d'Aussy, daß Tischgabeln schon im Inventar Königs Karl V. vom Jahr 1379 verzeichnet seyen. Aber entscheidend ist Folgendes. Herrad von Landsberg, Aebtissin von Hohenberg im Elsaß, † 1195, hinterließ einen Hortus deliciarum, wenn nicht von ihrer eigenen, doch einer gleichzeitigen Hand geschrieben und bemalt. Unter diesen Gemälden kommen auch Speisetische vor, versehen mit Messern und Gabeln. — Nach Talleyrand ist die Gabel der augenfälligste Maßstab der Kultur: nicht zu sprechen von den Elenden, welche sie gar nicht kennen, wie weit ist Alles noch da zurück, wo man sich der dreizinkigen oder gar zweizinkigen eisernen Gabel bedient! Erst die vierzinkige aus Silber oder Vermeil ist die gastronomische Gefährtin des höhern Menschen. Man bemerke auch, daß jene die bissige Schwester des brutalen Messers, diese dagegen die Alles mild aufnehmende Gattin des verträglichen Löffels ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Fastenpredigten. Zeitungsweis.

Wenn neuere Reisende behaupten, daß die Pariser keine Kirchen mehr besuchen, so haben sie sicher die Kirchen in dieser bußfertigen Zeit nicht gesehen. Denn auch die geräumigsten waren oft gedrängt voll, und mehrere Prediger hatten ein Auditorium, nicht, wie man oft behauptet, von alten Weibern, sondern von Leuten aus allen Ständen. Die Geistlichen sehen die Nothwendigkeit ein, sich auf Beredsamkeit zu verlegen, und von der Kanzel herab nicht nur zu dozieren, sondern mit den Gebildeten zu räsonniren; daher denn auch manche Predigten sich wie wohlgesetzte Abhandlungen in einer Zeitschrift ausnehmen. Einige dieser Prediger haben sich in den letzten Jahren durch solche Vorträge einen großen Ruf erworben, besonders Abbé Ravignan in der Cathedrale, Abbé Dupanloup in St. Thomas d'Aquin, und Abbé Combalot in St. Sulpice. Letzterer predigte täglich, war aber auch zuletzt so ermattet, daß er mit seiner Rede kaum mehr fort konnte. In den vorigen Jahren hielt der bekannte Abbé Lacordaire, ein ehemaliger Mitarbeiter Lamennais, die sogenannten Conferenzen in der Cathedralkirche; allein durch seine Wanderungen nach Italien ist er halb ein Römer geworden, und nun, heißt es, wolle er es ganz werden, indem er in ein Dominikanerkloster zu Rom treten werde. Er hat früher die Rechte studirt; auch Abbé Ravignan ist von der Rechts- zur Gottesgelehrtheit, vom Advokaten zum Abbé übergegangen. Einige Pfarrer suchen durch Musik, besonders durch Gesang, den Gottesdienst den Weltkindern annehmlicher zu machen, was auch so wohl gelingt, daß in St. Roch zum Beispiel zuweilen gar kein Platz mehr zu bekommen ist. Dieses ist aber leider auch die Kirche, in welcher die Beutelschneider die besten Geschäfte machen, und mehr als einmal hat man hier Taschendiebe auf der That ertappt und während des Gottesdienstes verhaftet. Wenn hier feierlicher Gottesdienst gehalten wird, so fehlt es auch selten an Polizeiagenten. Kleine Tageblätter spotten über die Andacht der Pariser in der Charwoche, und behaupten, diejenigen, welche in dieser Zeit, so fleißig die Kirche besuchen, seyen dieselben, die noch vor kurzer Zeit, als Postillone oder als Elsäßerinnen oder sonst verkleidet, die rauschenden Bälle des Renaissances Theaters mitmachten und die Nacht im Café anglais mit Champagnertrinken beschlossen, und die nun am Osterlage ihr bußfertiges Gesicht ablegen und ihren lustigen Lebenslauf wieder beginnen werden. In der Charwoche finden auch die bekannten Promenades de Longchamp statt, wenn es die Witterung erlaubt. Dieses Mal war unter den drei Tagen nur ein leidlicher; dennoch gibt es Leute, welche so beherzt sind, daß sie trotz Regen und Wind die berüchtigte Promenade mitmachen, bloß weil sie sich rühmen wollen, auch da gewesen zu seyn; die Fremden versäumen nicht, sich einzufinden, und erstaunen zuweilen, daß sie hauptsächlich nur Fremde sehen, und daß sie selbst das berüchtigte Schauspiel ausmachen. Indessen gibt es doch immer reiche Leute, welche die drei Tage benützen, um in den champs élysées ihre neuen Equipagen der öffentlichen Bewunderung preiszugeben. Bekanntlich werden hier auch zum ersten Male im Frühjahr neue Moden zur Schau getragen. Dieses Jahr werden aber die Modejournale verlegen seyn, die neuen Moden anzugeben, denn sie waren, wofern sie wirklich existirten, unter den Regenschirmen und in den Kutschen versteckt; aber vielleicht sind sie dort wirklich von hellsehenden Modespähern entdeckt worden. Das Bois de Boulogner Gehölz wird jezt das ganze Jahr hindurch von so vielen Equipagen besucht, daß die Longchamptage wenig Reiz mehr haben. — Sogenannte Concerts spirituels waren diesmal sogar vom Contredansesetzer und Spieler Musard, der sich sonst in's Spirituelle nicht zu versteigen pflegt, angekündigt worden. Der Figaro nimmt von diesen Concerts spirituels Anlaß, ein satirisches Programm eines Concert spirituel mitzutheilen, welches bei Musard gegeben werden solle, und wo man folgende erbauliche Singstücke aufführen werde: „Die Freuden eines reinen Gewissens," Musik von Girardin, gesungen von Prof. Lerminier; „Laßt uns für den Ruhm, nicht für's Geld arbeiten," Hymnus von Auberlot;" „Die Vortheile eines reinlichen Anzuges," Lied von Gustav Planche (welcher immer sehr schmutzig einhergeht) u. s. w. Den armen Lerminier nehmen die kleinen Tageblätter noch oft vor: eines derselben behauptet, auf der Promenade von Longchamp habe man ihn mit einem Rocke couleur changeante gesehen. Girardin muß noch weit öfter herhalten. Anfangs wollte der Mann sich mit allen denjenigen schlagen, die es wagten, sich über seine Spekulationen lustig zu machen. Damit ist er aber schlecht angekommen; denn seitdem sind sie alle über ihn hergefallen, und er müßte sich jezt alle Tage im Jahre schlagen, wenn er jeden Verfasser einer Spöttereі in den kleinern und auch wohl in den größern Tageblätter zur Verantwortung ziehen wollte. Auch hat er ja sein Tageblatt La Presse, in welchem er den Spöttern mit gleichem Maße messen kann. Uebrigens bleiben selbst gefeierte Schriftsteller, z. B. Lamartine, von deegleichen Spöttern nicht verschont.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 94.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 19. April 1839.

Dann trenne kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest. —
Rinn unterdeß, o Leben! Sie kommt gewiß
Die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft.

Klopstock.

An Sie.

Werd' ich einst gestorben seyn,
Werden dies und das sie sagen,
Dir doch ist bekannt allein,
Wofür hier mein Herz geschlagen.

Laß sie schwatzen immerhin
Ueber dem verscharrten Herzen;
Stumm wie ich im Grabe bin,
Sey du stumm in deinen Schmerzen.

Meinen Schatten sollen nicht
Stören deines Auges Thränen,
Wenn er aus dem Sarge bricht,
Zu dir schwebt in seinem Sehnen.

Denn so lang du lebest hier,
Kann ich nicht die Erde lassen;
Ohne dich, ich sag's nur dir,
Würd' ich selbst den Himmel hassen.

Bis gebrochen auch dein Herz,
Löst sich nicht mein Bann hienieden;
Dann erst schweb' ich himmelwärts
Mit dir in der Sterne Frieden.

Justinus Kerner.

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

(Fortsetzung.)

Ist der Deutsche anders gut erzogen, so ist er gewöhnt, auch seinen Befehlen die Melodie der Bitte zu geben; es ist ihm daher fast unmöglich, jenen barschen Ton anzunehmen, mit welchem der Russe seinen Diener anredet. Ein bescheiden geäußertes Begehren wird daher von Ohren, die an ein barsches Anherrschen gewöhnt sind, überhört oder mit Lauigkeit besorgt. Ehe ein armer Ausländer der russischen Dienerschaft Lieblingsantwort: sutschaß, wörtlich sogleich, in den herkömmlichen Sinn übermorgen übersetzen lernt, hat er manche qua volle Stunde vergebenen Harrens zu durchleben. — An Dienern ist in russischen Herrenhäusern kein Mangel, und sogleich wird auch dem neuen Lehrer einer gegeben. Es soll dieser sein Zimmer fegen, seine Kleider putzen, ihm, was er bedarf, zutragen. Ob aber und wie der Bursche seinen neuen Herrn bedient, darnach fragt Niemand. Ist dieser schlecht bedient und hat wirklich den Muth, sich zu beklagen, so wird zwar eine kleine Zurechtweisung des Beklagten erfolgen, dies aber die Sache nur verschlimmern. Wollte dagegen ein milder deutscher Mann den Weg der Gute einschlagen und für einen gut geleisteten

Digitized by Google

Extradienst das beliebte na wotky, zum Branntwein, geben, so würde er sich bald in die Nothwendigkeit versetzt sehen, auch das täglich Vorkommende erkaufen zu müssen.

Noch ein Artikel, der der Wäsche, führt große Unannehmlichkeiten für den in einem großen Hause angestellten Ausländer herbei. Aus den Händen der Kammerfrauen erhalten die Wäscherinnen die gebrauchte Wäsche und bringen an dieselben die reine zurück. Allein jene, aus Leibeigenen zu Damen gewordenen Persönchen halten sich für zu fein und zu vornehm, um sich mit der Wäsche eines fremden Menschen — dieses Ausdrucks dürfen sie sich für den Lehrer der fürstlichen Kinder bedienen — zu befassen. Sie wissen, indem sie ihre Damen in der Regel beherrschen, Geschäfte solcher Art von sich fern zu halten. Die russische Wäscherin wird daher dem Fremden in Person zugesendet. Er zählt ihr die Stücke deutsch zu, sie zählt sie russisch nach. Es fehlt, bis er ihre Zahlen kennt und auszusprechen weiß, manches Stück. Er hat keine Behörde, sich darüber zu beklagen, und sieht sich oft in die größte Verlegenheit gesetzt. — Wie weit hergeholt auch das Aufzählen aller dieser kleinen Unbequemlichkeiten scheinen mag, so möchte es doch Fälle geben, wo die Fingerzeige von Nutzen seyn können.

Wenn indeß, trotz allen bisher geschilderten Anstößen, in der That verständige Menschen zusammenkommen, so kann ein sich allmählig bildendes gutes Verständniß nicht ausbleiben. Wo aber Verständigkeit nur in untergeordnetem Grade vorhanden seyn sollte, da wird die Feuerprobe eines Ausländers, und namentlich eines Deutschen, gewiß noch viel härter seyn. Sonderbar genug scheint das neckende Geschick es besonders auf die Würdigsten in ihrer Art abgesehen zu haben. Der Spruch, mit welchem Gellert einen um das Fortkommen seiner Söhne besorgten Vater sich trösten läßt, beweist auch in Rußland an manchem Emporkömmling sich rechtskräftig. Wir wenden uns daher zu einem andern Ankömmlinge, der in einer kleinen süddeutschen Stadt das Krämergeschäft in guter Form erlernt hatte.

Es fehlte ihm nicht an jenem Anflug andrer Eigenschaften, welche den eleganten Commis bilden, und so durfte er erwarten, in der Kaiserstadt am Newastrome größeres Glück zu machen, als irgendwo, wo der Handel blüht. Hierin hatte er sich indessen verrechnet. Der Kleinhandel ist in Rußland fast ausschließend in den Händen eingeborner Kaufleute. Viele derselben sind noch Leibeigne, und ihre Herren geben sie um so weniger frei, je mehr ihre Vermögensumstände sich heben und je bedeutender dabei der Obrok (die Abgabe) ist, welchen sie zahlen müssen. — Wird nun gleich ein ungemein höfliches, zuvorkommendes Wesen dem jungen Kaufmann aller civilisirten Länder immer mehr eigenthümlich, so findet man dies doch kaum anderswo in höherem Grade, als gerade bei dem russischen Kleinhändler, bei ihm, der entweder noch Sklave ist, oder noch die Maalen der Kette trägt, die er geschleppt hat. Er wird keiner andern Nation, am wenigsten der deutschen, die er für unpolirt hält, die Geschmeidigkeit zutrauen, welche Käufer anlockt. Auch ist das Gewerbe zu stark besetzt, als daß in jedem einzelnen Gewölbe mehrere Hände zugleich beschäftigt zu werden brauchten. Ja der russische Kaufherr scheint ein ruhiges Vergnügen darin zu finden, auf einer Bank vor seiner steinernen Bude sitzend, die spärlichen Käufer abzuwarten, oder sie gelegentlich in sein Magazin zu complimentiren.

Unser der Handlung beflissener Jüngling war mit großen Erwartungen über die Ostsee geschwommen. Er schämt sich, sogleich und ohne Erfolg zurückzukehren. Landsleute unterstützen ihn mit Rath; er ergänzt in der fremden Stadt die etwaigen Lücken seiner eigenen Muttersprache, sucht einige in den Hintergrund gestellte Schulkenntnisse wieder vor und besteht mit diesen ein über die Maßen nachsichtiges Examen. Er ist ein Glückskind; er ahmt bald viele russische Nationaleigenthümlichkeiten nach, stößt sich nicht an die harten Ecken, an welchen Andere sich verletzen, oder scheint die Stöße nicht zu fühlen. In den Gesellschaften seiner bereits dort angesiedelten Landsleute spricht er kein Wort deutsch und gilt daher bald für einen recht feinen Mann. In Kurzem wird ihm ein junger Baron zur Aufsicht anvertraut, und siehe, er hat sein Glück als deutscher Hofmeister auf die bequemste Weise gemacht.

Noch sey es uns erlaubt, ein drittes Individuum dieses Standes flüchtig zu zeichnen, das einen großen Theil deren repräsentirt, welche nach Rußland gehen. Das Glück wählt seine Schützlinge aus allen Lebensstellungen. Tritt aus der Hütte eines armen Handwerkers ein Knabe, der einige Geistesfunken sprüht, oder dessen Anlagen über die Werkstatt seines Vaters hinausschweifen, so heißt es: er muß studiren. Je mehr Ungebundenheit er in seinen Schuljahren, je trotziger er sich auf der Akademie zeigt, je mehr scheint er sein Genie zu bekunden. Wie sollte ein solcher nicht den Muth haben, sein Licht in der Kaiserstadt an der Newa leuchten zu lassen! Hat er, da ja Rußland nicht seit heute der Goldfisch ist, nach welchem Viele angeln, vielleicht schon Verwandte dort, die ihn begünstigen können, so ist mit dem Selbstvertrauen, das er mitbringt, sein Glück bald gemacht. Besitzt er zum Ueberflusse noch musikalische Talente, welche mit Gewandtheit in französischer Sprache und Sitte Jedem, der emporkommen will, als sicherste Empfehlung dienen, so darf er sich nach den höchsten Stellen, die ihm erreichbar sind, umsehen. Deutsche Nationalität, wenn er deren je hatte, muß er jedoch aufgeben, und er wird dies leicht und gern. Nur im Schmerze des Nichterkanntwerdens,

Digitized by Google

der bittern Täuſchung bewahrt ſich der nationelle Stolz und der Trotz deſſelben.

Sollte aber mit dem andern, dem zärteren Geſchlechte das Geſchick oder die Landesſitte nicht feiner umgehen, als mit den Männern, wo nicht ſelten Härte nur auf Härte ſtößt? Wir beſprechen dies in einem zweiten Artikel.

Die Wachskerze.

(Fortſetzung.)

Unter Geſprächen mancherlei Art, in denen ſich bei meinem Wirthe eine Geſinnung kund that, die ihn mir immer lieber machte, kam die Nacht heran, und ich erhielt die Weiſung, mich eine Treppe höher in das für mich bereitete Zimmer zu begeben. Ich fand daſelbſt ein treffliches Bett, und als ich hierüber dem Diener meine Verwunderung bezeigte, ſagte er: „Das iſt das einzige im Hauſe, und deßhalb betritt auch unſer Herr niemals dieſes Zimmer. Er kann den Anblick eines Bettes oder eines Sophas nicht ertragen. Was uns betrifft, ſo haben wir unſere Schlafſtätten in einem entfernten Nebengebäude, und nur Einer muß allnächtlich, mit ſeinen Kameraden abwechſelnd, im Vorzimmer wachen. Wehe ihm jedoch, wenn er ſich ſchlafend betreffen läßt! der Unglückliche verliert dann augenblicklich den Dienſt.“ — „Woher nur dieſe Eigenheit?“ fragte ich erſtaunt. — „Es kommt wohl daher,“ erwiderte der treuherzige Burſche mit einer traurigen Miene, „weil er ſelbſt nicht ſchlafen kann. Niemand von uns hat ihn, ſo lange wir ihn kennen, auch nur eine Minute ſchlummern ſehen. Der arme Herr! er muß ſehr krank ſeyn, oder ein ſehr böſes Gewiſſen haben.“

„Das Letztere gewiß nicht,“ ſagte ich zu mir ſelbſt; „denn wer ſich auf den Todesſchlaf gleichſam ſo freut, wie er, muß ſich nichts Schweres vorzuwerfen haben.“ Mit dieſen Gedanken ſchlummerte ich ein und erwachte, es mochte eine Stunde nach Mitternacht ſeyn, von einem Lichtſchimmer, der mir in die Augen fiel. Ich öffnete ſie und ſah Herrn Meri im Nachtgewande vor meinem Bette ſtehen, mit der Hand das Licht bedeckend, damit ſein voller Glanz mich nicht erwecke. Mich wandelte ein leichter Schrecken an, denn ich konnte mir nicht erklären, was dieſer nächtliche Beſuch zu bedeuten habe. Ohne mein Erwachen kund zu geben, beobachtete ich das Antlitz des Mannes und ſah darin einen Schmerz und eine Unruhe ausgedrückt, die mich nicht zweifeln ließen, daß er gekommen ſey, um, von ſeinem Uebel gequält, bei mir Troſt zu finden. Doch er that nichts, mich zu erwecken, er ſchien zu glauben, ich ſchlummere feſt; denn er ſprach vor ſich hin: „Wieder ein Schlafender! Hat mich denn mein Dämon heraufgeführt? Muß ich ſehen, was mich quält? Ich will ihn wecken — doch nein: aufwecken aus dem Schlafe, iſt ein Mord! Es gibt nichts Süßeres, als ſchlafen. Ha! auch ich konnte einſt ſo ſchlafen! Ein ewiges Vergeſſen ſenkte ſich einſt wohlthuend auch auf dieſe müden Augen. Entſetzlich! ich habe gefrevelt an dem ſchönſten, reinſten, beglückendſten Gute, das die arme Menſchheit beſitzt, am Schlafe! O nur eine Stunde Schlaf, und ich will nieder meinen Bettlerkittel umnehmen, das Brod ſuchend an den Thüren! — Wie ruhig! wie glücklich! Er hat die quälenden Stunden von ſich geworfen, und das Bewußtſeyn, dieſer unſer grauſamſte Peiniger, hat ihn auf lange Zeit verlaſſen müſſen. Mir bricht das Herz — ich muß nur wieder gehen!“ — Und er ſchlich ſich leiſe davon, wie er gekommen war. Der Anblick und das Gehörte waren ſo erſchütternd für mich geweſen, daß ich den Reſt der Nacht ebenfalls ſchlaflos zubrachte. Meine Phantaſie ging die Reihe aller Möglichkeiten durch, um eine zu finden, die mir den verzweifelten Zuſtand des Mannes einigermaßen erklären konnte, allein ich fand keine.

Es würde zu weit führen, wenn ich angeben wollte, auf welchem langſamen Wege ich endlich zu dem vollkommenen Vertrauen meines Wirthes gelangte. Ich erhielt es, und durch meine Theilnahme glaube ich es auch verdient zu haben. Den Eingang zu ſeiner Mittheilung bildete meine Frage: was er in jener Nacht verlangt habe, da er mir ſo ſpät noch einen Beſuch abgeſtattet? — „Ich glaubte, ſie ſeyen noch wach,“ antwortete er, „und ich wollte Ihnen eine Stelle aus einem Buche mittheilen, das ich eben las, und in dem, wie es mir ſcheint, eine gelungene Schilderung des Schlummers vorkommt. Mich dünkt, eine ſolche findet ſich nicht ſo gar häufig in unſern Dichtern. Die Meiſten wiſſen wenig davon zu ſagen; vielleicht verſtehen ſie ihn deſto beſſer praktiſch auszuüben. Andere reden in unverſtändlichen Hyperbeln von ihm, oder verwechſeln ihn mit dem Traum, ſo zum Beiſpiel Bürger:

Du Schmeichler um die Ruhebetten
Von Moos und Flaum,
Du Bräderchen der Amoretten,
Geliebter Traum! —

Traum und Schlaf ſind aber weſentlich von einander getrennt; der wahre Schlaf hat keine Träume. Träume ſind Gedankenfetzen aus dem wachen Zuſtande, ſie machen den Schlaf ſchwächlich und verworren, und zerſtören ihn zuletzt ganz. Was hat der Schlaf mit dem Leben zu thun, mit dieſem ſchweren, düſtern, durch Gedanken und Erinnerung belaſteten Leben? Schlaf, der heilige Schlaf,

Digitized by Google

iſt der Kindeszuſtand, die Knoſpenhülle des Daſeyns, das ruhige, durch nichts getrübte Meer ſeliger Bewußtloſigkeit, deſſen dunkle Wellen uns rein waſchen von Schuld. Ein engliſcher Dichter, Gray, hat das Weſentliche des Schlafs ſchon beſſer getroffen. In ſeiner Elegie auf den Dorfkirchhof ſagt er:

No further seek my merits to disclose,
Or draw my frailties from her dread abode,
(There they alike in trembling hope repose,)
The bosom of my Father and my God.

Es iſt das Liegen am Vaterherzen; es iſt das Zurückfinden in unſer erſtes und heiligſtes Verhältniß zur Natur; darum wiſſen wir immer kein beſſeres Bild dafür als den unbekannten Tod. Wir nennen dieſen den Schlaf der Gerechten, weil wir im Umkreiſe alles Erſchaffenen nichts Wonnigeres kennen als einen langen, traumloſen Schlaf. Noch eigentlicher drückt es die Bibel aus: „Liebe den Schlaf nicht, daß du nicht arm werdeſt.“ Das iſt der wahre Schlaf, das die Sehnſucht des Lebendigen nach dieſem glückſeligen Zuſtand, daß er darüber Ehre, Wohlſtand, Haus, Hof, Eltern und Geliebte vergißt, um nur ihm ſich hinzugeben. Da ſehen wir denn dieſe Glücklichen auf Marktplätzen und ſonnigen Wegſtellen ſich in ſeelenauflöſendem Rauſche ihrem Gotte hingeben.“

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortſetzung.)

Zeitungswitz.

Die Zeitungen hatten gemeldet, Reboul, der dichtende Bäcker aus Nismes, ſey nach Paris gekommen, um hier ein Gedicht: der lezte Tag, drucken zu laſſen. Dies gab einem kleinen Tageblatte den luſtigen Einfall ein, Reboul's Beſuch bei den Hauptdichtern von Paris darzuſtellen. Es erzählt, der Bäcker Reboul habe ein Cabriolet für den ganzen Tag gemiethet und ſich damit auf den Weg begeben. In ſeinem Cabriolet überläßt er ſich den ſüßen Träumereien über die herzliche und brüderliche Aufnahme, die ihm bei ſeinen Collegen, den Pariſer Dichtern, bevorſteht. „O Lamartine, Hugo, Dumas, Theophile Gautier und Laſſailly!“ ruft er entzückt aus, „ihr alle meine Brüder, ſeyd dem fremden Dichter geneigt und willfährig, erſchreckt meine Muſe nicht; ſie iſt eine furchtſame Taube mit reinen Flügeln; dafür wird der Himmel auch auf eure brennenden Häupter den ſanften Thau der Inſpiration gießen.“ Endlich hält der Kutſcher bei Lamartine ſtill; der dichtende Bäcker wagt kaum die Hausthür zu öffnen. Ein Lakay fragt, was er wolle: er wünſche den berühmten Lamartine zu ſprechen. Der Livreebediente antwortet barſch, Herr v. Lamartine ſey nicht zu ſprechen; was man bei ihm wolle, ob er ein Deputirter ſey? — Nein, ein Dichter. — Ein Dichter? nun ſo iſt Herr von Lamartine für Sie nicht zu Hauſe; ja wenn Sie ein Politiker oder gar ein Miniſter wären, ſo ginge es an; aber ein Dichter! nein für einen Dichter iſt Herr v. Lamartine nicht zu Hauſe. Der Bäcker hofft nun bei Victor Hugo Troſt zu finden und läßt ſich hinführen. Dieſer aber war mit Esquiros eingeſchloſſen; die beiden Dichter brachten ihre Zeit damit zu, daß ſie einander wiederholten, es gebe keine andern Genies in Frankreich, als die Verfaſſer Angelos und des Magicien. Was Alexander Dumas betrifft, ſo war er eben damit beſchäftigt, ein Feuilleton für das Tageblatt Le Siècle zu ſchreiben, was ſicher niemals für eine poetiſche Beſchäftigung angeſehen werden wird. Nun blieben dem armen Reboul noch Th. Gautier und Laſſailly übrig. „Erſterer wurde von unſerm Dichter in dem Augenblicke überraſcht, da er ein egyptiſches Gaſtmahl beendigte. Er trank Wein zu fünfzehn Sous aus etruriſchen Vaſen von bemaltem Carton, und ließ ſich von ſeiner, in rothbaumwollene Vorhänge drapirten und mit künſtlichen Roſen bekränzten Pförtnerin mit Käſe bedienen. Und Laſſailly, werden Sie fragen? ach! der Verfaſſer der Taupes (Maulwürfe), ergötzte ſeine kurze Muße mit dem Improviſiren von Alexandrinern, meiſtens zu fünfzehn Fuß.“ Und das kleine Tageblatt ſezt argliſtig hinzu: „Geſtern gingen wir über den Hof der Meſſagerien; ein Herr ſprach uns an, und wünſchte zu wiſſen, wo das Bureau zum Einſchreiben nach Nismes ſey. Dieſer Herr beſtellte ſeinen Platz auf den Abend und bezahlte in baarem Gelde. Er hieß Reboul und ſchien außerordentlich niedergeſchlagen.“ Natürlich iſt von alle dem kein Wort wahr; ſolche Auftritte und Vorfälle erfinden die kleinen Tageblätter täglich; man lächelt ein wenig darüber; Jedermann weiß, daß es nur Erdichtungen ſind; wenn ſie witzig angelegt ſind, wird wohl darüber geſprochen, ſonſt werden ſie eben ſo geſchwind vergeſſen, als ſie erfunden worden ſind. Die Tagespolitik wird ohnehin in ihren Bereich gezogen, und glücklich ſind ſie, wenn etwas Ernſthaftes vorfällt, was ihnen Stoff zum Witzeln gibt. Ein ſolcher Vorfall war in den lezten vierzehn Tagen die Schwierigkeit, ein neues Miniſterium zuſammenzubringen. Ob die Schwierigkeit wirklich vorhanden war oder bloß vorgegeben wurde, darauf kommt es hier nicht an. Man kann denken, welch ſchönen Stoff die kleinen Spottblätter hatten. Der Corſaire ſagte: „Es iſt ein ſtarker Regen und eine Menge Banknoten gefallen; aber eben ſo wenig Miniſter als gebratene Lerchen. — Der Schinkenmarkt hat am Mittwoch (in der Charwoche) ſeinen Anfang genommen; was uns aber Noth thut, iſt ein Miniſtermarkt. — Nun holt man auch die Doktrinärs in's Schloß. Alle gehen hin, aber Niemand will bleiben.“ — Ein anderes Blatt gibt ein Schreiben zum Beſten, das die Pensée immuable (eine façon de parler, um die Krone zu bezeichnen) an einen nordiſchen Potentaten ſoll erlaſſen haben, um ſich acht Miniſter zu verſchaffen, wie man ſich aus dem Norden ein Geſpann von acht Kutſchenpferden verſchreibt. Nicht ohne Witz iſt die Beſchreibung des Geſpanns, wie die Pensée immuable es verlangt. Es müſſen acht wohl dreſſirte Roſſe ſeyn, die dem Lenker auf's Wort gehorchen, keinen eigenen Willen haben und an den Zügel gewöhnt ſind u. ſ. w. Die komiſche Seite einer ſonſt ernſthaften Sache haben die Pariſer Witzlinge bald abgeſehen und wiſſen ſie auf's Mannigfaltigſte darzuſtellen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 95.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 20. April 1839.

Was dieser Mann nicht Alles hört' und sah!
Ich weiß nicht recht, wie uns geschah.

Goethe.

Fliegende Blätter des Abbé Colibri.

„O wer doch auch so'che Stiefeln besäße!" — „Was für Stiefeln?" — „Stiefeln wie der Abbé Colibri." — „Abbé Colibri? Wer ist der Mann?" — „Habe ich Ihnen das noch nicht erzäh t? Eh bien, so hören Sie."

Abbé Colibri ist einer jener liebenswürdig-leichtsinnigen Schwarzröcke, die zur Zeit der guten Frau von Pompadour, wie der berühmte Abbé Bernis, durch tändelnde Madrigals und mousssirende Quatrains, die sie in die duftenden Beete des damals vielgelesenen Mercure galant gepflanzt, vom einfachen Abbé bis zum Kardinal emporgestiegen sind. Abbé Bernis war, wie bekannt, ein Günstling der reizenden Frau Cotillon II. (so hieß Friedrich der Große die Frau von Pompadour). Abbé Colibri, noch gewandter und galanter als sein Vorbild, war der Augapfel einer jungen, koketten Fee aus der Provence, die Coraly hieß und — man verzeihe mir den Ausdruck — die Betise beging, sich in den kleinen, versedrutenden Abbé fadelhaft zu verlieben; aber dieser kleine Herr wußte dieses Glück nicht zu schätzen. Gleich dem Schmetterling flog er von Blume zu Blume, naschte den Honig der Liebe aus jedem Kelche und wurde untreu. Auch Feen können Vieles, nur nicht Zurücksetzung ertragen. Er starb und wurde von der Dame Coraly zu der Strafe verurtheilt, so lange als Gespenst die Welt zu durchstreifen, bis er ein Mittel gefunden, das den Zorn der gekränkten Fee besänftige. Le pauvre homme! rufe ich mit Molière und einem Anflug von Mitleid. Der kleine moderne Ahasver irrt nun schon seit dem Sylvesterabend des Jahrs 1750 in der Welt umher und findet noch immer keine Ruhe.

Aber das Beste hätte ich bald vergessen. Die gute Fee hat, um ihrem Geliebten das ewige Umherreisen so viel als möglich zu erleichtern und gewissermaßen für sein Fortkommen zu sorgen, dem kleinen Abbé ein paar Stiefeln geschenkt, die, außerdem daß sie ungemein dauerhaft gearbeitet sind, noch die Eigenschaft besitzen, daß man mit ihrer Hülfe in jeder Minute 14, schreibe vierzehn Meilen zurücklegen kann. Das ist keine Kleinigkeit! Der schnellste Hase ist gegen so'ch einen Schnelläufer ein plumper Dudu, eine Berliner Droschke. Von zehn bis zwölf Uhr frühstückt der Abbé frische Austern, die eben aus Co'chester angekommen, in der Victoria-Tavern auf dem Piccadilly-Square zu London, ein jungfränliches Beefsteak im Schiffspavillon zu Hamburg, und warme Pastetchen bei Felix, dem Pastetenbäcker par excellence, in der Passage des Panorames zu Paris. Von zwölf bis zwei macht er die Runde durch alle Börsen von Europa, denn er spekulirt eben so gut als der kleine Herr Thiers und der große Herr Scribe, den Janin oder ein anderer Spottvogel — ich glaube gar, ich selbst — die Null an der

Digitized by Google

40 genannt; denn auch er ist ja Mitglied der Akademie, die, weil sie nur vierzig Mitglieder aufnehmen darf, nicht unpassend Quarantäne genannt werden darf. Von zwei bis vier promenirt er abwechselnd vor der Puerta del Sol zu Madrid, unter den Linden zu Berlin, in der Alexander-Newsky-Perspektive zu Petersburg, auf dem Graben zu Wien oder im Regent-Park zu London. Von drei bis sechs dinirt er mit innigem Wohlbehagen bei Very oder Vefour, dem Castor und Pollux der culinarischen Notabilitäten, welche die Kochkunst, die edelste Blüthe der menschlichen Kultur, so zu sagen emancipirt haben. Von sechs bis acht besucht er einige europäische Volksbühnen, das Theater des Palais-royal, wo die Dejazet, die Keckheit in seidener Robe, alle Fontainen ihrer Champagnerlaune springen läßt, die Königsstadt in Berlin, wo das liebe, einfältige Publikum zum 1osten Male über ein Bonmot des Herrn Beckmann lacht, welches einem on dit zu Folge der alte ehrwürdige Adam der seligen Eva im Paradiese erzählt haben soll. Von acht bis zehn promenirt er unter den Arkaden des Palais-royal, auf dem Kohlmarkt in Wien, in der Königsstraße zu Berlin, und stellt dabei philanthropische Betrachtungen über die Nächstenliebe an. Er soupirt dann irgendwo und übernachtet in einer italienischen Locanda und schläft dort, wenn anders die Nicolaiten (so hat ein moderner Naturforscher jene sechsfußigen Kobolde genannt, die man im gewöhnlichen Leben Flöhe nennt) nichts dagegen einzuwenden haben. Morgens, wenn der kleine Abbé erwacht, zeichnet er das, was er Tags zuvor Interessantes gehört und gesehen, in sein Tagebuch ein, flüchtige Notizen, flatternde Glossen, naive Ein-, kecke Ausfälle, Alles bunt durcheinander, wie die Steruchen in einem Kaleidoscope.

Aus diesem Tagebuch will ich der schönen Leserin ein paar ausgerissene Blättchen vorlegen; gefällt ihr der ungezwungene Inhalt, die nonchalante Form, so will ich mit der Erlaubniß des Herrn Abbé, sein Portefeuille dann und wann exploitiren.

* * *

Die Frage also, wer in Frankreich Minister werden wird, ist noch immer nicht entschieden: Soult oder Thiers, Schwert oder Feder. Louis Philipp war noch nie so unentschlossen. Man will ihn in einem Winkel seines Gartens zu Neuilly gesehen haben, wie er eben ein Gänseblümchen abgepflückt, um die einzelnen Blättchen der Corolle als Orakel zu befragen, ob sein Volk ihn liebe oder nicht. Es liebt mich — ein Blatt — von Herzen — ein Blatt — mit Schmerzen — ein Blatt — ein wenig — ein Blatt — oder — — In demselben Augenblick werden Se. Majestät durch die Ankunft einer wichtigen Depesche aus Spanien gestört. Louis Napoleon, der moderne Don Quixote, will dort Kriegsdienste nehmen. Das kommt dem König der Franzosen spanisch vor, und ohne Zweifel wird er dagegen protestiren. Der kleine Herr Thiers, der in seiner Geschichte der Revolution den Adel lächerlich gemacht, aber dessen ungeachtet, man muß sich consequent bleiben, es nicht erwarten konnte, baronisirt zu werden, deklamirt nun den ganzen Tag den Hamletschen Monolog:

To be or not to be,
That is the question . . . . .

Minister seyn oder nicht, das ist die Frage! Man sagt, er habe sich in der Unruhe seines Herzens bereits dreimal von einer Schülerin der Mamsell Lenormand, der Pariser Sibylle, die Karte legen lassen, ob er ein Portefeuille erwischen werde oder nicht. Paris ist unterdessen ganz ruhig und strömt in Masse in die Académie royale de musique, um sich dort vom Sirenengesang der neuen Oper von Auber berauschen zu lassen. Der Text dieser Oper (Le lac des Fées) ist eine jener hohlen Patronen, in die Scribe seine leichtfertigen Libretti gießt, nicht schlechter, aber auch um kein Haarbreit besser, als die meisten seiner Opernunterlagen. Die Musik hingegen ist reizend: Melodien so zart und graziös, wie Thautropfen, die auf einem Rosenblatte zittern, und aus jeder Note guckt die Auberschе Anmuth hervor. — Im Théâtre français, das, en passant gesagt, noch immer an seinen alten Lorbeeren kaut, verdunkelt jezt Dem. Rahel ihre ganze Umgebung. Sie ist eine Jüdin, die, wie ich höre, sehr jung aus Freiburg im Breisgau nach Paris gekommen. Sonderbar, daß auch die Primadonna der großen Oper, Dem. Falcon, eine Jüdin ist. Wo man hinblickt, zwingt uns ein genialer Jude Bewunderung ab. In der Literatur Börne und Heine, in der Musik Meyerbeer und Halevy, im Theater die Rahel und die Falcon. Ihr wollt die armen Juden in Deutschland nicht emancipiren; nur Geduld, sie emancipiren sich selbst. Gestern Abend wurde im Foyer der großen Oper erzählt, daß auch Jules Janin, das Rez de chaussée des Journals des Débats, le Roi du Feuilleton, ein Jude sey. Sonderbar, wenn man einem geistreichen Mann gar keinen andern Kler anhängen kann, so wirft man ihn ohne Umstände unter die Juden. Es wundert mich, daß noch Niemand auf die Idee gekommen, die Behauptung aufzustellen, daß auch Napoleon ein Jude gewesen. Ist es nicht Beweis genug, daß Napoleon, wie Marchands Memoiren berichten, eine Idiosyncrasie gegen alles Schweinefleisch gehabt? Gerechter Gott, was läßt sich nicht alles behaupten und am Ende gar beweisen!

(Schluß folgt.)

Die Wachskerze.

(Schluß.)

Nichts erweckt sie, nicht die drohend über ihrem Haupte geschwungene Geißel der Noth, nicht der

Digitized by Google

polternde Karren der Sklaverei, der ihre Brüder hinwegführt. Sie schlafen; es bespritzt sie der Reiter mit Koth, der vorübereilende Wagen des Reichen umhüllt sie mit einer Wolke Staubes; was kümmert es sie? sie sind reich, sie sind glücklich, denn sie schlafen. Auch ich konnte einst so schlafen. Man hat Ihnen wohl die Stelle gezeigt, lieber Herr, wo ich meinen Platz hatte in den Tagen meines Glücks und meiner Armuth. O was hatte ich für einen kostbaren Schlaf! ich sage Ihnen, einen wahren Armenteufelschlaf, einen Pfennigschlaf, einen Dachstubenschlaf. So wird in der Welt nicht mehr geschlafen. Gott erschuf nur diesen einen Schlaf, und den gab er in einer ganz besonders guten Laune mir; alles andere ist bloße Nachahmung. Ich muß lachen, wenn ich um mich her alle die schülerhaften Anfänge sehe, wie man zu Nachtlampe, Nachtmusik, Lektüre oder einem besonders eingerichteten Lager greift, um zu schlafen; ich konnte sitzend schlafen, gehend, ich konnte im Schlafe sprechen, und sprechend schlafen. Ich schlief in der Kirche wie auf der Gasse. Alles, was bei Andern Liebe, Bewunderung, Neid, Andacht und Entzücken erregt, erregte bei mir Schlaf."

Ich lächelte, aber mein Wirth sah mir mit sehr ernsthafter, ja kummervoller Miene in's Auge. „Wie haben Sie nur diese Gelehrsamkeit gesammelt?" fragte ich nach einer Weile mit Befangenheit. — „In meinen schlummerlosen Nächten," antwortete er seufzend. „Ich lese jetzt viel, sehr viel, und was ich lese, betrifft gemeiniglich den Schlaf. Ich habe alle Betrachtungen der Aerzte und Psychologen über ihn gelesen. Wie ein unglücklicher Liebender sich mit der verlornen Geliebten wenigstens im Bilde beschäftigt, so ich mit meinem verschwundenen Schlafe." — „Es gibt aber Mittel, ihn künstlich hervorzurufen, wenn ihn die Natur nicht freiwillig gibt."

Herr Balthasar schüttelte den Kopf. „Bei mir nicht anwendbar," murmelte er vor sich hin. „Ich habe sie alle versucht. Wie den ewigen Juden keine Kugel verwundet, kein Pfeil tödtet, so ist für mich Alles erfolglos, was die übrige Welt um mich her in Schlummer senkt. Ich habe Vorlesungen angehört, berühmt wegen ihrer narkotischen Wirkung auf die Zuhörer, meine Augen blieben wacker; ich hörte in schwülen Sommernachmittagen Predigten, bei denen eine ganze Gemeinde um mich her selig entschlummerte, ich, ich wachte, mit der ganzen Müdigkeit des Körpers und der Seele belastet, und doch nicht schlafen könnend. Ich berauschte mich in Opium, allein auch dieser, dem Todesengel so ähnliche Dämon wandelte gleichgültig an mir vorüber. Ich las ganze Bibliotheken durch und durchreiste zu Fuß ganze Länder; alles steigerte bis zu einer unerträglichen Höhe meine Müdigkeit, ohne mir auch nur eine Stunde Schlaf zu schenken." — „Seltsam, und was ist der Grund dieses an's Wunder grenzenden Mißgeschicks?" — „Hören Sie mich an:

„Es sind jetzt zwanzig Jahr, als ich eines Nachmittags, vor dem Bockenheimer Thore schlafend, plötzlich erwachte, geschüttelt von dem Arm eines finster blickenden Mannes, der vor mir stand. Er sah mir starr in's Auge, und ich habe meinerseits noch nie ein so unheimliches Auge gesehen. „Willst du mir deinen Schlaf verkaufen?" sagte er nach einer langen Pause. Ich sperrte den Mund weit auf, ich glaubte diesen den Ohren zu Hülfe rufen zu müssen, um die an mich gemachte Frage zu verstehen. Der Mann im langen schwarzen Ueberrock stieß verdrießlich mit seinem Stock auf die Steine, indem er dazu nur noch lauter seine Frage wiederholte. „Und was gebt Ihr mir für den Bettel?" fragte ich und drehte meine Mütze in den Händen, verlegen zur Seite lachend. „Hundert Louisd'or für die Stunde," antwortete er sehr ernsthaft. Hundert Louisd'or! ich meinte, dies sey so ziemlich alles Gold der Welt. „Ha!" rief ich, „dafür sollt Ihr sie alle haben, ich will keine einzige Stunde für mich behalten." — „Du bist ein Thor!" sagte er; „du weißt nicht, was du sprichst. Ich will nur Eine Stunde Schlafs von dir kaufen. Da, nimm das Geld! Aber verstehst du wohl, diese Stunde gehört nun mir!" — „Ganz zu Euern Diensten," rief ich lachend und die blanken Goldstücke schnell in die Tasche schiebend; denn es kamen mehrere Spaziergänger, und ich fürchtete, diese oder der kuriose Herr könnten mir das Geld wieder abnehmen. — Wie machte ich mir jetzt gute Tage, und wie wenig gab ich mir Mühe nachzugrübeln, ob ich die eine verkaufte Stunde noch hatte oder nicht! Aber die Louisd'or gingen einer nach dem andern davon, und gar nicht lange, so ließ der letzte eine leere Tasche zurück. Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich große Lust hatte, den Mann im schwarzen Ueberrock wieder zu sehen, und er ließ auch, als hätte er meine Verlegenheit errathen, nicht lange auf sich warten. Er kaufte mir wieder eine Stunde ab, dann noch eine; für jede gab er mir immer das Doppelte, was die erste gegolten hatte. Ich sammelte ein gutes Stück Geld. Bei der fünften Stunde, die ich losschlug, hatte ich sechszehnhundert Louisd'or, und diese waren nicht so leicht zu verthun. Ich fing jetzt an auf großem Fuß zu leben, und war allen Ernstes der Meinung, jene Summe sey unmöglich zu Ende zu bringen; aber es war eine Thatsache, daß sie dennoch zuletzt ihre Endschaft erreichte. Nun fingen die Spekulationen im Großen an: für die siebente Stunde erhielt ich schon über sechstausend Louisd'or. Der Mann im schwarzen Ueberrock gab mir die Goldrollen, als wenn er sie vom Baume gepflückt hätte, und je mehr Stunden er mir abnahm, desto mehr verlor sich seine finstre Miene, und zuletzt sah er ordentlich lächelnd aus.

Lassen Sie mich davon schweigen, mit welchen Empfindungen ich die wirkliche Abnahme meines Schlafes gewahr

Digitized by Google

wurde. Das Grausen darüber wußte ich nicht anders los zu werden, als indem ich mich in immer tollere Ausschweifungen stürzte, die nur zur Folge hatten, daß ich nach kurzer Frist dem Erscheinen meines Abnehmens mit Schmerzen entgegensah. Er ließ übrigens nie auf sich warten. Als ich ihm die achte und neunte Stunde anbot, sagte er mit hämischem Lächeln: „Bedenke, was du thust, Balthasar. Ich kann deinen Schlaf schon brauchen, allein du behältst dann nichts. Zwölf Stunden hat die Natur auf's Höchste für den Schlaf bestimmt; hast du diese zwölf Stunden verkauft, so bist du mit deinem Schlaf fertig und wirst dann immer wachen müssen, Tag wie Nacht. Ich sage dir dieses, damit du siehst, daß ich ehrlich bin und einen Handel zu deinem Nachtheil nicht schließen will." — „Ihr seyd ein langweiliger Schwätzer," rief ich verdrießlich. „Wenn ich auch keine Minute Schlaf fürder habe, was geht das Euch an? Gebt mir das Geld und geht Eurer Wege!"

Ich hatte am Ende nur noch Eine Stunde Schlaf, und die, faßte ich den Entschluß, nie weggeben zu wollen. Aber meine ungeheure Verschwendung machte, daß ich bald mit meinen großen Reichthümern fertig wurde, und der Gedanke, wieder in Armuth zurückzusinken, war für mich eine Quelle unerträglicher Pein. Ich wußte, daß die letzte Stunde mir ein ungeheures Kapital in die Hände liefern mußte, und die Verzweiflung trieb mich endlich, den letzten, grausenerregenden Schritt zu thun.

Es war eine dunkle, sternlose Nacht, als ich am gewohnten Platze vor dem Thore des Schwarzrocks wartete. Ich hatte eine weite Reise zurückgelegt in großer Eile, um den Tag nicht zu verfehlen, den Jener mir angegeben hatte, im Fall ich ihn noch einmal sprechen wollte. Mehrere Stunden vergingen und ich wartete immer vergeblich auf ihn. Mein Gewissen sprach mir zu, umzukehren vom Wege des Verderbens, aber ich befolgte seine Warnung nicht. Endlich erschien der Erwartete. Wie ein Geist der Finsterniß stand er vor mir. Ohne ein Wort zu sprechen, wechselten wir mit einander das Mitgebrachte, ich die Verschreibung, er die Wechsel hinreichend. Als es geschehen war, hörte ich ihn ein leises, höhnendes Gelächter aufschlagen, und fort war er, durch die Nacht verschwunden. — Seitdem —

Aber ich sehe meine Nadel erscheinen. Auch meine Frist ist zu Ende.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Schluß.)

Schauspieler und Schauspieldirektoren.

Um die Osterzeit pflegt in Frankreich eine eben so große Umwälzung im Theaterwesen vorzugehen, wie jetzt im Ministerium. Bekanntlich ist Paris für die Anstellung der Schauspieler in ganz Frankreich ein allgemeiner Mittelpunkt. Schauspieler und Schauspielentrepreneurs begeben sich nach Paris, Erstere, um Stellen zu suchen, und Letztere, um eine Truppe zusammenzubringen. Die Theaterverbindlichkeiten pflegen um Ostern anzufangen und aufzuhören. Wer also mit seinem Schauspieler oder Direktor unzufrieden ist, geht um diese Zeit nach Paris ab. Hier ist bekanntlich ein Kaffeehaus, in welchem sich beide Classen einzustellen pflegen, um das von ihnen Gesuchte zu finden. In den Departementsstädten sind die Theaterdirektoren weit schlimmer daran, als in Paris. Hier ist es leicht, andere Schauspieler zu bekommen, wenn einige abgehen. In der Provinz aber hat dies sehr große Schwierigkeiten. Zuweilen glaubt der Direktor einen recht guten Kauf gemacht zu haben, kündigt bei seiner Rückkunft aus Paris die vortrefflichen Subjekte an, die er dort ausgewählt hat, und rechnet auf den Beifall des Publikums, das zum Theil aus Abonnenten besteht, die auf sein Wort für's ganze Jahr pränumerirt haben. Tritt nun der erste Liebhaber oder der Primo Tenore oder die Prima Donna auf, so hat er oder sie zuweilen das Unglück, durchzufallen und ausgepfiffen zu werden, entweder weil ihre Art zu spielen oder zu singen etwas Ungewöhnliches oder dem Publikum Fremdes hat, oder weil das Subjekt wirklich schlecht singt oder spielt. Nun verlangt das Publikum für sein Geld einen andern Primo Tenore oder eine andere Prima Donna und verwirft unbarmherzig das vorgestellte Subjekt, so oft es auftritt. Wo soll aber der Direktor in der Eile Ersatz finden, wenn ihn nicht etwa der Zufall begünstigt? Man behauptet, es gebe Städte in Frankreich, wo das Publikum unfehlbar den ersten neu auftretenden Schauspieler auspfeife, und die schlauen Direktoren nehmen daher einen armen Teufel dazu, damit das Publikum an ihm sein tyrannisches Mißbehagen auslasse, worauf dann die andern angeworbenen Schauspieler leicht durchgehen; es sey daher eine Classe von Schauspielern entstanden, die sich ein Gewerbe daraus machen, sich auspfeifen zu lassen, versteht sich, gegen ein angemessenes Honorar. In den Städten, wo akademische Fakultäten, also viele Studenten sind, ist die Noth der Direktoren am größten. Dort fallen daher auch oft stürmische Auftritte in den Schauspielhäusern vor. Sie endigen meist damit, daß der Maire oder der Polizeikommissär aus seiner Loge eine besänftigende Anrede hält, und wenn diese keine Wirkung thut, so pflegt die ultima ratio angewendet zu werden; das heißt, ein Detaschement Soldaten muß in's Parterre rücken und es ausräumen, die Lampen werden ausgelöscht und die Logen räumen sich alsdann von selbst. Dergleichen Auftritte sind in Paris etwas sehr Seltenes. Die Schauspieldirektionen merken es schon an der Einnahme und den Aeußerungen der vielen Tageblätter, ob ihre Schauspieler gefallen oder nicht, und da überhaupt das Schlechte hier sich nicht leicht zur Schau stellt, es sey denn in ganz kleinen Theatern, die von einem leicht zu befriedigenden Publikum besucht werden, so haben sie auch keinen so allgemeinen Tadel zu befürchten. Schlimmer für sie ist das Ausbleiben des Publikums, ein leicht eintretender Fall, da die Pariser unter so vielen Schauspielen zu wählen haben, und daher schwerlich eines besuchen werden, das ihre Erwartungen nicht befriedigt, da so manche bessere ihnen zu Gebote stehen. Bei diesem starken Wetteifer geht fast jährlich ein Theater zu Grunde; so ist neulich wieder das sogenannte Pantheontheater (freilich eines der kleinsten und schlechtesten) bankerott geworden, und zwar zum zweiten Male. Vermuthlich wird aber bald eine andere Direktion sich zeigen, denn es scheint einmal so eingeführt, daß jedes Revier der Stadt sein Theater haben muß. Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 96.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 22. April 1839.

Zeit gepuderter Perrücken,
Drauf Pfalzgrafen Lorbern drücken!

Uhland.

Briefe Wielands aus den Jahren 1752-1761.

Die folgenden Briefe aus Wielands Jugendjahren sind uns von der Familie des Mannes, an den sie gerichtet sind, mitgetheilt worden. Neben dem, was sie zur Charakteristik des Dichters und Schriftstellers beitragen, enthalten sie manche Züge, welche das Bild jener Periode unserer Literatur zwischen Gottsched und Goethe, in der Wieland eine so bedeutende Rolle spielt, in uns vervollständigen. — Der Mann, dem der jugendliche Wieland so viel Achtung und Zutrauen beweist, war Johann Christian Polz, geb. 1721, Professor der Mathematik, Dichtkunst und Geschichte am Gymnasium in Stuttgart, später Rektor dieser Anstalt. Ein Ruf an die Petersburger Akademie der Wissenschaften war von ihm abgelehnt worden (1754). Er galt für einen Mann von Geschmack und feiner Beurtheilung. Unter Andern hat der Historiker Spittler, dessen Talente er frühe erkannt, ihm viel zu danken. Er starb 1785 als evangelischer Prälat des Klosters Bebenhausen.

* * *

Wieland an Polz.

Tübingen den 2ten Juni 1752.

Mein Hochgeehrtester Herr Professor.

— — Sie erhalten hiemit meinen Erstling. Sie werden ohne mein Bemerken sehen, daß dieses Gedicht nichts enthält als Gedanken und Ausschweifungen, die durch eine Frühlingsnacht veranlaßt worden; es hätte also einen andern Titel haben sollen, doch der Kürze wegen gab ich ihm diesen. * Sonsten werden Ihnen die lateinischen Buchstaben, wie ich vermuthe, keinen Anstoß geben. So wenig ich sonst Neuerungen in Kleinigkeiten, z. E. in der Rechtschreibung liebe, so gefiel mir doch diese, und ich werde sie vor meinen Theil beybehalten, ohne durch die von Herrn Naumann gedrohte Bittschrift oder den zweyten Gesang des Wurmsaamens abgeschreckt zu werden. — Sie werden nunmehr den Noah gelesen haben, und ohne daß Ihnen die Freundschaft gegen den Verfasser zu Hülfe kommen dürfe, werden Sie einen Werth an ihm finden, den Viele nicht sehen können, und einige nicht sehen wollen. Einige werden sich an der Einfalt des Ausdrucks stoßen, ohne zu bedenken, daß die Poesie

* Der Antiovid.

Digitized by Google

nicht in einer besondern Art des Ausdrucks, sondern in der Erfindung, Nahahmung, dem Gedanken bestehe, und daß der Ausdruck keine andere Regel habe, als den Gedanken, dessen Leib er ist, soviel möglich ist, abzubilden. Die Sphäre, aus der die Handlung dieses Gedichts genommen ist, macht seine einfältig edle Denk- und Schreibart nothwendig und zu einer Hauptschönheit. Es würde einer Schäferin sehr übel stehen, wenn sie mit Goldstucken und Diamanten bedeckt wäre, und in einem solchen Gedicht, welches eigentlich kein Heldengedicht ist, sondern einen Patriarchen und Begebenheiten aus der ältesten Zeit besingt, würde es lächerlich gewesen seyn, so zu denken und zu schreiben als Milton oder Glover. Wenn Herr Bodme jemand an Ausdrnck nachgeahmt hat, so ist es Homer. Doch die sittlichen Schönheiten dieses Gedichts sind die größten, sie sind des Poeten Hauptabsicht, der so würdige und unsern Zeiten fremde Gedanken von der Poesie hat. Was kann vor eine ernsthafte und denkende Seele einnehmender seyn als die harmonische Verschiedenheit in den liebenswürdigen Charakteren der Hauptpersonen, welche durch dies ganze Werk bis in den kleinsten Umständen so trefflich soutenirt sind? Doch ich habe nicht nöthig, soviel von den Vorzugen des Noah zu sagen, da Sie Selbst eine richtigere und tiefere Einsicht in dieselben haben werden.

Es sind diese Messe wieder Anakreons zum Vorschein gekommen, und ich weiß nicht, wann Sie aufhören werden. Ich bin dieser Tändeleyen sehr überdrussig, und fast bin ich auf mich selbst böse, daß ich etliche gemacht habe, die ich dem Antiovid angehengt, obgleich mein Zweck ganz ein anderer war als Herr Utzens und anderer solcher Herrn. —Die Göttingische Gesellschaft der schönen Wissenschaften verderbt uns den Geschmack in Deutschland mehr, als daß sie ihn bessert. Es könnte zwar gut scheinen, daß so viele junge Studirende, sonderlich Personen von Stande, in sie gezogen werden, und zum mindesten einigen Geschmack an dem Schönen in den Wissenschaften und Kunsten bekommen; allein die Menge junger mittelmäßiger Poeten und gekrönter Versemacher, welche sie uns gleich dem April, der eine Menge Ungeziefer ausbrütet, schon gezeugt hat und noch zeugen wird, verdunkelt das Gute gar sehr. Der poetische Lorbeerkranz kann mich recht ärgern. Es ist nichts Absurderes, und die Göttingische Akademie sollte sich schämen, dergleichen elende Gebräuche wieder aufzuwärmen. Erst neulich sandte Herr Häberlin als zeitiger Rektor von Helmstädt der Jungfer Dilthey von Stadthag den Lorbeerkranz. Sie ist eine Zännemannin, nur mit dem Unterschied, daß sie fromm ist, dahingegen die Zäunemannin eine halbe Amazone und Maitresse eines Sächsischen Herzogs war. Ich wünschte uns eine brittisch denkende Singer oder eine witzige und natürlichfreye Babet und Sevigné. — Wenn Sie Herrn Klopstocks Ode an Gott gesehen haben, so schreiben Sie mir doch Ihr Urtheil von ihr. Man nennt sie in Sachsen das hohe Lied Klopstocks. Ich muß Ihnen doch ein Sinngedicht mittheilen, welches Herrn Trillern und Gottscheden zu Ehren gemacht worden ist, und welches, ob es gleich eine Kleinigkeit ist, Ihnen doch gefallen wird. Es ist ein Gespräch zwischen Triller und Gottsched.

T. Was denken Sie, mein Ehmer, von Messia?
G. Jesu Maria!
T. Und, großer Mann, was halten Sie von Noah?
G. o Ha!
T. So dacht' ich auch, Gott ihn mir diß und das!
Behüte Gott uns die Hermannias,
Die Schwarzias und die Theresias —
G. Den Prinzenraub und den Wurmsaamen.
T. Ja Amen!

Nach meinen Begriffen von der Poesie ist sie die vernünftigste Lehrart der nützlichsten und zur Glückseligkeit nöthigsten Wahrheiten; denn sie erreicht ihren Zweck gewisser als die philosophische Lehrart, weil Sie uns durch unsere Neigung zum Schönen und zum Vergnügen zu ihrem Zwecke führt, und Leidenschaften und lebhafte Entschließungen in uns hervorbringt. Dieses ist der Grund, warum ich vor meinen Theil poetische Schriften schreibe. Aber aus eben diesem Grunde ist mir die Poesie heilig und hingegen das Anakreontische und Tibullische Tändeln sehr zuwider. Unsere Poeten mögen sich entweder in jenen Sphären versuchen, worin Pope, Bulingham, Thomson, Young groß waren; sie mögen Corneilles, Racines, Molieres werden, oder uns mit Ihren Geburten verschonen, welche gemeiniglich Fruchte des Müssiggangs und des Wein- oder Bierhauses sind. Haller, Bodmer, Klopstock, Hagedorn und Gellert, Pyra, Lange, Kleist und Gleim sind fast die einzigen, die uns wahre Ehre machen. Welch eine kleine Zahl unter so viel hundert Poeten! Einige der Verfasser der bremischen Beiträge könnten verdienen, in obige heilige Gesellschaft zu kommen, wenn sie etwas mehr als Oden an Phyllis, scherzhafte Erzählungen oder Liederchen wagen wollten. Ich habe die beyden Schlegels vergessen, welchen in der That ein großer Rang unter unsern Dichtern gehört; obgleich der lezte verschiedene Fehler hat, die ihn eben nicht zieren. — Wird nicht Ihr Herr von Gemmingen zu bewegen seyn, etwas von seiner mir sehr gerühmten Arbeit herauszugeben? Versichern Sie Ihn, bei Gelegenheit, meines Respekts; ich hoffe, daß er mein Schreiben erhalten hat. Ich empfehle mich Ihrer schätzbarsten Gewogenheit, und bin mit größter Hochachtung und freundschaftlichstem Herzen,

Dero gehorsamster Diener
Wieland.

Digitized by Google

Fliegende Blätter des Abbé Colibri.

(Schluß.)

— — In Berlin iſt es auch noch immer naß, wenn es zuvor geregnet hat. Damit will ich ſagen, daß noch Alles beim Alten iſt. — Hier verändert ſich nichts, hier iſt Alles ſtereotyp, vom Eckenſteher bis herab zu den muſikaliſchen Recenſionen der Voſſiſchen Zeitung. Das liebe Berlin conſumirt nach wie vor ganze Fluthen von Witz und Weißbier. Der Berliner Witz iſt ein ganz eigenthümlicher Patron: wenn es regnet, trägt er einen Sonnenſchirm, und wenn die Sonne ſcheint, einen Parapluie; das nennt man hier zu Lande „ungeheure Ironie.“ Im Winter erſcheint der Witz in transparenten Nankinghoſen, im Sommer hingegen in einem Schafpelz und Gummikaloſchen; das heißt hier „kannibaliſche Malice.“ Der Berliner Witz hat jezt ein neues Stichblatt gefunden, woran er täglich ſein Muthchen kühlt: es iſt dies die Berliniſch-Potsdamſche Eiſenbahn. Haben Sie noch nicht das Bonmot gehört, das neuerlich einer unſerer Witzbolde debitirt hat? Er hat eines der Locomotive Martin Luther genannt. Weßhalb? Weil das Locomotiv plözlich ſtehen geblieben war und wie der große Reformator auf dem Reichstage zu Worms ausgerufen haben ſoll: Hier ſtehe ich, Gott helfe mir, ich kann nicht anders! Ein anderer Spaßvogel hat ſich beim Eiſenbahndirektorium darüber beſchwert, daß ein hinkender Invalide halbe Stunden lang dem Dampfwagen nachlaufe, um von den fliegenden Paſſagieren ein Almoſen zu erhaſchen. Ein dritter Witzjäger hat den gutgemeinten Rath ertheilt, im Fall das Locomotiv noch einmal — vermuthlich nur in Gedanken — ſtehen bleiben ſollte, die erſte beſte Droſchke vorzuſpannen.

— — Alſo Sir Edward Lytton Bulwer geht als Geſandtſchaftsſekretär nach St. Petersburg. Die junge Königin kennt, wie Wallenſtein, ihre Pappenheimer. Ich wüßte Keinen, der für den ſchlüpferigen, aalglatten Hofboden des großen Czaren mehr geeignet wäre, als der Verfaſſer des Henry Pelham, worin Herr Bulwer bekanntlich keinen Andern als ſich ſelbſt geſchildert. Pelham-Bulwer iſt eine Kokette in Frack und Beinkleidern, jeder Zoll an ihm ein vornehmer Dandy, der ſich nach den glänzendſten Vorbildern der Chauſſée d'Antin gebildet hat. Le style c'est l'homme, ſagt Buffon, und wir ſehen dieſen Ausſpruch auch bei Bulwer bewährt. Sein Styl trägt, wie er ſelbſt, buttergelbe Glacéhandſchuhe, einen Claque und ein Lorgnon, und duftet wie eine Pariſer Griſette nach Patchouly oder Extrait de Miel. Er wird am Hofe des Kaiſers Nicolaus viel Glück, beſonders bei den Damen machen, und ſchneller, als man die Hand umdreht, einen ruſſiſchen Roman von drei bis vier Bänden zu Tage fördern.

— — Zu Petersburg herrſcht in den vergoldeten Salons der haute volée große Trauer, denn Marie Taglioni, der Liebling des Hofes, das Schoßkind des Publikums, iſt noch immer nicht zurückgekehrt. Sie tanzt im Kärntnerthortheater in Wien und erhält für jeden Abend tauſend Gulden Conventionsmünze. Iſt es da wohl eine Kunſt, große Sprünge zu machen? Unſere gutmüthige Kritik ſtellt, weil ſie nichts Beſſeres zu thun hat, Parallelen an zwiſchen Marie Taglioni und Fanny Elsler. Auch hier, wie früher in Berlin, haben ſich zwei Parteien gebildet: die Marianer und Fannyſten, die ſich ſo erbittert gegenüber ſtehen, wie vor Jahrhunderten die Anhänger der weißen und der rothen Roſe in England. Ich habe beide Tänzerinnen geſehen und finde, daß die Taglioni weiter nichts als eine graziöſe Tänzerin, die Elsler hingegen eine tanzende Grazie iſt; die Taglioni tanzt nur mit den Füßen, die Elsler auch mit dem Kopfe, mit den Augen und mit jedem Theile ihres Körpers; die Elsler iſt ein Alphabet blühender Reize, die Taglioni — da fällt mir ein Bonmot ein, das mir einmal Herr Charles Maurice, der Redakteur der Gazette des Théâtres, erzählt. Marie hat bekanntlich auffallend lange Arme. Die blaſſe Sylphide promenirte einmal im Garten der Tuilerien, dicht vor dem Pavillon de l'Horloge, und ſah zuerſt auf ihre Taſchenuhr, und dann auf die Schloßuhr. Da die leztere um zehn Minuten retardirte, rückte Mlle. Taglioni mit ihrer ſchönen langen Hand die Zeiger vor und ging dann lächelnd weiter. Aber trotz dem bleibt ſie eine intereſſante Erſcheinung. — Der verſtorbene Börne ſchrieb zwar in einem ſeiner widerhaligen Briefe aus Paris, die Taglioni entfalte in ihrem Tanze eine Grazie, der man wohl anſehe, daß ihr Herr Vater ihr ſie eingeprügelt habe. — Das iſt unwahr; Börne muß entweder ein ſchlechtes Fernglas oder falſche Begriffe von der Grazie einer Tänzerin gehabt haben.

— — In Wien herrſcht ſeit Kurzem große Beſtürzung. Was man ſeit Jahren mit banger Angſt vorausgeſehen, was ſchon damals ſelbſt das heiterſte Gemüth mit panikſchem Schrecken erfüllt, ſoll jezt in Erfüllung gehen. Man waffne ſich mit Muth, um das Schrecklichſte der Schrecken zu erfahren. Dlle. Caroline Müller, die Blüthe des Wiener Hofburgtheaters, die ſeit einer Reihe von Jahren der Intendanz und dem Publikum gedroht, von einer Bühne, wo ſie ſo unzählige Triumphe gefeiert, ruhmgeſättigt abzutreten, aber immer wieder Zulage erhalten und wieder geblieben iſt, ſoll nun ernſtlich entſchloſſen ſeyn, der Kaiſerſtadt und dem zahlloſen Heer ihrer Verehrer den Rücken zu wenden und ſich in Paris niederzulaſſen. Fräulein Caroline iſt Deutſchlands Jenny Vertpré: elle a toujours vingt ans und iſt im Luſtſpiel eine der anmuthigſten Erſcheinungen. Wer ſich überzeugen

Digitized by Google

will, wie groß die Macht einer schönen Toilette ist, der sehe Mlle. Mars und Dlle. Müller, die, einem unverbürgten Gerücht zu Folge, beide majorenn geworden sind. — In der Wiener Literatur herrscht Lethargie. Die besten Köpfe, Auersperg, Zedlitz, Grillparzer, Bauernfeld feiern, die belletristischen Fabrikarbeiter sind hingegen in voller Thätigkeit. Deinhardstein hat es nicht verschmäht, in die dichten Reihen jener Marodeurs einzutreten, die dem Bühnencrösus Scribe nachziehen und dessen Lustspiele, die Villemain so bezeichnend comédies des affaires genannt, brühheiß in's Deutsche überfrachten. Die gute Kaiserstadt hat sich lange den Kopf zerbrochen, wer jener Doktor Römer ist, dessen Name so oft auf den Zetteln des Burgtheaters erscheint; erst seit Kurzem ist der Schleier dieses Geheimnisses gelüftet, und es ist jezt erwiesen, daß Doktor Römer eine Maske ist, die Deinhardstein hauptsächlich darum gewählt, um sich vor den spitzen Pfeilen der Kritik sicher zu stellen.

— — In Constantinopel macht die Civilisation rasende Fortschritte. Die Türken haben nun auch eine italienische Oper. Sultan Mahmud hat eine große Inclination für Bellini und Donizetti. Ein Bruder des Leztern ist schon seit Jahren Kapellmeister bei der Regimentsmusik der großherrlichen Garde. In diesem Augenblicke wird Meyerbeers „Robert le Diable" einstudirt. Nennt mir eine zweite Oper, die im lezten Dezennium ein so europäisches Furore gemacht hat, wie dieser melodienwimmelnde Teufel. Diese Oper, die vor Kurzem in Paris die 171ste Wiederholung erlebt, hat nun die Runde durch alle Bühnen Europas gemacht und von Lissabon bis St. Petersburg, von Stockholm bis Constantinopel aufrichtige Bewunderer gefunden, endlich sogar über's atlantische Meer gesezt und auch in Amerika das musikalische Bürgerrecht erhalten. Man mag hinreisen, wo man will, überall umflattern uns Meyerbeersche Melodien. Rameau sagte einst, er könne Alles, sogar eine holländische Zeitung in Musik sezen. Wenn auch Meyerbeer dies im Stande ist, woran ich durchaus nicht zweifle, so sollte er die Thronreden Louis Philipps in Musik sezen; ich bin überzeugt, daß sie dann überall Anklang finden würden.

— — Weil hier gerade von der Oper die Rede ist, so erlaube ich mir hinzuzufügen, daß eine berühmte Sängerin in Stuttgart angekommen, Dem. Henriette Carl, dieselbe, die ein musikalischer Enthusiast in Leipzig kurzweg ein „Ereigniß" genannt. Sie kommt, mit ungarischen Lorbeeren beladen, direkt aus der Hauptstadt der Magyaren und wird, dem Vernehmen nach, einen Cyclus von Gastrollen auf der hiesigen Hofbühne geben. Es ist eine tüchtige Sängerin, die nicht spurlos vorübergehen wird.

X. Y. Z.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

Bulwers Richelieu.

Bulwers neues und lang erwartetes Drama, Richelieu, ist endlich aufgeführt worden. Obgleich das Stück mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurde, welchen es auch seiner vielen poetischen Schönheiten wegen verdient, so kann ein unparteiischer Beurtheiler doch die vielen dramatischen Mängel desselben nicht übersehen. Es ist eines jener dramatischen Produkte, die sich mehr für die Lektüre, als für die Bühne eignen, und in dieser Hinsicht ganz das Gegenstück seines lezten Dramas, The Lady of Lyons. Die Handlung ist in Kurzem folgende: Graf Baradas, ein Liebling des Herzogs von Orleans, verbindet sich mit mehreren Edelleuten, um den gefürchteten Richelieu zu stürzen und sich an seine Stelle zu sezen. Er sucht auch den Chevalier de Mauprat, einen jungen Mann, der einst wegen leichtsinniger Uebertretung militärischer Befehle zum Tode verurtheilt, aber von Richelieu mit der Warnung freigesprochen wurde, daß seine Handlungen bewacht würden und das Beil stets über seinem Haupte hänge, mit in die Verschwörung zu ziehen. Der Chevalier, der gerade gespielt und nicht nur seine ganze geringe Habe, sondern noch mehr verspielt hat, wird in diesem Augenblicke auf Befehl des Cardinals verhaftet. Hierauf sehen wir Richelieu in seinem prachtvollen Arbeitszimmer mit seinem Vertrauten, dem Pater Joseph. Bulwer ist in Richelieus Charakter sehr von der Geschichte abgewichen. Er stellt ihn als einen gutmüthigen alten Herrn dar, der zuweilen gern ein Späßchen macht, und nie von egoistischen Gedanken heimgesucht wird; die Triebfeder seiner Handlungen ist allein Liebe, unbegrenzte Liebe zu seinem Vaterland. Uebrigens hängt er auch mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit an seiner Mündel, Julie de Montemar, Ehrenfräulein der Königin, in welche nicht nur Mauprat und Baradas, sondern auch der König verliebt ist. Richelieu, der in Julien eine Neigung für Mauprat entdeckt, läßt den Lezteren vor sich bringen, und nachdem er, in einer wirklich sehr gelungenen Scene, sich überzeugt, daß er ihrer würdig sey, verlobt er die Liebenden, jedoch nicht ohne sich vorher einen kleinen Spaß zu erlauben, indem er Mauprat im Wahn erhält, daß er zum Tode abgeführt werde, während seiner im nächsten Zimmer, statt des Henkers, die Geliebte harrt. Im zweiten Akte sehen wir den jungen Ehemann in Verzweiflung über einen Brief des über die Heirath entrüsteten Königs, worin ihm anbefohlen wird, seine Frau nicht anders als wie eine Fremde und ein Hoffräulein zu behandeln, ihr jedoch von diesem Befehle nicht ein Wort mitzutheilen; ein Hofmann, den der König zu diesem Zwecke hingeschickt, werde auf genaue Erfüllung dieser Ordre achten, und nur in seiner Gegenwart dürfe Mauprat mit seiner Frau sprechen. Die folgende Scene zwischen den Eheleuten, in Gegenwart des impertinenten königlichen Abgeordneten, ist sehr gut durchgeführt, und treibt den armen Mauprat zur Verzweiflung. In diesem Gemüthszustand trifft ihn Baradas, der ihn leicht überredet, daß das Ganze ein durchdachter Plan Richelieus sey, der nur seinen Namen gebraucht, um Julie zu des Königs Maitresse zu machen; Mauprat verspricht, in der Nacht mit den Verschworenen zusammenzutreffen und Richelieu mit eigener Hand zu ermorden.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 97.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 23. April 1839.

Morte, tu l'admires; vivante, qu'elle est belle!
Delavigne
à Lord Byron.

Die Piräeusstraße.

(Von einem bayrischen Philhellenen.)

Wer die Piräeusstraße zu Athen und den Hafen in den alten Zeiten gesehen hätte, als noch die Triremen von Korinth und Rhodus, die Kauffahrer von Trapezunt und Massilia, von Sidon und Carthago hier vor Anker lagen und ihr Volk hinaufschickten in die lebensfrohe, sinnenlustige, üppige Weltstadt, zu ihren Phrynen und Dinopolen, zu ihren Theatern und Festen, zu ihren Heiligthümern und in ihre weltberühmten Tempel; damals, als aus Athens vollen Gassen noch die heldenmüthigen Seebeherrscher beim Aufgebote ihrer Redner an's Meer hinuntereilten, um auf die Ruderbänke der Galeeren sich zu setzen und hinter den hölzernen Mauern fur's Vaterland zu kämpfen; wer diesen Weg in jenen Zeiten gegangen wäre, als Themistokles die Rettungsschlacht bei Salamis geschlagen hatte, als Nikias seine unüberwindliche Armada nach Sizilien führte — er hätte Schöneres, Erhabeneres sehen mögen, als uns vergönnt ist, aber Bunteres kaum.

Laßt uns mit der Blume des Landes beginnen. — Es sind die Helden von Rumelien, die großen Kapitanis von Morea, Theodor Grivas, Kolokotronis, der Alte, und andere berühmte Häupter, die nach so vielen schlimmen Tagen endlich auch noch zu Ehre und Ansehen gekommen. Diese sprengen mit ihren scharfgeschnittenen Gesichtern, in goldblitzenden Scharlachgewändern, das Erlöserkreuz auf der Brust, in fliegenden weißen Wappenröcken auf schäumenden Rossen durch die Staubwolken, stolz und im Hochgefühle ihrer Kraft, wie die alten Heroen, doch nicht ohne würdevolle Freundlichkeit, wenn ein alter Kriegsgefährte, ein armer Pallikari am Wege steht und mit über der Brust gekreuzten Armen seine Ehrfurcht bezeigt. Freilich schreitet da auch mancher bejahrte und benarbte Klephtenhäuptling, der auch seine Verdienste um das Vaterland hat, und seinen Stolz und seine innere Würde, und sich vor seines Gleichen, wenn sie das Glück auch liebevoller angesehen, nicht erniedrigen will. Er hat das scharfe Schwert so vielmal in Türkenblut getaucht, hat den hohen Herrn, die jetzt zur Seite des Thrones stehen, so manches Blatt in ihre Lorbeerkrone eingesteckt, und ist nun, nachdem er vorher Strategos * gewesen, für alle seine Verdienste mit Mühe des Königs Tagmatarch ** geworden. Von all den Hunderten, die ihm einst die Staatsgewalt besoldete, blieb ihm nur sein armseliger Waffenträger, den er selbst bezahlen muß

* Strategos, nach dem neuen, seit dem Befreiungskriege aufgekommenen Amtsstyle — General.

** Tagmatarch — Major.

Digitized by Google

und der trübsinnig hinter dem düstern Gebieter einherzieht. Ich bin einmal mit so einem Adikemenen * nach dem Hafen hinuntergegangen, und ich denke noch wohl an die bösen Worte, die er über die Söhne des Glücks ausstieß, die in donnerndem Galoppe an ihm vorübereilten.

Auch die Primaten von Hydra erscheinen in der dunkelblauen Schiffertracht der hellenischen Inseln, in runder, nur mit Seide verbrämter Jacke, in weiten Pumphosen und in weißen Strümpfen. Sie haben ihren Stolz für sich und ihre Bekannten unter den Haufen griechischer Matrosen, die auf- und abziehen; mit den glänzenden Machthabern vom festen Lande scheinen sie etwas schen zu stehen. Damals, als sie noch unter günstigern Sternen mit getreidebeladenen Brigantinen vom schwarzen Meere nach Spanien segelten, mögen sie sich besser gefallen haben, als jetzt, wo sie auf dem ungewohnten Klepper nach Athen in's arme Finanzministerium reiten, um mit den verachteten Grammatikern ** über längst verworfene Ansprüche zu rechten. Die alte Größe lebt noch in den Männern, in dem feierlichen Ernste, in der befehlenden Haltung; in ihren Zügen aber liegt ein tiefes Leid, denn sie haben, wie weiland Franz der Erste, Alles verloren, nur nicht die Ehre.

Dies sind die Prachtstücke unserer Straße. Neben ihnen traben aber auch noch andere Reisige, die einen Blick verlangen. So die rothbackigen, blondhaarigen Jungen von Albion, die, den hohlen Bauch der Britannia oder Caledonia verlassend, zu den Soireen und Bällen der Hauptstadt reiten, schön und blühend, wie junge Tritonen. Ein glücklicher Schlag Sterblicher, vielleicht die glücklichsten, die auf diesem Plane erscheinen. Wie oft beneidete ich sie, wenn ich in den Cirkeln, in engen Frack und straffe Beinkleider eingezwängt, sittsam meinen Thee schlurfte, und sie dann vom Roß herunter lustig hereinlärmten, verführerisch in dem feinen blauen Spenser und in den blendendweißen Beinkleidern, die knapp an den derben Beinen anlagen, das schwarze Halstuch nachlässig um die junge Gurgel gelegt; — wie sie sich dann unverlegen, schweißtriefend auf die weichen Sophas warfen und nach einem herzhaften Schlucke Punsch, mit übereinandergelegten Beinen, aus der bequemsten Lage heraus mit den gefeiertsten Damen zu liebäugeln begannen und dem schönen Wild manchen unvorsichtigen Blick abjagten; denn trotz der Polyphemengrazie, die ihnen Franzosen und Deutsche angedichtet haben, lassen sie auf diesem Feld beide Racen hinter sich zurück. — Solchen jungen Meergöttern begegnet man oft; zuweilen reiten sie allein, ein andermal neben einem gemüthlichen alten Herrn, Vater, Oheim oder Vetter, der sie zu besuchen schnell aus Altengland herüber gereist ist und dabei Athen mitnimmt; oder sie lassen die Väter und Oheime voraus und geleiten eine junge Lady, ätherisch wie eine Elfe, so transparent, daß man den Ichor rinnen sieht, und dabei geht es so lustig zu, und der Meergott ist so voll Spaß und Scherz, daß die Lady immer lachen muß und mit dankbar freundlichen Blicken dem niedlichen Landsmann seine heitere Laune vergilt.

Dann zeigen sich auch die alten, verwitterten, griesgrämigen Commodores, Sir John So und So und Sir William What'shisname und ihr Geschlecht. Lange Uebung hat ihnen eine beneidenswerthe Fertigkeit verliehen, von ihrem Pony wie von ihrem Bord herunter Alles geringschätzig anzusehen, was ihnen entgegenkommt. Ich habe es oft bemerkt, wie ihnen der stattlichste Griechenritter, der in seiner Gold- und Purpurpracht vorüberzieht, nicht halb so viel Aufmerksamkeit ablockt, als uns Landkrabben ein fröhlicher Delphin, der seine Luftsprünge macht. Sie grüßt Niemand, nicht einmal ihre Jungen thun dergleichen; denn der Engländer hat die uns etwas unheimlich vorkommende Gewohnheit, wenn er nicht im Dienste ist, vor seinem Vorgesetzten keinen Hut zu rücken.

Nicht so angenehm als die jungen Britten fallen die Franzosen in's Auge. Die Gesichter sind fein und geistreich, aber blaß und welk; die Genüsse dieses Lebens scheinen ihnen nicht so gut zu bekommen, als ihren überseeischen Nachbarn. Ungefähr das Nämliche läßt sich von den Italienern sagen. Am wenigsten einnehmend sind die Russen, an ihren slavischen Physiognomien leicht erkennbar. Zuweilen entdeckt man unter ihnen wohl auch einen blonden Euronen, der mit seiner hellen Gesichtsfarbe und den geringelten Haaren sich unter den unschönen, struppigen Gefährten ausnimmt wie ein jugendlicher Bacchus unter den Silenen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Adikemenos ist einer, der sich im Verhältnisse seiner Verdienste von der gegenwärtigen Regierung zurückgesetzt glaubt. Man hört das Wort sehr oft.

** Grammatikos — nach der jetzigen Anwendung kein Sprachlehrer oder Sprachgelehrter, sondern ein Schreiber.

Briefe Wielands aus den Jahren 1752-1762.

Biberach, 1755.

(Fragment.)

Versichern Sie Sich, daß meine Gedanken von Ihnen, worinn ich mich nicht zu irren glaube, so sind, daß ich Ihre Bescheidenheit zu kränken besorgen müßte, wenn ich sie So aufrichtig heraus sagte, als Sie in Erhebung meiner Erzählungen gewesen sind. Ihrer Liebe zu mir wird

Digitized by Google

es angenehm seyn, daß mein seliges Schicksal mich zu dem weisen und verehrungswürdigen Bodmer führt, bei dem ich nach aller Wahrscheinlichkeit so lange bleiben werde, bis die Vorsicht disponirt haben wird, wozu sie mich gebrauchen will. Bodmer ist in Deutschland unbekannt. Das ist das Loos außerordentlicher Geister, daß sie nur von den wenigen, die ihnen gleichen, gekannt werden. Ich werde Sie, mein Herr, von Zeit zu Zeit Theil an meinem Glücke nehmen lassen, wenn ich zu Zürich seyn werde; da ich wohl niemals das Vergnügen haben werde, Sie Selbst zu sprechen, weil ich nicht nach Tübingen zurückkomme, so bin ich desto begieriger, durch Briefe mit Ihnen vertrauter zu werden und mich mit Ihnen zu besprechen.

Ich bin begierig zu erfahren, welche die Stellen sind, die Sie im Noah nicht gesehen zu haben wünschen. Wollen Sie so gütig seyn und diesem Brief bald antworten und mir darinn Ihre Meinung aufrichtig entdecken? Sie dürfen auf meine Discretion sicher rechnen. — Sie wünschen Herrn Klopstocken näher zu kennen. Ich will Sie aber bitten, sich an dem zu begnügen, was Sie aus der göttlichen Messiade nicht unwahrscheinlich von ihm muthmaßen können. Es gibt auch verdrießliche Wahrheiten. — Der Angriff, den Herr Gottsched auf Milton, Klopstock, Bodmer gemacht, kann Ihnen nicht unbekannt seyn. Sie werden aber auch mit Vergnügen die schöne Abhandlung lesen, zu der dieser verachtenswürdige Streich Gelegenheit gegeben hat, und die im 1. Stück des 3. Bandes der vermischten Schriften steht. Ich kann Sie niemand zuschreiben, als dem vortrefflichen Hr. Prof. Sulzer in Berlin, einem Mann, der der Gelehrsamkeit Ehre macht durch die vortrefflichen Einsichten und das redliche Herz, das er besizt, und welche bei den Gelehrten von allen Gattungen so ungewöhnlich sind. — Ich danke Ihnen, mein wehrtester Herr Professor, daß Sie mir mit einer so liebenswürdigen Aufrichtigkeit einige der Fehler meiner Erzählung gezeigt haben, die mir selbst nicht in die Augen gefallen. Soll ichs Ihnen aber glauben, daß Sie sonst keine gesehen und daß diese die gröstten sind? Prüfen Sie Sich doch, ob die Liebe zum Verfasser keinen Antheil an diesem gütigen Urtheil hat. Ich werde in dieser Meinung desto mehr bestärkt, weil das, was Sie ausgesezt haben, ohne daß sich meine Eigenliebe oder ein verwandter Affekt darein mische, meistens gerechtfertigt werden kann. Doch wollte ich lieber, daß mich ein Freund, von mir rechtfertigte, als daß ich es selbst thun soll. Wenn ich nicht an einen weisen und großmüthigen Mann schriebe, so würde ich mich weder entschuldigen noch anklagen. Nur diese sinds, die ich vor fähig halte, mit ihnen von mir selbst zu reden.

Alle meine Erzählungen gehören dem Dessein und der Erfindung nach entweder Hr. Steele oder Addison oder meiner geliebtesten Rowe, von der ich auch hie und da schöne Gedanken entlehnet habe; denn ich bin nicht so streng gegen den sogenanten Plagiat als einige gelehrte Herren. Sie sehen also, daß vieles von dem Lob, das den Erzählungen gebühren mag, den angeführten Schriftstellern gehört. Dieses Geständnis demüthigt mich nicht. Mein Zweck ist nicht, mich berühmt zu machen: der Ruhm der Welt ist mir zu gering, und auch diesen kleinen Zweck würde ich in Deutschland nicht erreichen. In Engelland könnte es wohl seyn. — Meine Absicht ist, der Weisheit eine beliebte, oder noch aufrichtiger zu reden, ihre wahre Gestalt zu geben, und Empfindungen der Unschuld und Tugend in edeln und wohlgebildeten Seelen zu erwecken; Doris, eine Daphne in Zürich und andere sind mir Beweise, daß ich diesen schönen Zweck nicht verfehlt habe. Welche Zufriedenheit vor mich! Nun gilt es mir gleich, ob ein Gedanke der Rowe oder einer der meinigen mitwürke. Alle Gedanken, wenn sie schön seyn sollen, müßen aus dem unerschöpflichen Reichthum der Natur genommen werden; hiezu hat jeder Recht, und keiner darf sich über einen gewißen Gedanken ein Recht des Eigenthums anmaßen. Ich besinne mich, daß ich in meinem 15ten Jahr, ehe ich was von Leibnitzen wußte, auf Harmoniam universalem gerathen; so komt mancher, dessen Seele mit der Natur in gröszere Harmonie gestimmt ist als andere, auf Gedanken und Vorstellungen, die andere, ihm ähnliche vor ihm, ohne sein Wissen, gehabt haben. Diß ist auch zu Hr. Bodmers, und anderer Vertheidigung gesagt. Wegen des Selims mus ich Ihnen, mein hochgeschäzter Freund, sagen, daß ich ihn mit gröszerm Fleiß als alle andere gearbeitet und alle Gedanken, Empfindungen und Ausdrücke genau beurtheilt habe. Der amarantne Mund soll nicht die Farbe sondern die angenehme Weichheit der Lippen, die mit den sammetähnlichen Amaranthblättern viel ähnlichs haben, anzeigen. Der heitre Himmel heist in Selims Mund nicht ein blauer Himmel, sondern eine reine, von Dünsten erleichterte Luft, die ein Blindgebohrner noch besser als wir empfindet und von einer wolkichten und mit groben Dünsten geschwängerten unterscheiden kan. Sie werden bei genauer Untersuchung, wie mich dünkt, finden, daß mein Selim die Welt blos durchs Gehör, den Geruch und das Gefühl kennt. Sein Gesichtspunkt, seine Empfindungen und Urtheile verrathen dieses, obschon vielleicht nicht genug.

Hätten Sie, mein liebster Herr Professor, nicht sich selbst die Beschuldigung beantworten können, daß ich den Menschen Alle abstracte Wahrheiten absprechen will? Das ist fast zu hart! Ich will Ihnen aber doch theils meine Meynung, wie sie mir jezt beyfallen will, kurzlich sagen, theils den Zusammenhang zwischen dem Eingang des Selims und der Apostrophe, „Ja dreymal selig," zeigen. Ich glaube und bekenne, daß ich der Meynung Miltons

Digitized by Google

sey, daß der Mensch minder zum denken als zum Empfinden geschaffen sey. Ich glaube aber auch dagegen, daß alle unsere Gedanken zu Empfindungen und unsere Empfindungen zu Gedanken gemacht werden sollten; oder, die Wahrheiten sollen aus dem Herzen in den Verstand und aus diesem ins Herz übergehen. Jener halte sich, vor meinen Theil und aus Erfahrung wie reifter Ueberlegung, von einer Menge metaphysischer Grillen nichts, und finde keine elendere Creatur als einen Menschen, der lauter Metaphysic ist. Ich weis, wie viel die allgemeine Wahrheiten unsern Verstand und Geschmack aufheitern und richtig machen, und unser Herz erweitern und verbessern können; sie müssen aber, dieses zu können, ein gutes Naturel antreffen, und ich finde, daß diese sehr selten sind. Wenn das Herz nicht recht viel an allen Wahrheiten theil nimmt, so sind mir solche Wahrheiten lange nicht so schätzbar, als die schöne Irthümer einiger Poeten, die das Herz mit süssen und guten Empfindungen füllen. Der Mensch ist eigentlich zur Freude geschaffen. Diese aber kann nicht dem Menschen anständig seyn, wenn es nicht eine weise Freude ist, wo der Verstand Antheil nimmt. — Die wahre Weisheit ist die Kunst, Sich und andere recht sehr glücklich zu machen; ich table und verachte daher die zwey Abwege von der Weisheit, da man, wie die meisten, entweder in die Tiefen zu Thieren taumelt, oder wie, zum Glück, nicht allzu viele Dunse und Auer, in Wolken herumschwärmt. — —

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

Gastspiel der Mademoiselle Carl und des Herrn Staudigl.

Schlegel nennt die Architektur eine gefrorene Musik. Das klingt recht schön, ist aber, bei Licht betrachtet, nichts anderes, als eine jener Gummizelastischen, lustgefüllten Kunststoffeln, deren einzigen Verdienst darin besteht, daß man sie wie einen Handschuh beamen umwenden kann. Musik, könnte man sagen, sey eine geschmolzene Architektur. Man könnte diesen Vergleich noch etwas ausspinnen und hinzufügen, in der Musik wie in der Architektur gebe es drei Säulenordnungen: dorische, jonische und korinthische; man könnte die Rossinische Musik mit einer dorischen, die Donizettische mit einer jonischen und die Bellinische, die zierlichste des italienischen Trimmvirats, mit einer korinthischen Säule vergleichen, von Sockel, Schaft und Capitäl, von Blumen und Blättern, Cannelirungen und Schnörkeln reden und dabei einen solchen Mist von Gelehrsamkeit ausstrauen, daß dem lieben Leser angst und bang würde. Leider gehören wir aber nicht zu der Legion jener Schriftsteller, die ihren Lesern gelehrten Sand in die Augen werfen und sie dadurch verblenden wollen. Versteht Jemand von uns einen Vergleich zwischen Rossini und Bellini, so sagen wir: daß die Rossinische Musik Sonnen-, die Bellinische hingegen Mondlicht sey. Es gibt Naturen, die sich mehr für die totten Strahlen der Sonne, Naturen, die sich mehr für den tauschen Schimmer des Mondes interessiren. Phoebus-Rossini ist nur schön, wenn er lächelt; Luna-Bellini ist auch schön, wenn er sein mildes Antlitz in schwermüthige Wolken hüllt. Joachim ist ein lustiger Zeisig, Winterze eine klagende Nachtigall. Rossini ist ein Lächeln, das sich im perlenden Schaume des Champagners badet. Bellini eine Thräne, die sich im thangeränkten Kelche des Lotos spiegelt. Rossini liebelt, Bellini liebt.

Von allen Opern Bellinis spricht und kennt sie sehr als seine „Norma" an. Norma ist ein Hymnus, der alle Elemente der Liebe, Sehnsucht und Schwärmerei, Wonne und Entzücken, Reue und Entsagung ausathmet; jeder Takt, jede Note dieser Musik athmet Liebe, Liebe, glühende Liebe, die sich in unendlichen Schmerz verjüngt. Eine solche Musik will nicht bloß mechanisch abgesungen, sondern auch psychisch durchgefühlt seyn. Dlle. Henriette Carl, eine in der artistischen Welt ehrenvoll bekannte Künstlerin, die am 17ten April als Norma den Reigen ihrer Gastrollen auf der hiesigen Hofbühne eröffnet, hat diese schwierige Aufgabe glücklich gelöst und dadurch bewiesen, daß sie die geistigen Elemente derselben in sich aufgenommen und die Intensionen der Musik vollkommen begriffen hat. Dlle. Carl gehört zu jenen Sonnengeirnen, denen man es anhört, daß sie sich von jeder Phrase, die sie singen, genaue Rechenschaft zu geben wissen. In ihrem Vortrage macht sich vor Allem eine seltene Sicherheit, die auf einer eminent ausgebildeten Methode beruht, und außerdem jene sympathiegründende Glut der Empfindung geltend, die der Franzose verve, der Italiener orio nennt. Ihre Stimme ist ein hoher, ungemein biegsamer und schmiegsamer Sopran, der so vielen Schmelz besitzt, daß er die zartesten und schwierigsten Melismen siegreich überwindet. In ihrem Spiele überraschet die richtige Auffassung der Situation, das geistreiche Einschmiegen an den Charakter der Musik. Der Silberblick, die Blüthe ihrer Leistung war im vierten Akte das Duett mit Sever, wo sie den unendlichen Schmerz betrogener Liebe in langgehaltenen, schön gesungenen, elegisch hinsterbenden Tönen ausströmen läßt. Ein anderer Gast, Herr Standigl, vom Kärnthnerthortheater in Wien, sang den Orovist. Er ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen; seine Stimme hat die Tiefe eines Basses und fast die Höhe eines Tenors — wir möchten sie einen Bastenor oder Tenorbaß nennen. Wir haben Lablache, Tamburini, Cartagenova und fast alle deutschen Bassisten gehört, aber noch bei keinem so viel Schmelz, Weichheit und Fierbilität, als bei ihm angetroffen; es liegt in seiner Stimme ein ganz eigenthümlicher Zauber, der sich nur empfinden, aber nicht kritisch zergliedern läßt. Man muß ihn hören, um zu fühlen, daß er einer der vielbegabtesten, geistreichsten und gediegensten Gesangskünstler ist, und mit vollem Rechte einen europäischen Ruf verdient. Beide Gäste erhielten reichen, wohlverdienten Beifall. Die Arie des Herrn Standigl im zweiten Akte erregte einen solchen Enthusiasmus, daß sie wiederholt werden mußte. Am Schluß wurden beide Gäste gerufen. Herr Kapellmeister Lindpaintner trug durch die sichere und präcise Leitung des Orchesters nicht wenig zum Gelingen des Ganzen bei.

K. W. Z.

Beilage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 98.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 24. April 1839.

Optima silvarum pelagique vorabit.

Juvenal.

Wie Eisenbahnen und die Gastronomie.

Die folgenden Betrachtungen, welche wir einer Pariser Zeitung entnehmen, scheinen uns von allgemeinem Interesse zu seyn. Der gastronomische Calcul, den der Franzose für Paris anstellt, muß, wenn er dort zutrifft, überall proportionelle Geltung haben, wo sich Eisenbahnen bilden. Bei einem völlig durchgeführten System von Eisenbahnen wäre kein Punkt von Deutschland, der sich nicht die Produkte der nördlichen Meere wenigstens so gut verschaffen könnte als Paris beim gegenwärtigen System.

* * *

Den Eisenbahnen wird einst eine sehr große politische Bedeutung zukommen, sie müssen die Kultur mächtig beschleunigen; aber nicht geringer wird ihr Einfluß auf die ganze Gastronomie seyn. Ueber solche Zusammenstellung wird sich mancher trockene Mensch aufhalten, namentlich jene unvollkommenen Wesen, deren Organe nicht entwickelt genug sind, um eine feine Schüssel nach Verdienst zu würdigen, jene Halbwisser, denen es bei aller ihrer Wissenschaft nicht einfällt, die Gastronomie auch aus dem nationalökonomischen Gesichtspunkt aufzufassen, zu bedenken, welch wichtige Dienste sie dem ganzen Ackerbau, dem Handel und Gewerbfleiß leistet. Sie ist das mächtige Band, das durch den gegenseitigen Austausch von Nahrungsmitteln Stadt und Land, Volk und Volk verknüpft. Indem sie die Buden mit Eßwaaren aller Art, aller Jahreszeiten und Himmelsstriche füllt, macht sie Paris, wie jede andere große Stadt, zu einem Mikrokosmus, worin jedes Land durch seine liebenswürdigsten Erzeugnisse repräsentirt ist.

Der ungeheure Aufschwung des Handels in der neuern Zeit fließt fast ganz aus gastronomischer Quelle: die Gastronomie ist es, welche den dauernden Verkehr zwischen beiden Welten eingeleitet; sie läßt Zucker, Kaffee, Gewürze, Wein, Salzwaaren, ja Eier und Gemüse von Pol zu Pol wandern. Ohne die Gastronomie wäre der Zucker noch eine Apothekerwaare, und die Entdeckung von Amerika hätte keine Früchte getragen. Unsere Kolonien bestehen nur dadurch, daß unser Gaumen immer wähliger geworden ist. — Wie nun die Gastronomie auf den äußern Handel und die Schifffahrt gewirkt hat, so wird sie jezt auch auf die Eisenbahnen wirken. Der Seehandel verführt nur Produkte, die sich aufbewahren lassen: die Eisenbahnen dagegen werden auch solche in die Weite tragen, welche, seyen sie thierisch oder vegetabilisch, ganz frisch genossen seyn wollen. Der Seehandel führt uns so ziemlich nur Colonialwaaren zu, lauter culinarische

Digitized by Google

Beiwerke, namentlich zum Würzen und Versüßen der Speisen, und die für sich nur ganz leichte Gerichte geben; aber die Eisenbahnen bringen uns substantiellere Lebensmittel, wohlschmeckend und nährend zugleich, das frisch geschossene Wildbret, den eben gefangenen Fisch, das frischeste Obst und Gemüse. Gegenwärtig müssen wir mit Fischen vorlieb nehmen, die schon mehrere Tage gefangen sind, mit der Milch, die in der Umgegend von Paris fabrizirt wird, mit dem Obst, das in unserem frostigen Norden wächst. All dies muß anders werden: wenn der Transport auf den Eisenbahnen sechsmal rascher ist als der bisherige, so können wir die Lebensmittel sechsmal schneller haben und sie aus sechsmal größerer Entfernung als bisher kommen lassen. Paris, im Mittelpunkt der Eisenbahnen, kann sich demnach aus einem sechs-und-dreißigmal größeren Areal verproviantiren: kein einziger Punkt in Frankreich, der nicht Paris tributpflichtig wurde, kein einziges Erzeugniß, das es sich versagen mußte. So werden die Eisenbahnen der Gastronomie die großartigsten Dienste leisten, und umgekehrt.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen heben wir auch einige einzelne Punkte hervor.

Logischerweise beginnen wir mit den Austern, die zu jedem comfortabeln Mahle die obligate Einleitung bilden. Seit dreißig Jahren hat sich die Zufuhr der Austern ungeheuer gesteigert. Sie kamen sonst meistens zu Schiffe; sie waren daher auch nie frisch, oft so verdorben, daß man ganze Ladungen wegwerfen mußte. Diese Art des Transports ist jezt völlig aufgegeben; in neuester Zeit hat man jedoch versucht, dieselbe, nur in verbesserter Weise, wieder aufzunehmen: man läßt nämlich schwimmende Austernparks durch Dampfschiffe bugsiren. Wir wissen nicht, ob dieses Mittel anschlägt; gegenwärtig werden aber die Austern auf besondern Eilwagen nach Paris befördert, die jährlich etwa 1600mal die Tour zwischen der See und der Stadt machen. Kommen wir nun aber durch Eisenbahnen in mehr oder minder direkte Verbindung mit den Parks von Courcelles, Dieppe und Tréport, so können wir die Austern ganz frisch haben, wie sie nach vollendeter Zucht aus dem Wasser kommen.

Seit zehn Jahren hat in Paris die Consumtion von Austern um ein ganzes Drittheil zugenommen: Paris verzehrt gegenwärtig gegen sechs Millionen Dutzend Austern im Jahr, was sieben Dutzend auf den Kopf ergibt. Durch die Eisenbahnen wird die Lieferung der Waare regelmäßiger, sie selbst weit besser werden und ihr Verbrauch in's Unendliche steigen. Dies gilt von der gewöhnlichen Auster für gemeine Gaumen; aber der gebildete Gutschmecker verlangt nach den Austern von Marennes, von Ostende, nach den grünen englischen; diese kommen weit her, werden also durch Eisenbahnen noch mehr gewinnen.

Was hier von den Austern gesagt ist, gilt so ziemlich von allen Seeprodukten. Die frischen Seefische werden gegenwärtig im Durchschnitt nur 25 bis 30 französische Meilen landeinwärts verschickt. Bloß die privilegirte Stadt Paris macht hievon eine Ausnahme: denn wie für die Austern, so bestehen auch für die Seefische besondere Eilfuhren; aber diese Transporte werden größtentheils auf die Wagen der ersten Eisenbahn übergehen, welche in dieser Richtung fertig wird. — Paris bezieht seinen Bedarf an Seefischen zu zwei Drittheilen von Boulogne, Berk und Dünkirchen, zu einem Drittheil von den Küsten der Normandie nordwärts von der Mündung der Seine; die Salmen kommen größtentheils von Rotterdam über Antwerpen. Gerade die Eisenbahnen, welche von den großen Interessen der Kultur und Politik zuerst werden in's Leben gerufen werden, sind also auch für die zahllosen Liebhaber von Seefischen in der Hauptstadt die interessantesten und wichtigsten. Indem sich das Band zwischen Frankreich, Belgien und England enger flicht, bekommen wir auch die Seefische frischer und wohlfeiler.

(Schluß folgt.)

Die Piräeusstraße.

(Fortsetzung.)

Von den berittenen Land- und Seebefden gehen wir nun zu den friedlichen Reitern über.

Die anziehendsten Gruppen unter diesen bilden die neuen Ankömmlinge aus allen Gegenden des griechischen und des türkischen Reichs, aus Rakolien und Rumelien, auch wohl aus Alexandrien und Groß-Cairo, die in ihren Sitzen davon hörten, was die Krämer in Athen für schönen Gewinn machen, und darauf einen Esel am Rajathum bekommen haben, freie griechische Bürger werden und ihre Thaler im christlichen Vaterlande umsetzen wollen. Dem Manne, der, den Kopf voll Spekulationen, sinnend vorausreitet, folgt die Frau, nicht nach Art unserer Amazonen, sondern rittlings auf dem Zelter; dann ein paar Esel mit Koffern, Teppichen und anderm Hausrathe, mit den Kindern und der Zofe. Man sieht, der weitkluge Handelsmann weiß sich die neuen Erscheinungen so ziemlich zurecht zu legen; aber die Frau, die Zofe und die Jugend zeigen verdutzte Gesichter; denn am Ende sind ihnen die majestätischen, muselmännischen Grandezze ihrer Heimath, vor denen sie durch langes Zusammenleben die Scheu verloren haben, doch noch gefälliger als die

Digitized by Google

ungewohnten fränkischen Lichtscheeren,* die da auf- und abwimmeln.

Die europäischen Schwarzröcke, die Kaufleute aus Malta, aus Marseille und von den brittischen Inseln, dann die lieben Landsleute, Ministerialräthe, Cassations- und Appellationsräthe, die übergebliebenen Staatskanzleramtssekretäre, die unternehmenden Industriellen aus München und die Glücksritter aus allen Theilen von Deutschland, die sich gastlich hier zusammenfinden — alle diese wollen wir nur vorübergehend genannt haben. Von ihnen wird man nicht erwarten, daß sie das Malerische des Anblicks erhöhen; vielmehr kamen sie mir in diesem hellen Farbenspiel immer vor wie unliebe Dintenklexe auf einem bunten Bilderbogen.

Nun besehen wir die Wagen. Da stehen die Carossen des Hofes und der Gesandten ohne Nebenbuhler da. Der junge König zeigt sich in offenem Wagen nicht selten auf der Straße, freundlich und herablassend gegen Alle, und Alles eilt herbei, um ihn zu sehen und ihn mit Ehrfurcht zu grüßen. Was aber die Diplomaten betrifft, so behaupten zwar die neuesten Geschichtschreiber, Griechenland sey das Feld ihrer Schmach, allein die Diplomaten lassen sich davon nichts anmerken. Baron Rouen und Mr. Dawkins strecken auf ihren Spazierfahrten die welthistorischen Köpfe so selbstzufrieden in die attischen Lüfte, als wenn es einen Hofrath Thiersch, einen Mr. Henry Headley Parish gar nicht gäbe.

Nun aber zeigt sich eine weite Kluft. Der Zwischenraum vom Staatswagen des englischen Gesandten bis zum vorsündfluthlichen Karren, zu dem sich die neuattische Zimmerkunst seit dem Daseyn der Piräusstraße emporgeschwungen, bleibt unausgefüllt. Nur der Hof und die Geschäftsträger fahren hier. Schon die griechischen Minister gehen in Athen zu Fuße, oder reiten etwa auch, wenn sie das Gehen zu schwer ankommt, wie denn zum Beispiel der alte, ehrenwerthe Herr Jakobaki Rhizos, wie er mit weißem Sommerhute und kurzem Stutzerröckchen auf einem Schimmel, unter einem großen Sonnenschirme, von einem nebenher laufenden Pallikari begleitet, seine Visiten abritt, eine mir gar wohl erinnerliche Gestalt ist.

Ein Mittelstand, der Equipage besäße, ist also nicht vorhanden. Eigentlich läßt sich auch jezt erst daran denken, einen solchen zu begründen; denn ehe die drei großen Straßen des Hermes, des Aeolus und der Athene durch den Schutt geschlagen waren, hätte die Sache, abgesehen von den Mitteln, eine besondere Schwierigkeit darin gefunden, daß man wegen Enge der Gassen außerhalb der Stadt hätte einsteigen müssen. Auch trat schon ein Versuch hervor, den Abstand, von dem wir eben gesprochen, zu vermitteln, und eine Art von bürgerlichem Omnibus in's Leben treten zu lassen. Es erschien nämlich mehrere Monate hindurch an Sonn- und Feiertagen eine mit zwei bedauernswerthen Kleppern bespannte, von einem schmuzigen albanesischen Wagenlenker geleitete Caleesche, die sich den fahrenden Postdienst zu versehen unterfing. Ihre Erbaunng wurde von Sachverständigen in's vorige Jahrhundert gesezt und französischer Industrie zugeschrieben. Wie wenig ästhetisches Gefuhl muß der Mann gehabt haben, der sie in einer Rumpelkammer zu Marseille oder Toulon erstanden, und über's jonische Meer nach Attika gebracht hat! Das Unternehmen erfreute sich indessen, namentlich in jenen Zeiten, als die englische Flotte zwischen Salamis und dem Piräus vor Anker lag, eines höchst befriedigenden Erfolges. Das Locomotiv erschien damals ausnahmsweise alltäglich und wankte den ganzen Tag über auf und ab. Insbesondere aber war in den Abendstunden der Zudrang groß; denn betrunkene Midshipmen, die den Sattel nicht mehr halten konnten, und doch an Bord mußten, gab es da in Menge. — Wenn ich mich recht erinnere, so ist die alte Arche einmal an einem unvorsichtigen Felsblock gescheitert, der sich ihr in den Weg stellte, als sie einst in der Nacht ein halb Dutzend solcher enthusiastischer Reisender hinunterführen, und ihnen zu Liebe einen etwas raschen Trab anschlagen mußte. Die Mannschaft soll zwar bei diesem Unfall gerettet worden seyn, aber die Trümmer des Fahrzeugs bedeckten, als die Sonne aufging, in wilder Zerstörung die Piräusstraße.

(Fortsetzung folgt.)

* Lichtscheere, Phalidoteri, Spitzname auf die fränkische Tracht. Der Leser wird bemerken, daß die Vergleichung nicht ganz unpassend ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Fortsetzung.)

Bulwers Richelieu. Literatur. Pusiing.

Richelieu, von dem ganzen Plan der Verschworenen unterrichtet, erwartet dieselben ruhig in seinem Schlosse, sich auf die Treue seiner Leibwache verlassend, die jedoch verrätherischer Weise zu dem Feinde übergegangen. In diesem Augenblicke stürzt Julie herein, sich in des Cardinals Arme vor den Verfolgungen des Königs flüchtend. Kurz darauf kommen die Verschworenen an, und Mauprat erscheint mit geschlossenem Visir, den Cardinal mit Vorwürfen überhäufend, welche der Leztere damit beantwortet, daß er Julien aus dem nächsten Zimmer holt und ihrem Gatten gegenüberstellt. Dadurch wird Mauprat zum vierten Male umgestimmt und zu Richelieus eifrigstem Freunde gemacht. Nun kommt es darauf an, wie Richelieu vor den Verschworenen, von denen das Schloß wimmelt, zu retten ist. Im Augenblicke, wo man sie kommen hört, zieht Richelieu Mauprat in's nächste Zimmer, die Flügelthüren desselben öffnen sich hierauf, man

Digitized by Google

sieht Richelieu, anscheinend todt, auf dem Bette liegen, und Mauprat mit gezogenem Schwerte an der Thüre stehend, der den Verschworenen erzählt, wie er den Cardinal im Schlafe erwürgt, was die gutmüthigen Mörder, die es nicht der Mühe werth halten, sich von der Sache näher zu überzeugen, auf's Wort glauben und sich sogleich formachen, um den Preis, der von dem Herzoge von Orleans auf die Nachricht gesetzt worden, zu verdienen. — Mit diesen drei Aufzügen, die an und für sich lang genug sind, könnte das Stück füglich zu Ende seyn; allein wir bekommen in den zwei letzten Acten noch zu sehen, wie der König in einem Anfalle von übler Laune den anderstandenen Cardinal sehr schlecht empfängt, worauf derselbe sogleich dem Ministerium entsagt, und sich ohne Weiteres aufs Sterben verlegt; er bringt es auch im fünften Aufzuge beinahe dahin, da kommt aber einer seiner Diener hereingestürzt und übergibt dem Könige ein Paket, in dem die Verschwörung gegen Richelieu und Se. Majestät sehr klar bewiesen ist. Richelieu springt auf und scheint in einem Augenblicke seine ganze Jugendkraft wieder erlangt zu haben, die Verschworenen werden zu einer unangenehmen Operation abgeführt, und Mauprat, dem unter dem Ministerium Baradas beinahe dasselbe begegnet wäre, wird mit Julien, die alle Anträge Baradas abgewiesen, wieder vereinigt. — Die Fabel ist, wie man schon aus dieser flüchtigen Skizze sieht, ziemlich verwickelt und bei der ersten Vorstellung nicht ganz leicht aufzufassen. Den zwei letzten Aufzügen fehlt es ganz an Interesse. Dramatischen Effekt hat, wie gesagt, das Stück überhaupt wenig, einige Scenen im zweiten und dritten Akte ausgenommen; aber es ist gehörn Theils sehr gut geschrieben. Da Sie vermuthlich Richelieu bald deutsch lesen werden, will ich mich nicht weiter dabei aufhalten. — Zum Erfolge des Stückes trug auch die glänzende Aufführung viel bei. Ich habe nie prachtvollere Decorationen und Costüme gesehen. Bei der ersten Vorstellung wurde der Dichter bei seinem Eintritt in die Loge erkannt und lebhaft beklatscht, und am Ende des Stückes stürmisch herausgerufen. Macready spielte den Richelieu meisterhaft, so wie auch die übrigen Schauspieler ihre Bestes thaten.

Die Anzahl der Zeitschriften, die jetzt in monatlichen Schillingheften herauskommen, vermehrt sich täglich. So wie den jetzt selbst Novellen und Erzählungen auf diese beliebte Manier herausgegeben, und Leute, welche sich besonnen hätten, eine Guinee für ein Buch auf einmal zu geben, zahlen jetzt mit Vergnügen ihren Schilling monatlich und ergötzen sich an einer Erzählung anderthalb Jahre lang. Der Schriftsteller sieht dabei natürlich darauf, daß das monatliche Heft allemal in dem Augenblicke abbricht, wo Jack, oder wie der Held heißen mag, im Begriff ist, von dem Bösewicht ermordet zu werden, so daß der Leser am zweiten April schon wünscht, es wäre der erste Mai, um für seine zwölf Pence erfahren zu können, ob denn Jack wirklich todt ist oder gerettet wird, um seine Lucy heirathen zu können. — Um diese Jahreszeit, zu Anfang der Saison, wird gewöhnlich London mit Novellen aller Art überschwemmt, und die Zahl derer, die dieses Jahr erschienen, ist wirklich Legion; unter Andern hat eine von Lady Bulwer, des Schriftstellers Gattin, vor der er jedoch getrennt lebt, viel Interesse erregt. — Man ist sehr neugierig auf ein Werk, welches binnen Kurzem erscheinen soll, genannt: „Don Juan der Jüngere, von Lord Byrons Geist," worin die Geschichte Don Juans fortgesetzt, und viele lebende Personen eingemischt werden sollen. — Wir haben kürzlich auch mehrere Reisebeschreibungen erhalten wovon Smith „Peru as it is," Laings „Tour in Sweden," und „A journey through Russia, the Caucasian Alps, and Georgia, with Wooridstan, by Captain R. Mignan, die besten sind.

Bis jetzt ist der Urheber des Attentats gegen Mad. Bertrix noch nicht entdeckt und wird auch schwerlich je entdeckt werden, indem die allgemeine Meinung ist, daß der Handel von ihr selbst veranstaltet worden. Zu welchem Zwecke sie sich so lächerlich gemacht haben sollte, ist mir nicht recht eine leuchtend; wäre ihr Theater nicht so besucht als es ist, so könnte man denken, die Höllenmaschine sey fabricirt worden, um das Publikum anzulocken; denn um solches zu bewerkstelligen, nimmt man in England seine Zuflucht zu den außerordentlichsten Mitteln. In der That kann auch hier nichts gelingen, was nicht von „puffing," was wir etwa mit Charlatanerie übersetzen könnten, unterstützt wird. Täglich wird in dieser Branche etwas Neues erfunden, welches seiner Originalität wegen bisher dem Erfinder Ehre macht. Ein Fremder kann nie durch die Straßen gehen, ohne alle zwei Schritte auf etwas der Art zu stoßen, das ihn in Erstaunen setzt und oft zum Lachen reizt. Da Anschlagzettel an der Mauer hier wenig gelesen werden, indem die Vorübergehenden den meisten keine Zeit haben, sich aufzuhalten, so geben bekanntlich die Anschlagzettel spazieren; sie werden auf ein Brett geklebt, und ein Mann, der eines vorne und eines hinten umgebunden hat, trägt sie einher, oder sie werden auf Stangen herumgetragen; manchmal, um die Sache auffallender zu machen, gehen zwanzig oder dreißig Männer hintereinander mit derselben Anzeige auf Stangen. Bei jedem Ausgang bekommt man zwanzig verschiedenerlei Anzeigen in die Hand gesteckt; man sieht Wagen in den sonderbarsten Formen, von oben bis unten mit Anzeigen vollgeklebt; so hat der Wagen eines Hutmachers die Gestalt eines enormen Hutes, in welchem sich der Kutscher umgekehrt befindet. Phantasiestücke, wie die folgenden, sind in Restentlern an den Mauern zu lesen. Frage: „Warum kauft Ihr Euer Tuch bei N. N. in — Straße?" — Antwort: „Weil es der schönste, beste und billigste Laden in ganz London ist." Oder „Königliche Proclamation. Wir, Victoria u. s. w." und die erste Hälfte ist ganz in dem Styl einer Proclamation geschrieben, was viele Leser versammelt. In der zweiten Hälfte entdeckt es sich jedoch, daß J. M. allen ihren Unterthanen anbefiehlt, ein gewisses Buch, oder eine gewisse Art Braunstwein bei den Herren N. N. und bei keinen andern zu kaufen, bei Verlust ihrer königlichen Gnade. Diese Charlatanerie, wos von dies nur kleine Muster sind, erstreckt sich durch alle Zweige der Londoner Gesellschaft in den verschiedensten Formen.

In dem Theater der Madame Vestris selbst sind seit Kurzem mehrere neue und gute Stücke gegeben worden. Unter andern ist besonders eines: The Burlington Arcade, wegen des beißenden Witzes, womit es über Stadtleben und Moden versällt, bemerkenswerth. Ich will nur eines der vielen darin vorkommenden Bonmots zum Besten geben. Es ist jetzt hier Mode, das Haar außerordentlich lang zu tragen, was à la jeune France genannt wird. Ein Friseur, der das Haar auf solche Art trägt, wird in dem Stücke von einem Irishman um die Ursache gefragt. „That is the way young France uses it," erwidert der Friseur. Worauf Paddy, der ihn mißverstehl, ganz naiv antwortet: „Well, I know, if I was old France, I should not allow my son to make such a fool of himself." — Obgleich die Season lange ihren Anfang genommen, ist doch noch sehr wenig von ihrem Glanze zu sehen, woran hauptsächlich das kalte, schlechte Wetter, und auch die Abwesenheit mehrerer der leading fashionables, die sich auf Reisen befinden, Schuld ist.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 99.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 25. April 1839.

Mutter Athene, dir auch, dir wuchs dein herrlicher Hügel
Stolz aus der Trauer empor.

Hölderlin.

Die Piräeusstraße.

(Fortsetzung.)

Fortan blieb die Lücke unausgefüllt. Außer den Carossen des Hofes und der Fremden sieht man nur noch die einfachen Karren der Einheimischen, die in ihrer Unbeholfenheit an die Zeiten erinnern, wo Deukalion und Pyrrha noch die Steine hinter sich warfen, aus denen Menschen wurden. Wo noch vor ein paar Jahren nur hie und da auf sumpfigem Pfade ein einsames Lastthier gesehen wurde, da ziehen nun täglich Hunderte solcher Frachtfuhren auf geebnetem Wege einher und bringen die Erzeugnisse des fränkischen Gewerbfleißes und die der heißen Zonen in die Waarenlager der Hauptstadt, oder führen Bauholz oder Ziegel von Triest, oder Steine, die in den Brüchen des Piräeus gehauen wurden und nun eben verbaut werden sollen. Auch das Schiff der Wüste erscheint und schleift geduldig Bretter, die, zwischen Hals und Höcker befestigt, auf der Erde nachschleppen, so daß das Thier einem Truthahn gleicht, der zornig seine Flügel auf dem Boden streift. Und die armen kleinen Bauunternehmer, die nur ein Stübchen auf die Ruinen ihrer frühern Gemächer kleben wollen und keine Hamapa — dies ist der stolze Name für die oben erwähnten Lastwagen — vermögen, benützen ein Eselein oder ein lendenlahmes Streitroß, um Bausteine zuzutragen.

Jezt zu den Fußgängern. Geschäftslose Lustwandler sind selten; die Griechen sind keine Spaziergänger. Wer seine vier Wände satt hat, macht so lange Besuche, bis er wieder ein Heimweh fühlt, und auch die Deutschen werden unter dem glücklichen Himmel bequemer. Auch ist der Staub, der oft in dichten Wolken die Straße umwirbelt, sehr lästig, und gefühlvolle Seelen ziehen daher eine Promenade gegen den Ilissos oder an den Kephissos hinab vor; die schöne Welt aber hat an Feiertagen ihren Corso gegen Patissia hinaus.

Von höherm Range und feinerer Art zeigen sich daher wenig Spaziergänger auf der Straße. Dagegen bemerkt man, namentlich an den Festtagen, Haufen griechischer Matrosen, die hinaufziehen, um das Kastron zu besehen, das die vielberühmte Belagerung ausgehalten hat, und wo Odysseus und Guras, die besungenen Pallikaria, verendet; meist gut gewachsene, schlanke Bursche, die für solche Besuche immer das Schönste herausnehmen, was in ihren Kleidertruhen verwahrt liegt, und schmuck und stattlich einherschreiten. Lustig und mit melodischem Gesang treten die Zantioten, die Kephalonier auf, gesuchte Handwerker und vorzüglich Maurer, die gewöhnlich an den Ruhetagen ihre Lustfahrten nach dem Piräeus unternehmen und, von Wein begeistert, auf der Heimkehr

Digitized by Google

ihre schönen italienischen Lieder anstimmen. Minder anmuthig, aber stark und knochenfest sind die Seeleute Englands, die hearts of oak, die trunken und aus rauhen Kehlen brüllend, ihrem Elemente zuwanken. Endlich noch die albanesischen Hirten, die ihre Heerden auf den Markt der Königsstadt treiben, in ihren weißen Kapoten, in der malerischen Tracht, die Horace Vernet seinem Eleazar gegeben hat, der von der schönen Rebekka zu trinken begehrt.

Und dann darf ich auch euch nicht vergessen, ihr bayerschen Landsleute, ihr vielgeplagten Krieger, die ihr im heißen attischen Sommer und in den grimmigen Wintertagen, wo der Boreas so eisig schneidet, diese Straße gegründet und aufgeworfen habt. Ach, so viele von euch, die hoffnungsvoll und glücklicher Zukunft gewärtig, das schöne Land zwischen Lech und Inn verließen, viele deckt schon die lebenerzeugende Erde weit vom Vaterlande unter fremdem Himmel! — Jene Schädel, so dauerhaft und fest wie Eichenbohlen, an denen weiland die steinernen Maßkrüge zerschellten, wie ein Fischerboot an einem Felsenriff, sie konnten dem Brand der griechischen Sonne nicht widerstehen; und der Magen, ein Faß der Danaiden, wenn's zu trinken galt, dieser Magen, der die Specknödel nur nach Dutzenden zählte, der Glut des tzakonischen Weins, * dem süßen Gifte der Peponia und Karpussia ** mußte auch er erliegen; und jene Fäuste, die ein Tischeck vom härtesten Holze herunterschlugen, auch sie ermatteten an der schweren Arbeit, und in der stechenden Hitze der griechischen Tage und der feuchten Kälte der griechischen Nächte. — Ihr hattet wenige gute Stunden! Was half es euch, daß sich am Saume des Oelwaldes wie ein barmherziger Samariter ein griechischer Wirth jene kleine hölzerne Bude erbaut hatte, um euch mit Wasser, Wein und Rum zu laben! Ihr ward dort nie recht froh, und wenn man euch auch zu einer Fidel oder einer Mandoline singen hörte, es ging euch nie von Herzen. „Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!" das klang wie ein Hohn, und wenn euch irgend etwas mit Gefuhl vorzutragen glückte, so war es das schöne Lied von Bertrands Abschied, das euch auch an den eurigen erinnerte, den herben Abschied vom Lande des Biers und der Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

* Der tzakonische Wein wächst in der Tzakonia, im Gebiete des alten Laconiens. Unter den gehaltenen Weinen gilt er für den besten.

** Peponia und Karpussia — Wasser- und Zuckermelonen.

Die Eisenbahnen und die Gastronomie.

(Schluß.)

Beim großen Schwung, den die Eisenbahnen dem Handel mit Seefischen ertheilen müssen, wird die ganze Masse der Bevölkerung gewinnen, welche bisher etwa zwölf Millionen Pfund Fische zu fünf Millionen Franken oder im Durchschnitt zu acht Sous das Pfund verzehrte; aber auch die Feinschmecker dürfen sich dabei neue, ihnen bisher versagte Genüsse versprechen. So konnte die köstliche und doch an der bretagneschen Küste so häufige Sardelle (sardine) bis jetzt nicht frisch nach Paris gebracht werden; so entbehren wir noch der herrlichen Fische von den Küsten des Mittelmeers, des Thunfisches, der nur in Oel aufbewahrt zu uns kommt, der Sardelle des Mittelmeers (anchois), die wir nur eingesalzen und gebökelt kennen: sind einmal die Eisenbahnen nach Westen und Süden fertig, so bekommen unsere Feinschmecker alle diese Fische ganz frisch, noch mit dem Seebouquet.

Der Fisch soll als erster Gang serviert worden seyn; jetzt kommt der Braten an die Reihe, Geflügel und Wildbret. Drei Länder im alten Frankreich machen sich die Ehre streitig, das beste Geflügel zu liefern: das Land Caux, Mans und Bresse. Schon lange fuhren sie ihre besten Produkte der Hauptstadt zu; aber die Hühnerzucht muß sich noch sehr bedeutend ausbreiten, sobald durch die Eisenbahnen der Absatz steigt. — Das Wildbret ist noch gesuchter als das Geflügel; es constituirt zum großen Theil die Gerichte der transscendentalen Küche. Leider sind die Forste und Heiden, wo das geschätzteste Wild haust, sehr weit von Paris, und für die Zufuhr von Wildbret sind somit die Eisenbahnen noch ungleich wichtiger als für die des Geflügels. Man rechnet, daß jährlich in Paris für etwa acht Millionen Franks Wild und Geflügel verzehrt wird; aber bei weitem am meisten kommt auf Hühner, Truthühner und Tauben. Nach offiziellen Berichten werden nur 151,000 Rebhühner, 177,000 Kaninchen und 29,000 Hasen verkauft: man sieht, Wildbret ist noch immer eine aristokratische Speise; durch die Eisenbahnen muß es popularisirt werden.

Nun kommen die Produkte des Ackerbaus und der Gärtnerei. Der Mensch ist ein animal omnivorum, und die Genüsse, welche das Geschmacksorgan gewährt, haben bei ihm unter allen Wesen den weitesten Umfang. Die Erzeugnisse des Gartenbaus, namentlich Gemüse aller Art, die animalisirten Stoffe, wie Eier, Milch, Butter, Käse, sind für jede große Stadt sehr wichtige Artikel. Paris verzehrt jährlich 75 Millionen Eier, 36 Millionen Litres Milch, 23 Millionen Pfund Butter. Auf einen Pariser kommt im Durchschnitt beinahe so viel Butter

Digitized by Google

als auf einen Londoner, und doch weiß man, wie stark die geröſteten Brodſchnitten beſtrichen werden, welche jeder Engländer zu ſeinem Thee ißt. Könnten wir aber nicht reinere, fettere Milch haben, als die uns die magern Kühe aus der Umgegend von Paris liefern? könnten wir nicht die Butter ſchneller von den Küſten des Kanals kommen laſſen? könnten wir nicht beſſere, wohlſchmeckendere Gemüße haben, als wie ſie vor den Thoren durch Maſſen von Dünger erzwungen werden? Alle dieſe Fragen beantwortet nur die Anlegung von Eiſenbahnen: erſt dann können uns dieſe täglichen Bedürfniſſe aus größern Entfernungen zukommen.

Man wird eine Einwendung machen und ſagen: alle die kleinen Viehzüchter und Gärtner werden nicht 20, 30, 40 Meilen machen, um ihre Erzeugniſſe los zu werden; die Wagenzüge können nicht alle fünf Minuten anhalten, um Kleinigkeiten aufzunehmen. Der Einwurf wäre gegründet, wenn alle zumal zu Markt gehen müßten; aber dem iſt nicht ſo: ein ganzer Diſtrikt trägt ſeine Waaren auf einen Fleck zuſammen, hier wird alles Commiſſionären, einer Art von Großhändlern, übergeben und hinterher der Erlös im Verhältniß der Lieferung, nach Quantität und Qualität, getheilt. In den meiſten Städten werden ſchon jezt Seefiſche, Butter und dergleichen auf dieſe Weiſe verkauft. Die zerſtreuten Milchverkäufer in der Gegend von Pontoiſe bringen täglich daſelbſt 3000 Litres Milch zuſammen, die ſofort für ihre Rechnung verkauft wird. Kommen durch die Eiſenbahnen ſolche Aſſociationen zu gemeinſchaftlichem Abſatz zu Stande, ſo erhält der Großſtädter nicht nur beſſere Lebensmittel, ſondern auch eine gewiſſe Garantie gegen Verfälſchung, weil die Vereinsglieder ein Intereſſe haben, ſich gegenſeitig zu überwachen. Wie es bis jezt geht, dürfte man ſich Glück wünſchen, wenn die Milch immer nur mit Waſſer verſezt wäre; aber wie oft iſt der rahmigte Schaum am Rand der Kanne nichts als Schöpſenhirn, mit Milch geſchlagen!

Noch iſt vom Obſt zu ſprechen, vom Deſſert. Die Umgegend von Paris liefert treffliche Obſtſorten: berühmt ſind die Trauben von Fontainebleau, die Pfirſiche von Montreuil, das, einſt ein elender Weiler, jezt 5000 Einwohner zählt, die den Pfirſichbau treiben und drei Monate im Jahr unſere Tafel mit ihren köſtlichen Früchten verſehen. Aber wir möchten auch die berühmten Aprikoſen aus der Auvergne dazu haben; die Marſeiller Feigen mit dem zarten Fleiſch äßen wir gerne ganz friſch, während ſie uns jezt nur trocken, geruchlos zukommen. Durch die Eiſenbahnen bekommen wir Alles dies, ein Deſſert, das die Früchte des ganzen Landes umfaßt und durch die Mannigfaltigkeit der Formen, die Pracht der Farben, durch lieblichen Geruch und köſtlichen Geſchmack alle Sinne zumal ergözt.

So werden denn die Eiſenbahnen das Bereich der Gaſtronomie unendlich erweitern; und iſt es wahr, was Brillat-Savarin ſagt, daß das Geſchick der Völker von ihrer Lebensweiſe abhängt, was wird aus Paris, im Mittelpunkte eines Netzes von Eiſenbahnen, wenn einmal ſeine Bewohner beim ſelben Mahle die friſchen Erzeugniſſe der Normandie, der Auvergne und der Provence vereinigen! Aber wenn Paris den Werbediſtrikt für ſeinen Magen erweitert, wie viel müſſen die Provinzen dabei gewinnen! Der Ackerbau, der die Urſtoffe erzeugt, der Handel, der tauſcht und befördert, die Induſtrie, die alle gaſtronomiſchen Elemente zubereitet, werden einen ganz neuen Schwung erhalten. Die Gaſtronomie, der die Eiſenbahnen Alles in den Schoß ſchütten, ſchickt dann umgekehrt die Reſultate ihrer Forſchungen und Entdeckungen hinaus zu den Fiſchern, Jägern, Pächtern, Gärtnern, die Tag für Tag unſere Küchen füllen: allgemeines, die ganze Bevölkerung umfaſſendes Wohlleben!

Im Lenz.

Als der Winter kaum begonnen,
Tiefer Schnee lag weit und breit,
Dacht' ich: ach, bis er zerronnen,
Welche lange, lange Zeit!

Und nun pocht ſchon leis an's Fenſter
Frühlingsahnen zart und mild,
Aller Sorgen Nachtgeſpenſter
Weichen einem Hoffnungsbild.

Während wir noch ängſtlich zagen
Vor des Lebens Dunkelheit,
Da beginnt ſchon hell zu tagen
Morgenroth der Ewigkeit.

Emma v. Nindorf.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Aprii.

Eine Mordthat.

Während in Paris der ſchaudervolle Prozeß der Mörder Leſage und Souffard die Aſſiſen füllte, ſezte hier eine nicht minder ſchaudervolle Begebenheit die ganze Stadt in Bewegung. Frau von Ambach, die Wittwe eines angeſehenen Beamten in Salzburg, lebte ſeit einiger Zeit in Wien auf einem etwas freien Fuße. Frau von Ambach war reich, unabhängig, ziemlich hübſch, lebensluſtig und gegen ihre Anbeter freigebig; natürlich, daß es ihr an ſolchen nicht fehlte. Wien iſt an derlei Damen nicht arm, und die ausgeartetſten Schilderungen Paul de Kocks und Conſorten finden hier eben ſo gut ihre Originale als in Paris. Plözlich wurde Frau von Ambach vermißt. Ihre Cameriere hatte ſie ſeit zwei Tagen nicht geſehen; ſie ſagte aus, ihre Gebieterin habe vor zwei Tagen von einem jungen Manne, den ſie bisher nur

Digitized by Google

einigemal bei ihr gesehen, spät Abends einen Besuch empfangen; sie selbst habe sich bald darauf zu Bette begeben und am andern Morgen das Zimmer ihrer Dame verschlossen gefunden. Gewohnt, daß Frau von Ambach bisweilen sehr früh auf das Land fahre, habe sie daran keinen Anstoß genommen, um so mehr, da das Zimmer wie gewöhnlich von Außen abgesperrt war. Dieses wurde nun erbrochen und zum Entsetzen Aller fand man Frau vom Ambach in glänzender Toilette, über und über mit Blut bedeckt, auf dem Sopha todt hingestreckt. Ein Dolchstoß ging ihr durch die Kehle; die gebissene Charlotte und das daraus entwendete Gold und Geschmeide verriethen klar, daß hier ein Raubmord geschehen sey. Die Scenen des Entsetzens gab der schaudervollen Begebenheit eine Art von tragikomischem Anstrich. Sie wies nämlich aus, daß die Ermordete, ehe sie hingeschlachtet wurde, ein gutes Souper und Champagner zu sich genommen. Souffard und seine Gefährten verschwinden gegen diesen Mörder. Und doch gebühren jene zu der Hefe des Volkes, während hier alle Anzeichen darauf hinwiesen, daß dies hier nicht der Fall ist. Die Nachforschungen der Polizei gingen in's Unbestimmliche; sie wurden jedoch dadurch erschwert, daß die Cameriere über dreißig Personen namhaft machte, welche der Gunst ihrer Gebieterin sich erfreuten. Auf alle diese machte die Polizei nun Jagd, ließ jeden ihrer Schritte beobachten, nahm sie in's Verhör, einige sogar in Verhaft, wodurch abermals manche tragikomische Anekdote hervorgerufen wurde, da unter jenen Personen mehrere verheirathete Männer sich befanden. Doch waren alle Nachforschungen vergebens und man gab im Publikum schon die Hoffnung auf, den Mörder zu erwischen, als plötzlich die Nachricht, er sey eingefangen, Alles elektrisirte. Wie vorauszusehen, gehört der Schändliche wirklich den bessern Ständen an; sein Name ist K. Er ist ungefähr dreißig Jahre alt, von gutem, hohem Körperbau und durchaus feinem und eleganten Aeußern. Er soll in mehreren Erstein gerne gelesen worden seyn, theils um seiner mannigfachen Sprachkenntnisse, theils seines angenehmen Betragens willen. Den Steckbrief, der, nach der Aussage der Cameriere abgefaßt, seine Person genau beschrieb, hatte er im Gasthause und in einigen Privathäusern selbst vorgelesen und so auf eine merkwürdige Weise die Aufmerksamkeit von sich ganz abgelenkt. Wahrscheinlich dadurch sicher gemacht, wagte er es endlich, die gerauften Juwelen unter der Hand loszuschlagen und gerieth so in die Gewalt der wachsamen Polizei. Seit einer ganzen Woche ist dies nun das große Gespräch der Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

London, April.

(Schluß.)

Mannigfaltiges. Klatschblätter.

Die Minister haben versprochen, am 15ten dieses Monats den Plan, nach welchem Irland bis jetzt regiert worden, vor das Haus zu bringen. Obgleich die Gouvernementsblätter genug von der Ruhe, die daselbst herrscht, sprechen, so sind doch die Berichte über die täglich dort verübten Mords thaten und andere Greuel, denen man nicht einmal auf die Spur kommen kann, indem die Zeugen nicht wagen, die Wahrheit auszusagen, solcheite Beweise für die Richtigkeit dieser Angabe. Es wäre hohe Zeit, daß für dieses unglückliche Land etwas gethan würde. — Auch in dem Innern Englands sieht es nicht sehr friedlich aus, und es herrscht eine starke Gährung in der arbeitenden Classe; bei einer Versammlung der letzteren in Dovlick vor einigen Tagen gab es sogar blutige Köpfe. — Die Subscriptionen für Grace Darling, ihren Vater und die übrigen Fischerleute, die auf so heldenmüthige Weise die Ueberlebenden auf dem Wrack des Schiffes Forfarshire gerettet, belaufen sich bereits auf die bedeutende Summe von 665 Pf. Sterling. — Man spricht davon, daß das Gouvernement die drei Londoner Brücken, Waterloo-, Baurhall- und Southwark-Brücke, die bis jetzt Privateigenthum waren, an sich kaufen wolle, um sie dem Publikum frei von dem jetzigen Zolle zu öffnen, was sehr wünschenswerth wäre. — Der neueste Geniestreich, der von den hiesigen Chevaliers d'Industrie erfunden und seit Kurzem mehrmals mit gutem Erfolge ausgeführt worden, besteht darin, Wohnungen in den elegantesten Quartieren der Stadt zu miethen, und daselbst allerhand Unfug anzustellen, bis die Hauseigenthümer ihnen eine Summe Geldes anbieten, damit sie ausziehen. Bei einer Gelegenheit erhielten sie auf diese Art 40 Pf.; bei einer andern wurden sie jedoch von dem Hausherrn, der weniger ceremonids war und sich zwanzig starke Kerls bestellte, mit Sack und Pack aus dem Hause geworfen. Ein äußerst elegant gekleideter junger Mann kam vor einigen Tagen zu einem Herrn Emslie, der ein Haus in den südlichen Theile der Stadt besitzt, und miethete den ersten und zweiten Stock desselben. Kaum war er jedoch eingezogen, als große Ausschlagzettel an den Fenstern erschienen, anklindigend, daß Affen, gelehrte Hunde, Füchse und dergleichen Naturwunder daselbst für den Eintrittspreis eines Pennu zu sehen seyn würden. Der Hauseigenthümer rechtete natürlich mit seinem Miethsmann, welcher sich jedoch weigerte, das Haus zu verlassen, wenn ihm nicht 50 Pf. ausbezahlt würden. Nach vielem Hin- und Herreden wurde die Sache für zehn Guineen arrangirt.

Es hat sich seit Kurzem hier eine Gesellschaft zu einem sehr wünschenswerthen Zweck gebildet, nämlich die fraudulösen Journale, die seit vorigem Jahre erschienen, und Anfangs der Neuheit wegen sehr starken Absatz hatten, zu unterdrücken. Diese Journale scheinen nicht nur in allen Stadttheilen, sondern auch in allen Privatcirkeln Korrespondenten zu haben, indem sie ohne Rücksicht alle Familiengeheimnisse, deren sie habhaft werden können, mit den Namen der Betheiligten vor die Augen des Publikums bringen. Dabei gebrauchen sie die Vorsicht, als nominellen Redakteur Jemanden zu nehmen, der im Schuldenarrest sich befindet und dem man daher nichts anthun kann. Eines derselben, The Paul Pry, brachte sich jedoch durch seine zu weit getriebene Offenherzigkeit selbst um seine Existenz. Diese Blätter machten nämlich ihren größten Profit durch die Summen Geldes, die sie von Leuten unter der Drohung erpreßten, sie in ihrem Blatte figuriren zu lassen, was Niemanden sehr angenehm ist. Ein gewisser Prady, der mehrmals im Paul Pry figurirt hatte, erhielt von der Redaktion eine Note, ungefähr wie folgt: „Die Redaktion des Paul Pry benachrichtigt Herrn Prady, daß, falls er derselben nicht 50 Pf. übersendet, er in ihrem Blatte der Fälschung und anderer verschiedener Verbrechen beschuldigt werden soll.“ Um diese Impertinenz vollkommen zu machen, hatte einer der Redakteurs sogar die Frechheit, eine Stunde hernach persönlich wegen der Antwort zu kommen, worauf er sogleich festgehalten wurde und seitdem im Gefängnisse sitzt. Die übrigen Mitarbeiter entkamen, aber das Blatt hat aufgehört. Es ist zu hoffen, daß die übrigen bald diesem Beispiele werden folgen müssen, und daß diesem schändlichen Broderwerbe, der in den mangelhaften Gesetzen Englands seinen Schutz findet, ein Ende gemacht werden wird.

Beilage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 100.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 26. April 1839.

Admiranda tibi levium spectacula rerum
Dicam. —

Virgil.

Moden.

Uebergang vom Winter zum Sommer. Thierische und menschliche Toilette. Männlicher Haarputz.

Der Uebergang vom aufrichtigen Winter zum entschiedenen Frühling bildet immer eine unangenehme kritische Periode im Modeleben. Aber diesmal verzögert das schlimme Frühjahr ganz ungewöhnlich lang zugleich das Ausschlüpfen der geflügelten Insekten und die Entwicklung der Frühlingstoilette. Auch an der Geburtsstätte der Moden herrscht in den Zeichen des Widders und des Stiers in der Tracht dieselbe Gesetzlosigkeit, dasselbe tappende Vor- und Zurückgreifen, wie in der Witterung selbst. Es ist immer ein schwerer Prozeß, bis sich die plumpe, haarige Raupe des Muffs zum farbigen zephyrischen Fächer und Sonnenschirm entfaltet hat. Das deutsche Frauenzimmer sollte sich Glück wünschen, daß es alle die Farbenwechsel und lokalen Häutungen, welche zwischen beiden Entwicklungsstufen in der Mitte liegen, in der Regel nicht durchzumachen hat. So schnell die Moden laufen, kann und mag sich doch die große Mehrzahl der deutschen Damen auf jene Zwitterformen nicht einlassen. Zwei, drei ausgeschlüpfte Buttervögel, die über den Rhein flattern, machen noch keinen Modesommer; sie warten getrost, bis am unzweideutigen Sonnenstrahl die ganze große Brut auskriecht und es zoologisch feststeht, mit welchen Umrissen und Farben seiner Seiden- und Gazeflügel, mit welcher Befiederung seiner Fühlhörner das fashionable Insekt seine Campagne machen wird. Es sind in jeder Hinsicht bedenkliche Maßregeln in der Toilette, die an die Ordonnanzen erinnern, nach welchen mit dem ersten Mai das ganze Militär die Leinwandbeinkleider anlegen und die Orangerie im Freien aufgestellt werden muß. Unsere Weiber thun sehr wohl daran, wenn sie in der frostigen Morgenwache, welche die Nacht des Winters vom Tage des Sommers scheidet, Sammthut und Mantel, halb als Bedürfniß, halb als Prätert, nicht fahren lassen und zuwarten, bis es entschieden ist, in welcher neuen Uniform sie zur sommerlichen Parade ausrücken sollen.

In solcher Periode des Uebergangs ist für diejenigen, welchen die Gaben der Mode nicht von selbst zufließen, nichts Nützliches zu berichten. Ja, lägen Luxusgesetze noch im Geiste unserer Zeit, so dürfte in diesen Monaten und in den analogen herbstlichen, wo die Rückwandlung erfolgt, von einer väterlichen Censur die Herausgabe deutscher Modejournale gänzlich sistirt werden, weil ihre blindlings zusammengerafften Notizen nur dazu dienen können, die Schwachen und die auf ihr eigenes Urtheil, ja oft auf ihre eigenen kunstreichen Hände Verwiesenen

Digitized by Google

zu irren und zu verführen. Sagen doch die raisonnirtesten Pariser Modeberichte selbst: „in dieser Epoche beschäftigt man sich vielmehr mit den Sommermoden als mit den laufenden, die eigentlich gar keine sind. Man bemerkt überall Projekte, die vernünftigerweise erst im Juni, Juli zu Ausführung kommen können;“ sie setzen freilich hinzu: „mais nous les devons connaître dès à présent.“ Aber wir haben dies schon darum nicht nöthig, weil wir gar nicht wissen, ob etwas daraus wird, und jedes Frauenzimmer weiß nur soviel, daß es bei uns so thöricht wäre, sich auf eine Mode vorzubereiten, als auf ein Erdbeben.

Unter diesen Umständen wäre ich diesmal um Stoff verlegen gewesen, hätte mich nicht der Zufall gestern mit einem jener feinen Jünglinge zusammengeführt, welche im Pilgerkittel des Paletot aus dem Mekka der Moden zurückkehren. Kaum ein Vierteljahr, so hatte sein Stiefel in den Sand unseres Schloßgartens eine Spur gedrückt, gleich der des tüchtigen Arbeitspferdes, und jetzt, wunderbar! glich sein Fuß dem zierlichen, glänzenden Hufe des reinblütigen arabischen Rosses; und so Alles in aufsteigender Linie bis zur Mähne, welche, früher naturalistisch borstig, jetzt in sanftem Lockenschlag über die Ohren fiel. Ich bewunderte die Frisur, die Allem nach frisch vom Eisen kam; aber der junge Mann versicherte mich, dies sey nur ein Schatten, leider ein massiver Schatten von dem, was die wahre Kunst leiste: das Gefühl der Befriedigung um Haupt und Ohren, der Capillarruhe, so zu sagen, das ihn in Paris nie verlassen, verhalte sich zum stündlichen Aerger über das Machwerk deutscher Perruckenmacher, wie ein Roman von Balzac zu einem der deutschen französirenden Schule.

Dies lenkte meine Gedanken auf den Haarputz der Männer in der nächsten und der fernern Vergangenheit. Ich gedachte der Revolutionen, welche Haupt- und Barthaar in der Geschichte erlitten, des bestimmten Charakters, welchen ganz besonders dieser Theil der Tracht den Bildern aus ganzen Zeiträumen aufdrückt, der seltsamen Stürme, welche nicht selten den Uebergang von einer Sitte zur andern bezeichnet; und ich meinte, eine flüchtige historische Uebersicht dieser Wechsel könnte Vielen das eigenthümliche Vergnügen gewähren, das man empfindet, wenn man einem in einer gewissen Ordnung Dinge sagt, die man einzeln alle vorher gewußt hat.

Es hat wohl nie ein Volk gegeben, das den Wuchs von Bart und Haupthaar geradezu der Natur überlassen hätte. Diese Reminiscenz des thierischen Pelzes ist immer und überall zu einem Putze umgebildet worden. Die Haar- und Barttultur ist der ursprünglichste und wesentlichste Theil des physiologischen Triebs des Menschen, durch dessen Gebilde sich jene eigenthümlichen Naturwesen, welche man Völker nennt, sinnlich oft noch weit deutlicher unterscheiden, als durch das Nationalgepräge in Knochen und Muskeln. Auf der Außenfläche seiner Entwicklung in Zeit und Raum, mit dem, was man im weitesten Sinn Kostüm nennt, wiederholt der Mensch nur die unerschöpflichen Ideen der Natur, die ihren Wesen die mannigfachsten Gewänder und häufig nahe verwandten Geschlechtern die abstechendste äußere Auszeichnung gibt: Putz und Schmuck aller Art, Knebelbart und Mähne, winkende Federbusche und bedeutsame rothe Schöpfe sammt Backenbart, prächtige Schleppen, die oft zum wundervoll gestickten Fächer anfrauschen, zierlich bemaltes Fell, gleich sacconirter Plüsche, eintöniges, gleich dem feinsten Sammt, buntes Gefieder, wie aus abstechenden Seidenstoffen drapirt, Halsbänder wie zu Commenthurkreuzen, Hauben, Calotten und Perrücken, Flügel von Gaze und Atlas, Organe gleich künstlichen Blumen und Brillantgeschmeide u. s. w. Waffen zu Schutz und Trutz, Panzer und Schilder, Horn und Stoßzahn, Schwert und Säge, Sporn und Stachel, Bohrer und Zange, Giftpfeil und Petarde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Piräusstrasse.

(Fortsetzung.)

Da tranken sie lebensmüde ihr Eiswasser, ihren Tzakonko oder ihr Raki unter dem mit längst verdorrtem Laube überlegten Schutzdache, und schauten wehmüthig zu den gelben Blättern hinauf und erinnerten sich dabei an die nralten Linden, die die kühlen Sommerkeller im Vaterlande überschatten, schallend von fröhlichen Zeisigen und Finken, lieblich rauschend vom spielenden West; an die süßen Stunden, die sie mit lustigen Gefährten oder mit der Liebe ihrer Jugend unter ihrem grünen Dache verlebten, „als Sommertage noch schön waren.“ Ja, was waren all diese Rathhütten gegen die herrlichen Trinkorte im Bayerland, gegen die schönen Gärten des königlichen Munchens, Tivoli und Paradies, gegen all die Ballfahrtsörte, die da einen magischen Kreis um die große Mutterstadt schließen, von dem nralten Börnig in seiner bäuerlichen Einfalt bis zu Hefellohe, am steilen Absturz des Isarufers, wo der Pfingstmontag auf dem frischen Raien unter dem grünen Baldachin der Linden so viele Tausende zu Lust und Freude vereint; und von Fürstenried in stiller Waldeinsamkeit bis znm agilolfingischen Käferlobe, das nur einmal des Jahrs hervortritt, aber dann wie ein Löwe, und am dritten Herbstmonde einen saturnalischen Viehmarkt hält, von dem nüchtern

Digitized by Google

zurückzukehren nur Wenigen gelingt. — Wie viele solche Plätze sind noch zu finden in unsern Bergen, in unsern fruchtbaren Ebenen! Erinnert ihr euch an den Weber an der Wand, hoch über den buschigen Gestaden des mächtigen Inns, von wo der trunkene Blick, dem Strome folgend, weit hinaus in unsere gesegneten Gauen schweift? denkt ihr an den Müller am Baume in der wildschönen Schlucht der Mangfall, an die junge Fischerliesel am idyllischen Schliersee, an das classische Tölz, das den vielbeneideten Ruhm hat, das beste Bier auf deutscher Erde zu brauen, an den Drexelmaier Keller auf der freundlichen Höhe über dem schmucken Landshut, an den Tegernheimer Keller zwischen dem gothischen Regensburg und der hellenischen Walhalla? Doch es wäre kein Ende, auch nur das Beste zu erwähnen.

Und die Bockzeit! Die Bockzeit ist die Münchner Weinlese; aber sie fällt in den wonnereichen Lenz, wo die Wiesen grünen, und das Laub sprießt, und die Vögel singen, und der Mensch sich wieder über den blauen Himmel und die grüne Erde freut, und nicht in den Oktober, wo er den Sommer des Jahrs schon überlebt hat und die grauen Nebel einen dichten Schleier um unser Deutschland ziehen! Was ist wonniger, als in der milden Frühlingsluft im Freien zu trinken, unter dem frischgesteckten Fichtenhain, wenn die junge Maisonne zwischen den schwankenden Wipfeln hindurch lieblich auf den Tischen spielt, wenn der undewölkte Zeus golden aus dem Humpen lacht! Freude beseelt die Glücklichen, Fidel und Harfe tönen beschwichtigend durch den frohen Lärm, und da thaut jedes Herz auf, da erneuen sich alte Bünde, da löst sich alter Groll, und gereinigt von den Leidenschaften, wie nach Aristoteles der Grieche aus dem Drama, geht der fröhliche Zecher aus dem Bockkeller.

Aber dies ist nur die Sommerseite unserer Heimath. Auch im Winter, wenn es draußen stürmt und stöbert, wo wäre es wohnlicher und heimlicher als in unsern Wirthsstuben, an den glatten, großen Tischen aus Eichenholz, mit den schmucken Handwerkszeichen darüber, neben dem ungeheuern, lieblich wärmenden Kachelofen, auf dessen Frontispice das bayrische Wappen prangt, im traulichen Gespräche mit den Nachbarn, mit einem dicken, lebensfrohen Landpfarrer oder einem schnurrigen Forstmann, oder gar mit dem gnädigen Herrn Baron, dem wohlvermögenden Gutsbesitzer, der zur Aufmunterung der Gäste seinen Abendtrunk in seinem Wirthshause nimmt; oder die schöne Senzi oder Stasi betrachtend, die zierlich und allen freundlich hin und herschweben, und mit so niedlichen Sprüchen die vollen Humpen kredenzen, oder vertieft in Beobachtung des bläulichen Dunstkreises, der sich aus dem wirbelnden Rauche der Nicotiana bildet, und auf dem unsere geliebtesten Träume, die heitersten Bilder lockender Zukunft sorgenbrechend, kummerstillend in einander schwimmen, und endlich, um das Beste nicht zu vergessen, vor sich einen Becher jenes schäumenden Getränks, das zwar dem Enthusiasmus feind ist, aber eine stille, optimistische Gemüthlichkeit nährt, wie sie am besten für unsere Zeiten paßt.

Und die Liebe! Aus dem Lande, wo die Riegelhäubchen die schönsten Köpfchen decken, die der deutsche Bürgerstand sein eigen nennt, wo die schlanksten Kellnerinnen kredenzen, die rosigsten Dirnen mähen und die blühendsten Sennerinnen jodeln, wo ein Wort, das von Herzen kommt, auch wieder zum Herzen geht, wo es zarter Sehnsucht so leicht gelingt, ein treues Lieb zu finden — aus diesem Lande hinausgeworfen in's puritanische Griechenland, das erst nach der Hochzeit eine Liebe zugibt, wo sie bei uns schon aufhört; und so gar nichts, was seinem vollen Herzen entgegengekommen wäre, was seine Gefühle verstanden hätte, als etwa die mohrischen Jungfrauen, die von dem Trosse Ibrahims zurückgeblieben, oder gott- und weltverlassne Türlinnen, die während der Kriegsunruhen irgend einem Harem entsprungen, oder griechische Mädchen, die Vater und Mutter im Kampfe oder im Elende verloren haben und nun, verachtet oder verspottet, in ihrer Schande untergehen.

War's ein Wunder, daß ihnen da die gute Laune schmolz, und daß sie vor der Gewalt des Heimwehs an dem Lande keinen Gefallen finden konnten, das sie mit so großen Erwartungen betreten hatten, und das ihnen nun so wenig bot? Ich habe es euch aber auch nie übel genommen, ihr lieben Landsleute! Wie konnt's auch anders seyn? Als ihr noch auf unsern Feldern hinter dem Pfluge einhergingt, oder auf unsern Strömen die Flöße lenktet, oder in unsern Städten euerm Handwerke ledtet, wer sagte euch da, daß die Sonne, seit sie die Welt erleuchtet, nie ein schöneres Land und ein geistreicheres Volk gesehen, als das alte Hellas und die alten Hellenen in den Jahrhunderten ihrer Größe? Und dem von euch, den diese Erinnerungen nicht aufrecht hielten, was konnte ihm das Leben in diesem Lande gelten, unter diesen Entbehrungen, diesen Qualen des ungewohnten Himmelstrichs? — Die Armen verstanden nichts von den Dingen, die sie sahen. Dem Landshuter schien seine Trausnitz mit dem alten, hohen Schlosse der reichen Herzoge von Niederbayern und mit dem unergründlichen Brunnen merkwürdiger, als die Akropolis, das Wunder der hellenischen Welt; der Rosenheimer meinte, die feine, schöngeschnittene Pyramide des Lykabettos sey kaum der Rede werth neben dem gigantischen Wendelstein, und dem Münchner kam der wasserarme Kephissos, der still und verborgen durch sumpfige Niederungen dem Phaleros zufließt, lange nicht so bedeutend vor, als der Kaibelbach, der im wohlgedämmten Bett die Isarvorstadt durchrauscht, dort schöne Gärten

Digitized by Google

bewässert, Mühlen treibt und den berühmtesten Fabriken seine Kräfte leiht.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, April.

(Fortsetzung.)

Folgen des Luxus. Musik. Saphir.

In Wien, wo der Ständeunterschied um so viel präsonanter ist als in Paris, hat der Bürgerstand gewissermaßen seine Bürgerlichkeit, seine solide Einfachheit durch die strenge Sonderung von dem Adel gerettet; einzelne Beispiele von liederlichen Bürgersöhnen, wie die Localpossen der Vorstadttheater sie zu schildern pflegen, existiren zwar immer, doch als Ausnahme der Regel. Nun aber ist die Scene verändert. Jener Geist der Gleichstellung, der durch alle Winkel unserer Zeit hinzieht, hat in Wien eben so gut sich niederlassen, als in Paris, nur mit dem Unterschiede, daß dort die Volkspartei vorwärtsrend benützt ist, die Vorrechte der Aristokratie zu leugnen und sie zu sich herabzuziehen, während hier die Aristokratie ihr altes Ansehen ungeschwächt genießt und der Bürger die Gleichstellung darin sucht, daß er es ihr gleichthun will hinsichtlich der glänzenden Equipagen, Reitpferde, großen Tafeln und Livrebedienten. Bei den jungen Leuten, wo Ehrgeiz und Eitelkeit stärker vorherrschen, tritt diese Sucht zu „noblisiren“ noch schärfer auf, in ihrer Folge erscheinen Müßiggang, Verschwendung, und wenn die Mittel erschöpft sind, Planmacherei, Betrug und Verbrechen. So stunte ich Ihnen neben jener teuflischen Mordgeschichte noch drei Beispiele von jungen Leuten erzählen, die wegen falscher Wechsel und Kreditbriefe in derselben Woche eingezogen wurden, und während ich Ihnen dieses schreibe, bringt mir ein Freund die Nachricht, daß der junge Maler S—b. einer der geschicktesten Künstler Wiens, sich heute Morgen die Kehle abgeschnitten hat, weil er in eine ähnliche Geschichte hinsichtlich eines Lotterieloses leichtsinniger Weise sich verwickelt hatte. Doch ich will den Vorhang fallen lassen, der diese Nachtseite einer Stadt bedeckt, die man immer in dem rosigen, heitern Lichte sich denke, das in der That die eigentliche Färbung derselben ist. Selbst in der strengen Fastenzeit verleugnet Wien diesen seinen Grundcharakter nicht; Frohmuth genug mit dem Gebetbuch in die Kirche, Nachts im Ballsaal flink zum Tanze. Es wird seit einigen Jahren, besonders in den höheren Kreisen, immer mehr und mehr Mode, die Freuden des Carnevals nach der Fastenzeit zu ubrlegen, und man kann im Durchschnitt annehmen, daß in den Fasten mehr Privatbälle und Thés dansants stattfinden als im Fasching selbst. Die Musik hierbei ist freilich von der Polizei verboten, aber eben das Verbotene gibt der Sache neuen Reiz; die Fensterläden werden verschlossen, und wenn ja, wie dieses bisweilen geschieht, die Polizei Wind bekommt und einen Ueberfall macht, so heißt es, es sey blos Conzertmusik, und die Zonnwächter müssen dann mit langer Nase abziehen. Das Clavier spielt natürlich dabei eine Hauptrolle, obgleich es in den Conzerten immer mehr und mehr in den Hintergrund tritt. Es dürfte schwerlich noch eine Stadt geben, die so mit Clavierspielern beglückert ist, als Wien. Jedes Stadtviertel, jede Gasse, jedes Haus, jedes Stockwerk hat seinen großen Virtuosen. Und sollen alle diese Kirchenlichter im Dunkeln verflackern? Es wäre himmelschreiend! Darum will auch Jeder sich hören lassen, und es ist über alle Beschreibung, was in Wien während der Fastenzeit gegeigt und gekratzt, gespielt und gehämmert, gesungen und gekräht wird. Wie die Pilze wachsen über Nacht die Conzertzettel an den Straßenecken auf; einer verdrängt den andern. Wien ist noch das gelobte Land für Conzertkünstler, und der fremde Virtuose, der auf einer gewissen Höhe steht, kann immer sicher seyn, bei den enthusiastischen Wienern nicht nur grüne sondern auch goldene Lorbeern zu ernten. In diesen Augenblicke sind drei Künstler von Ruf hier, die trotz dem, daß die italienischen Operavorstellungen eben beginnen und das Interesse aller Musikenthusiasten anfaugen, dennoch reiche Einnahmen haben, nämlich Ole Bull, Mistreß Shaw und der treffliche Waldhornist Eisner aus Petersburg. Ich werde in meinem Nächsten auf sie zurückkommen, namentlich auf Ole Bull, dem es bisher noch nicht gelungen ist, jenes Resultat zu erreichen, welches die Posaunenstöße der deutschen Journale erwarten ließen. Das interessanteste Conzert der Saison war unstreitig das von Saphir veranstaltete, worin die Elite der einheimischen und fremden Künstler sich hören ließ (auch Ole Bull) und Saphir selbst eine humoristische Vorlesung hielt. Saphir gibt jedes Jahr eine solche Akademie zum Besten einer wohlthätigen Anstalt, und diese Akademien bilden nebst der Eröffnung der italienischen Oper und dem Benefiz der Regisseurs des Burgtheaters jedesmal den Höhepunkt der Conzert- und Theatersaison, wobei die Elite der Gesellschaft vollzählig sich einfindet. Saphir steht noch immer im Vordergrunde des Interesses. Es hat wohl selten ein Mensch mehr erbitterte Gegner und enthusiastische Freunde gefunden, als er, in der Literatur wie im Leben. Aber eben daß bei der Beurtheilung dieses Schriftstellers sich gewöhnlich die Leidenschaft in's Spiel mischt, ist der sprechendste Beweis für das Interesse, welches er rege macht. In der That, es gereicht unserer deutschen Kritik eben nicht zur großen Ehre, daß sie für Saphir, der bei allen seinen Mängeln doch immer eine der merkwürdigsten und eigenthümlichsten Erscheinungen unserer Literatur bleibt, noch immer nicht das gehörige Wort gefunden hat. Warum haben die Franzosen für ihren Jules Janin, der doch wahrhaftig nicht weniger Fehler und Schattenseiten zählt, als Saphir, die gebührende Anerkennung und ein gerechtes, unparteiisches Kriterium gefunden? Und doch möchte ich den Feuilletonisten der Debats nicht unbedingt in Parallele mit Saphir bringen. Man versetze einmal Jules Janin aus dem freien Weltmeer seines kolossalen Paris in die kleinliche Verhältnisse deutscher Residenzen, lege ihm die Halfter der deutschen Censur um die leckte Feder, und wir werden sehen, ob auch nur der zehnte Theil jenes Witzes ihm zu Gebote stehen wird, mit dem Saphir, trotz Censurjammer und Verbältnißenge, seine Artikel belebt. Entbindet den Verfasser des „todten Esels“ von der Treibeit, beim Beine einer Tänzerin über Papst und Kronen sich lustig zu machen, und sehet zu, was ihm bleibt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Häuff.

Digitized by Google

№ 101.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 27. April 1839.

— Der Muttererd' und dem Gott der Wagen zu Ehren,
Blühet die Stadt jetzt auf, ein herrlich Gebild, dem Gestirn gleich.
Sieh! und den Schaffenden dienet der Wald, es reicht mit den andern
Bergen nahe zur Hand der Pentele Marmor und Erze.

Hölderlin.

Die Piräusstraße.

(Schluß.)

Vergessen wir nicht, am Ende auch einen Handriß von dem Schauplatze zu geben, auf dem die Sterblichen, von denen wir gesprochen, vorüberziehen.

Wenn man die letzten Hütten von Athen verlassen hat und dem Piräeus zugeht, so kommt man an den Aschenhügeln, die aus den Abfällen der einst hier blühenden Seifensiedereien entstanden sind, vorüber, dann über einen Bach und dann zu dem Kirchlein der heiligen Dreifaltigkeit, das auf dem letzten Auslauf des Nymphenhügels erbaut ist und eine weite Aussicht auf Land und Meer beherrscht. Von dieser Höhe herab übersieht man die ganze Campagne von Athen, einen großen Theil des saronischen Meerbusens und die gegenüberliegenden Küsten von Megara, Korinth und Argolis. In niederem Hügellande liegt die Stadt des Perikles mit ihren, alle neuen Bauten überstrahlenden Ruinen und ihren frisch erstandenen reinlichen Häusern; unten am Kephissos zieht sich, durch freundliche Villen vielfach durchbrochen, der Oelwald hin, und über die ganze Runde herrscht die Akropolis. Eine Kette von classischen Bergen umgürtet das freundliche Thal. Südwärts schließt der lange, honigreiche Hymettos, sanft gegen das Meer abfallend, den Reihen; das nächste Glied an ihm ist der nahe Kegel des Lykabettos. Hinter diesem zeigen sich in weiterer Ferne die hohen Kuppen des Pentelikon, dessen Marmorbrüche nun wieder eröffnet sind. Dann folgen fort und fort der Parnaß, der Korydalos, der hohe Gerania, die Berge von Korinth, der Arachnäon in Argolis, bis der Höhenzug endlich an dem südwestlich in blauer Ferne verschwimmenden Skyllaon abbricht. Gegen Niedergang liegen dem Beschauer über den dunkeln Oelwald hinaus die neuen Dächer des Piräeus, die Höhen von Munychia, der Phalerus und das Meer, das sie umspült.

Wenn man von der Kapelle der heiligen Dreifaltigkeit abwärts gegen den Piräeus geht, kommt man bald an jene Hütte mit dem verdorrten Laubdache, von der wir oben gesprochen. Von da ist noch eine Viertelstunde bis zum Anfange des Oelwaldes, der licht und durchsichtig, aber doch schattenreich die Straße bis halbwegs begleitet. Von der Stelle an, wo er von ihr zurücktritt, zieht diese in langer, gerader Linie durch die sumpfige Fläche des Kephissos, der durch die neuern Arbeiten in mehreren Kanälen in den Phaleros geleitet worden ist. Rechts hat man nun, auf freiem Felde angekommen, die Berge jenseits dieses Flusses; vor sich die Anhöhe, auf deren gegen das Meer gerichteten Abdachung die junge Niederlassung des Piräeus liegt, und links ist die Aussicht auf

Digitized by Google

den Hymettos und den frühesten Hafen der alten Athener, den Phaleros. Einige hundert Schritte von der Straße steht an einsamer Stätte, auf der Stelle, wo der Held gefallen, * das Heroon Karaiskakis, das erste Denkmal, welches von dem befreiten Griechenland einem seiner Vorkämpfer errichtet worden. Endlich kommt man, an den zu Tage liegenden Grundfesten der alten, langen Mauer vorüberziehend, auf dem Hügelrücken an, von wo aus sich wieder die Aussicht auf das Meer öffnet und der mastenvolle Hafen und die neuen Gassen der Hafenstadt vor uns liegen. Ein paar Schritte noch, und der Reisende steigt vom Pferde, welches er einem hier aufgestellten Posten von Roßjungen, lauter Söhnen und Verwandten der athenischen Pferdeverleiherfamilien, überläßt, ohne sich weiter darum zu bekümmern, wenn er nicht im Sinne hat, nach der Stadt, oder wie es unter den Eingebornen der Gegend heißt, nach dem Flecken — εἰς τὴν χώραν — zurückzukehren.

So ist die Piräeusstraße in diesen Jahren. Ich möchte sie gesehen haben zu den Zeiten des Perikles, und möchte sie wohl wieder sehen in spätern Jahrhunderten, wenn einmal der Reisende vom Piräeus in glänzendem Omnibus in langer Wagenreihe, oder über eisernen Schienen, den feuersprühenden Drachen voran, herauf kommen wird, den erhabenen First des Parthenon und die hohe, vergoldete Kuppel der Sotirskirche und den Palast der Könige im Auge, durch das Kephissosthal, blühend und geschmückt, wie das Thal des Arno, unter dem Triumphbogen eines künftigen Creticus oder Thessalicus durch, an den Reiterstatuen der Wittelsbacher vorbei; dann, wenn er durch das Häusermeer und die stattlichen, menschenwimmelnden Gassen auf dem Hauptplatze ankommen wird, über den die marmornen Hotels der großen Geldfürsten, der Sina und Tossiza, mächtig hereintragen, und auf dem sich zwischen sprudelnden Brunnen, den Meisterstücken attischer Erzgießer, und prächtigen Denkmälern der Freiheitshelden, vor den blendenden Buden unter dem herrlichen attischen Himmel das geschäftige Volk der Hellenen und lustwandelnde Fremdlinge aus allen Regionen des Morgen- und Abendlandes geräuschvoll drängen: — dann möchte ich die Piräeusstraße wieder sehen und die alte Stadt von Athen, in der Blüthe ihres wiedererauflebenden Glanzes, als die Königin des Orients, prächtig, wie einst Alexandrien, Byzanz und Bagdad, groß, reich und mächtig, wie jetzt Paris und London.

* Er starb am 24sten April 1827. wie Surmelis in seiner 1854 in Aegina erschienenen Geschichte Athens während des Befreiungskampfes sagt, am Feste seines Namensvetters, Handwerks- und Glaubensgenossen, des Großmärtyrers Georg. Seine Gebeine wurden damals nach Salamis gebracht.

Moden.

(Fortsetzung.)

Die Natur bildet die Organe der Thiere und, der wesentlichen Substanz nach, auch ihre äußere Umhüllung nach unabänderlichen Gesetzen: sie gibt nie dem nackten oder schuppigen Reptil den Pelz des Säugethiers oder das Gefieder des Vogels; sie gibt nie dem Vogel das Panzerhemd des Insekts. Auch die Waffen und der phantastische Putz erscheinen überall als besondere Organisationen der jedesmaligen eigenthümlichen Körperbekleidung: kein Säugethier kann die rothe Wachsperrücke des Truthahns tragen und kein Vogel oder Reptil zeigt ein eigentliches Horn, und die scheinbar ähnlichen Organe der Insekten sind ganz andere Bildungen. Aber innerhalb derselben Familien scheint die Natur den Glanz und Schimmer der Hülle, die Anhängsel und Auswüchse nach poetischer Laune zu vertheilen: der Pfau und der Goldfasan tragen die prächtigsten Staatsroben im sonst meistens unscheinbaren Trosse der Hühner; der Pavian mit seiner blauen und rothen Nase hat die durchfeste Larve in seiner seltsam-maskirten Familie; das Herkommen des Brillantkäfers verräth sich durch seine ganz unscheinbare Sippschaft, und die buntesten, glänzendsten Schmetterlinge stecken am Stammbaum des Systems mitten unter sehr einfach costumirten Collateralen.

Ein ganz ähnliches Gemisch von Nothwendigkeit und Freiheit sind die Kostüme der Völker in ihrem Nebeneinanderleben wie in ihrem Aufeinanderfolgen. Bei jedem Volke oder bei jeder Völkerfamilie sind die Hauptstücke der Tracht, das wesentliche Substrat derselben, fast ein so nothwendig Gegebenes und Unabweisliches, wie beim vernunftlosen Wesen die ihm von der Natur umgeworfene allgemeine Hülle. Das Klima ist es vorzüglich, was dem Menschen, der sich einmal sein Fließ künstlich schaffen und unwillkührlich phantastisch das Thierreich parodiren sollte, dabei die Hand führt oder vielmehr führte; denn der von jeher wandernde Mensch hat mit sich selbst vielfältig auch seine Kostüme acclimatisirt und dieselben nur, nach den Forderungen des neuen Himmelsstrichs, unwesentlich umgebildet. — Ist der eigentliche Typus und Grundstock einer Volkstracht etwas allen Individuen Gemeinsames, etwas sehr Festes, das sich oft gar nicht, und selbst bei den mode- und putzsüchtigsten Völkern nur sehr allmählig umwandelt, so scheinen dagegen Putz und Schmuck, das Farbenspiel und die kleinen Künste des Schnitts der Laune des Einzelnen preisgegeben; und doch ist es nicht so; was der freie Wille und der Eigensinn thut oder läßt, kommt auch hier gegen das Aufgedrungene, Naturgesetzliche kaum in Betracht, und auch das scheinbar Zufälligste hat meistens seine Bedeutung und seinen organischen Zusammenhang mit dem Ganzen.

Digitized by Google

Man könnte jede allgemeine Tracht, zunächst z. B. unsere abendländische, europäische, mit dem Gefieder des Vogels oder dem Gliederpanzer des Insekts vergleichen: sie ist das allen Eingebornen gemeinsame äußere Familienmerkmal. Aber die allgemeine Hülle modelt sich nun beim Vogel oder Insekt in die mannigfachsten Formen, Ausladungen, Anhängsel und spielt in den verschiedensten Farben, auf welche Momente sich zum Theil die Classifikation der Geschöpfe gründet: ebenso zerfällt die europäische Menschheit nach den Modifikationen der Tracht äußerlich in Geschlechter, Arten und Spielarten. Man sieht, der Witz hat hier ein weites Feld, und die gesellschaftlichen Gegenstücke zu dem mit den Kothkäfern verwandten Brillantkäfer, zum düster einfärbigen Todtengräber, zur schillernden Libelle, zur zweifarbigen Heerheuschrecke u. s. w. wären bald gefunden.

Die Trachten der Classen, Stände und Gewerbe, die äußere Sitte des Weichlings und des feinen Parvenus, des vornehmen und des geringen Cynikers u. s. w. sind freilich kein so festes Gepräge, als die Toilette, welche die Natur den Arten ihrer niedrigeren Geschöpfe selbst macht; aber sie sind doch selten Ausflüsse der Willkühr, und wie bei allem Menschlichen, ist auch hier die freie Wahl von einem Gesetze gezügelt, das selbst wieder ein aus Freiheit und Nothwendigkeit gemisches Produkt ist. — Dem Thier ist es nicht gegeben, die Maske seiner Gattung abzulegen; der Mensch kann sich in eine andere als seine eigenthümliche Art maskiren, auch außer dem Karneval. Aber wenn er dies thut, so beweist er eben den Satz, um den es uns hier zu thun ist, den Satz, daß jede stehende, ja selbst die fließende Modifikation einer allgemeinen Tracht, daß jeder einzelne vernünftige Anzug nie ein willkührlich zusammengerafftes Aggregat von Stücken und Formen ist, sondern daß sich dabei alles trägt, bedingt und voraussezt, wie bei den scheinbaren Launen der Natur im Anputz ihrer vernunftlosen Geschöpfe. Kleidet sich einer über seinen Stand oder hüllt er sich aus Noth in geringere Tracht, so sucht er sorgfältig Alles in seiner Erscheinung in Harmonie zu bringen, allen Stücken, so zu sagen, die Lokalfarbe zu geben. Wenn dies in beiden Fällen erfahrungsmäßig so selten gelingt, so zeigt dies eben, daß die habituelle Kleidung überall, nach Jean Pauls Ausdruck, Bedeutung und Würde einer zweiten organischen Haut annimmt. Der vergessene Stiefel kann den flüchtigen Gentleman dem Polizeispion verrathen, und dasselbe, ich hätte fast gesagt, Organ entlarvt nicht selten den Lord vom Muhlendamm, wie die Maske in Berlin heißt, der nicht bedenkt, daß der menschliche Pfau keine garstigen Füße hat. Gerade die auffallende Verletzung der prästabilirten Harmonie erregt bei einem Anzuge den Begriff des Unzweckmäßigen, des Vernunftwidrigen, und fordert das Lachen und den Spott heraus. Kein Raubvogel trägt einen winkenden Federbusch, und umgekehrt paßt keine militärische Kopfbedeckung zu einem bürgerlichen Kleide; keine Ente zeigt einen Fächerschweif, und Rock und Mieder der Bäurin negiren Volant und Schleppe; kein Säugethier mit einfachem Magen hat ein wahres Geweih vor der Stirne, und der seidene Modehut sezt die Kenntniß und den Gebrauch der Schnürbrust voraus u. s. w.

Von den Verstößen gegen die Feinheiten im Style der Tracht ist hier gar nicht die Rede. Von solchen „Peccadillen" haben wir in frühern Artikeln vielseitig gesprochen. Wenn nun aber diese so sehr häufig vorkommen und oft dem flüchtigen Beobachter ganz entgehen, so sind dagegen ganz grobe, schreiende Verletzungen der harmonischen Tracht, durch welche jeder Mensch die Art und Spielart repräsentirt, der er angehört oder angehören möchte, im Leben desto seltener, weil sie den Instinkt eines jeden Mitlebenden offen empören. Auch ist in solchen Fällen Jeder, der es sieht, ein lachender Richter. Aber ganz anders ist es, wenn wir aus dem Kreise der gewohnten Tracht, in der jedes Merkmal für uns den Werth eines Naturgebildes hat, heraus uns von der Einbildungskraft in frühere Perioden tragen lassen. Gleich bei der Betrachtung des zunächst vorangehenden Zeitraums, den unsere Väter und Mutter durchgelebt, wird unser Urtheil über das Zusammengehörige und Widersprechende, das Wohlanständige oder Baroke und Lächerliche, das Ausgesuchte oder Gemeine, kurz über alle Nuanzen des Habitus, schwankender und unsicherer, und der eigenthümliche Takt, der das Kostüm der Zeitgenossen nach allen seinen Schattirungen mit unfehlbarer Sicherheit classifizirt, verliert sich immer mehr, je weiter wir in der Zeit zurückgehen und auf längst verlebte, so zu sagen fossile Trachten stoßen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Triest, April.

Statistisches. Literatur.

Wenn man die auffallenden Unrichtigkeiten in den Angaben über Triest in den meisten neuern, sogenannten Handbüchern liest, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, die Reisenden haben ihre Notizen aus dem Munde der Giovani di Café, der Camerieri oder ähnlicher Individuen geschöpft, sonst würden sie wohl nicht so viele Absurditäten zu Tage gefördert haben. Z. B. der Artikel Triest im Brockhausschen Conversationslexicon, der sogar in mehreren Lehrbüchern der Geographie als Quelle benuzt wurde, enthält fast eben so viele Irrthümer als Zeilen. Dieser Umstand veranlaßt mich, meinen Relationen von Zeit zu Zeit statistische Bemerkungen beizufügen, die ich mir auf offiziellem Wege zu verschaffen

Digitized by Google

wußte und für deren Richtigkeit ich einstehen kann. Für heut beschränke ich mich auf eine Uebersicht der im Jahre 1838 hier ein- und ausgelaufenen Schiffe, da man hiernach am besten die Bedeutung Triests als Seehafen ermessen kann.

Es liefen ein: 9982 Schiffe mit einem Tonnengehalt von 955,158, und 491 Dampfschiffe mit einem Tonnengehalt von 42,920. Von diesen kamen 75 aus Albanien, 172 aus Alexandrien und Syrien, 22 von den Antillen, 4 aus der Berberei, 7 aus Belgien, 95 aus Brasilien, eines aus Chili, 12 aus Cypern und Candien, 9 aus Constantinopel, eines aus Dänemark, 53 aus Frankreich, 20 aus Genua, 3 aus Gibraltar, 81 aus Großbritannien, 80 aus Griechenland, 4 aus den hanseatischen Städten, 55 aus Holland, 55 von den jonischen Inseln, eines von den Prinzeninseln, 26 vom ungarischen Küstenlande, 11 aus Livorno, 7 aus Malta, eines aus Ostindien, 18 aus Portugal, 295 aus dem Römischen, 581 aus dem Königreiche beider Sizilien, 74 aus Salonich, Scutari u. s. w., eines aus Sardinien, 107 aus Smyrna und dem Archipel, 7 aus Spanien, 13 aus Schwed den und Norwegen, 26 aus den vereinigten Staaten Nordamerikas und 7 aus Venedig. — Dampfboote kamen 151 aus Venedig, 2 aus Ancona, 7 aus Dalmatien und 28 aus Griechenland. Der Flagge nach waren 59 amerikanische, 5 belgische, 3 brasilianische, 6 bremische, 19 dänische, 136 englische, 12 französische, 221 griechische, 15 holländische, 5 hamburgische, ein Jerusalemer, 52 jonische, 17 norwegische, ein oldenburgisches, 565 österreichische, 5 portugiesische, vier preußische, 297 römische, 18 russische, 274 sicilianische, 7 toskanische, 15 türkische, zusammen 1778 Schiffe von langer Fahrt (a lungo corso). Die übrigen waren von langer und kurzer Küstenfahrt (di grande e piccolo cabotaggio), kamen von den benachbarten Küsten Friauls, Istriens und Dalmatiens und brachten Waaren zum gewöhnlichen Consumo, als Getreide, Gemüse, Mehl, Wein, Oel, Brennholz, Obst, Kalk, Sand, Steine u. s. w. zu Markte. Unter diesen waren jedoch die Fischerbarken nicht mitbegriffen, deren Zahl sich jährlich auf circa 1500 mit 21,600 Tonnen Gehalt beläuft. Ueberhaupt sind die Einfuhr zu Meere im Jahre 1838 ungemein zugenommen. Ich mag den Leser nicht neuerdings mit Zahlen behelligen und hatte mich daher nur an die Haupt artikel, die auf dem Platze figurieren. So wurden eingeführt 16,586 Kisten Agrumen, 113,152 Ballen Baumwolle, 229,921 Centner Mandeln, Rosinen und Feigen, 921,579 Star Getreide, 135,559 Centner Olivenöl, 185,067 Centner Kaffee, 555,047 Centner Zucker und eine wirklich enorme Masse Farbhölzer, Häute und Bretter. In gleichem Verhältnisse war auch die Ausfuhr zur See, welche durch 1712 Schiffe von langer Fahrt, 8519 Küstenfahrzeuge und 195 Dampfboote besorgt wurde.

Nach einem kürzlich veröffentlichten offiziellen Ausweise wurden im Jahre 1838 in der Stadt Triest 3267 Kinder geboren, worunter 751 unehliche. Die Volksliste des verflossenen Jahres ist noch nicht beendigt; ich gebe daher die Einwohnerzahl, wie sie am Schlusse des Jahres 1837 gewesen, nämlich 70,208, ohne Militär, Fremde und die im Hafen liegende Schiffsmannschaft. Unter den Einwohnern waren 526 Reformirte, 515 Lutheraner, 85 Anglicaner, 4358 Griechen beiderlei Bekenntnisse und 2612 Juden. — Triest hat 177 Straßen, 45 Gäßchen (Androne) und 26 Plätze.

Die hiesige Weiß'sche Buchdruckerei (sie beschäftigt zehn Pressen und eine Schnellpresse) hat den Verlag zweier neuen Werke übernommen. Das eine: Studj sopra la storia universale, von Giuseppe di Luganti, Redakteur des Osservatore Triestino, bis jetzt drei Bände, spricht für den unermüdeten Fleiß des Verfassers, genügt aber den Anforderungen nicht, die man jetzt mit Recht an ein neues historisches Werk stellt. Das andere: Il Veterano d'Oriente, dürfte allgemeines Interesse haben. Der Verfasser, B. Bertwini, nahm an den französischen Feldzügen in Egypten, Spanien und Rußland Theil, und erzählt nun als Augenzeuge die Ereignisse jener verhängnißvollen Epoche.

(Schluß folgt.)

Wien, April.

(Schluß.)

Saphir.

Saphirs unverwüstliches Talent macht sich selbst in Wien eben so Bahn wie früher in Berlin und München; ja ich möchte behaupten, die Wiener Censur hatte eine wohlthätige Wirkung für ihn, indem sie jene leichtsinnigen Schimpfausfälle seines Witzes beschnitt, und ihn zwang, mehr Ernst und Sorgfalt auf seine Produktionen zu wenden. Man braucht bloß Saphirs frühere Theaterkritiken, die meist aus Persiflage und Verzerrung bestanden, mit seinen jetzigen zu vergleichen, um den Fortschritt zu ersehen. Eine wahrhaft freundartige psychologische Erscheinung aber ist die Entwickelung seines Talents, welche sich plötzlich in den „wilden Rosen" manifestirte. In der That, es begegnet uns nicht alle Tage, daß in vorgeschrittenen Lebensalter die lyrische Ader so frisch und feurig pulsirt, als es in diesen sinnigen und innigen Poesien der Fall ist. Die „wilden Rosen" sind eine eben so interessante psychologische als poetische Eruption. Wären dieselben unter einem andern Namen erschienen, so würde die Kritik sie lärmend auf ihren Schild erhoben haben. Aber der Name Saphir ist gewissermaßen zum Begriff, zum Prototyp eines Genres geworden, worin der Witz wie ein neckender Kobold seine heitersten Tänze aufführt, und nun soll man den alten Begriff aufgeben und einen neuen damit verbinden, der dem frühern entgegengesetzt ist; in der That keine geringe Anforderung an eine Literatur, die sich von jeher mehr an Begriffe als an Thatsachen gehalten hat. Das Publikum war diesfalsnal vorurtheilsfreier als die Kritik, und die Auflage von 2000 Exemplaren ist beinahe vergriffen, ehe die Journale ihr Votum abgegeben haben. Das Publikum ist im Grunde die letzte Appellation eines Schriftstellers. Namentlich ist es Wien, für das Saphir ganz der Mann ist mit seiner ewigen Feiertagslaune, mit seinem leichtsinnigen Enthusiasmus, mit seiner Lebenslust, mit seinen Liebesliedern, mit seinem guten Herzen und seinen boshaften Witzen. Der Wiener verzeiht Saphirs Fehler, denn es sind seine eigenen; er liebt seine Tugenden, denn er huldigt sich selbst darin. Daraus erklärt sich, warum bei allen Gelegenheiten Saphir im Vordergrunde steht, und trotz allen seinen Feinden doch immer der Liebling des Publikums wie der Laune bleibt. Das letzte Concert, welches zum Besten der grauen Schwestern (ein barmherziges Institut) von ihm gegeben wurde, brachte einen Ertrag von 2000 Gulden C. M.; rechnet man die Vorlesungen, welche Saphir zum Besten des Prager Blindeninstituts und der Pester Ueberschwemmten gegeben hat, so findet sich, daß er während der Zeit, daß er wieder in Wien lebt, eine Summe von mehr als 11,000 Gulden C.M. den Wohlthätigkeitsanstalten abgraben hat. In Wahrheit ein schönes Almosen von einem Manne, dessen sämmtliche Schätze in den engen Raum eines Dintenfasses ruhen. — Eine hübsche Episode der Fastenzeit war die Anwesenheit des Großfürsten Thronfolgers. Ueber die Festlichkeiten, welche unser Hof ihm zu Ehren veranstaltete, haben aber die politischen Blätter mehr als zur Genüge gesprochen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 102.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 29. April 1839.

— Foul deeds will rise,
Though all the earth o'erwhelm them, to men's eyes.
Shakespeare.
Hamlet.

Elsbets Geſpenst.

Herr Irwing reitet Nachts durch's Thal der Mühle,
Ein Lichtſtrahl folgt ihm und ein Windhauch kühle.
Herr Irwing denkt: das iſt des Mondes Licht!
Da haucht es hohl: „Der Mondſtrahl redet nicht!"
Die Mühle ſteht ſtille.

Herr Irwing denkt: das iſt des Baches Tönen!
Da haucht es hohl: „Vom Bach aus Blut und Thränen!"
Herr Irwing ſpornt ſein Roß zu ſchnellem Lauf,
Doch plötzlich geht ihm innres Schauen auf.
Die Mühle ſteht ſtille.

„Das iſt nicht Mondesſtrahl, nicht Baches Wogen,
Geſpenſtiſch kommt ein Weib mir nachgeflogen,
Vom Leichentuch getragen, bleich und wund,
Ein kalter Hauch entſtrömet ihrem Mund."
Die Mühle ſteht ſtille.

Herr Irwing läßt dem ſcheuen Roß die Zügel,
Der Geiſt doch auf des Leichentuches Flügel
Ereilt ihn bald und hauchet in die Luft:
„Schnell wie kein Vogel fliegt ein Geiſt der Gruft."
Die Mühle ſteht ſtille.

Und wie Herr Irwing ſchaut, ſieht er geſpalten
Des Weibes Haupt; er blicket in den kalten
Geſpenſt'gen Schädel tief bis in den Grund;
Da haucht alſo des Geiſtes kalter Mund:
Die Mühle ſteht ſtille.

„Schau' dieſe Spalte, draus entfloh mein Leben,
Sie hat mein Mann, John Mulling, mir gegeben,
Der Müller dort, den Sarg ſchlug ſelbſt er zu
Und ſprach: Ein Schlag gab ihr die ew'ge Ruh.
Die Mühle ſteht ſtille.

„Nun irr' ich ungerochnes Weib als Schatte;
Johannens jüngern Leib umfängt mein Gatte,
Die trägt den Goldkranz mein im Haare dicht,
Der trinkt er zu mein röm'ſches Glas ſo licht.
Die Mühle ſteht ſtille.

„Die ſchläft im Bette mein, hat all mein' Habe,
Hungrig mein Knäblein liegt auf meinem Grabe.
Herr Irwing, daß ihr meinen Worten glaubt,
Werft euren Goldring mir in's offne Haupt!"
Die Mühle ſteht ſtille.

Herr Irwing ſpricht: „In Jeſu Chriſti Namen
Werf ich den Goldring mein in's Haupt dir. Amen!"

Digitized by Google

Er wirft den Goldring in der Spalte Blut,
Zuklappt der Schädel laut, der Wurf war gut.
Die Mühle steht stille.

Der Geist verschwindet, auslöscht alle Helle,
Ein kalter Graus Herrn Irwing packt zur Stelle;
Er braucht zu spornen nicht sein weißes Roß,
Von selbsten rennt es vor des Richters Schloß.
Die Mühle steht stille.

„Herr Richter," spricht er, „eine Bitt' ich habe:
Kommt auf den Kirchhof mit zu Elsbets Grabe!"
Sie graben lange da, sie graben tief,
Bis zu dem Sarge, drinn Frau Elsbet schlief.
Die Mühle steht stille.

Sie brechen auf den Deckel, daß es schallte,
Da liegt die Leiche mit des Schädels Spalte,
Herr Irwing spricht: „So war's!" und plötzlich rollt
Hell aus der Spalte Irwings Ring von Gold.
Die Mühle steht stille.

Was sammeln sich die Raben dort in Banden?
John Mulling hat die blut'ge That gestanden,
Hoch auf dem Berge bleichet sein Gebein,
Frau Elsbet ging in Gottes Himmel ein.
Die Mühle steht stille.

Justinus Kerner.

Moden.

(Fortsetzung.)

Hat einer zu irgend einem Zweck solche Gestalten zu reproduziren, so kann von Auffassung dessen, was ihm und seiner Zeit völlig entgeht, der feinern Charakterzüge der ältern Tracht, gar keine Rede seyn; er muß sich, wie der schlechte Porträtmaler, mit einer baaren Kopie begnügen und froh seyn, wenn nicht der von Zeitbegriffen geleitete Verschönerungstrieb ihn Verstöße begehen läßt, welche das Auge des Kenners beleidigen. Beim verkleideten Faschingsgaste liegt nicht viel daran; nur ist es höchst komisch, wenn es beim Erscheinen eines glänzenden Maskenzuges heißt: wie gut! wie wahr! wie charakteristisch! wie aus dem Leben gegriffen! als ob die Entzückten am Hofe des großen Churfürsten von Brandenburg gelebt oder mit Göthen von Berlichingen oft und viel Jartwein getrunken; als ob sie im Mindesten einen Maßstab dafür hätten, wie die Seelen der Copirten ihr Conterfei ansehen würden, wenn sie, gelockt von der historischen Carnevalsandacht, aus dem Mittelreich herüberkämen und den Spuk mit anſähen. — Schon bedenklicher ist die Sache beim Schauspieler. Es läßt sich viel darüber streiten, wie weit man auf der Bühne in der Kostümtreue gehen kann und darf, sobald Zustände in's Spiel kommen, für welche die Zeitgenossen keine unmittelbare Erinnerung mehr haben. Soviel ist und bleibt aber gewiß: das System, welches sich für alle mittlern Zeiten bis zu den Perrücken herauf an wenige ideale Typen consequent hält, bietet bei weitem die größten innern und äußern Vortheile, und das strenge, ängstliche Studium ist gerade der unvernünftigste Ausweg, weil man damit der Masse etwas gibt, das sie gar nicht zu schätzen weiß, und die Minderzahl der Wissenden doch durch zahlreiche unvermeidliche Mißgriffe ärgert oder zum Spotte reizt. Wir haben vor der königlichen Bühne zu Berlin, welche ihre Kostüme mit antiquarischen Ansprüchen stehen ließ, Dinge gesehen, die in einer Abhandlung über diesen Gegenstand einen Platz finden müßten, hier aber zu übergehen sind.

Am lästigsten und schwierigsten ist dieses Verhältniß für den Zeichner und Maler. Von den Kleinmeistern, wie den Verfertigern deutscher Almanachsbilder, kann gar nicht die Rede seyn: ihre Darstellungen sind meistens, dinstlichtlich der Kostümtreue, des Textes, den sie illustriren, vollkommen würdig. Aber für den ernsten Künstler sind hier die Klippen und Bedenklichkeiten zahllos. Nur Eines anzuführen: manches Stück einer alten Tracht erscheint als ein störender, ganz unästhetischer Auswuchs, aber nur, weil wir keinen Begriff und kein Gefühl dafür haben, wie dieser Putz seiner Zeit getragen wurde, welche Rolle ihm in der allgemeinen Mimik der Tracht zukam. Der Zeichner kann sich nicht entschließen, das Ding so wie es ihm sein Muster gibt, aufzunehmen; er mäkelt und verschlechtbessert daran, und weiß natürlich meistens nicht, was er thut, wie weit er, indem er den alten Schneider meistert, den Geist der Zeit verletzt, in die er doch den Beschauer versetzen möchte. Diese und so viele ähnliche negative Verletzungen mögen nicht nur unvermeidlich, sondern häufig sogar künstlerisch zu rechtfertigen seyn; aber die positiven, die fratzen Uebertragungen der charakteristischen Tracht der einen Zeit auf eine andere, sind doch wohl nicht zuzugestehen. So haben wir von einem ganz guten Zeichner den Grafen Egmond mit langem, fließendem Haar und überhaupt in einem Kostüm dargestellt gesehen, das dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts angehört. Wer es nicht weiß, sieht im Verlauf dieses Artikels, daß dies so viel ist, als wollte man dereinst die Oranier, für welche Ruyter focht, mit Frisur und Frack derjenigen abbilden, welche der Statthalterschaft entsagten. — Der Schauspieler, mit seiner flüchtigen Phantasmagorie, soll nur ganz ungefähr die Idee eines Zeitraums erwecken; aber der zeichnende Künstler macht ja an sich selbst ganz andere Anforderungen. Jener wird durch antiquarische Koketterie nur lächerlich; dieser kann

Digitized by Google

das Studium kaum zu weit treiben, und es kommt nur darauf an, daß er die gesammelten Elemente mit möglichstem Verstand poetisch verarbeite. Aber es ist mit den alten Trachten wie mit den todten Sprachen, mit unverdaulichen Hosen und Wämsern, Hüten und Frisuren, wie mit antiken Floskeln und Idiotismen: die besten historischen Figuren auf unsern Kunstausstellungen tragen ihr Kostüm, wie unsere gelehrtesten Professoren in ihren Dissertationen Latein schreiben.

Wir wissen nicht, ob sich aus den hier und früher von uns angedeuteten Prinzipien eine vollständige Geschichte der europäischen Trachten herausspinnen ließe; vielleicht aber haben wir durch die Bemerkungen über Kostüm, wie wir sie zuweilen in diesen Blättern geben, Manchen überzeugt, daß Studien der Art nicht so ganz futil sind, als es scheinen möchte, und neben nicht zu verachtendem Nutzen großes Vergnügen gewähren. Der wahre Genuß dabei besteht aber in den Beobachtungen, die man selbst macht, wenn man einmal den Anstoß dazu erhalten. Wenn wir daher heute aus dem reichen Stoffe die vornehmsten Wechsel des männlichen Haarputzes in den lezten Jahrhunderten herausgreifen, so versteht es sich ja zum Voraus, daß bei Gelegenheit von solch altem Maskentrödel nichts Neues vorzubringen ist; es handelt sich nur davon, im Leser Ideenassociationen zu wecken, die vielleicht manches erloschene Bild auffrischen und den organischen Zusammenhang zwischen den einzelnen Stücken jeder Tracht deutlich hervortreten lassen.

Die Formen, in welche der Verschönerungstrieb des Menschen Haupthaar, und Bart, also Organe seines Körpers, bringt, sind festere Züge, unabstreifbarer, als alle andern Stücke des Kostüms, die er als fremde Körper um sich hängt. Schwerlich ist auch eine Partie der Tracht charakteristischer für Stand und Gewerbe, wie für das Zeitalter; keine bestätigt so augenfällig den Satz, daß sich fast kein Theil irgend eines Anzugs ohne den andern denken läßt. Man nehme die nächsten besten historischen Figuren mit ihren bekannten äußern Attributen; man versuche es, sie anders zu coeffiren, als sie in der Wirklichkeit waren, und man erhält Gestalten, die meistens vor dem Bildungstrieb des Menschen so unmöglich sind, als die thierischen Ungeheuer der Fabel vor denen der Natur. Dies ist freilich nicht immer gleich deutlich, und desto weniger, im Verhältniß, als ältere unerinnerliche Formen miteinander vertauscht werden. Don Juan von Oesterreich mit der Frisur und dem Haarbeutel Josephs II. belacht Jeder als eine Monstrosität; aber Mancher sieht darüber weg, wenn etwa ein Held des dreißigjährigen Kriegs an Haar und Bart im Styl der maximilianischen Zeit gehalten ist.

Jede entschiedene charakteristische Haartracht gibt allen Köpfen, die sie zeigen, einen gewissen gemeinschaftlichen physiognomischen Zug. Aber dieser allgemeine Charakter wird als ein historischer immer erst dann erkannt, wenn die Sitte wieder einer andern Platz gemacht hat. In der Gegenwart wird das Gesetz über der Fülle prägnanter individueller Verschiedenheiten übersehen. Die natürliche Beschaffenheit von Haar und Bart nach Fülle, Farbe, Schlichtheit u. s. w.; die Art, wie einer der allgemeinen Sitte in Kultur derselben entweder schlecht und recht folgt, oder sie kokett übertreibt, oder ihr cynisch widerstrebt — dies alles sind sehr wichtige Elemente zur Physiognomik, ja zur Pathognomik des Lebenden. Haar- und Bartschnitt erklären den Mann, und umgekehrt postulirt sehr oft das Gesicht diese oder jene Frisur. Durch die vielfachen Interessen, welche beim Verkehr mit Menschen in's Spiel kommen, wird das physiognomische Urtheil beständig mit dem Detail beschäftigt, und darüber kommt Keiner dazu, an das allgemeine Haarsystem zu denken, dem im Ganzen alle seine Zeitgenossen gehorchen. — Ganz anders ist es aber bei Bildern, besonders bei solchen, die schon entlegeneren Zeiten angehören. Hier fallen die Kriterien, nach welchen wir die Köpfe der Mitlebenden schätzen und classificiren, größtentheils weg; es bleiben nur die hervorspringendsten individuellen Charakterzüge, dagegen tritt der physiognomische Ausdruck, den der jedesmalige Haarputz ertheilt, so stark hervor, daß er jenen nicht selten dominirt. Die Perrücke, welche ein Bild etwa trägt, erlaubt uns, in Verbindung mit dem übrigen Kostüm, die Figur in eine bestimmte Zeit zu versetzen; aber fast Alles, was die Qualität des Kopfputzes bei Lebzeiten des Mannes über den Charakter desselben aussagte, ist für uns verloren, und wäre es, wenn auch nicht der Maler in der Regel neben dem Gesicht auch der Perrücke geschmeichelt, und mit der Feiertagsperrücke ein Feiertagsgesicht hingestellt hätte.

Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie in einer historischen Reihe von Porträts mit ausgesprochenem Familienzuge dieser durch die jedesmalige Mode des Haarschmucks modifizirt, bald verstärkt und gehoben, bald zurückgedrängt wird. Für Historien- und Bildnißmaler läßt sich nicht leicht ein interessanteres Studium denken. Hierüber auch nur Andeutungen zu geben, würde uns zu weit führen; hier ist uns nur darum zu thun, daß der Kenner des Kostüms, wenn es gilt, etwa das Alter eines Bildnisses bestimmt anzugeben, vor Allem auf den Kopf sieht, weil ihm der Haarputz in der Regel mit größter Bestimmtheit den größern Zeitraum andeutet, den er sofort mit Hülfe der Details der übrigen Tracht wo möglich in engere Grenzen einzuschließen hat. Jedes, wenigstens im Kostüm getreue männliche Bild, gemalt, in Holz geschnitten oder in Kupfer gestochen, bezeichnet schon durch den Styl an Haar und Bart, ganz abgesehen von der übrigen Tracht, die Periode, welcher der Mann

Digitized by Google

angehört, so sicher als Styl und Druck des Buchs, dem es etwa vorgesezt ist. Ist es ein Gottesgelehrter, so kann in der Regel kein Zweifel darüber seyn, wie lange er vor oder nach dem Interim gelebt, ob er noch redlich Hexen verbrennen helfen oder ob der Bund mit dem Teufel zu seiner Zeit angefangen außer Uebung zu kommen. Ist es ein Krieger, so sagt das Conterfei deutlich, ob er im Bauernkrieg oder bei Mühlberg, bei Breitenfeld oder Nördlingen, bei Fehrbellin oder La Hogue, bei Blindheim oder Malplaquet, bei Roßbach oder Zorndorf, bei Fleurus oder Hohenlinden, an der Katzbach oder bei Montereau seine Lorbeeren geholt haben konnte. Ist es ein Staatsmann, so sieht man ihm an Bart und Frisur ab, ob er noch am ewigen Landfrieden gearbeitet, ob er etwa in die Schmalkaldischen Händel verwickelt gewesen, ob er möglicherweise aus Osnabrück, Ryßwik, Utrecht, Hubertsburg, Teschen, Rastadt, oder von der Londoner Conferenz Kuriere abgefertigt.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Triest, April.

(Schluß.)

Schiffsbeleuchtung. Theater.

Dieser Tage wurde in unserm Hafen ein Versuch mit einer neuerfundenen Schiffsbeleuchtung angestellt, welche für die Schifffahrt von wesentlichstem Nutzen seyn dürfte, da dadurch dem häufigen Zusammenstoßen der Fahrzeuge in der dunkeln Nacht, trotz der, freilich nicht ausreichenden Laterne auf dem Mastbaume, vorgebeugt wird. Der Apparat besteht in einem parabolischen Glasspiegel von 12 Zoll Brennweite, 50 Zoll Tiefe und 72 Zoll Höhe, welcher durch eine chemische Kerze erhellt wird, und ein Licht zurückwirft, bei dem man in einer Entfernung von 5 bis 600 Schritten vom genannten Spiegel die kleinste Druckschrift recht deutlich lesen kann. Wie es heißt, werden künftig ähnliche Spiegel auf den Dampfschiffen des österreichischen Lloyd angebracht werden.

Unser Carneval hatte dieses Jahr einen überaus freundlichen Charakter. Vom schönsten Frühlingswetter begünstigt, war am Giovedi Grasso und an den lezten drei Tagen der Corso ungemein belebt. Die Wohlhabenden hatten Gelegenheit, ihren Reichthum an Schmuck, Gewändern und Equipagen zur Schau zu bringen. An diesen Tagen fällt die schroffe Scheidewand, die sonst die sogenannte vornehme Welt von der Masse trennt; alle Freuden, alle Lustbarkeiten werden gemeinschaftlich genossen, und nehmen so den Charakter eines wahren Volksfestes an. Schon in den Vormittagsstunden sieht man viele Hände geschäftig, die Balkons zu poliren, die Straßen zu fegen; lange Reihen mit Confetti besezter Tische machen den schönen Börsenplatz zu einem Zuckermarkte. Gegen drei Uhr nach Tische wird es lebendig. Wagen durchziehen die Stadt, vor jedem ansehnlichen Hause steht eine Equipage, die Kaufläden werden geschlossen, die Schreibstuben leeren sich, aus den Werkstätten eilen Meister und Gesellen, aus den Schiffen die Matrosen: alles will auf den Corso, wo unterdessen die Balkons sich mit Zuschauern füllen. Bald ist der Corso mit einer dichten, unübersehbaren Menschenmenge bedeckt, zwischen welcher nur so viel Raum bleibt, daß zwei Wagenreihen auf und nieder fahren können. Jezt beginnt der Equipagenzug über die Piazza del legno, den Corso, den Börsenplatz, die Piazza grande, den Leipziger Platz, und zurück über die Pescheria und den Theaterplatz, und Dandys stehen überall mit ihren blauen Confettitüten und schleudern den süßen Inhalt auf die in den Wagen sitzenden Damen; diese schleudern wieder, und es entsteht ein freundlich-feindlicher hitziger Kampf, der erst spät am Abende aufhört. Man hat berechnet, daß dieses Jahr für mehr als 15,000 Gulden Confetti verschleudert worden sind, und der Equipagen sollen gegen 400 gewesen seyn.

Die Oper nahm seit meinem lezten Berichte eine günstigere Wendung. Gemma di Vergy von Donizetti machte der Sonnambula Platz. Nächst Anna Bolena, Belisario und Marino Faliero ist Gemma die schönste Composition dieses Tondichters. Wenn auch nicht ganz frei von Reminiscenzen, hat sie recht viele Piecen aufzuweisen, die ihre Wirkung nirgends verfehlen werden. Miß Adelaide Kemble gab die Titelrolle; ihre Stimme sowohl als ihr ererbtes Spiel erhielten bald allgemeinen Beifall; ihre Methode sprach Anfangs weniger an als später, wo sie, aufmerksam gemacht, sich mehr an die gewiß vorzüglichere italienische Schule hielt, und an ihrem Benefizabende, wo sie eine Cavaline aus Donizettis Lucia di Lammermoor sang, erregte sie wahren Enthusiasmus. Kränze flogen aus der Höhe auf's Podium nieder, und eine Unzahl Sonnette in englischer Sprache flatterten wie Schmetterlinge umher. Miß Kemble ist zur Frühlingsstaggione für die Scala in Mailand engagirt, und dürfte sich bald zu den ersten Künstlerinnen Italiens emporschwingen. — Die zweite Novität auf unserer Bühne war die neue Oper „Esmeralda." Das Libretto ist eines jener Machwerke, wie sie jezt häufig in Italien fabricirt werden. Die Musik beurkundet das glückliche musikalische Talent des jungen Compositeurs Mazzucato, ihr geht aber noch die Reife ab. Sie zählt viele, ja nur zu viele Motive, von denen aber kein einziges gehörig ausgeführt ist; kaum daß der Compositeur eine Idee ergriffen, so hascht er schnell nach einer andern und läßt die erste fahren. Die Oper wurde indessen, da der Compositeur aus Friaul ist und hier viele Landsleute hat, mit Jubel aufgenommen. — Die dritte Oper war Scaramuccia des hiesigen Orchesterdirektors Luigi Ricci. So oft man sie auch hier schon sah, so wird sie doch immer wieder mit Freuden aufgenommen. Nächst Donizettis Elisir d'Amore und Mercadantes Elisa e Claudio ist sie unstreitig die beste Opera buffa neuester Zeit. Um so mehr ist zu bedauern, daß Riccis übrige Werke dieser Composition bedeutend nachstehen. Das Libretto ist von Felice Romani und zeichnet sich ebenfalls vortheilhaft vor vielen andern Operntexten aus. — Im Teatro Mauroner gibt die englische Reitergesellschaft Fourean Vorstellungen, im Teatro Filarmonico läßt sich ein Feuerkönig bewundern, im Redoutensaale ein Taschenspieler beklatschen, auf der Piazza grande ist ein Cosmorama zu sehen, und auf der Piazza della borsa lockt eine Erscheinung die Menge, die in unsern Tagen gewiß selten ist. Es ist dies der Charlatan Bellini, der mit zwei Uhren in der Tasche, auf zwei Kutschen durch einen Trompeter ein Zahnelixir feil bietet; er sagt witzig, er treibe seinen Handel schon sechshundert Jahre, indem das Elixir auf ihn, den lezten Sprossen seines Stammes, von seinen Urahnen übergegangen sey. Von den vielen Käufern sah ich mehrere einige Tage später mit verbundenem Gesichte umhergehen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 103.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 30. April 1839.

O heil'ge Macht, die auch gekrönte Sünder
Zur Buße treibt, wie demuthvolle Kinder!

Wessenberg.

Die Fußwaschung in der Hofburg zu Wien.

Die Fußwaschung, welche der Kaiser und die Kaiserin jährlich am grünen Donnerstag vornehmen, ist in mehr als Einer Hinsicht eine der interessantesten Feierlichkeiten, und doch fast nur als Thatsache bekannt. Einzelne Traditionen dieser merkwürdigen Ceremonie sind wohl außer Wien gedrungen; aber mit Ausnahme der verstümmelten Beschreibung der Mistreß Trollope, die, wie ihr ganzes Buch, von Unrichtigkeiten und aufgebundenen Mährchen aller Art wimmelt, erinnere ich mich nicht, irgendwo dieses Schauspiels, oder vielmehr religiösen Aktes erwähnt gesehen zu haben, obgleich er einer der sonderbarsten und poetischsten ist, die unsere nüchterne Zeit aufzuweisen hat.

Im großen Rittersaale versammeln sich am grünen Donnerstage früh um neun Uhr die Großen des Reichs, die Repräsentanten der Civil-, Militär- und geistlichen Stände, die Großwürdenträger, Kammerherrn, Truchseße, Garden und der ganze Cortege, wie er die Person des Kaisers umgibt. Tribünen sind errichtet, welche Zuschauer aller Classen füllen. Im Fond des Saales sind zwei lange Tische aufgerichtet; auf jedem ist für zwölf Personen gedeckt, und jedes dieser Gedecke besteht aus einem hölzernen Löffel, ähnlichen Gabeln und Messern, einem alterthümlichen grünsteinernen Krug und einem zinnernen großen Pokal. Um zehn Uhr werden durch die großen Pforten vier-und-zwanzig Gestalten hereingeführt, von denen man beim ersten Anblick glaubt, sie seyen aus einem Gemälde von Albrecht Dürer herausgeschnitten und durch einen wunderbaren Magnetismus beweglich gemacht. Wie Automaten nicken und schütteln sie mit den schneeweißen Köpfen. Es sind zwölf Männer und zwölf Frauen. Der Aelteste von ihnen hat bereits mit des Kaisers Ur-Urgroßvater, mit Kaiser Karl VI., zusammengelebt, er ist geboren im Jahr 1728; der Jüngste von ihnen ist ein etwas schwächlicher Knabe von 84 Jahren. Die mittelalterlichen Gewänder, in welche diese Greise und Greisinnen gekleidet sind, geben ihnen einen wunderbaren Zauber; es ist wirklich, als hätte der Tod vergessen, diese Ueberreste einer frühern Zeit hinwegzumähen, und sie wären nun, wie der alte Abt Erno im Volksmährchen, ganz fremd in ihrer Umgebung geworden. Nachdem die zwölf alten Frauen an den Tisch zur Linken und die zwölf Greise an den zur Rechten sich gesetzt, klopfen die Kämmerer dreimal mit ihrem Stabe auf den Boden. Die Garden ziehen die Schwerter, ein allgemeines Stillschweigen entsteht, alle Blicke richten sich nach dem Eingange. Der Kaiser erscheint, umgeben von den Prinzen und Marschällen, die Kaiserin mit einem Gefolge von zwölf fürstlichen Damen. Der Kaiser stellt sich an die Tafel zu den Greisen, die Kaiserin an jene, wo die

Digitized by Google

alten Frauen sitzen. Nachdem sie einige freundliche Worte mit jedem der Armen gewechselt, erscheinen die Truchsesse und Edelknaben mit Speisen, die sie je zu vier Schüsseln auf einem Brette tragen; der Kaiser nimmt eigenhändig die Schüsseln und trägt sie jedem der Armen vor, mit denen er ununterbrochen converſirt. Nachdem die Alten die Suppe gegessen haben, nimmt der Kaiser die Schüsseln wieder ab und stellt sie auf die Bretter, welche die Edelknaben und Truchsesse wieder abtragen, um gleich darauf wieder mit neuen Speisen in derselben Zahl zu erscheinen. Abermals verrichtet der Kaiser dieselben Aufwärterdienste bei den zwölf Armen, auftragend und abräumend. Viermal wird dies wiederholt, da jedem Armen sechzehn Speisen servirt werden. Der Kaiser verrichtet dabei fast ganz allein den Dienst; nur ungern, sieht man, läßt er sich beisen. Dabei ist er in solchem Eifer, daß er sich mehrmals den Schweiß abwischen muß und jeder Gedanke, daß es sich hier um ein Schaugepränge handle, fern bleibt.

Nachdem das Mahl beendigt (die übriggebliebenen Speisen sammt dem Geräthe werden den Armen in's Haus geschickt), werden die Tische abgetragen. Bediente erscheinen und ziehen jedem der Alten von einem Fuß Schuh und Strumpf ab; ein Geistlicher besteigt eine Tribüne und liest eine Stelle aus dem Evangelium vor, zwei andere Geistliche von hohem Range überreichen dem Kaiser ein goldenes Waschbecken; der Monarch kniet nieder und wascht jedem der zwölf Männer den entblößten Fuß, trocknet ihn und küßt ihn mit gebeugtem Haupte. Auf der andern Seite thut die Kaiserin dasselbe; doch nur bei Einer der alten Frauen, da jede der Damen ihres Gefolges denselben Akt der Demuth bei einer der Greisinnen vollführt. Nachdem die Ceremonie beendet, bindet der Kaiser wie die Kaiserin einem jeden der Alten einen Beutel, der mit dreißig Silbergroschen gefüllt ist, um den Hals; sie grüßen freundlich und verlassen den Saal. Die ganze Ceremonie ist so poetisch und eigenthümlich, daß sie uns mit aller Kraft aus der Nüchternheit heraus in die Romantik des Mittelalters versetzt und die reizendsten Phantasien anregt.

Moden.

(Fortsetzung.)

Das populärste und naheliegendste Mittel, sich die abwechselnden Metamorphosen des Haarputzes zu vergegenwärtigen, sind jene dynastischen Suiten von Porträts, welche aller Orten hier und da die vier Pfähle loyaler Unterthanen, besonders aber die Wirthsstuben schmücken, und in deutschen Landen ehrfurchtgebietend dem Reisenden bedeuten, in welches Herrn Territorium er eingetreten ist, wenn er etwa den farbigen Grenzpfahl oder das Wappenthier über der Thüre des Posthauses übersehen haben sollte. Wie trotzig im struppigen Bart blickt der dort aus dem viereckigen Rahmen seines lohbigt niederfallenden Haars! Wie bäurisch-ehrlich ist jener Kopf mit dem kurz abgestutzten Haar und dem Spitzbart! Ein dritter mit dem winzigen Schnurrbärtchen, der den Feldherrnstab so mannhaft gegen den Harnisch stemmt, wie finster schaut er aus den schwarzen Wolken seiner drohenden Perrücke! Und der hochselige Vater oder Großvater des jetzregierenden Herrn – wie frappant trennt die geschwungene Puderlinie das schneeweiße Haupt mit den Taubenflügeln vom glatten, süß lächelnden Gesicht! Aber wie oft irrt man gröblich im Urtheile über den Charakter Einzelner, zu welchem die Physiognomie des Kostüms verführt! Der Löwe des Geschlechts trägt keineswegs jedesmal die Mähne um Haupt und Schultern, wie etwa der auf der langen Brücke zu Berlin, und die Periode der trutzigsten Bärte zählt oft die meisten Weiber im Harnisch.

Die reichsten Gelegenheiten zu Studien der Art bieten die Galerien der virorum doctissimorum, consultissimorum et experientissimorum auf Hochschulen und der Glieder des weisen Raths in Republiken und Reichsstädten. Auch hier sitzt in den Kappen auf dem geschorenen Schädel, in Allongeperrücken, in Stutz- und Knotenperrücken, in Zöpfen, Haarbeuteln und Titusköpfen, in Zwickel- und Knebelbärten, in Apostel- und Backenbärten nirgends die Gelahrtheit oder Weltweisheit, Fanatismus oder Toleranz, Streitsucht oder Verträglichkeit, Härte oder Weichheit, aber sehr oft der gemeinsame Schein von diesem oder jenem.

Alle diese Suiten reichen selten über das funfzehnte Jahrhundert hinauf, und mit dieser Zeit werden auch der einzelnen Denkmäler immer wenigere. Das Urtheil über den Totalcharakter der Kostüme wird aber immer schwankender, je seltener gleichzeitige Bilder unmittelbare Anschauung gewähren und je mehr man auf Chroniknotizen verwiesen ist. Wir geben daher auch nur bis zu dem Punkte zurück, von wo an die Buchdruckerei, in Verbindung mit ihrer Mutter, der Holzschneidekunst, und ihrer Tochter, der Kupferstecherkunst, nicht nur die Gedanken der Zeiten, sondern auch die jedesmalige äußere Erscheinung der Menschheit fest und dauerhaft überliefert.

Im funfzehnten Jahrhundert und, in Deutschland wenigstens, noch ziemlich weit in das darauffolgende herein, scheint es unter den Männern der höhern Stände fast allgemeine Sitte gewesen zu seyn, das Haar schlicht herabhängend und ringsum, mit Ausnahme der Stirne, ziemlich lang zu tragen. Das Haar wurde dabei nicht gescheitelt, sondern auf der Stirne von Schläfe zu Schläfe gleich abgeschnitten, während es über die Ohren und

Digitized by Google

hinten gerade herabfiel und unten in einer Linie abgeſtuzt war. Ein ſolcher Haarputz, einer der kunſtloſeſten, daher er hie und da unter dem Landvolk noch jezt fortlebt, hieß in Deutſchland eine „Kolbe.“ Den Bart trug man dazu voll, rund, doch nicht ſehr lang. Bekannte Beiſpiele dieſer Tracht ſind der Kopf Raphaels, die Bildniſſe Kaiſers Maximilian, Götzens von Berlichingen, Georgs von Frondsberg, Ulrichs von Hutten u. ſ. w.

Der Leztgenannte mag durch die neue böſe Weltſeuche, an der er acht Jahre litt und über die er ſchrieb, ſein Haar verloren haben; denn nach einem Geſchichtſchreiber über Perrücken, Rango,* trug er eine Perrücke, oder wie ſich Rango ausdrückt: „eine ziemliche Kolbe von falſchem Haar.“ — Es fehlt nicht an Spuren durch das ganze Mittelalter, daß nicht nur das weibliche Geſchlecht, wo es ſich von ſelbſt verſteht, ſondern auch das männliche ſich hie und da falſcher Haare bediente, als Putz wie als Nothbehelf. So heißt es ſchon in einer Fabel, die einem Minneſänger des dreizehnten Jahrhunderts zugeſchrieben wird:

Wen liſet von einem Ritter das,
Das er kal von Nature was
Und ane Har; das was im leit,
Nu hat er ein Gewonheit,
Das er uf bant ein Huben guot
Mit Hare u. ſ. w.

Bei einem Turnier habe er Helm und Haarhaube verloren, worüber ein großer Lärm entſtanden. — Wie in dieſem Fall, ſo wurden auch zu Anfang der Reformation Perrücken nur aus Noth getragen; man ſchämte ſich derſelben und ſuchte dabei, wie gegenwärtig, die Natur und die laufende Mode möglichſt treu zu copiren. Dieſe Kopfmasken (personae capitis), wie Martial die Perrücken ſehr glücklich nennt, mögen aber höchſt unvollkommene Gebäude geweſen ſeyn; die Hauptelemente dieſer ſpäter ſo wichtigen Kunſt, namentlich das Treſſiren der Haare zwiſchen Seidenfäden, wurde erſt weit ſpäter erfunden, und in Deutſchland lieferte nur das kunſtreiche Nürnberg für ſchweres Geld „Kolben,“ in denen kahle Fürſten und Herren ſich unbeſchrieen ſehen laſſen konnten. So ſchreibt Herzog Johann von Sachſen im Jahr 1518 an den Koburgſchen Schöſſer Arnold von Falkenſtein: „Unſer Begehr iſt, du wolleſt Uns ein hübſch gemacht Haar auf das beſte zu Nürnberg beſtellen, und doch in Geheim, alſo daß es nicht gemerket werde, daß es Uns ſolle, und je dermaßen, daß es krauß und geel ſey und alſo zugericht, daß man ſolches unvermerkt auf ein Haupt möge aufſetzen.“ — Ulrich von Hutten und Herzog Johann waren ſicher damals nicht die einzigen Perrückenträger, und man ſieht, daß der gebräuchliche Haarputz den Betrug ſehr begünſtigte; aber mit ihnen ging in Deutſchland vorläufig auch die Sitte der langen Haare zu Grabe, und bald und im ganzen folgenden Jahrhundert konnte von Perrücken faſt gar keine Rede ſeyn.

Damals war in Sachen des Geſchmacks und der feinen Sitte vorzüglich Italien und zunächſt Florenz das Vorbild, dem die ganze feine Welt nachjagte. Man war auch auf neue Moden ſo ſehr erpicht, als gegenwärtig; aber einmal verbreiteten ſie ſich nicht ſo reißend ſchnell als jezt, ſchon weil ſich die damaligen Verkehrsmittel zu den jetzigen gemeinen ungefähr verhalten, wie leztere zu den Eiſenbahnen; und dann blieb im ſechszehnten Jahrhundert Deutſchland in den Evolutionen der Eleganz hinter den eigentlichen Modeländern, Italien und den Niederlanden, überhaupt noch merkbar zurück. In Italien nun ſcheint es ſchon ſeit dem vierzehnten Jahrhundert zum feinſten Ton gehört zu haben, das Haar zu kürzen und das Kinn glatt zu ſcheeren. So erſcheint ſchon Kosmus I. von Medicis auf ſeinem Bildniſſe. Mit dem ſechszehnten Jahrhundert verbreitete ſich aber von dort die Sitte, das Haupthaar ganz kurz abzuſchneiden und den Bart lang und ſpitz wachſen zu laſſen. Franz I., und mit ihm Frankreich, nahm dieſe Tracht mit dem Jahr 1521 an. Um dieſe Zeit erſcheint dieſelbe auf vielen Bildniſſen franzöſiſcher, helvetiſcher, niederländiſcher Staatsmänner und Gelehrten; in Deutſchland drang dieſer Styl etwas langſamer ein. Die deutſchen Bildniſſe aus der erſten Hälfte des Jahrhunderts zeigen wenig Gleichförmigkeit: z. B. Martin Luther und Wilibald Pirkheimer trugen ſtarkes Haar und keinen Bart; dagegen Philipp Melanchthon und Johann Matheſius ließen neben dem Haar auch den Bart wachſen. Selbſt manche deutſche Fürſten und Herren treten noch zur Zeit der Mühlberger Schlacht und des Interim in ſehr unmodiſchen Bärten und Haarbüſchen auf; der feine Carl dagegen und ſein Hofſtaat ſind von Anfang an italieniſch zugeſtuzt. Wir haben ein Buch über die niederländiſche Revolution vor uns, in welchem alle Schauſpieler jenes Dramas, Alba, Wilhelm von Oranien, Egmond, Horn, Alexander von Parma, Requeſens u. ſ. w., ſehr gut abgebildet ſind: Alle tragen ringsum kurz verſchnittenes, oft bürſtenförmiges Haar, und von Ohr zu Ohr einen mäßigen Bart, der am Kinn in eine ſtumpfe Spitze verläuft; nur Alba mit ſeinem langen fließenden Bart macht eine Ausnahme. — Doch auch in Deutſchland ſieht man die Haare immer kurzer, die Bärte immer eleganter werden, und vor der im ſiebzehnten Jahrhundert erfolgenden Revolution im Haarputz zeigt ſich das ganze elegante kriegeriſche und gelehrte Europa ſo ziemlich uniform geſchoren.

* M. C. T. Rangonis, de capillamentis, vulgo Parucquen, liber singularis. 1663.

Digitized by Google

Wenn Goethe den Brüsseler Schneider von Egmond sagen läßt: „Der ist gut köpfen," so bezieht sich dies nicht auf das Haar; aber allerdings machte Egmonds und seiner Unglücksgenossen Haarputz keine Vorbereitung auf die fatale Operation nöthig. Im folgenden Jahrhundert, bei Cinqmars und dem jungen de Thou und bei Karl I. von England, hatte der Henker eine gründliche Haartoilette zu machen. Einem Staatsverbrecher aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts brauchte man nur die Perrücke vom geschorenen Haupte zu nehmen, und vor dem Beil der Guillotine mußten die Zöpfe weggeschafft werden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

Fest der Enthüllung der Schillersstatue.

Wir sehen einem Feste entgegen, das in ganz Deutschland die lebhafteste Theilnahme erregen muß, einer Feierlichkeit, die unsere Stadt mit einem der schönsten, großartigsten Denkmäler beschenken wird, welche die Dankbarkeit der christlichen Völker ihren großen Männern errichtet hat. Am 8ten Mai wird die Statue Schillers feierlich enthüllt werden. Der Vorabend seines Todestages mußte gewählt werden, weil letzterer diesmal mit dem Himmelfahrtsfeste zusammenfällt. — Das Publikum weiß, daß der Guß der Statue und der vier Basreliefs längst vollkommen gelungen ist. Nachdem nun im vorigen Jahre und noch während des Winters der Schnitt der Steine zum Fußgestelle vollendet worden, wurde gleich im Februar mit den Substructionen begonnen, und der Aufbau des Piedestals unermüdlich, aber mit größter Sorgfalt gefördert. Es ist heute, den 24sten April, in der Höhe geschlossen worden. Das Fußgestelle ist nach Plan, Material und Ausführung ein ausgezeichnet schönes Werk. Es besteht aus den beiden Hauptgesteinarten unseres Schwarzwaldgebirgs: die fünf Stufen mit Eckquadern aus rothem, eisenschüssigem, sehr hartem Sandstein, das Piedestal selbst aus mächtigen Blöcken eines ziemlich glimmerreichen, in's Fleischrothe spielenden Granits. Der Ton des Gesteins wird gewiß trefflich mit dem der Bronce harmoniren, sobald diese einmal an der Luft den Metallglanz verloren hat. Der Gießer hat es wohl mit allem Recht vermieden, Statue, Basreliefs und Ornamente künstlich zu patiniren, oder gar durch Anstrich die Patine nachzuahmen. Daß das blanke Metall Anfangs einen nicht ganz guten Eindruck macht, kann gar nicht in Betracht kommen, weil es, ganz sich selbst überlassen, sich weit schöner und gleichförmiger beschlägt, und zwar in einer Zeit, welche hoffentlich einen sehr kleinen Bruch derjenigen bildet, welche das Denkmal dauern wird. Die Statue ist, geziert mit den Fahnen Bayerns und Würtembergs, am 20sten April hier angekommen. Sie wurde in allen Städten am Wege freudig begrüßt und geleitet. Stiglmaier ist selbst mit angekommen, um das Einfügen der Basreliefs und die Aufstellung des Bildes zu leiten. Letztere ist am 24sten, gleich nachdem die Deckplatte des Fußgestelles gelegt war, vorgenommen worden. — Mit der Ebnung und Pflasterung des Platzes kann erst nach dem Feste begonnen werden. — Bereits ist man mit den Vorbereitungen auf dasselbe eifrig beschäftigt. Da der Zudrang des Volks von nah und fern gewiß ungeheuer seyn wird, so ist die Hauptaufgabe der Anordner, den ziemlich beschränkten Raum so zu disponiren, daß er die größtmögliche Menge von Zuschauern aufnehmen könne. Aber so wenig ein Vernünftiger erwarten kann, die Statue am Feste gleich im edlen Roste zu erblicken, so wenig darf er, bloß wegen der Bequemlichkeit des Volkes am Enthüllungstage, den Platz, dessen Mitte das Monument einnimmt, geräumiger wünschen. Denn nach dem übereinstimmenden Urtheil aller Kenner ist er für dasselbe nach allen seinen Verhältnissen der passendste Rahmen. — Wir erwähnen nur in aller Kürze der Hauptakte des Festes, um der ausführlichen Beschreibung, welche in diesen Blättern gegeben werden wird, nicht vorzugreifen. — Nach einer, von Kapellmeister Lindpaintner componirten Cantate erfolgt, unter dem Geläute aller Glocken, die Enthüllung. Die Rede wird von Gustav Schwab gehalten, und hierauf das Denkmal von Seiten des Vereins dem Magistrate der Stadt förmlich übergeben. — Ob von der Laune der Witterung begünstigt oder nicht, der Tag wird ein schöner werden, der Deutschlands lang gehegten Wunsch erfüllt.

Zum Schluß noch etwas Zeitgemäßes. Gestern wurde auf hiesigem Rathhause über das bevorstehende Fest debattirt. Das Glockengeläute, als Bestandtheil der Feier, kam zur Sprache. Da erklärte der gesammte, im Rathe sitzende Clerus der Stadt, daß er das Anziehen der gottesdienstlichen Schallmaschinen bei Gelegenheit eines rein außerkirchlichen Aktes, so viel an ihm sey, nimmermehr gestatten könne. Es versteht sich von selbst, daß damit der Gemeinde die Freiheit unbenommen bleibt, mit ihren Glocken zu machen, was sie will. Wir erwähnen diesen Vorfall nur als Stoff zu anmuthiger Controverse. Es kommen dabei folgende Punkte in Betracht: Ist jene Erklärung der Geistlichkeit ein Schrei des zarten Glockengewissens überhaupt, oder hat der Umstand Einfluß darauf, daß, nach der Ansicht mancher Leute, von manchen Leuten mit der Verehrung jenes großen Mannes eine Art von Götzendienst getrieben wird? Ferner: rührte sich jenes zarte Gewissen auch, wenn es sich etwa von der Enthüllung eines fürstlichen Denkmals handelte, wozu das Programm nebst Glockengeläute von Oben vorgeschrieben wäre? Schwerlich, aber die geistliche Logik ist nicht so leicht ad absurdum zu führen; denn in diesem Fall war der Gefeierte vielleicht einst primus episcopus, und dann verstand sich die Cooperation der Kirche von selbst; aber wenn auch nicht, so hängt das Herrscheramt, als von Gott eingesetzt, von selbst mit der Religion zusammen; ein Dichter dagegen u. s. w. Die große Mehrzahl der Stimmfähigen wird jenen Satz vollkommen anerkennen, aber feierlich gegen eine Fassung des letztern protestiren, wodurch auch nur einigermaßen der Schritt unserer Glockenprotestanten gerechtfertigt würde.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 35 und Monatsregister April.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1839.

Mai.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Um Mitternacht. Von Justinus Kerner. 104.
Im Grase. Von Justinus Kerner. 110.
Cantate zum Schillerfeste 1839. Von E. Mörike. 112.
Vor den Liederkränzen gesprochen und den Herrn Stiglmaier und v. Thouret gewidmet. Von Gustav Schwab. 113.
Beim Festmahl am Schillerfest zu Stuttgart. Von Ernst Förster. 114.
Die Taube. Von Ad. Stölting. 118.
Bellerophontes. Von E. Pfizer. 119.
Das tägliche Brod. Von Ph. H. Welcker. 122.
Dem Andenken Schillers. Von Wilhelm Smets. 125.
Der Blinde. Von Emma v. Niendorf. 124.
Kampf und Versöhnung. Von Ludwig Wihl. 128.

Erzählungen.

Der Deutsche in Trastevere. Von Franz Freih. Gaudy. 105. 106. 107. 108. 109. 110. — 112. 113. 114. 115. 116.
Der Saal zu Würzburg. 118 — 122.

Länder- und Völkerkunde.

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland. 107 — 110.

Naturwissenschaftliches.

Nachträgliche Bemerkungen über Daguerre's Erfindung. Von Dr. Nürnberger. 117. 118.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Briefe Wielands aus den Jahren 1752 — 1761. 104. 112. 119. 125.
Moden. 104. 105. 106. — 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130.
Die Enthüllung der Statue Schillers. 111.
Die französischen Assisen. 115 — 116.
Ueber die Quelle, woraus Schiller seinen Gang nach dem Eisenhammer geschöpft hat. Von Prof. F. Weißgerber. 117.
Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten. 120 — 126.
Physiognomie der Emeute. Von J. W. 127 — 130.
Römische Erziehung. 130.

Korrespondenz.

Paris. 104. 105. 106. 107. — 121. 122. 123. — Prag. 106. 107. 108. 109. — Kedongkebo auf Java. 108. 109. 110. — Stuttgart. 110. — 115. 116. 117. 118. — Berlin. 112. 113. 114. — Wien. 119. 120. 121. — Brüssel. 122. — Breslau. 124. 125. 126. 127. — London. 125. 126. — Dresden. 127. 128. 129. 130.

Literatur-Blatt.

Nro. 45.

Lyrische Dichtkunst. 4) Gedichte von Eduard Mörike. — Romane und Novellen. 50) Bilder aus den Niederlanden. Von Louis Lax. Zwei Bände. — 51) Bilder aus der Camera obscura eines Blinden. Von Georg Lotz. Zwei Bände.

Nro. 46.

Französische Geschichte. Geschichte von Port-Royal. Der Kampf des reformirten und des jesuitischen Katholicismus unter Ludwig XIII und XIV. Von Dr. Hermann Reuchlin. Erster Band.

Nro. 47.

Französische Geschichte. Geschichte von Port-Royal ꝛc. (Schluß.) — Lyrische Dichtkunst. 5) Hohenstaufenlieder von L. Bauer, J. Kerner, P. Pfizer, G. Rapp und F. Rückert. Für eine Alt- oder Baßstimme mit Begleitung des Pianoforte. Componirt und den edlen Dichtern verehrungsvoll gewidmet von Fr. Silcher. — 6) Ausländische Volksmelodien mit deutschem und zum Theil aus dem

Digitized by Google

Englischen übertragenen Text, gesammelt und für eine oder zwei Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre gesezt von Fr. Silcher. 3tes Heft. — 7) Rheinische Lieder und Sagen von Adelheid von Stolterfoth. — Bilderwerk. Rheinisches Album, von Adelheid von Stolterfoth. Zehn Hefte mit 30 Stahlstichen.

Nro. 48.

Dramatische Dichtkunst. 1) Sämmtliche Schriften von Joh. Anton Leisewitz. Zum ersten Mal vollständig gesammelt und mit einer Lebensbeschreibung des Autors begleitet, nebst Porträt und Falsimile. — 2) Ferdinand Raimunds sämmtliche dramatische und poetische Werke. Herausgegeben von J. N. Vogl. Vierter Theil. — Die Hermannsschlacht. Drama von Grabbe. Grabbes Leben von Ed. Duller. — 3) A Collection of English Miracle-Plays or Mysteries; containing ten Dramas from the Chester, Coventry, and Towneley Series, with two of latter date, etc. By William Marriot, Ph. Dr. — Romane und Novellen. 52) Novellen und Erzählungen von Hermann von Keyserlingk.

Nro. 49.

Lyrische Dichtkunst. 8) Gedichte von Eduard Vogt. — Neue Reisen. 1) Reise durch Schweden im Sommer 1836. Von Ferdinand von Gall. Zwei Theile. — Romane und Novellen. 53) Die Pilger der Elbe von L. Mühlbach. — 54) The pilgrims of the Rhine by Ed. L. Bulwer. — Mit vergleichendem und erklärendem Wörterbuche. Zweite Auflage.

Nro. 50.

Neue Reisen. 2) Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit. Mit Karten. Herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. 17te Lieferung. Der Geist des Orients, erläutert in einem Tagebuche über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Urquhart. Aus dem Engl. von Dr. Buck. Erster Band.

Nro. 51.

Neue Reisen. 2) Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit ꝛc. (Schluß.) — Lyrische Dichtkunst. 9) Gedichte von Fr. W. Rogge. Dritte vermehrte Auflage. — Schrift für Frauen. Ueber die sogenannte Emancipation der Frauen, nebst Ideen über die dem weiblichen Geschlechte zu gebende Bildung. Von Tinette Homberg.

Nro. 52.

Biographie. Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. Zweiter Band. Mit Niebuhrs Bildniß.

Nro. 53.

Pauperismus. Staatswesen und Menschenbildung, umfassende Betrachtungen über die zunehmende National- und Privatarmuth, ihre Ursachen, Folgen, die Mittel ihr abzuhelfen ꝛc. Von F. H. — BODZ Reymond. Vierter Band. Biographie. Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr. (Schluß.)

Nro. 54.

Pauperismus. — Staatswesen und Menschenbildung umfassende Betrachtungen über die zunehmende National- und Privatarmuth ꝛc. (Schluß.) — Dramatische Dichtkunst. 5) Des Aristophanes Werke, übers. von J. G. Droysen. Dritter Theil. — Neueste Geschichte. 1) Allgemeine Geschichte der Jahre 1830 bis 1838. Von Fr. Bülau, Prof. zu Leipzig. — 2) Taschenbuch des rheinischen Postillon. Erster Jahrgang 1838. — Sagen. Die Volkssagen. Gesammelt von J. D. H. Temme.

Nro. 55.

Dramatische Dichtkunst. 6) Sophokles. Von J. J. C. Donner. — 7) Goethes Iphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt, herausgegeben von Dr. Stahr. — Biographie. Erinnerungen aus meinem Leben, in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. von J. Funk. Erster Band: C. T. W. Hoffmann und F. G. Weyel. Zweiter Band: Iffland und Devrient.

Kunst-Blatt.

Nro. 56.

Israel von Meckenen, Goldschmied und Kupferstecher in Bocholt. Von C. Becker. — Kunstgeschichte und Periegese. (Fortsetzung.) III. Neues allgemeines Künstlerlexikon oder Nachrichten von dem Leben und den Werken der Maler ꝛc. Bearbeitet von Dr. G. K. Nagler.

Nro. 57.

Kunstgeschichte und Periegese. (Fortsetzung.) Geschichte der neueren deutschen Kunst von Athanasius Grafen Raczinsky. Aus dem Franz. übers. von Fr. Heinr. von der Hagen ꝛc. — Neue Kupferstiche und Lithographien. (Fortsetzung.) — 2) Village recruits, nach D. Wilkie von Charles Fox gestochen. — 3) The card players, ebenfalls nach D. Wilkie, gest. von Ch. G. Lewis. — 4) Finden's Royal Gallery of british Arts, 1. Hft. mit Dedication an die Königin Victoria.

Nro. 58.

Ueber die Errichtung neuer Denkmale in Deutschland. — Neue Kupferstiche und Lithographien. (Beschluß.)

Nro. 59.

Christliche Archäologie. Tableau des catacombes de Rome où l'on donne la description de ces Cimetières sacrés, avec l'indication des principaux monuments d'antiquité chrétienne, en peinture et en sculpture, et celle des autres objets qu'on en a retirés, par M. Raoul-Rochette. — Alte und neue Ideen über Malerei.

Nro. 40.

Das neue-spanische Museum im Louvre. — Archäologie. Descrizione di Cere antica ed in particolare del monumento sepolcrale scoperto nell' anno MDCCCXXXVI da S. E. il Sr. Generale Vicenzo Galassi e Rvmmo Arciprete D. Alessandro Regulini, per servire di preliminare illustrazione degli oggetti in esso rinvenuti e collocati nel nuovo museo gregoriano del Vaticano, dell Architetto Cav. Luigi Canina.

Nro. 41.

Das eherne Standbild Schillers. — Persönliches.

Nro. 42.

Die Pariser Kunstausstellung. — Das neue spanische Museum im Louvre. — Persönliches. — Technisches.

Nro. 43.

Die Kunstausstellung in Paris 1839. (Fortsetzung.) — Preisbewerbung. — Kunstausstellungen.

Nro. 44.

Die Kunstausstellung in Paris 1839. (Fortsetzung.) — Versteigerungen. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen.

Digitized by Google

№ 104.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 1. Mai 1839.

— Si modo ego et vos
Scimus inurbanum lepido seponere dicto,
Legitimumque sonum digitis callemus et aure.
Horat.

Briefe Wielands aus den Jahren 1752-1761.

Zürich, 11ten April 1755.

Wissen Sie, daß Kleist bei uns war? Er war ziemlich lange da, aber wir genossen ihn wenig, weil er in näherem Verhältniß gegen einige Leute stand, die sich eine Ehre daraus machen, unsere Antipoden zu seyn. Er ist ein sehr artiger, sehr angenehmer Mann, von einem feinen Geschmack und gutem Herzen. So ist er mir in etlichen Conversationen vorgekommen. — Klopstock ist im Begriff, eine Jungfer Mollerin aus Hamburg zu heirathen. Es ist aber nicht die, von der in der Ode an Gott die Rede war. Sie soll sehr vollkommen seyn, und einer seiner Freunde, Cramer (der Verfasser der Ode von der Auferstehung, im ersten Theil der vermischten Schriften), nennt sie den weiblichen Klopstock. — Eine Ihnen angenehmere Neuigkeit wird seyn, daß wir auf die Michaelmesse drei neue Gesänge vom Messias erhalten werden. — Izt auch etwas vom Noah! Sie erhalten meine Kritik. Da sie aber nicht bis auf einzelne Ausdrücke oder kleinere Vorstellungen und Ausbildungen gehet, so muß ich Ihnen hier wegen einiger, die Sie tadeln, Rechenschaft geben. „Goldgewebte Tage, die mit edler Liebe durchwürzet sind," scheinen Ihnen ein Galimathias, das will sagen, Bilder, die nicht mit einander bestehen können. Denn das ist mein Begriff bei diesem Wort. Wenn Sie sich hieran erinnern, so werden Sie finden, daß, wenn dieser Vers ein Galimathias ist, so ist auch ein parfumirter Brocat ein Galimathias, und dergleichen haben doch die Persianer. Vielleicht kommt in einem künftigen Alter, das so kritisch ist, wie bei uns die lezte Hälfte des 16ten und erste des 17ten Säculums, irgend ein Bentley, und beweißt, daß es, anstatt durchwürzet, durchwürket heißen müsse. Wie leicht kann für ein z ein k gesezt worden seyn! Wenn das nicht genug wäre, so könnte ich noch sagen, daß hier nicht zwei Metaphern, wie Sie sagen, in eine gegossen, sondern nur nahe an einander gestellt werden. — Wegen des Luftschiffes beziehe ich mich auf die Abhandlung vom Noah.

Ihre Kritik über den „Tod im Hinterhalt" scheint etwas mehr zu sagen. Sie haben ohne Zweifel den Milton gelesen, ich meine sein verlorenes Paradies. Dort wird der Tod als ein würkliches (nicht allegorisches) Wesen eingeführt. Das Recht der Poesie, dieses zu thun, hat Herr Bodmer in seiner vortrefflichen Abhandlung vom verlorenen Paradies ausgeführt. Nach diesen Ideen wird hier der Tod eingeführt. Wenn diese Vorstellung einige choquirt, so sind andere, die nicht dadurch choquirt werden. Ich bin unter diesen. Es dünkt mich unbillig, sie für lächerlich zu halten, weil sie von schlechten Scribenten ist travestirt worden, oder weil einfältige

Digitized by Google

Leute sich eingebildet haben, der Tod sey würklich so, wie Poeten oder Maler ihn gebildet haben. Sie haben Recht, man kann reizendere Vorstellungen vom Tode machen. Bodmer hat es bey Mehetabel im vierten Gesang würklich gethan. Beim Sipha hat ihm diese beliebt. Es gefällt mir gar nicht, wenn die Leser einem Poeten verdenken, daß er nicht allemal das Schönste, oder was sie für's Schönste halten, gesagt habe. Man will nicht allemal das Schönste sagen, und man soll es auch nicht. Uebrigens wissen Sie, mein sehr werther Freund, daß es Vorstellungen gibt, die an sich anständig sind, durch Mißbrauch aber mit Nebenbegriffen sind verhunzt worden. Wenn ein Scribent dergleichen Vorstellungen ihr Recht angedeihen läßt, so muß man die Nebenbegriffe, die nicht hinzu gehören, die wir, weil wir's so gewohnt sind, selbst hinzuthun, ja nicht dem Scribenten, sondern sich selbst zur Last legen.

Der Lauder, welcher den Milton mit so alberner Kühnheit angebelfert hat, ist bereits in Engelland widerlegt, beschämt und zur Revocation gebracht worden. Sie können von dem Menschen daraus urtheilen, daß er die lateinische poetische Uebersetzung des verlornen Paradieses, welche ein gewisser Schotte, Wilhelm Hoge, gemacht, für ein Original gibt, das Milton ausgeschrieben habe. — Etliche Aehnlichkeit in Gedanken und Redensarten, oder unvermeidliche Gleichheiten in Sachen, die nur Eine Seite haben, sind diesem Elenden schon genug, den Milton zum Plagiarius zu machen. Wenn man den Masenius, Taubmann ꝛc. nur einigermaßen kennt, so wird man erstaunen, daß sich ein Mensch so weit vergessen kann, einem Genie, wie Milton, zuzuschreiben, daß er solche Schmierer ausschreibe; das ist, als wenn Klopstock Hans Sachsen sollte ausgeschrieben haben. Sie können hieraus sehen, wie weit Gottsched getrieben ist, daß er zu solchen Puerilitäten seine Zuflucht nehmen muß.

Auf den Herbst kommen Werke von Herrn Bodmer und mir heraus, welche Aufsehen machen werden. Wir bestürmen die Deutschen. Da wir zufrieden sind, die richtigen Ideen vom Schönen und Guten erreicht zu haben und nach diesen unser Werk auszuführen, da wir darnach wenig fragen, ob wir gefallen oder nicht, ob wir gelobt oder getadelt werden, weil es uns genug ist, daß wir gefallen sollten und daß die Schuld des Gegentheils nicht unser ist: so sind wir in der That für die Deutschen Leute, aus denen sie sich nicht werden zu finden wissen. Wenn wir durch Lehrschriften und Muster, durch Standhaftigkeit und Muth, die Irrthümer und Vorurtheile zu bestreiten, nichts bey dieser in allen Stücken unglücklichen Nation ausrichten und immer so allein bleiben, wie es scheint, daß wir izo sind, so bleibt uns nichts übrig, als die Freude, so wohl izt, als auch bey der Nachwelt von der großen Zahl ausgenommen zu seyn. Denn von künftigen Zeiten hoffe ich immer, aus Liebe zur Menschheit, daß Deutschland in allen Stücken freyer und glücklicher seyn werde. Ich bin gewiß, daß die elende Staatsverfassung in Deutschland, ich sollte auch noch die mehr als elende Schulverfassung sagen, und der Verfall der Sitten die vornehmste Ursach des Mangels an Geschmack und wahrer Wissenschaft sind.

Es sind uns Arbeiten von der Gesellschaft, die bey Herrn Faber in Tubingen zusammen kommt, vor die Augen gekommen. Ich überlasse diese Puerilitäten der Zuchtruthe des Herrn Hubers. Ich wünsche, daß er sich verbunden achte, alle Welt für dem Verdacht zu warnen, als ob er oder andere brave Leute ein so elendes Institutum und so kindische und abgeschmackte Subeleyen für Sachen ansehe, die zur Ausbreitung der Wissenschaften dienen und einen guten Begriff von Tübingen erwecken sollen. Wieland.

Moden.

(Fortsetzung.)

Die Tracht des sechzehnten Jahrhunderts schloß den Gebrauch falscher Haare natürlich ganz aus; denn am Problem einer Perrücke mit ganz kurzen Haaren möchte selbst die jetzige, so hoch gestiegene Friseurkunst verzweifeln. Dagegen wurde es, ebenso natürlich, Brauch, das kurz geschorene Haupt habituell zu bedecken. In den historischen Suiten von Bildnissen ist dieses sechzehnte Jahrhundert recht eigentlich das Zeitalter der Barrete, Mützen und Calotten. Nie, weder vorher, noch nachher erscheinen die Ablonterfeiten so häufig in Deckelhauben und Haarkappen, wie man es nannte, mit oder ohne Barret. Jene wurden wohl gar nie abgenommen; aber nicht selten war das Barret an die Calotte befestigt, oder vielmehr mit ihr aus Einem Stück, wie sich Jeder von zahlreichen Bildnissen, z. B. der Reformatoren Zwingli, Calvin, Camerarius u. A. erinnert. Diese Form, eine Calotte, über welcher statt des Barrets ein mit Tuch überzogenes viereckiges Stück Pappe schwebt, hat sich bis heute auf den englischen Universitäten als Abzeichen der akademischen Bürger erhalten, und als Symbol, daß der Geist jener Institute nach vollbrachtem Reformationswerk sogleich wieder gefangen genommen werden sollte.

Zum kurzen Haar und spitzen Bart paßte ganz gut der scheibenförmige, sogenannte spanische Halskragen, der fast durch das ganze sechzehnte Jahrhundert von den verschiedensten Ständen getragen wurde. Als aber mit dem Beginn des folgenden siebzehnten die Sitte der langen Haare wieder aufkam, mußte die stehende Kragenscheibe fallen, weil sie den Sturz der Haare aufhielt, und sich

Digitized by Google

in einen liegenden Kragen verwandeln, über dessen Abhang sich die Locken frei herab ergossen. Mit der größern Entwicklung, die man wieder dem Haupthaar gab, beschränkte man den Bartwuchs: man schor Wangen und Kieferränder und ließ nur den Schnurr- und Kinnbart stehen, was einen großen Theil des siebzehnten Jahrhunderts charakterisirt. Diesen Schnitt des Bartes, nebst dem langen, gescheitelten Haar und dem liegenden Halskragen, sehen wir mit dem Beginn des dreißigjährigen Kriegs auch in Deutschland ziemlich allgemein eingeführt.

Diese plötzlich entstandene Mode griff schon weit rascher um sich als hundert Jahre früher die der kurzen Haare, und sie ist schon darum sehr bedeutsam, weil sie die unmittelbarste Veranlassung zur allgemeinen Einführung der Perrücken gab. — Das Ideal der Eleganz war auf einmal, man weiß nicht recht von wo aus, ein von langen, reichen Locken umwalltes Haupt geworden. Nun eignet sich aber einmal nicht jedes Haar, auch wenn es an sich reich genug ist, zu einer solchen Frisur; und dann ist sie sehr schwer in gehöriger Ordnung zu halten: jeden Augenblick kann der Wind, kann irgend ein leidiger Zufall im kunstreichen Gebäude die bedauerlichsten Verheerungen anrichten. Aber auch damals, wie immer, blühte das Geschlecht, von dem Seneca sagt: „sie sehen lieber, daß die Republik in Verwirrung gerathe, als ihr Haarputz;" und so lag es ganz nahe, daß die feinen Leute darauf dachten, die allzu beweglichen Wellen ihres Hauptschmucks in den Schönheitslinien zu bannen. Wenn andernseits die Kahlen oder sparsam mit Haaren Versehenen, unter der Herrschaft der eben verdrängten Mode, ihre Blöße äußerst vortheilhaft mit Barreten und Calotten bedeckt hatten, so sahen sie sich jezt in den grausamsten Widerspruch mit der Mode gesezt, indem es ihnen materiell unmöglich war, ihr zu folgen. So weckte denn die alte Lehrmeisterin der Künste, das Bedürfniß, auch hier die Erfindung, und schnell entwickelte sich die Kunst, fremdes gekräuseltes Haar, oder auch das abgeschnittene eigene so zusammenzunähen, daß es fertig, wie eine Mütze, auf's Haupt gesezt werden konnte. Hat doch die grause Noth in Sachen der Toilette schon zu weit seltsameren Auskunftsmitteln getrieben. So erzählt der oben angeführte Perrückenschriftsteller Rango, um ein Epigramm des Martial zu erklären, wo er von aufgemalten Perrücken zu melden scheint,* zu seiner Zeit habe sich ein armer Maler Strümpfe auf die Beine gemalt.

In Frankreich besonders, das jezt immer mehr den Scepter der Mode an sich riß, wurde nunmehr die Kunst der Perrückenmacherei ausgebildet, und die Sitte der langen und falschen Haare, der sie Anfangs bescheiden gedient, von ihr am Ende zu einer kolossalen Entwicklung getrieben. Indessen der erste bedeutende Handgriff, der erfunden wurde, die Kunst, die Haare zwischen leinene Bänder einzuklöppeln, auf die Weise, wie man noch jezt die Spitzen verfertigt, weist noch auf das alte Modeland, auf Italien zurück; diese Kunst hieß point de Milan, und wirklich zeigt es sich auch, daß schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Perrücken in Italien ziemlich im Gebrauch gewesen seyn müssen; denn verschiedene Synoden eifern dagegen (um's Jahr 1615). Aber die wichtigste Erfindung war das noch jezt gebräuchliche Tressiren, wodurch es erst möglich wurde, dem falschen Haar den Fall des natürlichen zu geben. Diese Kunst (der Zeitpunkt der Erfindung ist nicht genau bekannt) ist bestimmt französischen Ursprungs, und ihr verdankt Frankreich zunächst einen gar nicht unwesentlichen Theil seines Einflusses auf das übrige Europa. Denn man kann es sagen, erst von Einführung der Perrücken datirt sich Frankreichs fast unumschränkte Herrschaft im Gebiete des Geschmacks und der Moden. Diese eleganten Haargebäude waren vorerst nur in Paris oder Lyon zu bekommen, und wenn deutsche Herrn auch schon vorher ihre Kleider aus Paris bezogen hatten, so wurde dies doch erst mit den Perrücken allgemeiner Ton der feinen Welt; und wenn es auch in Deutschland bald einheimische Perrückenmacher gab, die Tausendthaler-Perücke kam doch immer aus Paris. Mit der Bestellung von Franzosen reinen Bluts als Hofperrückiers an deutschen Höfen erlosch auch vollends ganz das uralte Privilegium des Lateins als Hof- und Kanzleisprache; statt der infima latinitas wurden jezt die Phrasen ihrer gallischen Bastardtochter auf deutschen Lippen möglichst zierlich gekräuselt, und in der Perrückenschachtel kam gelegentlich auch die neueste galante Literatur über den Rhein.

(Fortsetzung folgt.)

* Mentiris fictos unguento, Phoebe, capillos,
Et legitur pictis sordida calva comis.

Um Mitternacht.

In der Mitternacht allein
Lieg' ich wach in Finsternissen,
Doch durch diesen Leib zerrissen
Schau' ich überird'schen Schein.

Ja! wie aus des Kerkers Nacht
Einer schaut aus einer Spalte,
Schau ich aus dem Leib und halte,
Himmel! mich an deine Pracht.

Denke: dort gibt's wohl ein Fest,
Dran Gott einen Herzbedrängten,
Wie der Fürst den Eingezwängten,
Gnädig aus dem Keefee läßt.

Justinus Kerner.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Bälle und Conzerte. Lectionszettel der Faculté des lettres. Geographische Gesellschaft.

Die Ballzeit ist längst vorbei, aber die Conzertzeit dauert noch fort. Wenn man einen Preis für die besten öffentlichen Bälle des lezten Winters zu ertheilen hätte, so würde ihn sicher das Théâtre de la Renaissance verdienen; seine Bälle wurden am meisten besucht, wenigstens sah es hier am vollsten aus, obschon der größere Opernsaal wohl mehr Menschen faßte, und es ging hier am lustigsten her. Die Bälle waren einträglicher für dieses Theater, als seine dramatischen Vorstellungen. Man hat zuweilen in deutschen Blättern gefragt, warum in französischen Romanen und Novellen die Pariser Bälle so oft mit Sittlichkeit und Unsittlichkeit in Verbindung gebracht werden, warum man hier auf die Bälle ein Gewicht zu legen scheint, das man in Deutschland nicht begreift. Man muß wissen, daß nach einem Gebrauche, dessen Grund nicht wohl einzusehen ist, auf den Theaterbällen die Damen nur verkleidet und maskirt erscheinen können, daher sie auch fast alle in Dominos auftreten. Dies gibt den Leichtsinnigen unter ihnen Mittel an die Hand, Rendezvous zu bestellen, ihre Geliebten zu sehen und Intriguen anzuspinnen, welche oft ernsthafte Folgen haben, den Hausfrieden stören, Freunde entzweien, die Männer zu Verschwendungen verleiten u. s. w. Auf jenen Bällen machen die Frauen zweideutigen Rufes zuweilen die Mehrzahl aus, und daher werden sie den Unerfahrenen gefährlich. Dem Théâtre de la Renaissance sollen die diesjährigen Bälle eine Summe von beinahe 100,000 Francs eingebracht haben, also weit mehr als alle Dichter und Tonsezer ihm zu verschaffen im Stande waren. — Jezt werden wöchentlich drei bis vier Conzerte von einheimischen sowohl als fremden, besonders aber deutschen Tonkünstlern gegeben. Sie haben aber meistens nur ein sehr beschränktes Auditorium. Unter denselben zeichnete sich das von Dlle. Clara Wieck, der in Deutschland bekannten Clavierspielerin, vortheilhaft aus. Die permanenten Conzerte Valentinos in der St. Honoréstraße mußten aus Mangel an Theilnahme aufhören. Der Unternehmer wollte das Publikum an ernsthafte Musik gewöhnen, und gab daher mehrmal in der Woche Symphonien großer Meister anstatt der Musardschen Tanzmusik, verdoppelte an diesen Tagen aber auch den sonst sehr billigen Eintrittspreis. Dies scheint dem Publikum nicht behagt zu haben, und so ist die Valentinosche Anstalt eingegangen, indeß die Musardsche noch fortbesteht, die sich freilich immer mit einem Franc Eintrittsgeld begnügt. So ist einmal das große, aus Nichtkennern bestehende Publikum. — Nach Ostern haben die öffentlichen Vorträge an der Universität wieder begonnen. Da jedoch, wie bisher, die vorzüglichsten Professoren der Faculté des lettres sich durch Andere ersezen lassen, so gab dies einem kleinen Tagblatt, Le Corsaire, Anlaß, die gedruckte Anzeige der Vorlesungen und Vorträge auf folgende Weise zu parodiren: „Programm der Vorlesungen an der Sorbonne und am Collège de France. Griechische Literatur. Professor Boissonnade wird fortfahren die griechischen Tragödien nicht zu erklären, und am Montag und Freitag nicht zu erscheinen. Lateinische Beredsamkeit. Professor Leclerc wird fortfahren, über Livius, Tacitus, Cicero und überhaupt über diejenigen Schriftsteller, welche zu diesem Cursus gehören, das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Er wird am Donnerstag und am Sonnabend stets abwesend seyn, und die Stunde seiner Vorlesungen pünktlich im Bureau des Journal des Débats (für welches Leclerc philologische Aufsäze liefert) zubringen. Französische Beredsamkeit. Villemain wird fortfahren, die Geschichte der Literatur in Frankreich während der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts nicht aneinander zu setzen, und zu den bestimmten Stunden an der Sorbonne sich nicht einzufinden. Philosophie. Professor Jouffroy wird nach wie vor sich jeder Art philosophischen Unterrichtes am Dienstag und Freitag enthalten. Geschichte der Philosophie. Professor Cousin wird mehr als zuvor fortfahren, am Montag und Sonnabend das Publikum seiner Vorträge zu berauben. An besagten Tagen haben die Studenten sich zur bestimmten Stunde einzufinden. Alte Geschichte. Professor Lacretelle wird fortfahren gar nicht anzufangen. Neuere Geschichte. Professor Guizot ditto. Nota. Diejenigen Candidaten, welche Licenciaten werden wollen, sind zufolge des 61sten Artikels des Statuts vom 16ten Februar 1810 verbunden, wenigstens dreien von diesen Cursen pünktlich beizuwohnen und haben ein von den Professoren ertheiltes Attestat der Frequenz beizubringen." — Am ersten Freitage des Monats hielt die geographische Gesellschaft eine öffentliche Sizung. Seit einiger Zeit fällt es dieser Gesellschaft nicht schwer, immer eine lebende Merkwürdigkeit, einen Löwen, wie die Engländer sagen, dem gaffenden Publikum vorzustellen. Diesmal hatte sie unter Wallachen, Griechen, Türken, Arabern im weißen Mantel mit Kapuze und unter Abyssiniern mit gewaltig dicker Unterlippe zu wählen, denn von allen diesen Völkern gehen jezt lebende Muster in Paris umher. Die Abyssinier hatten den Vorzug erhalten. Dagegen fehlte Salvandy, der Exminister, welcher den Vorsiz bei der öffentlichen Sizung führen sollte; er hatte mit seinen Collegen, den Mitgliedern der Deputirtenkammer, oder vielmehr mit dem ministeriellen Theile derselben zu thun, und mußte diesmal die Angelegenheiten der Erdbeschreibung außer Acht lassen. Man mußte sich also mit einem nicht titulirten Vorsizer begnügen; jedoch gingen die Sachen nicht minder gut von Statten. Jomard, der bekanntlich mit dem Vizekönig von Egypten in Korrespondenz steht, und von dem die meisten günstigen Berichte herrühren, welche über diesen in den Pariser Tagesblättern erscheinen, wenn sie nicht von den bei ihm angestellten Franzosen selbst herrühren, theilte ein Schreiben mit, worin versichert wurde, der Vizekönig sey von seiner großen Expedition im Süden glücklich wieder in der Hauptstadt seiner Staaten eingetroffen, und eine seiner lezten wohlthätigen Maßregeln sey die Abschaffung der schrecklichen Negerjagd, wovon einige Reisende, unter andern Leon Laborde (in der Revue française) neulich einen empörenden Bericht abgestattet. Es ging daraus hervor, daß der Vizekönig jährlich in Nubien eine Menschenjagd anstellen lasse, um sich dadurch eine sichere Anzahl von Negern zu verschaffen, die man mit Gewalt zusammentreibe und im Nothfalle durch Brand aus ihren unterirdischen Schlupfwinkeln scheuche, um sie gebunden nach Cairo zu schleppen und dort als Sclaven zu verkaufen, woraus für Mehemet Ali ein bestimmtes Einkommen erwachse. Nun versichern freilich andere Reisende, man bringe bloß die Negerretruten durch diese Jagd zusammen; aber die Jagd selbst, und die schreckliche Weise, wie sie betrieben wird, gestehen sie ein. Wir werden bald sehen, daß diese abscheuliche Menschenjagd der egyptischen Regierung so wohl behagt hat, daß sie dieselbe bereits bis nach Abyssinien ausgedehnt.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 105.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 2. Mai 1839.

Rom, Stadt der Seel', einsame Mutter du
Verfallner Reiche! O mein Land! Es eilen
Verwaiste Herzen deinem Weichbild zu.

Byron.
Childe Harold.

Der Deutsche in Trastevere.

Romaneskes Genrebild von Franz Freih. Gaudy.

Eberhard an Otto.

21sten November.

Ich schließe diesen in Perugia begonnenen Brief in Rom — — Eine halbstündige Frist verstrich seit jener ersten Zeile. Der Gedanke, von Rom aus zu schreiben, überwältigte mich. Ich warf die Feder weg, riß das Fenster auf und sang in die Nacht hinaus. Otto, erinnerst du dich denn noch recht lebhaft unserer Piranesiabende, jener winterlichen, an denen es uns gelungen war, deinen Vater zum Vorzeigen seiner piranesischen Veduten zu beschwatzen? Weißt du noch, wie ängstlich wir Knaben hinter ihm drein zitterten, wenn er den riesigen, in Maroquin gebundenen Folianten aus dem Bücherschrank hob, den Staub von der Vergoldung blies, das Heiligthum feierlich aufklappte und langsam Blatt für Blatt umschlug? Kannst du dir die heilige Ehrfurcht noch vergegenwärtigen, mit welcher wir die Platten betrachteten, die Trümmer der ewigen Roma, ihre Kirchen und Fontainen, die mit sechs Rossen bespannten Staatscarossen, vor welchen der Läufer einhertrabt und die Herrn mit langen Allongeperrücken sich demüthig verneigen, und wie wir die Unterschriften, welche uns der Papa mit würdevoller Stimme vordeklamirte, voll heimlichen Entzückens nachsummten und uns an den Namenstlängen: Fontana di Trevi, Palazzo Rospigliosi, Arco di Settimio Severo, berauschten; wie uns dein Vater, der alle die Herrlichkeiten mit eigenen Augen geschaut, als ein Wesen höherer Gattung erschien, und wie ich einem Buchhalter, seitdem er einmal so gleichgültig von Florenz und Rom wie von Bruchsal und Rastadt gesprochen, tödtlich verabscheute? So dachte, so fühlte der Knabe; die Aureole, welche sein Auge entzückt hatte, blendete das des Jünglings, seitdem er sich der Kunst zuwandte. Rom, Rom ward sein Feldgeschrei, das alleinige Ziel seines Lebens, seines Träumens. — Ich muß nur kurz abbrechen, sonst gerathe ich auf den besten Weg, zu rabotiren, wie du es nennst, und unsern wechselseitigen Contrakt zu brechen, kraft dessen ich mich anheischig machte, dich in meinen Briefen mit den dir im Grund der Seele verhaßten Exklamationen zu verschonen, und du mich in den deinigen mit den noch weit odioseren Ermahnungen und guten Lehren. Aber das Mittel, um den wild brausenden Strom fein säuberlich und geräuschlos abzuleiten! — Mein Herz ist zu voll. Ich bin von meinem neuen Glück wie berauscht; wie soll ich da viel Vernünftiges schreiben? — — So eben verläßt mich der Cameriere, nachdem er mir die schlanke, viersammige

Digitized by Google

Messinglampe mit ihrem zierlichen Kettenbehänge auf den Tisch gesetzt und mir die felicissima notte gewünscht hat. Ich hätte dem Kerl, trotz seiner häßlichen Zipfelmütze, um den Hals fallen mögen, so entzückte mich sein Abendgruß; er sagte mir ja: ich sey in Rom! Du brummst, ich sey ein Narr — hast vielleicht Recht, Otto. Ich aber danke dem Himmel, daß ich ein solcher Narr seyn kann, und gedenk's auch, so Gott will, zu bleiben. Du nennst es Narrheit, ich anders — um Worte wollen wir und nicht streiten.

Ich hatte mir meinen Einzug in Rom so herrlich ausgemalt, sah mich im Geist von der Höhe bei Baccano hernieder rollen und den Vetturin nach dem Horizont weisen, hörte ihn das elektrische: Ecco Roma! rufen, sah die in der Morgensonne glühende Peterskuppel auftauchen und alle die mir im Bilde längst schon bekannten Tempel, sah mich rasch an den alten Meilensteinen vorüberfliegen, über mir den göttlichblauen, wolkenlosen Himmel, vor mir das in Sonnenglanz gebadete Rom — das war nun so ein Jugendtraum. Du weißt am besten, wie ich nicht von den vom Glück am meisten begünstigten Sonntagskindern bin, und daß der Teufel eine spezielle Aufmerksamkeit besitzt, auf alle meine Unternehmungen durtig den Schwanz zu legen. Nachdem seine Kunstgriffe, mir die Römerfahrt zu vereiteln, erschöpft waren, that er wenigstens sein Möglichstes, um meinen Triumphzug zu verkümmern.

Frühzeitig brachen wir von Civita-Castellana auf. Es war noch dunkel. Der Regen sprühte fein und schauerig hernieder und ein kalter Wind schnob durch die öden, nur spärlich von den flackernden Lampen der Madonnenbilder erleuchteten Gassen. Dann und wann erhob ein Hund sein klagendes Geheul auf der Schwelle, oder die Rosse schüttelten klirrend ihr Schellengeläut; in der Stadt aber regte sich Niemand. Der Vetturin spähte ungeduldig durch die Nacht, denn er erwartete noch zwei Reisende nach Rom, einen geistlichen Herrn und eine Donna, murmelte dann eine halblaute Verwünschung über die Säumigen in den Bart und umwickelte seine Schenkel mit zottigen Ziegenfellen gegen den Regen. Endlich flog ein Laternenschimmer über das naße, glänzende Pflaster; die Erwarteten erschienen. Der Abbate pflanzte sich ohne Umstände auf meinen Sitz im Fond; ich war nur froh, daß es endlich vom Flecke gehe, und nahm zur Seite der Donna den Rücksitz ein. — Als wir Monterosi erreichten, hämmerte es. Von den Scheiben der Kutschfenster rann perlend der Regen; der Nebel ließ kaum zehn Schritt weit sehen; der Vetturin verwaledeite Pferde, Weg, Reise und Reisende — es war eine melancholische Fahrt. Mir gegenüber saß eine Reisemütze und Patentregenmantel; dahinter mochte wohl der Engländer stecken, mit welchem ich von Florenz gereist war. Ich hatte auf der ganzen Tour nur die Worte: sporcheria, coglioneria und seccatura von ihm gehört; heute verstummten auch diese. Die Italienerin hatte sich fest in ihr Tuch gewickelt und schlief. Der Priester zog bei Anbruch des Tags das Brevier hervor und las, leise murmelnd, die Morgengebete. Endlich senkte er das schwarze Büchlein wieder in die Tasche und begann die Conversation, fragte, ob ich in Rom schon bekannt, ob ich Künstler sey und woher des Landes. Die neugierigen, zudringlichen Fragen drängten sich rasch auf einander. Bald wollte er wissen, ob's bei uns zu Lande kalt sey, bald, ob ich mich zur alleinseligmachenden Kirche bekenne, und als ich ihm letzteres bejahte, ob ich auch keine der neuern ketzerischen Ansichten theile. Es war einer von jenen zähen Fragern, die weder Schweigen, noch mürrische Antworten von der Fährte abbringen; eine widerwärtige Physiognomie, kleine, bewegliche, pfiffigschlaue Augen, sinnlich-lüsterne Lippen, schlaffhängende Wangen: mir versetzte die fatale Erscheinung die Lust. So kamen wir nach Baccano. Ich ließ ein Fenster herunter, ob ich Rom sehen möchte; eine lange, dürre Kralle streckte sich aus dem Patentregenmantel und zog die Scheibe wieder herauf. Die junge Italienerin neigte ihr schlafendes Haupt auf meine Schulter. Das Tuch, welches sie bisher verhüllt hatte, glitt hernieder. Zum erstenmal schaute ich ihr unverschleiertes Antlitz — ein herrlicher Kopf. Der runde Strahlenkamm schien nur mühsam das schwarze glänzende Haar zusammenhalten zu können. Die langen dunkeln Wimpern, die steilrechte Nase, die scharfgeschnittenen, entgegenblühenden Lippen, der bräunliche Teint verkündeten die Römerin. Der mir aus Bildern sattsam bekannten Tracht zufolge mochte sie ein Bürgermädchen seyn. Die Art, wie das Halstuch vorn in das Mieder gesteckt und auf dem Nacken in zwei Schleifen gebunden war, die Korallenschnüre und schweren Goldohrringe sprachen für die Minentin. Sie senkte mehr und mehr ihr Köpfchen; bald ruhte es auf meiner Brust, ich konnte mich nicht rühren. Ich wollte mir die lieblichen Züge recht einprägen, um sie dereinst im Bilde wieder gestalten zu können; da störte mich aber der Priester wieder mit seinen Kreuz- und Querfragen, und fing, als diese nicht mehr verfangen wollten, an, mir die Namen der mächtigen Trümmer, an denen wir vorüberfuhren, aufzuzählen: jetzt das Kastell Jula Farnese, das auf den Ruinen des alten Veji erbaut seyn soll, dann wieder der Thurm delle Cornacchie, das sogenannte Grabmal des Nero; ein jeder Klang durchzuckte mich wie ein elektrischer Schlag. Am liebsten hätte ich aufspringen mögen, und durfte es doch nicht, um nicht das schöne schlafende Kind zu stören; und dann fühlte ich wieder das leise Athmen ihres Busens — ich hätte die süße Last um keinen Anblick in der Welt hingegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Moden.

(Fortsetzung.)

Die Krieger und Staatsmänner des dreißigjährigen Kriegs sehen wir noch durchaus in langem, aber unzweideutig natürlichem Haar abkonterfeit. Ja, wie in unserm Säculum der Zopf und die Puderfrisur an manchen ehrwürdigen Schädeln noch lange in das Reich der Titusköpfe hereinragte, so sieht man dort hie und da einen im altmodischen kurzen Haarschopf und dem vollen Spitzbart; namentlich ist dies bei den Geistlichen der Fall, auf welches Verhältniß wir sogleich kommen werden. Da nun aber einmal langes, gelocktes Haar das tyrannische Ideal der Zeit war, so konnte es auch bei uns nicht fehlen, daß die Sitte, falscher, künstlich frirter Haare sich zu bedienen, von den beiden Endpunkten der männlichen Lebensalter gleichmäßig vordrang und einerseits durch die Geckenhaftigkeit der Jugend, andernseits durch die Nothdurft des Alters, das noch grün seyn will, verbreitet wurde. Doch bis gegen den Schluß des dreißigjährigen Kriegs sind in Deutschland die Spuren von Perrücken, welche sich etwa in der Literatur oder auf Monumenten finden, jedenfalls sehr selten. Es fehlt zwar in den fürstlichen Archiven der Zeit nicht an Pariser Schneiderrechnungen, aber von Perrücken kommt nichts vor, da doch Ludwig XIII. von Frankreich, und mit ihm gewiß auch ein Theil seines Hofs, bestimmt schon im Jahr 1622 falsche Haare trug. Bis zum Jahr 1650, und noch etwas später, sieht man die deutschen Fursten fast durchgängig mit eigenem langem, schlichtem oder natürlich gelocktem Haare, und mit dem Knebel- und Zwickelbart bei glatten Wangen, abgebildet. Die prächtigen Perrücken der französischen und spanischen Gesandtschaften mochten indessen zu Münster und Osnabrück nicht wenig imponirt und manchem jungen deutschen Botschafter schlaflose Nächte gemacht haben. Aber allerdings wurde die eigentliche Perrückenordonnanz von Frankreich auch erst um die Zeit erlassen, als die Flammen des schrecklichen Kriegs ausgewüthet hatten, als die Grundlagen des neuen europäischen Staatsrechts fürsichtig gelegt und das Gleichgewicht von Europa mit der Bleiwage abgemessen war. Ludwig der Große hatte in seiner frühen Jugend eine starke Abneigung gegen falsche Haare; als er aber in's Alter der Galanterie trat, sezte er selbst eine Perrücke auf, und damit begann die Eruption des Vulkans, der in ganz kurzer Zeit Millionen Perrücken über ganz Europa schleuderte. Das Jahr dieses Ereignisses ist nicht genau bestimmt; so viel dient aber als Anhaltspunkt, daß Ludwig XIV. im Jahr 1655 acht-und-vierzig Chargen von Hofperrückiers schuf. Dieses Jahr bildet auch für Deutschland ungefähr die Grenzmarke, diesseits welcher die Perrücken auf den Bildnissen vornehmer Männer ebenso allgemein sind, als sie jenseits derselben selten waren. Der neue Status des heiligen römischen Reichs konnte mit keinem besseren Wahrzeichen inaugurirt werden; die frisch gewonnenen Majestätsbegriffe symbolisirten sich prächtig in den Wolken der blonden Staatsperrücken, und der erste Ausfluß der zu Osnabrück garantirten Hoheitsrechte war die Ereirung von deutschen Hofperrückenmachern.

Wie indessen immer und überall die süße Jugend der Kukuk ist, der lärmend einen neuen Modelenz ankündigt, so war auch bei uns die Perrücke eine Galanterie feiner junger Leute, ehe sie Staatstracht wurde. Dies geht namentlich aus den „satirischen Gesichten" des bekannten Philander von Sittewald hervor, deren erste Ausgabe vom Jahr 1618 ist. Im „Venusnarren" beschreibt er Stutzer, „die sich insgesammt einbildeten, daß sie die schönsten, wohlgestaltetsten, lieblichsten Kerls auf Erden wären: der eine trug eine große gekräuselte Parrucque oder gemachtes Haar ꝛc." — Im „Alamode Kehraus" heißt es unter Anderm: „Diese lange Haare also herunterhangend, sind rechte Diebshaare, und von den Welschen, welchen umb einer Missethat oder Diebstücks willen irgend ein Ohr abgeschnitten, erdacht worden, damit sie mit den Haaren es also bedecken möchten. — Und ihr wollt solchen lasterhaften Leuten in ihrer Untugend nachäffen? ja oft eurer eigenen deutschen Haare euch schämen? Wollt hingegen lieber eines Diebs oder Galgenvogels Haar euch auf den Kopf setzen lassen? Aber wer sich seines eigenen Haares schämt, der ist nicht werth, daß er einen Kopf hat." — „Bist du ein Deutscher? warumb denn mußt du ein welsch Haar tragen? Warumb muß das Haar also lang über die Schultern herabhangen? warumb wilstu es nicht kurz beschneiden auf deutsche Weise?" — Man sieht, auch damals galt eine Sitte, in die man sich hineingelebt, für natürlich. Der Sittenprediger nimmt die kurzen Haare geradezu als „deutsche Weise" in Anspruch; er weiß oder bedenkt nicht, daß hundert Jahre zuvor die deutschen Eleganten ihre hängenden Kolben, der italischen und flandrischen Mode zulieb, abgeschnitten hatten.

Um die genannte Zeit war auch schon die Benennung Perrücke allgemein, ein Wort, das den frühern Etymologen viel zu schaffen gemacht hat. Viele Schriftsteller des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gaben sich große Muhe, es aus den verschiedensten Sprachen, besonders aber aus dem Griechischen abzuleiten, und förderten mit großer Gelehrsamkeit die wunderlichsten Hypotheſen zu Tag. Aber der Berliner Friedrich Nicolai hat zu Anfang dieses Jahrhunderts bewiesen, daß das Wort perruque, celtischen Ursprungs, durch die ganze

Digitized by Google

mittlere Zeit in Frankreich ein natürlich langes und starkes Haar bedeutet hat. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts nannte man daher das falsche künstliche Haar fausse perruque, bald aber perruque schlechtweg, und wie es oft in ähnlichen Fällen geht, so wurde durch das rasche Umsichgreifen der Perrücken die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ganz verdrängt. Durch parodische Umkehrung nennt man wohl überall in Deutschland ein natürliches, starkes, langes, besonders gelocktes Haar eine Perrücke.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Geographische Gesellschaft. Abyssinien. Demidoff.

Man hatte, wie es scheint, dem Vizekönig vorgestellt, daß mehr Neger durch jene Jagd umkämen, als eingefangen würden, und daß alle Familien aus den bewohnten Gegenden in die wilden Gebirge, Höhlen und Wälder flöhen, um den unbarmherzigen egyptischen Verfolgern zu entgehen, die, wenn sie einigen Widerstand fanden, auf eine ganze Familie losschossen, und zuweilen mehr Menschen tödteten, als einbrachten. Dies hat dem Vizekönige nicht recht geschienen und auch nicht einträglich, und daher soll nun die Negerjagd eingestellt werden. — Nachdem noch andere Korrespondenzen der geographischen Gesellschaft mitgetheilt, die vielen ihr gemachten Geschenke an Büchern und Landcharten erwähnt, und Preise an die Reisenden Texier, Tamisier und Combes (leztere aus Abyssinien kommend) vertheilt worden waren, begannen die Vorlesungen. Zuerst hatte Dabbadie seinen Bericht über seine Reise nach Abyssinien zu verlesen. Wenn Abyssinien jezt nicht so bekannt wird, als Frankreich, so ist es wahrlich die Schuld der Reisenden nicht; denn sie folgen schnell aufeinander. Combes und Tamisier waren kaum zurück, als Dabbadie abreiste; eben ist dieser angelangt, und nun begibt sich schon ein anderer Reisender, Namens Lefevre, auf den Weg. Dabbadie konnte freilich mit seinen geringen Hülfsmitteln nicht viel ausrichten, und ist nicht weiter als Gondar gekommen. Dieser Mann, der im südlichen Frankreich auf der Grenze Spaniens geboren ist, meint, bei der Empfänglichkeit der Einwohner für Aufklärung werde die Civilisation Abyssiniens leicht zu bewerkstelligen seyn. Auch vortheilhafte Handelsverbindungen ließen sich mit dem Lande anknüpfen. Indessen scheint doch aus seinem eigenen Berichte hervorzugehen, daß von allen europäischen Waaren Schießgewehre und Pulver den besten Absatz finden. Leider verhält es sich so in allen Welttheilen, und was die barbarischen Völker am liebsten von den gebildeten und erfindungsreichen Europäern annehmen, sind die Werkzeuge, welche sie in Stand setzen, ihre Nachbarn und Feinde zu decimiren. Dabbadie ist von der Küste des rothen Meeres nach Gondar gelangt, hat, wie beinahe alle Reisenden, in Abyssinien Hunger und Durst gelitten, ist stark geprellt worden, und lobt dennoch den Charakter der Einwohner, besonders der Gallas. Gondar lag in Trümmern, war jedoch noch der Sitz eines bürgerlichen, sowie eines geistlichen Oberhauptes. Die beiden Herren klagten sehr über die auf Befehl des Vizekönigs von Egypten angestellten Menschenjagden, und konnten nicht begreifen, wie die christlichen Fürsten Europas zu dieser Christenverfolgung stillschweigen, und nicht den geringsten Schritt thun, um dem Unwesen zu steuern. Sie glauben vermuthlich, die Diplomatie habe Zeit, sich mit so weit entlegenen Dingen abzugeben, da sie in der Nähe schon hinlänglich zu thun hat. Dabbadie freute sich, aus dem von Jomard der Gesellschaft mitgetheilten Schreiben so eben ersehen zu haben, daß die Menschenjagd nun doch wirklich eingestellt werden solle. Wenn es damit nur seine Richtigkeit hat! Ferner stellte der Reisende den mitgebrachten Abyssinier mit der dicken Unterlippe vor, welcher der Sohn eines reichen Einwohners seyn soll, und ihn aus bloßer Lust, Europa zu sehen, begleitet hat. Dabbadie hoffte, dieser junge Mensch, der sich in Europa ausbilden wolle, werde dazu beitragen, seine Landsleute mit europäischer Bildung vertraut zu machen. Dazu wird aber mehr als ein Abyssinier erforderlich seyn. Vor mehreren Jahren hatte einer den Einfall, ethiopische Kinder (wahrscheinlich auf dem Sklavenmarkte aufgekauft) nach Frankreich kommen zu lassen, in der Hoffnung, sie später als Werkzeuge der Civilisation der Ethiopier zu gebrauchen. Man sah die Kleinen eine Zeitlang in Paris herumstreichen; ich weiß aber nicht, was später aus ihnen geworden ist, wahrscheinlich keine Missionäre der Volksbildung. Indessen ist es doch gut, daß Verbindungen mit Abyssinien angeknüpft werden, und da das Land, so verwildert es auch aussieht, im Grunde doch christlich ist, so sollte man glauben, daß es hier leichter sey, Bildung zu verbreiten, als in andern afrikanischen Staaten. — Nach Dabbadie trat der russische Graf Demidoff auf, und unterhielt uns mit einem, freilich höchst langen Kapitel seiner Reisebeschreibung durch die Wallachei. Einige Tageblätter haben aus Höflichkeit versichert, dieses Bruchstück habe Niemanden unter den Zuhörern zu lang geschienen. Die Wahrheit aber ist, daß während der langen Vorlesung über die Hälfte der Zuhörer davon ging, und daß sie einen andern Reisenden verhinderte, uns von Madagascar zu unterhalten. Was Graf Demidoff vortrug, war jedoch, wo nicht ganz neu, denn in der Wallachei lassen sich nicht viele Entdeckungen mehr machen, doch sehr anziehend, indem er, als russischer Edelmann, mit den angesehensten Männern des Landes in Berührung gekommen war und daher manches Persönliche berichten konnte. Den Fürsten Ghika lobte er sehr; er schilderte eine Sitzung der Repräsentantenkammer, die dreiundvierzig Bojaren in sich faßt und, wie es scheint, so ziemlich von der Regierung abhängt, auch großentheils aus öffentlichen Beamten besteht. Demidoff sprach von den Bällen zu Bucharest, wie lustig sie seyen, wie sehr man sich auf denselben vergnüge, und welche Schönheiten man darauf antreffe. Er fügte hinzu, das Volk sey glücklich, daß es sich noch so belustigen könne, und es sey zu wünschen, daß es lange in diesem Zustande bleibe.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 106.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 3. Mai 1839.

Il devrait être défendu très-expressement et sous de grandes peines à tous ecclesiastiques de porter de perruques, ni petites ni grandes, ni tours, ni demi-tours, ou des coins de cheveux étrangers.

Jean Baptiste Thiers.
Histoire des Perruques. 1690.

Moden.

(Schluß.)

Eine der ergötzlichsten Episoden aus der Jugendgeschichte der Perrücken sind die Verfolgungen, denen sie von Seiten der Geistlichkeit ausgesezt waren, und der Streit, der darüber unter der lezteren selbst entstand. Der Hauptschauplatz dieses Kampfes waren die protestantischen Niederlande; auch in Deutschland fand er Wiederhall, und nur der schreckliche Krieg erklärt es, daß die deutschen Theologen bei einem so herrlichen Stoff die holländischen das große Wort führen ließen. Fast alle niederländischen Synoden schleuderten von 1640—44 den Bann wider alle Prediger und Predigtamtscandidaten, welche lange, oder gar falsche Haare tragen würden; dies wurde oft auch auf die Laien ausgedehnt und als Axiom festgestellt, daß man nur mit dem altmodischen kurzen Haar und langen Bart den engen Weg der Seligkeit betreten könne. Darüber entstanden vielfältig Beängstigungen unter den Schwachen, welche ihren neuen Haarschmuck behalten und doch das Paradies nicht verlieren wollten, ja ernstliche Unruhen. Aber bald traten auch unter den Theologen, namentlich unter den Leidnern, Vertheidiger der gestuzten Bärte und der langen Haare auf, der natürlichen nämlich, denn in der Verdammung der Perrücken waren fast Alle einig. Darüber entspann sich die hizigste Controverse zwischen den Fakultäten zu Leiden und Utrecht, in der eine Masse der wunderlichsten Streitschriften gewechselt wurde.

Schon die Kirchenväter hatten heftig gegen die Sitte der falschen Haare geeifert, der namentlich seit dem Verfall des römischen Reichs feine Leute beiderlei Geschlechts allgemein ergeben waren. Der schlagendste Grund war der vom h. Cyprian angeführte: „Gott werde die, welche das Haar färben oder gar Perrücken tragen, am jüngsten Tag nicht erkennen wollen, weil er sie nicht mehr als sein Werk und sein Ebenbild finde.“ Bereits heidnische Poeten hatten satirisch ähnliche Gedanken ausgesprochen; so sagt Martial: „Die Göttin der Unterwelt weiß wohl, daß du grau bist, und wird dir die Maske vom Haupte reißen.“ * Ganz in derselben Weise argumentirten nun gegen die Perrücken die frommen Anhänger der alten, im Geruch der Ehrwürdigkeit stehenden Mode, die ihrerseits ein Jahrhundert früher ganz leichtfertig gewesen war.

Es soll bei dieser Gelegenheit noch darauf aufmerksam gemacht werden, wie die Geschichte der Perrücken

* — — scit te Proserpina canum,
Personam capiti detrahet illa tuo.

Digitized by Google

an ihren beiden Endpunkten die Geiſtlichkeit in ihrer äußern Haltung im ſcheinbar ſeltſamſten Widerſpruche mit dem Zeitgeiſte zeigt. An der Wiege der Perrücken wollten ſich die Begriffe Geiſtlicher und Perrücke gar nicht vereinigen laſſen; aber ſpäter verſchmolzen ſie um ſo inniger, und als die Perrücken ſich ihrem Grabe zuneigten, waren jene Begriffe ſo innig vermählt, daß ihre Scheidung am Ende des vorigen und zu Anfang dieſes Jahrhunderts nur unter vielfachem Skandal erfolgte. Die Diener Gottes, welche ſich zuerſt erkühnten, wieder ihr eigen Haar zu tragen, unterlagen ganz denſelben Bannflüchen von Seiten der Perrückenträger, wie damals jene, welche angefangen, ihr Haupt mit falſchen Locken zu ſchmücken, von Seiten der Zeloten in geſtutztem Haar, langem Bart und Scheibenkragen.

Näher betrachtet, erklärt ſich dies ſehr leicht aus dem Geruch der Frivolität, des Weltſinns, ja der Sündlichkeit, der allen Lärm machenden Reformen in der Tracht anklebt. Nun verlangt man aber vom Geiſtlichen eine gewiſſe antiſeculare Ehrwürdigkeit in der äußern Erſcheinung. Was aber, neben einem eigenen Standeskoſtüm, vorzüglich die Idee des Ehrwürdigen weckt, das iſt die Tracht, der die den Eitelkeiten dieſer Welt Alters halben Abgeſtorbenen treu geblieben ſind. So verlangte das Auge und die Einbildungskraft von den Geiſtlichen jedes Alters immer, wo nicht eine eigentlich alterthümliche, doch eine gewiſſermaßen altväteriſche Tracht. Unter dieſen Umſtänden kamen ſie ſo ſehr ſchwer in die Perrücken hinein, ſo lange dieſe eine Galanterie waren, und als alle Weltkinder ſie weggeworfen hatten, konnten ſie faſt nicht wieder herauskommen. Um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts ſollten ſie ſich denen aſſimiliren, welche zu Anfang deſſelben im geſchorenen Kopf der Welt und ſich ſelbſt ſo wohl gefallen hatten, und am Ende des achtzehnten verlangte man, ſie ſollen als Zeichen der Würde einen Hauptſchmuck tragen, der der Kinder Spott geworden war.

Nachdem wir die Geſchichte des Haarputzes bis zur glorreichen Thronbeſteigung der Perrücke fortgeführt, brechen wir ab, um den Artikel nicht zu ſehr auszudehnen. Wir nehmen in einem folgenden den Faden wieder auf, durchgehen vollends raſch die Region der Perrücken, und gelangen durch die Zeichen des Zopfs und des Haarbeutels zu der jetzigen Conſtellation.

Der Deutſche in Trastevere.

(Fortſetzung.)

Wir rollten über Ponte Molle. Das Mädchen erwachte von dem Geraſſel der Räder auf dem Brückenbogen, rieb ſich erſtaunt die verſchlafenen Augen, ſah mich fragend an und wurde roth. Bald aber war alle Verlegenheit verweht; ſie klatſchte in die Händchen vor Freude, daß ſie wieder den Tiber ſehe und nun gleich in dem herrlichen Rom ſey, fing an, dem Prieſter eifrig eine Geſchichte zu erzählen, brach ab, kramte haſtig in ihrem Leinwandbündelchen, zog den kleinen Spiegel hervor, fing eine neue Geſchichte an und lachte wieder hell dazwiſchen; da war mit einem Male Luſt und Leben in unſerer Vettura. Sogar der Engländer ſchien von der hellen, klaren Stimme aus ſeinem Winterſchlaf geweckt worden zu ſeyn und ſchob aus der Mantelſpalte ein ewig langes Kinn hervor. Das Mädchen hatte die ſchönſten Augen von der Welt, ſo fein geſchnitten, ſo tief und zärtlich glühend, und doch war das Feuer durch einen feuchten Schimmer geſänftigt.

So kam ich, als die Dämmerung ſchon eingebrochen war, nach Rom, ich wußte ſelber nicht wie. Das abſcheuliche Wetter dauerte noch immer fort. Der Wagen hielt vor dem, zum Zollhauſe entwürdigten, herrlichen Tempel des Antonin. Auf der Piazza di Pietra flackerte ein Strohfeuer, durch welches die Buben luſtig ſprangen, und bei ſeinem rothen Schimmer ſtiegen die alten Marmorſäulen wie Rieſengeiſter aus der Erde herauf. Da war aber nicht Zeit zum Schauen und Staunen; der ganze Plunder der Reiſefatalitäten ſtürzte auf mich ein: Felleiſen mußten abgepackt und aufgeſchnallt, heißhungrige Zollbeamte beſchwichtigt, Laſtträger gedungen, Bettler abgefertigt werden. Ich ſah mich nach meinen Reiſegefährten um — ſie waren in dem Gedränge verſchwunden, nur der lange Engländer ragte noch wie ein Leuchtthurm aus einem Troß zudringlicher Lumpe hervor und deklamirte ihnen näſelnd ſeine drei inhaltsſchweren Worte: seccatura, coglioneria und sporcheria vor.

Erſt als ich wieder auf meinem Zimmer allein war, glaubte ich aus dem wirren Traum zu erwachen. Ich fand mich faſt verwundert an dem vier-und-zwanzig Jahr lang erſtrebten Ziel. Das heute Erlebte war ſo himmelweit von dem Erträumten verſchieden, das Bedeutende mir in ſo alltäglicher Begleitung erſchienen, daß ich wie irre an ſeiner Wahrheit wurde. Ich mußte mir wieder und immer wieder vorſagen, daß ich wirklich in Rom ſey, um's ſo recht zu glauben. Dann aber brach auch der Jubel um ſo unaufhaltſamer aus. Was hätte ich darum gegeben, dich oder eine andere liebe Seele hier zu haben! Ihr aber, ihr armen Menſchenkinder, ihr ſitzt fröſtelnd in eurem nebligen Deutſchland hinter'm geheizten Ofen, ihr ſteckt im November tief, tief im Winter — und ich, ich bin in dem göttlichen Rom. Eine ſommermilde Luft zieht durch das geöffnete Fenſter, die Wolken haben ſich verzogen, einzelne Sterne blieben am Himmel — da hatte ein Anderer im Zimmer aus.

Digitized by Google

Es ist fünf Uhr in der Nacht nach italienischer Zeitrechnung, zehn nach der unsrigen. Ich bin von meinem Ausflug zurückgekehrt. Ich irrte ein paar Straßen auf's Ungewisse hin auf und ab. Vor den Madonnenbildern an den Häusern brannten zu Ehren der Adventszeit doppelte Reihen Kerzen, flimmerten neue Sträuße von buntem Papier und Flittergold. Ich kam an einem großen Palast vorüber. Karossen mit Windlichtern rasselten donnernd durch den Säulengang des Hofes, in welchem der Flußgott seine Urne in das Marmorbecken schüttete. Ein verhülltes Weib lehnte sich in den dunkelsten Winkel und sprach kaum hörbar die Vorübergehenden um ein Almosen an. Ich warf mich in eine Seitengasse, unstet, führerlos. Die Straße ging bergauf, bergab. Durch die offenen Thüren sah ich das Volk um den Herd sitzen, die kräftigen Männer mit den aufgekrempten spitzen Hüten und dem bunten, gezipfelten Schnupftuch im Nacken, die Frauen mit der Silbernadel in den Haaren. Die schilfumflochtene Flasche stand auf dem Tisch, der dampfende Kessel über dem Feuer. Lautes Gelächter schallte aus den Osterien, dann und wann rauschten Mandolinenklänge dazwischen und das Ritornell verhallte aus der Ferne. Da hörten die Häuser und Laternen auf; ich hielt auf einem weiten, nachtschwarzen Platze. Einzelne Säulen ragten in die Luft, ein riesiger Bogen tauchte aus dem Schutt auf — ich stand auf dem alten Forum, ich wandelte auf der heiligen Straße. Mir fiel eine Felsenlast von der Brust. Ich muß dir's nur gestehen, Otto, während ich dir schrieb, überfiel mich eine tödtliche Angst, ich könne doch wohl noch plötzlich aus Rom gerissen werden, ohne auch nur das Mindeste von seiner alten Herrlichkeit geschaut zu haben. Es war wohl recht kindisch, aber darum nicht minder wahr; schleppen die Menschen doch alle einen oder den andern Milchzahn mit in's Grab. Nun aber war ich beruhigt und still-selig. Es war der Momente einer, wie sie im ganzen Leben, der Aloe gleich, nur einmal aufblühen, nie wieder. — Das Forum war leer und verödet; der Wind strich durch die dürren Zweige der Ulmen, welche jezt die via sacra einfassen, und jagte das Gewölk von Stern zu Stern. Von einem nahen Klosterthurm schallte die Sterbeglocke in feierlichen, gemessenen Pausen, und von der einsamen, unter dem Bogen des Friedenstempels glimmenden Lampe herüber der monotone Zahlenruf der Morraspieler. Ich durchschritt den Triumphbogen des Titus, die Wölbungen des Coliseo — ein päpstlicher Soldat trat mir mit gefälltem Bajonet entgegen und wehrte den Eintritt. Er ist des Raubgesindels wegen nur bei Mondschein gestattet. Mir entschlüpfte ein halblauter Ruf des Unmuths. Der Soldat ließ das Gewehr sinken und rief im echtesten sächsischen Dialekt: „Ei, du mein Herr Jesus, da sind wir ja Landsleute!" Er sey aus Jena gebürtig, erzählte er, und betrübter Zustände halber, wie er's nannte, gezwungen worden, sich bei den Päpstlichen anwerben zu lassen; er hab's aber längst satt und ziehe, sobald die Kapitulation um sey, nach der Heimath zurück. Bald darauf kam die Ablösung. Seine Wachtzeit war abgelaufen, er durfte nach Hause gehen und bot sich mir zum Begleiter an. Sein Gespräch war eine fortwährende Klage, wie das Volk so boshaft, wie aller Wein verfälscht, gutes Bier aber nirgends zu haben sey; da lobe er noch sein Jena. Es war mir eine tragikurrile Empfindung, die deutsche Vetter-Michelnatur ihren kleinen, gemeinen Jammer unter den Trümmern des ewigen Roms auseinander zerren zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, April.

Kunstausstellung.

Die heurige Kunstausstellung in der Akademie bildender Künste ist vorzüglicher als sie seit Jahren war, und alle Besucher werden gewiß mit derselben zufrieden seyn, welche nicht etwa den lobhudelnden Vorbericht eines Mannes, der gar keine Idee von der Malerkunst zu haben scheint (in der Bohemia), gelesen haben. Das schönste Bild der ganzen Ausstellung ist freilich ein fremdes: Bewegte See, von Copleys Felding in London, und wenn wir gleich nach demselben unsern Führich nennen, so glauben wir dies mit der Ueberzeugung vertheidigen zu können, daß er von allen einheimischen Künstlern die reichste Phantasie hat, wenn er sich gleich manchmal arge Verstöße in der Zeichnung, zumal aber in der Perspective zu Schulden kommen läßt. In seinem großen Tableau: Trauernde Juden („Wir hingen unsere Harfen an die Weiden der Bäche Babels und weinten, Zions eingedenk"), ist, abgesehen davon, daß sich hier mancher Kostümfehler eingeschlichen, eigentlich nur der rechts sitzende Alte charakteristisch, der mittlere mehr Krieger als trauernder Jude, und der rechte Arm des Kindes an der Mutterbrust gewaltig verzeichnet. Fast parodierend erscheint das niedliche kleine Gebäude im Hintergrunde. Desselben Meisters heilige Adelheid und der heilige Franziscus von Assisi vor der Mutter Gottes mit dem Jesukinde (Votivbild) neigt sich wieder etwas stark zu der altdeutschen Schule, von welcher er sich seit einiger Zeit zu entfernen schien, und deren Einfluß überhaupt unsern Malern immer mehr gefährlich zu werden droht. Selbst in den Werken des ruhigen, klaren Direktors Kablik (1. die heilige Ludmilla mit ihrem Enkel, dem heiligen Wenzel, dem Gottesdienste beiwohnend, 2. heilige Cäcilia und 3. heilige Rosalie), der sich durch das Studium der Antike, wie der italienischen Schule, sorgfältig gebildet, zeigt sich ihre Wirkung mehr oder minder. Nach unserer Ansicht gebührt dem ersten dieser Gemälde der Preis vor den beiden übrigen, wenn wir uns gleich sehr über die jugendliche Großmutter gewundert haben; dagegen ist der Knabe sehr gelungen. Die vier Reiter aus der Offenbarung Johannis von Eduard Steinle kommen uns mehr gespenstisch als phantasiereich vor, und eben so wenig sprach uns dessen Kampf Jakobs mit dem Engel und Palmes Verlobung der heiligen Katharina an. Der Letztere lieferte außerdem noch einige Aquarellskizzen zu

Digitized by Google

größern Gemälden: St. Michael — Joseph im Hause Potiphars — und Joseph gibt sich seinen Brüdern zu erkennen. — Ein höchst ausdrucksvolles Bild ist der Alpenjäger von Alex. Clarot, welcher auch eine große Anzahl von vortrefflichen Porträts, darunter der Obristburggraf von Chotek und Graf Caspar von Sternberg, und Kindertableaux darbrachte. Nicht minder lobenswerth sind seine beiden Copien: die Madonna del Calderino und Fornarina, nach Raphael. Einige andere Copien nach diesem Meister aller Meister zeigen auf's Neue die große Schwierigkeit, seinen Geist zu verfolgen und aufzufassen. — Zwei ausgezeichnet gelungene Copien sind: Herkules und die Königin Omphale, nach Rubens, und das Porträt einer deutschen Frau, nach unbekanntem Meister, von Anton Summ. — Die heurige Ausstellung bringt uns nur ein, aber ein sehr gelungenes Genrebild: die Vorleserin, von Heinrich Hollpein, dem jedoch die Koketterie mit der Mondbeleuchtung einen etwas sonderbaren, beinahe capricidsen Anstrich gibt. Unter den Porträts dieses ausgezeichneten Talentes stellen vorzüglich Hr. Weitlof und die junge Malerin Dem. Piepenhagen die Produkte seiner Rivalen sehr in Schatten; andere sind weniger geglückt, und besonders sucht man in dem Bilde des Obristburggrafen im Ordensgewande des goldnen Vließes umsonst den scharfen Geist, der aus den Augen dieses Staatsmannes leuchtet. — Unser wackrer Horeziczka hat nur ein einziges Bild, ein sehr getroffnes Porträt in egyptischer Eukaustik beigetragen. — Machels Porträts haben, wie gewöhnlich, eine sehr treffende, aber prosaische Aehnlichkeit. Besser ist seine heilige Magdalena, Altarblatt für die Pfarrkirche in Luzan, wenn gleich die Reue der berühmten Büßerin noch nicht ganz zur Reife gediehen scheint. Ein höchst erbärmliches Porträt ist jenes des Grafen Christian Christoph von Clam-Gallas, von Joseph Quaiser. — Im Landschaftsfache haben Manes, Kutschera und Piepenhagen recht erfreuliche Produkte geliefert. Auch ein Schüler des Letztern, Hezner, legte ein recht hübsches Talent an den Tag. — Das Vorzüglichste unter den Werken der Plastik sind nebst dem Christus am Kreuz, aus Lindenholz geschnizt von Franz Linn, die Arbeiten von Emanuel Max; Borziwog und Ludmilla, das erste Christenpaar, Stifter der christlichen Religion und der ersten Kirche in Böhmen, Modell in gebranntem Thon, zur Ausführung in Stein — ein heiliger Adalbert aus Gyps — Herzog Albrecht von Waldstein aus Gyps — dann eine weibliche Figur, die Geschichte vorstellend, und ein trauernder Engel, Modelle zu den in Sandstein auszuführenden kolossalen Statuen zu der fürstlich Kinskyschen Gruft in Zlonitz — Moses erhält die Gesetztafeln am Berge Sinai, in Kellheimer Stein, und noch Mehreres. Es sind dies recht tüchtige Arbeiten, dagegen ermangelt die Büste des Prof. Klar der Aehnlichkeit, und den Mozart in Tyroler Marmor hat der Künstler mit einem zu kurzen Hals und zu dicken Kopf ausgestattet. Eine Büste von Ferdinand Pischelt scheint, trotz einiger Aehnlichkeit mit einem ausgezeichneten hiesigen Gelehrten, mehr Ironie als Ernst zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Demidoff. Lucrezia Borgia.

Graf Demidoff meint, die Zeit des Ernstes und der politischen Geschäfte komme immer noch zu frühe, und zerstöre nur zu bald die natürliche Fröhlichkeit eines Landes. Man sieht, er verleugnet trotz seines langen Aufenthaltes in Frankreich seine nationellen Ansichten nicht. Uebrigens war die Reisebeschreibung gut französisch geschrieben, und die politischen Bemerkungen abgerechnet, hätte man den Vorleser für einen Franzosen halten können, so geläufig las er seine Reisebe richte vor. Er scheint diese Reise in die Wallachei und das südliche Rußland recht en grand seigneur, das heißt mit einer Begleitung von Gelehrten und Zeichnern unternommen zu haben, mit deren Hülfe er nun auch die Beschreibung derselben in prachtvoller Ausstattung herausgibt. Es ist sehr zu loben, daß Graf Demidoff, anstatt wie andere Reiche unter seinen Landsleuten, seine unermeßlichen Reichthümer zu verprassen, sie zu nützlichen Reisen, zur Bekanntmachung seiner Beobachtungen, zur Sammlung von Kunstwerken u. s. w. anwendet. — Einige Tage nach der öffentlichen Sitzung der geographischen Gesellschaft wohnte ich einer Sitzung des Vereins zur Vervollkommnung der Unterrichtsmethoden bei, welche den Winter und das Frühjahr hindurch dem Publikum unentgeldlich Vorträge verschiedener Art, meistens literarischen Inhalts, zum Besten gibt. Diesmal trat zuerst ein Herr Royer-Collard, ein Verwandter des Staatsmannes, auf und unternahm es, die berüchtigte Lucrezia Borgia gegen Victor Hugo, der sie bekanntlich in seinem Drama sehr schwarz gemalt, und gegen alle diejenigen, welche die Tochter Papsts Alexander VI. nicht besser behandelt haben wie ihren Vater und ihren Bruder Cäsar Borgia, in Schutz zu nehmen. Dies war keine leichte Arbeit, da ihre arge Aufführung fast notorisch und von den Geschichtschreibern als eine bewiesene Thatsache angenommen ist. Royer-Collard ist nicht der Erste, der es versucht hat, jene Frau engelrein darzustellen. Schon Roscoe hat sich damit abgegeben, und vielleicht hat Royer-Collard von diesem seine Hauptmotive entlehnt. In der Hauptsache bestehen sie aus Folgendem: „Kein gleichzeitiger italienischer Schriftsteller klagt sie der abscheulichen Aufführung an, die man ihr seitdem zugeschrieben hat; Guicciardini spricht davon wie von einem bloßen Gerüchte; dieses ist in der Folge von protestantischen Schriftstellern, denen daran lag, das Papstthum so gehässig als möglich zu machen, weiter ausgesponnen worden. Sie stand mit den ausgezeichnetsten italienischen Schriftstellern in Verbindung, und diese sprechen mit dem größten Lobe und mit Ehrerbietung von ihr, was sie wohl nicht gethan hätten, wenn sie in der That so verworfen gewesen wäre. Freilich wurde ihr dritter Ehemann ermordet, oder im päpstlichen Palaste erdrosselt, da er, wie ein italienischer Schriftsteller naiv sagt, an seinen Wunden nicht schnell genug starb, und Lucrezia ward nun durch ihre vierte Ehe Prinzessin von Este und Herzogin von Ferrara; aber Royer-Collard sieht es gar nicht für erwiesen an, daß sie von dem Mordanschlage auf Alphonso von Arragonien zuvor etwas gewußt habe." Ich muß gestehen, daß Royer-Collard mich hier nicht überzeugt hat. Dann führte er den Schriftsteller Bembo an, welcher gesteht, daß er drei Lustra hindurch vergebens in der Knechtschaft der Liebe zu Lucrezia geseufzt habe, und Royer-Collard schließt daraus, daß eine Frau, die einen ehrlichen Mann so hart behandelt, doch wohl kein so zügelloses Weib müsse gewesen seyn. Und Ariosto gibt ihr vollends das Zeugniß, daß sie sich weise und ehrbar betragen habe, indem er sie mit Juno wegen ihrer imposanten Schönheit, mit Venus wegen ihrer Zauberreize, und mit Pallas wegen ihrer Weisheit vergleicht. Freilich kömmt dies, wenn ich nicht irre, in einem Epithalamium vor, in welcher Art von Dichtung es mit der Wahrheit nicht so strenge genommen wird. Aber auch lange Zeit hernach hat der Dichter in seinem großen Gedichte die Lucrezia gerühmt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 107.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 4. Mai 1839.

Sicher, du übertegtest nicht wohl, o Mädchen des Auslands,
Wenn du bei Fremden zu dienen dich allzu eilig entschlossest,
Was es heiße, das Haus des gebietenden Herrn zu bereiten.

Goethe.

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

Die Erzieherin.

Wir haben vor Kurzem die Verhältnisse des deutschen Hofmeisters in Rußland (Nr. 92—94) geschildert; als Gegenstück versuchen wir das Bild der Erzieherin.

Klara K. war so talentvoll und unterrichtet, daß ihr von allen Seiten gerathen wurde, die Schätze ihres Geistes nach Rußland zu tragen, wo dieselben mit baarem Golde aufgewogen werden würden. Es geschah; einer jener reichen russischen Kaufleute, deren Gold- und Silberminen mit denen der Krone rivalisiren, suchte eben eine Gouvernante für seine schon bald erwachsene Tochter. Der von diesem gebotene jährliche Gehalt von viertausend Rubeln (etwas über zwölfhundert Thaler preuß.) war sehr lockend, zumal sie ihre alte Mutter mit sich nehmen und für einen Theil ihres Gehaltes anständig bei einer deutschen Familie in Petersburg unterbringen konnte. Sie, der alles Lernen leicht wurde, besiegte die Schwierigkeiten der russischen Sprache schnell, nicht so die der Sitten, zumal in einem Hause, wo der Geldstolz auf die lächerlichsten Mittel fiel, um sich breit zu machen. Alles sollte vornehm, fürstlich seyn; wie aber der gemeine Russe beim Bau seiner Häuser sich keiner weitern Instrumente als der Axt und des Beils bedient, so war auch die in jenem reichen Hause herrschende Pracht gleichsam mit der Axt zugehauen. Die Tafel bog sich unter der Last der Speisen, und wenn Klara nicht mit eben dem guten Appetite davon aß, wie die übrigen Tischgenossen, so mußte sie gemein-verweisende Reden darüber anhören. Erschien sie nicht jeden Mittag mit ein Paar neuen Handschuhen, so befahl Madame einem Diener, ein Paar von ihrer Jungfer sich geben zu lassen, und überreichte dieselben der Beschämten vor Aller Augen. Besuchte Madame selbst in einer neuen Sammtrobe das Theater, so mußten zwei Zofen ihr folgen und hinter ihr stehen bleiben, um, so oft sie sich setzen wollte, das schwere Kleid aufzuheben, damit der reiche Sammt nicht zerknittert werde. Die höhnenden Blicke derer, die dies Manöver zufällig bemerkten, verletzten die zartfühlende Deutsche, welche sich in der Loge der breiten Dame befand.

Bei Spazierfahrten die Karosse zu verlassen und sich in freier Luft zu ergehen, wurde gemein genannt, höchstens war dies auf der Newskischen Perspektive erlaubt, wo von zwei bis vier Uhr eine gepupte Menge sich auf der Sonnenseite der Trottoirs drängt. Hier sieht man auch Fürstinnen gehen und ihre Wagen langsam in der Mitte der Straße ihnen folgen. Zu diesen Spaziergängen war jedoch jedesmal eine neue Wintertoilette nöthig; denn nur im Winter wird so promenirt, da im

Digitized by Google

Sommer Alles, was irgend von Bedeutung ist, die Stadt verläßt. Der Anzug der Gouvernante, so wie der der Tochter erforderte dann immer eine mehrtägige Berathung. Madame wollte, daß der Glanz ihres Hauses alle andern Spaziergängerinnen überstrahlen solle. Es wurden daher nicht nur die theuersten Stoffe für solche, höchstens eine Stunde dauernde Ausstellungen gewählt, sondern es wurden auch die Trägerinnen damit fast überladen. Wie von der Last ihres Putzes, so fühlte Klara sich von dem Gefühle gedrückt, geschmacklos Aufgehäuftes zur Schau tragen zu müssen.

Madame — denn nach ihrem Sinn ging Alles im Hause, der Kaufherr verließ sein Comptoir nur zur Tischzeit — Madame wunderte sich zuweilen, daß ihr Töchterchen nicht schon alle Kenntnisse besitze, welche die Gouvernante ihm eintrichtern sollte, und meinte, es müsse wohl an der Methode liegen; man gebe sich für das schwere Geld, das man erhalte, nicht genug Mühe mit dem Kinde. Ein andermal aber fand sie, ihre Tochter habe noch viel zu wenig Embonpoint angesezt — denn bei russischen Kaufmannsfrauen muß die Schönheitslinie weite Kreise umfassen — das junge Mädchen werde folglich viel zu viel durch Lernen angestrengt.

Klara hielt dennoch, sie wollte ja ihre und ihrer Mutter Zukunft sichern, über zwei Jahre in dieser Goldgrube aus, so hart auch ihr Gemüth sich an den Metallwänden stieß, die sie überall umschlossen. — Ein junger, unbemittelter Offizier, der seinen alten Adel als Köder in das reiche Bürgerhaus trug, um die Erbin desselben zu fangen, fing unvermuthet sich selbst in Klaras geistigen und körperlichen Vorzügen. Er bot ihr seine Hand, und als sie ihm in die kleine Stadt, wo er in Garnison lag, folgte, glaubte sie aus dem Fegefeuer in den Himmel versezt zu seyn. Das reiche Kaufmannshaus ließ es nicht an Hochzeitgeschenken fehlen, die seinen Glanz verherrlichten, als aber die junge Frau im dritten Wochenbette starb und jenes Haus für die nun verlassene Mutter und die drei verwaisten Enkel angesprochen wurde, erfolgte die, auch in russischer Mundart nicht höflich klingende Antwort: wenn dem Esel zu wohl sey, so gehe er auf das Eis.

Henriette machte die Bekanntschaft einer russischen Dame von hohem Range, deren Schwester und zweier Töchter von Beiden in einem deutschen Badeorte. Ohne so hoch zu stehen, wie das eben erwähnte deutsche Mädchen, war sie dennoch, besonders im Umgang mit Kindern, eine wünschenswerthe Acquisition. Die russischen Damen erkannten sie bald als solche und schlossen sich an sie an. Man beredete sie, mit nach Rußland zu kommen. Ihr feines Gefühl wurde weder durch das Anbieten eines bestimmten Gehalts, noch die Bezeichnung einer abhängigen Stellung verlezt. Sie sollte nur Theilnehmerin der Erziehung seyn, gleichsam zwischen beiden Muttern stehen. Das Anerbieten schien in der That ehrenvoll. — Als es endlich zur Abreise kam und sie in einen der Wagen gehoben wurde, fiel es ihr auf, daß keines der Kinder, die sie beaufsichtigen, noch eine der Damen, mit denen sie Hand in Hand gehen sollte, sich zu ihr sezte. Zwei Zofen, die sie bereits als unfreundlich hatte kennen lernen, waren ihre Nachbarinnen. Das Betragen derselben war nur zu sehr geeignet, ihr Mißbehagen zu verstärken; allein die Trennung vom Vaterlande regt zu stark alle Gefühlssaiten an, als daß in Henriettens Seele Anfangs ein anderer Mißton sich hätte hervordrängen können.

(Fortsezung folgt.)

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsezung.)

2ten December.

Ich bin jezt acht Tage in Rom; seine Größe erdrückt mich. Oft verzweifle ich, daß ich je zu Stande kommen könne, die gewaltigen Eindrücke zu beherrschen, mich nicht von ihnen fortreißen lassen zu müssen. Was hab' ich nicht Alles schon gesehen, und doch wie wenig im Vergleich zum Ganzen! Da gehe ich mit dem festen Vorsatz aus, den Vatikan oder sonst eine Galerie zu besuchen, schlage die erste beste Querstraße ein und werde gleich beim ersten Schritt gefesselt und kann nicht von der Stelle; bleibe hier vor einer Fontäne, dort vor einem zierlichen Fensterbogen, dort an einem alten, eingemauerten Kapitäl kleben. Ein Menschenleben ist zu kurz, um all das Schöne zu sehen. Es ist der Schmerz der Lust, den ich in dieser Ueberfülle empfinde. — Du hättest dir gewiß am ersten Tage schon den Plan der Stadt gekauft und den Nibby, und nun hübsch systematisch deine Wanderungen nach Tagen oder Regionen eingetheilt; ich kann einmal von meinem unmethodischen Kometengang nicht lassen. Wir wollen sehen, wie weit ich's in meiner alten Art bringe. Am Ende müssen sich doch die einzelnen Mosaikstifte zu einem Ganzen runden. Ich mag Niemanden fragen, wie die Paläste, die Kirchen heißen, ob jener Springquell nach Berninis Zeichnung gebaut, jenes Fresko von Baldassare da Siena gemalt sey — genug, wenn's nur schön ist. Und nun vollends ein steifleinenes Handbuch für Reisende in Italien aufzuschlagen, um einem tüdesken Kompilator auf seinem lahmen Verzuckungsgalopp zu folgen, der Frau Base

Digitized by Google

klugen Rath bei der Wahl des Kaffeehauses und Lohndiener voll Pietät einzuholen — versuchte Zumuthung! Nein, Otto, endlich bin ich frei, frei wie der Vogel in der Luft, und meine Freiheit will ich eifersüchtig bewahren; weder ein lebender noch ein löschpapierner Vormund sollen sie mir verkümmern. Ich stehe hier völlig isolirt; so ist's mir aber eben recht, und wenn ich früher schon dem Bekanntschaftmachen aus dem Wege ging, so verabscheue ich es hier vollends. Alle die schönen Empfehlungsbriefe, mit denen ihr meine Brieftasche so ungebührlich ausgestopft habt, schlummern ruhig auf dem tiefsten Boden meines Koffers. Was sollen mir diese Menschen mit ihren Anweisungen und Predigten? Da lehren sie mich vom Ufer aus, wie ich's machen müsse, um das großmächtige Kunstmeer Rom zu durchschwimmen: ich solle vor Allem Kopf und Brust hübsch hoch halten, kräftig rudern; und wenn ich versinke, werden sie's hindern? Noch war ich weder beim Gesandten, noch beim Bankier. Unsere Landsleute Streit und Vollmar sind gegenwärtig in Neapel. Desto besser; wenn sie zurückkommen, bin ich hier schon heimisch und kann ihre Leitung um so eher entbehren. Ein- oder zweimal war ich in den Kaffeehäusern und Trattorien, in denen die Künstler sich versammeln, aber nur, um hier, wie anderswo, die alte Litanei zu hören. Da leben sie sinn- und gedankenlos in den Tag hinein, lauen an den in der Heimath eingestopften Lehren vom Akademiedirektor wie an einem Stücke Schuhwachs, suchen sich auf das Geschwindeste irgend einen dreibundert Jahr alten Hahn aus, in dessen Manier zu kräh'n und die Flügel zu schlagen ihnen just am bequemsten däucht, glauben den Meister schon erreicht, wenn sie nur erst den Schnitt seines Barts wegbaben, beißen sich an der Nußschale Technik die Augenzähne aus, ohne jemals den Kern Poesie zu erreichen, schlagen einander mit glatten Schmeicheleien in's Gesicht, um sich nachher hinter dem Rücken recht christlich herunterzureißen — allsdieweil die kleinliche Handwerksmisere. Gestern begegnete ich einem ganz braven Jungen, mit dem ich mich in München ein paar Mal gefreut hatte; er kam vor drei Tagen nach Rom, ist bereits überall gewesen, hat Alles, sage Alles gesehen, und sich heute ein Studium gemiethet. Morgen fängt er an zu arbeiten. Mich überlief's, als ich ihn dies Alles so glattweg und mit der zufriedensten Miene von der Welt erzählen hörte. Wenn ihr gedoft habt, auf der nächsten Ausstellung mit einem Bilde von mir groß zu thun und der Welt die immensen Progresse, die das liebe Kindlein in Rom gemacht habe, vorrechnen zu können, so habt ihr gewaltig fehl geschossen. Ich kann die Zeit noch nicht absehen, wo ich an die Staffelei gehen werde. Alles, was ich bisher gemacht und geträumt habe, scheint mir so flach, so kleinlich. Spräche nicht das Entzücken, mit welchem das Auge in all der Herrlichkeit schwelgt, für den Künstler, ich würde noch an meinem Beruf irre.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Schluß.)

Protestantische Seiten. Theater.

Wie die Sachen stehen, kann die Nachwelt zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen wählen, und Lucrezia Borgia entweder als eine schamlose, incestuöse Buhlerin, oder als eine liebenswürdige und keusche Prinzessin ansehen. Für Beides ist Grund und Anschein da. Bernard Jüllien hielt hierauf einen Vortrag über Lamartines und Victor Hugos Gedichte. Lamartine, hieß es, habe vortrefflich begonnen: in seinen méditations poétiques seyen Sprache und Inhalt gleich ausgezeichnet; aber seine harmonies poétiques, ein Titel, von dem Jüllien gestand, daß er ihn nicht recht begreife, kündigten schon das Unvermögen an, etwas Neues hervorzubringen. Die Träumerei sey etwas sehr Beschränktes, und wer als Dichter nichts als diese mittringe, werde sich bald erschöpfen, und Sprache und Gedanken zwang endlich müssen, um neu zu scheinen und Aufsehen zu erregen. Das Gedicht Chute d'un ange sey leider ein schlagender Beweis von dieser Beschränktheit des Dichtervermögens Lamartines. Nicht besser, oder vielleicht noch etwas schlimmer behandelte der Redner Victor Hugo, dem er sogar das lyrische Talent, das einzige, das man ihm ziemlich allgemein zugesteht, absprach. Uebrigens stellte er ihn als einen positiven, also dem träumenden Lamartine entgegengesetzten Dichter dar, dessen Gedanke und Ausdruck immer bestimmt, obwohl oft unerwartet gefaßt seyen. Zum Schlusse vergliß Jüllien noch die von Lamartine, Victor Hugo, Berauger und Cas. Delavigne auf heutsehen Heiden, nämlich Napoleon, gedichteten Oden, und zeigte, wie sich in jedem der vier Stücke die Individualität des Dichters zu erkennen gebe. Diese belehrenden Vorträge des Vereins für Unterrichtsmethoden finden Sonntags statt, jedoch nur einmal im Monate. Will man an jenem Tage etwas Ers bauliches hören, so kann man nun in Paris mehreren Arten von Gottesdienst beiwohnen, welche unabhängig von den durch den Staat unterhaltenen und von demselben anerkannten Cultus gefeiert werden. Die sogenannte Eglise française macht zwar kein Aufsehen mehr, wie zur Zeit, da sich Abbé Chatel zum Primat des Gaules aufwarf; indessen hat sie doch Anhänger, und der Sonntag wird daselbst durch Predigten und Messe in französischer Sprache gefeiert. Da aber diese Eglise française keine Fortschritte macht, so steht zu erwarten, daß sie nach und nach eingehen wird. Denn wer soll die Kosten derselben bestreiten? Eine andere Gemeinde, von sogenannten Evangelischen, versammelt sich Sonntags in einem großen Betsaale der Straße Taitbout, dem nämlichen, in welchem sich weiland die St. Simonisten versammelten. Diese evangelische Kirche führt am Eingange die Aufschrift: Culte protestant non salarié par l'Etat; sie wird von manchen Protestanten besucht, die sich deßhalb von den Gemeinden, wozu sie sich bekennen, nicht trennen. Es wird hier bloß über das

Digitized by Google

Evangelium gepredigt, und nur von Evangelien gesprochen. Die verstorbene Herzogin von Broglie wohnte diesem Gottesdienst fleißig bei, und überhaupt erblickt man in dieser Gemeinde manche ausgezeichnete Personen. Das religiöse Wochenblatt Le semeur scheint von derselben auszugehen, und sie steht im Begriffe, eine andere Zeitschrift: l'Evangelique, auszugeben. Ein eigenes Bethaus für sie wird auf Subscription in der Provencestraße gebauet. Eine Methodistengesellschaft versammelt sich in einem Privatbetsaale der St. Annenstraße. Diese scheint aus Genf herzustammen, und hat mit den Genfer Momiers viel gemein. Die Mehrzahl ihrer Anhänger gehört zu den sogenannten Volksclassen. In dieser Gemeinde wird der Besuch der Schauspiele als etwas Sündhaftes angesehen, und wer sich dieser Sünde theilhaftig macht, bekommt von einem Mitbruder einen Besuch und einen Verweis, und wenn Beides nicht fruchtet, so erscheinen der Mitbrüder zwei, und wenn auch diese nichts ausrichten, so läuft das schauspielustige Individuum Gefahr, von der gesammten Gemeinde zurechtgewiesen, ja excommunicirt zu werden. Solcher Puritanismus wird in Paris schwerlich Wurzel fassen, und man begreift, warum die Methodistengesellschaft unter den Reichern keinen Anhang findet. Die Schauspiele müßten auch bald geschlossen werden, wenn die finstere Gemeinde sich ausbreitete. Vor der Hand hat es damit keine Noth. Die Schauspiele sind jetzt in der größten Thätigkeit, und fast alle haben seit Ostern neue Stücke gegeben: die Oper ihren Freyschuz, worin deutsche Studenten und der Kölner Dom mitten unter den anmuthigsten Feenlängen vorkommen; nur billigen nicht Alle, daß Auber diesmal auch deutsche Musik hat seyen wollen. Das Théâtre français gibt mit großem Beifall Mademoiselle de Belleisle, womit Alexander Dumas, der schon so tief gesunken war, daß er seine Stücke an die kleinsten Schauspiele verhandelte, sich auf einmal wieder emporgeschwungen und ein höchst geistreiches Lustspiel gegeben hat. Er hätte sich mit diesem Triumphe begnügen sollen; aber wenige Tage darauf gab das Théâtre de la Renaissance von ihm ein Drama, der Alchimist, das ein scheußes Melodram ist. Die Feen und die Zauberei sind jetzt auf der Bühne Mode geworden, und in der That ist ein gutes Zauberstück besser als langweilige Dramen. Der Cirque olympique bereichert sich durch seine Teufelspillen, wobei die tollsten Zauberein Schlag auf Schlag folgen. Nach dem Beispiele dieses Theaters hat die Direction des Gaîtetheaters einen goldnen Sylphen auf die Bühne gebracht, und andere Schauspiele werden nicht zurückbleiben. Eine Nachahmung von Werners 24sten Februar hat allgemein mißfallen; solch eine Ausdehnung von Gräßlichkeiten in einem Aufzuge, ohne allmählige Vorbereitung und gehörige Entwicklung, findet in Paris keinen Anklang.

Dg.

Prag, April.

(Fortsezung.)

Pater S***.

Den reichsten Conversationsstoff für die gesammten Prager Coterien liefert gegenwärtig ein Fastenprediger, ein Ligorianer, welcher das Interesse aller Classen, von den fürstlichen und gräflichen Damen bis zum niedrigsten Pöbel herab, zu fesseln verstand. Pater S*** ist ein geborener Böhme, der die Welt gesehen und sich eine bedeutende Kenntniß der Menschen und ihrer Schwächen erworben zu haben scheint. Er hielt sich einige Zeit bei den böhmischen Missionen auf der andern Hemisphäre auf, trat nach der Rückkehr aus dem Orden der Redemptoristen aus, und kam nun wieder in sein Vaterland, wo er eine geistliche Anstellung sucht, und einstweilen bei der St. Gallusspfarre in Prag erhalten hat. Um die allgemeine Aufmerksamkeit zu reizen, bediente er sich Anfangs drastischer Mittel, und legte einen geistlichen Eifer an den Tag, der einen modernisirten Pater Kochem charakterisirte; als er aber die Menge für sich gewonnen hatte, wurde er etwas sanfter, nähezte sich mehr der Natur Patre Abrahams a S. Clara, wob Anekdoten in seine Kanzelreden ein, und scheuderte mit großer Lebendigkeit das Thun und Treiben der Menschen aller Stände, deren er keinen schont, indem er so frei über die Räute der Juristen als etwa über die Lebenskunst der Studenten spricht, deren Tabakspfeifen, Schnurrbärte, Brillen u. s. w. ihm reichlichen Stoff darbieten. Vorzüglich aber unterbreitet er seine Zuhörer unlängst durch eine Schilderung der Geistlichen, wie sie seyn sollten, und wie sie sind. Pater S*** wollte anfänglich in der großen Salvatorkirche seine Fastenpredigten halten, da ihm aber weder diese noch die Theinkirche bewilligt wurde, begnügte er sich mit der kleinen Kirche St. Simon und Juda nächst dem Kloster der barmherzigen Brüder, wo selbst er so ungeheuern Zulauf hatte, daß fast jeden Donnerstag einigen Personen unwohl ward. Trotz dem, daß er damals noch viel mit Höllenstrafen drohte, wimmelte die Straße von bechaselagen Equipagen, und die barmherzigen Brüder mußten mitunter zahlreiche Convois bilden, um Damen vom höchsten Range unbeschädigt zur Kirche hinaus zu eskortiren. Dem Kloster war es im gegenwärtigen Augenblick sehr angenehm, daß die allgemeine Aufmerksamkeit auf dasselbe geleitet wurde, da so eben der Oberstburggraf und Fürstin Bertha Rohan die Prager Damen zu freiwilligen Geschenken aufgefordert haben, aus welchen wieder eine Versorgung gebildet, und der Ertrag zur Unterstützung des Hospitals obenerwähnten Ordens und jenes der Elisabethiner Nonnen verwandt werden soll. Um ihrem vornehmen Zuspruch thunlichsten Raum zu verschaffen, bedienten sich eines Donnerstags die barmherzigen Brüder einer sonderbaren Kriegslist; sie ließen nämlich unter den Andächtigen der niedern Classen die Nachricht verbreiten, der Ligorianer werde in der St. Jakobskirche predigen, wo sich schon um ein Uhr Nachmittags große Volkshaufen versammelten. Als aber die Kirche verschlossen blieb, und man bei dem Küster nachfragte, setzte dieser die Mystification damit fort, er habe gehört, der Pater Redemptorist hatte seinen Vortrag bereits bei St. Ignaz auf der Neustadt. Nun strömte Alles dahin, sah sich jedoch abermals in den April geschickt. Endlich aber wurde dem Kloster die Menge der Gäste zu viel, welche die Bänke zertrümmerte, auf die Altäre stieg und die Gestühle derselben einriß. Pater S*** mußte wirklich zu St. Ignaz und so dann zu St. Gallus wandern, wo er, als jüngster Kaplan angestellt, deutsch und böhmisch predigt, und überall folgte ihm der „Strom der glaubenvollen Menge;“ sonderbar ist es aber, daß er in böhmischer Sprache viel gemäßigter als in deutscher predigt. Nach einem an die ist dieser junge Ligorianer derselbe, der einmal während seiner Stunden sein venetianistisches Talent geltend machte, um die Schildwachen in der k. k. Hofburg zu mystificiren.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 108.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 6. Mai 1839.

Froh empfind' ich mich hier auf classischem Boden begeistert;
Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir.

Goethe.

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

7ten December.

Wir haben das herrlichste Wetter von der Welt. Die Fenster bleiben den Tag über geöffnet und eine wahre Frühlingsluft weht von Außen in's Zimmer. Die ewig fröstelnden Italienerinnen freilich wärmen ihre Händchen schon über dem unzertrennlichen Aschentopf, und bei jeder Schildwacht glimmt abendlich ein gewaltiges Kohlenbecken, auf daß altrömische Tapferkeit nicht rettungslos erstarre. Aber das geht hier Alles nach althergebrachter Weise. Der Kalender verkündet Adventzeit, und da muß man einmal frieren und den Scaldino hervorsuchen. Mit Advent steigen auch die Pifferari von den Abruzzen und blasen den Winter ein: es sind die Hirten, welche das Jesuskind anbeten und durch die Straßen von einem Madonnenbild zum andern ziehen — die feierlichste, rührende Adoration, die du dir denken magst. Da stehen die schwarzlockigen, sonnenbraunen Bursche in ihren langen blauen Mänteln, mit Jacken von rauhen Schaffellen und Sandalen an den Füßen, gegen die Mauer gelehnt; der spitze Hut liegt auf der Erde; der Eine bläst den schnarrenden Dudelsack, ein Zweiter die Schalmei, der Dritte singt einen Vers dazwischen. Die Melodie ist einfach, herzlich. — Mir treten die Thränen in's Auge, wenn ich so ein Paar vor einem verblaßten Marienbild in einer wüsten Gegend der Stadt einsam stehen und spielen und die dunkeln Augen so inbrünstig nach der himmlischen Helferin aufschlagen sehe — da ist doch noch wahre Andacht.

Seit Wochenfrist treibe ich mich in dem alten, verlassenen Rom zwischen den Weinbergen umher und schlendere bald hier, bald dort durch die einsamen Gänge. Bei jedem Schritt stoße ich auf etwas Neues und Herrliches. Hier ragt eine Cypresse oder ein Orangenbaum mit goldgelben Früchten, dort ein verwitterter Bogen über die Mauer; dann kommt einmal wieder ein prächtig Thor mit Wappen und Inschrift, hinter dessen Eisengitter sich lange, schnurgerade Alleen von Lorbeerhecken bis zu einem Triton, der sein silberhelles Wasser in die Luft sprudelt, hinziehen, oder zu einer Villa mit heiterer Loggia. Und nun geht's zum Thor hinaus in die magische Campagna. Da bin ich nun schon drei, vier Tage wieder und immer wieder aus der Porta Pia gezogen — ich kann nicht von der Gegend loskommen. Wenn man erst hinter der alten Basilika Sant' Agnese und dem zierlichen Rund des von vier-und-zwanzig Doppelsäulen getragenen Kirchleins Santa Costanza vorbei gekommen ist, verschwinden die häßlichen Mauern, welche den Weg zu beiden Seiten einfassen;

Digitized by Google

da thut sich denn der unermeßlich weite Blick über Hügel und Thäler bis zu den fernen blauen Albaner- und Sabinerbergen auf. Zur Linken ragt eine weiße Villa aus der Olivenwaldung, im Vordergrund liegen die Trümmer eines alten Bacchustempels, weiterhin verfallene Wartthürme, an welche Casali angebaut sind. Der Teverone strudelt im Bogen vorüber, der alte Ponte nomentana mit seinem Brückenthurm leitet darüber hin. Jenseits erhebt sich der heilige Berg, von welchem der alte Schwätzer Menenius Agrippa das Volk in die Ring- und Zwingmauern zurückfabelte. Zu seinen Füßen liegt eine Osteria; dort kehre ich täglich ein. Die Leute sind gut und treuherzig; sie kennen mich schon alle. Die Kinder springen mir entgegen, der zweijährige Gigi winkt mir vom Schooß der Mutter mit dem Händchen; weiß er doch, daß der Forestiere ihm einen Portogallo oder eine Handvoll Pasticciotti mitbringen werde, und der zottige Hund Prudent springt wedelnd an mir in die Höhe. Frau Pasquarella wartet nicht erst auf meine Bestellung und setzt mir unaufgefordert meine Foglietta Tonnarello in der langhalsigen Flasche auf den Tisch. Da sitze ich Stundenlang an der Thür, störe in dem Kohlenbecken, lasse mir eine endlose Räubergeschichte oder einen Traum von Lotteriennummern von der Padrona erzählen, starre hinauf nach dem klaren, wolkenlosen Himmel, nach den Brückenbogen oder kahlen Erdstürzen, oder auf die Landstraße, wo die gelangweilten und langweilenden Engländer vorüberjagen, die Jäger in die Campagna hinausziehen und die Maulthiere hinter einander herklingeln, und träume und bin glücklich, überglücklich. Du glaubst gar nicht, Otto, wie leicht es sich hier leben läßt, und wie so frei.

10ten December.

Da muß ich dir doch ein hübsches Abenteuer, welches mir gestern begegnete, mittheilen. Behalt's aber für dich, nicht meinethalben, ist mir's doch sehr gleichgültig, ob das vornehmthuende Gesindel zu meinem Thun und Treiben die Nase rümpft, wohl aber wegen der ehrlichen Jungen in unserer Vaterstadt: ich wollte sonst darauf wetten, daß die Alten ein ewiges Interdikt über das Gomorrha Rom sprächen, so wie sie erführen, in welche Gesellschaft hier guter Leute Kinder gerathen können.

Es war Sonntag. Ich wanderte nach der Porta del Popolo und gedachte, die Straße, um welche mich mehr noch als der häßliche Regen das freundliche Geplauder der kleinen Römerin gebracht hatte, zu durchmessen, und sie so recht mit Vernunft, wie ihr es nennen würdet, zu genießen. Als ich aus dem Thor trat, sah ich eine Menge Wagen nach den borghesischen Gärten rollen. Das herrliche Wetter hatte halb Rom hinausgezogen. Ich ließ mich von dem Strom fortreißen. Es war ein frohes, lebendiges Gewühl, Reiter und Fußgänger, die langen Schwärme der Seminaristen in ihren flatternden Gewändern, die über und über gefüllten Wagen mit Minenti in ihrer Festtracht — alles das wogte in den breiten Gängen auf und nieder, um zu sehen und gesehen zu werden, schwatzte, lachte, fächerte mit den Händen und freute sich des schönen Lebens.

Ich wandte mich bald nach den entlegenern, einsamen Partien des Parks, wo die königlichen Pinien ihre breiten Wipfel in die Lüfte schwingen, wo die Aloe aus der bauchigen Vase quillt, die Fontänen im Schatten der Eichen und Myrten eintönig murmeln und der gefangene Barbarenkönig die verstümmelten Arme kreuzt. Auf dem frischen, grünen Rasen lag eine antike Granitsäule; sie war als Gartenwalze benutzt worden. Ein altrömisches Grabmonument von Marmor lag unfern auf dem Boden; es war der Länge nach geborsten, die Sprünge aber frisch. Sie hatten es wohl irgendwo aufrichten sollen und im nachlässigen Abladen erst neuerdings zertrümmert; das ist nun die glückliche Sorglosigkeit des Volks. Wenn wir so einen Stein in unserm Norden hätten, würde er frischweg im Museum aufgestellt, und da kämen die Gelehrten zehn Meilen weit gewallfahrtet und mäßen ihn auf's Härchen aus und schrieben dicke, langweilige Bücher darüber; hier bleibt er nun so liegen; es wird sich wohl ein anderer finden, die Erde birgt ihrer ja genug; die Bruchstücke werden gelegentlich vermauert, und damit ist's gut.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

(Fortsetzung.)

Der auf bessere Zeiten Hoffenden hatte sich endlich der Grenzbaum geöffnet und geschlossen. Sie hatte das fremde, kalte Land betreten; die eilenden Wagen steuerten der Hauptstadt zu. Am letzten Reisemorgen wurde nur flüchtig gefrühstückt und nirgends mehr angehalten. Die frühe Nacht war, trotz der Eile, mit welcher man reiste, schon angebrochen, als man den ersten Wachtposten der Kaiserstadt berührte. Der herrschaftliche Wagen passirte nach kurzem Aufenthalte; nicht so der zweite, in welchem sich die Dienerschaft befand, die kleinen Diebe, welche gehangen werden müssen. Die russischen Herrschaften beladen die Koffer ihrer Reisewagen häufig mit Stoffen, die sie im Auslande drei- und vierfach billiger als im Lande einkaufen. Auf die Frage, ob sie Verbotenes einführen, bedarf es von ihrer Seite nur eines kurzen Nein oder eines angehängten Stückchens Blei, welches

Digitized by Google

an Ort und Stelle ohne großes Aufsehen abgenommen werden kann. Die Dienerschaft glaubt gleiches Recht zu haben und sucht manches Ausländische, welches sie dort zu enormen Preisen verkaufen kann, einzuschmuggeln. Ihr wird jedoch auf die Finger gesehen. — Die Untersuchung des Wagens nahm über eine halbe Stunde weg. Ein gleicher Zeitraum war noch bis zum Hotel der Herrschaft zu durcheilen. Endlich hält der Wagen vor einem Palaste; schnell entschlupfen die russischen Zofen und lassen die, welche in völlig neue Verhältnisse treten soll, allein und unberathen. Als auch sie den Wagen verlassen will, bietet sich ihr keine Hand, um ihr herauszuhelfen. Ein Mann, in einen Schafpelz gehüllt, lehnt am Thorwege. Dieser Pelze hatte Henriette viele während der Reise gesehen und gerochen und war ihnen stets nach Möglichkeit aus dem Wege gegangen; jezt mußte sie Gott danken, als der Dastehende ihr aus dem Wagen half. Sie trat in einen weiten Hofraum. Rings erleuchtete Gebäude; aber wo war die Thüre, welche in dieselben führte? Schwindelnd von der Eile des Fahrens, vom Hunger, von unangenehmer Ueberraschung, konnte sie lange sich auf keine der unterwegs erlernten russischen Phrasen besinnen. Endlich wird sie von einem Holzträger zurecht gewiesen. Sie steigt eine mit reichen Teppichen belegte Marmortreppe hinan und sieht auf's Neue zweifelnd mehrere Thüren vor sich. Ein einmal gebrochener Muth bedarf der Zeit, um sich wieder aufzurichten, und die Zaghaftigkeit wählt nur selten das Rechte.

Glücklicherweise tritt eine corpulente Dame zu einer der Thüren hinaus. Ihre Blicke messen die bescheiden dastehende Fremde. Diese fragt nach der Dame des Hauses. „Nicks da! Nicks da!" wird ihr geantwortet. „Gräfin jezt nicks geben. Andermal wiederkommen!" Die erschrockene Henriette begreift, daß sie für eine Bettlerin gehalten wird. In französischer Sprache gibt sie sich als die mitgebrachte Gesellschafterin der Damen kund. Demoiselle de compagnie ist zwar für die dicke Frau eine gewichtigere Empfehlung, doch mißt ihr Blick nochmals die Fremde, und sie öffnet ihr endlich kopfschüttelnd eine der Thüren. Henriette befindet sich wieder bei ihren Wagennachbarinnen, die sie so treulos verlassen. Sie verständigen sich mit der Engländerin; eine solche war die dicke Frau, früher Kinderwärterin, jezt aus Güte der Herrschaft ohne Geschäft noch im Hause. Breit sich auslegend, wie Frauen der niedern Volksclasse jener Nation zu thun pflegen, bemühte sie sich jezt, für eine Dame zu gelten. In der Nähe solcher Wucherpflanzen ist es schwer, eine behagliche Stellung zu gewinnen. Es war nicht zu verkennen, daß die Engländerin so wenig als die Zofen von der Vermehrung des weiblichen Personals im Hause erfreut war.

Wenn auch, bei der wirklichen Herzensgüte derer, welche die deutsche Jungfrau unter so annehmlichen Aussichten mit sich gelockt hatten, sich Manches für diese in ihrer neuen Lage erfreulich gestaltete, ganz befriedigend konnte es nie werden. Welches wahrhaft deutsche Gemüth könnte sich an geistiger Halbheit sättigen? Es ist daher wohl gut, wenn Jeder und Jede, welche Blicke in Verhältnisse dieser Art thun konnten, ihre Erfahrungen nicht vorenthalten.

Es scheint von Ferne etwas, wenn eine ausländische Gouvernante sich in Seide kleidet, einen Diener hinter sich stehen und gehen läßt, ja über eine Equipage gebieten kann; sie muß jedoch diesen Glanz mit manchem inneren Verdrusse erkaufen. Hat sie in den Unterrichtsstunden einige Autorität über ihre Zöglinge, so kehrt sich das Verhältniß in den Spielstunden um. Sie ist dann nur die Nachläuferin der jungen, oft sehr wilden Heerde. Es würde ihr sehr übel genommen werden, wenn sie sich nicht überall befände, wo jene ist, und der Spielplatz mag in einer Reihe von sechs bis acht Zimmern so oft gewechselt werden, als es den jungen Nomaden gefällt, die Gouvernante muß nachziehen. Bedarf sie eines Dieners, so weist der von ihr aufgeforderte sie zum zweiten und dritten; denn jeder scheint sich selbst zu vornehm, um auf den Befehl einer ebenfalls im Dienste seiner Herrschaft stehenden Person viel zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Kedongkebo auf Java.

Briefe eines Deutschen in holländischen Diensten.

Ich habe am Schlusse des vorigen Briefs die Ankunft unseres Corps zu Samarang gemeldet. — Ich war nicht wenig verwundert, hier einen Herrn von Z., den ich in Trier als Portepeefähndrich gekannt hatte, als Corporal zu treffen. In Gesellschaft dieses jungen Mannes und eines hier den Fourier spielenden Leipziger Studenten, brachte ich den ersten und zweiten Tag nach unserer Ankunft mit Besichtigung der Stadt zu. Samarang ist unstreitig die bedeutendste Stadt auf Java, mit mehr als 100.000 Einwohnern. Der Theil, den die Europäer und Lipplappen — wie hier die von Europäern und Einwohnern Entsprossenen genannt werden — bewohnen, ist schön und regelmäßig gebaut, alle Häuser, seyen es steinerne oder von Bambus errichtetete, sind mit Colonnaden oder Vorhallen versehen, wo man dann gegen Abend, wenn sich die Hitze etwas gelegt hat, die schöne Welt in ihrem Glanz und Luxus, von dem man sich in der That keinen Begriff macht, betrachten kann. Es ist sehr interessant, Abends, wenn diese Vorhallen alle auf's Glänzendste beleuchtet sind, die Straßen auf und ab zu gehen, und die in morgenländischer Ueppigkeit unter Musik und Tanz schwelgenden Herren und Damen zu betrachten. Während von Morgens 9 Uhr bis Abends 5 Uhr die Straßen wie ausgestorben sind, lebt und webt jezt Alles, überall werden einem

Digitized by Google

die herrlichsten Früchte und köstlichsten Erfrischungen, als Limonade, Thamarindenwasser ꝛc., gegen geringes Geld angeboten; bald hört man einen spanischen, bald einen englischen, bald einen französischen Fluch, hier hört man sich javanisch und malaisch, dort arabisch und chinesisch grüßen, Equipagen, die sich an Eleganz überbieten, drängen sich, denn der geringste Mann, der nur etwas Einkommen hat, geht nicht, sondern fährt; daher es auch Wagen- und Pferdeverleiher gibt, die wohl hundert der elegantesten Karossen und Droschken stehen haben; kurz, was man sich zur Bequemlichkeit und zum Genuß dieses Lebens nur denken kann, findet man hier so gut wie in der größten Stadt Europas. Unter den hervorstechenden Gebäuden erregen besonders das Kaufhaus, der Militärhospital, die Freimaurerloge, so wie die reformirte und katholische Kirche die Aufmerksamkeit. — Ein schrecklicher Kontrast hingegen ist es, wenn man diesen Theil der Stadt verläßt und in die bloß von Eingeborenen und Chinesen bewohnten engen und finstern Straßen kommt. Uebrigens ist Samarang keineswegs der gesundeste Ort, besonders wegen des sehr schlechten Wassers, das sich daher auch die Wohlhabenden acht Stunden weit herkommen lassen und theuer bezahlen müssen. Es liegt hier so viel Militär wie in Weltefreden, es wird indessen bei der Größe der Stadt wenig bemerkt. — Den 12ten August mußten wir auf den Exerzierplatz marschiren, wo uns der Commandeur des im Innern des Eilands stationirten Observationskorps, der fungirende General Eenhout, erwartete, um uns unter die verschiedenen Bataillons zu vertheilen; ich und noch ein Sergeant nebst 47 Mann wurden bei dem vierten Bataillone zu Kedongkebo eingetheilt, und den 14ten dieses Monats sollten wir nach unserm Bestimmungsort abgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Prag, April.

(Fortsetzung.)

Theater.

In dem Lustspiel: „Der Zögling," von P. A. von S., der Verfasserin des Oheims, Lüge und Wahrheit, Landwirth, Pflegevater, Vetter Heinrich u. m. A. (Sie sehen, der Catalog wächst lawinenartig), hat die hohe Dame einmal einen Stoff gewählt, welcher ihrem eigenthümlichen Lebenskreise etwas näher steht, als das Thun und Treiben der Bourgeoisie, und man hatte daher alle Ursache zu glauben, sie werde sich in demselben noch freier bewegen, als in der ihr so ferne liegenden Sphäre; doch war dies keineswegs der Fall, und wüßten wir nicht notorisch, daß eine Dame auf dem höchsten Gipfel des Lebens dieses Stück schrieb, wir würden manchmal den Autor beschuldigen, daß ihm der Salonton fremd sey. Wir wollen zwar gerne glauben, daß es so alberne Grafen gibt, als dieser Biberstein, ja sogar, daß man sich heutzutage in den vornehmen Salons gerade so unartig gegen Damen benimmt, als hier Alles gegen die Gräfin ist, aber eine so edle und achtungswerthe Frau, wie Gräfin Werdenbach, stößt doch in der Regel selbst unserer männlichen Jugend — geschweige den alten Herren — eine Ehrfurcht ein, die sich wenigstens durch Schweigen ausspricht, und sollte etwas dergleichen in Sachsen vorfallen können, so sind die Bewohner dieses Königreichs uns in moderner Aufklärung noch weit zuvor geeilt. Von den stehenden Figuren aller Schau- und Lustspiele der hohen Verfasserin befinden sich im „Zögling" — streng genommen — nur Ida und Salome, die klatschsüchtige und unbescheidne Magd, welche von allen Leuten, die nicht so dumm sind, wie sie, Böses spricht. Hr. von Grünau hat eine etwas andere Physiognomie als sonst die alten Herren, und eine so achtungswerthe Dame als die Gräfin haben wir noch in keinem der fürstlichen Dramen gefunden. Auch der erste Liebhaber hat sich total, doch nicht zu seinem Vortheile verändert, denn Robert ist eine dermaßen langweilige Personage, daß es wohl wenigen Schauspielern gelingen dürfte, ihm einiges Interesse zu ertheilen.

Bereits haben wir auch wieder zwei neue Raupachsche Dramen gesehen: „Die Schule des Lebens," Schauspiel in fünf Akten nach einem Mährchen, und: „Die Lebensmüden," Lustspiel in fünf Akten. Donna Isaura, die Schülerin im ersten Stücke, vereinigt in sich nicht allein „Turandot," „Donna Diana" und „Corona von Saluzzo," sondern auch die bulgarische „Elisene," Shakespeares „Widerspenstige" und „Griseldis," und wird in der balletartigen Schlußscene noch ein bischen „Aschenbrödel" und „Käthchen von Heilbronn." Sie macht in der That die Schule des Lebens sammt allen Rigorosen dermaßen durch, daß sie wohl den Doktorhut vor allen Schauspielheldinnen verdiente; doch ist das Ganze sehr wirksam durchgeführt, hat ein paar sehr gute Rollen und viele Effekte; aber die Schattenseite besteht in Unnatur, in manchen Längen und diversen Torturs und andern Wiederholungen. Die Frage, ob der ganze Stoff dem dramatischen Genre angehören könne, wollen wir in unserer Zeit, wo die Kunstformen sich so vielfach kreuzen und verschlingen, unerörtert lassen. Auf jeden Fall setzt sich die „Schule des Lebens" demselben Vorwurf aus, den man der „Griseldis" so vielfach gemacht hat, und die Educationstendenz, welche die erstere enthält, wird sie vor dem dramatischen Tribunal nicht freisprechen können. Auch hat Friedrich Halm wenigstens ganz offen von vorne herein gestanden, daß Alles nur ein Spaß sey, während diesmal Raupach, um mit seinem Publikum Blindekuh zu spielen, und es in einer mehr mährchenhaften als dramatischen Spannung zu erhalten, sogar den traurigen Kunstgriff von „°°" à la Abälino nicht verschmäht, damit die Zuschauer nicht im Voraus wissen, daß der König und der Goldschmidt nur eine Person sind. — Der Titel des zweiten Stückes: „Die Lebensmüden" erinnert gegenwärtig unwillkührlich an die Europamüden, doch ist es hier nicht so ernstlich gemeint, und es könnte eben so gut die Salonmüden heißen, denn es sind eigentlich nur eine Gräfin und ein Baron, die in der Stadt Langeweile haben, wie man das bereits in Tausend und Einer Komödie gefunden hat; dann gehen die Leute gewöhnlich auf's Land, und das thun auch die unsrigen, die Gräfin maskirt sich als Bäuerinmädchen, der Baron als Jägerbursche, sie verlieben, demaskiren und heirathen sich im fünften Akte, nachdem das Publikum bereits angefangen hatte, die Theatermüden zu spielen. Diese „Lebensmüden" wurden einmal wieder im Abonnement zum Vortheile des Hrn. Dietrich zum ersten Male aufgeführt. Ausländer nennen die Subscriptionslisten zu Conzerten eine honette Bettelei, diese Beneficien sind eine malhonette Bettelei, und wir können weder begreifen, daß eine Direktion solle gestatten, noch, wie irgend ein Schauspieler seinen Namen dazu hergeben kann, und wäre es auch ein so wenig berühmter, als jener. Am Schlusse wurde wenig applaudirt und Niemand gerufen; gleichwohl kamen ex diligentia Alle oder wenigstens alle heraus, die eben bei der Hand waren.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 109.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 7. Mai 1839.

Du weißt nicht, wie der eigne Herd behagt,
Bis einmal dich die Fremde weckt und plagt.
Logau.

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

(Fortsetzung.)

Bestellt eine ausländische Gouvernante einen Wagen, so muß sie wenigstens einige Stunden vorher darnach senden, denn ehe die Pferde angeschirrt, Kutscher und Jokei gekleidet sind, ehe sie auf ihren Sitzen ihre faltenreichen Röcke zurecht gelegt haben, geht eine halbe Stunde nach der andern hin. Die Geduld der Harrenden reicht nicht so lange aus, oder die Stunden sind ihr zugemessen; sie entschließt sich daher, ihren Weg in einer der Droschken zu machen, welche man höchst billig an jeder Straßenecke miethen kann. Aber, o Himmel! hier kommt sie mit einem der Pelze, die ihr so widerlich geworden, oder einem, keinen bessern Dunstkreis verbreitenden grauen Tuchkaftan in die nächste Nachbarschaft. Die russische Droschke besteht bekanntlich aus einer schmalen Bank mit niedriger Rücklehne. Sie geht auf kleinen Rädern und hängt tief; man ist mit einem Schritt in derselben und sitzt quer auf der Bank, gewöhnlich dicht hinter dem Kutscher. Nun sind aber in der großen Stadt Petersburg nur drei Wege, auf denen man einigermaßen ohne Unbequemlichkeit fahren kann. Es ist dies die Newskische Perspektive, welche mit Holz belegt ist, und die beiden großen Brücken. Das Steinpflaster aller andern Straßen, auf welchem Moorgrunde liegend, wird in jedem Winter durch die Abwechslung von Frost und Thauwetter hier gehoben, dort gesenkt, so daß es, besonders im Frühjahr, ehe es, was alljährlich geschieht, umgelegt ist, eine Reihe von Hügeln und Gräben bildet. Ueber diese hin hüpft das leichte Fuhrwerk im schnellsten Zuge. Es gehört, besonders für ein Frauenzimmer, eine eigene Geschicklichkeit dazu, sich im Sitze zu erhalten. Man greift in der Angst nach dem Kuschak (Leibgurt) des Kutschers und hält sich daran. Die Blechtafel mit der Nummer der Droschke hängt auf dem Rücken des Kutschers und schlägt bei der schnellen Fahrt oft in das Gesicht der sich an jenem Haltenden. — Sie könnte sich auch ein besseres Fuhrwerk wählen. Sie findet lange Reihen derselben hie und da. Wagt sie aber, ohne männliche Begleitung, sich mit den Vermiethern derselben in einen Handel einzulassen, so sieht sie sich im Momente von einem Kreise bärtiger Männer umringt, deren jeder sie für sich gewinnen will. Man hält sie am Arme, zieht sie am Kleide; sie verspricht in der Eile dem ersten Besten, was er verlangt, er hebt und schiebt sie im Triumphe in seine Karosse; die Schimpfworte der Uebrigen fliegen ihr nach.

Sollte es nicht möglich seyn, zuweilen einen Weg zu Fuß zu machen? Auch hiebei muß sie neue Fertigkeiten

Digitized by Google

kennen und üben lernen. Alle Fuhrwerke durchkreuzen im schnellsten Fluge die Straßen. Ein Viergespann muß, der Mode zu Folge, an langen Riemen hängen und bedarf eines sehr bedeutenden Raums. Begegnen sich deren mehrere, so muß der Fußgänger, welcher eine Straße durchschneidet, genau den Moment berechnen, wo er zwischen diesen jagenden Rossen unberührt durchschlüpfen kann. Es geschieht manches Unglück auf diese Weise; der, durch dessen Pferde es geschieht, wird zwar durch den Verlust derselben bestraft, indem sie ihm genommen und zum Gebrauch der Feuerspritzen gestellt werden; das schnelle Fahren wird aber deßhalb nicht abgestellt.

Deutsche, die aus gemüthvollen geselligen oder Familienkreisen in große Häuser so großer Städte kommen, werden ohne Zweifel bald ein Heimweh empfinden, das sie veranlaßt, in den vielen in Petersburg angesiedelten deutschen Familien sich nach Ersatz dessen, was sie verließen, umzusehen. Sie werden bei ihren Landsleuten an den Tagen, wo diese Gäste annehmen, gern gesehen werden; ob sie aber finden, was sie suchen, steht noch dahin. Vor zehn oder funfzehn Jahren traf man allerdings bei den meisten dort angesiedelten oder angestellten Deutschen noch vaterländische Gewohnheiten, ja man traf sie eigenthümlicher, als zu Hause, und auf eine frühere Zeit zurückdeutend. Die sie übertragen hatten, waren den Gewohnheiten des Jahrzehents treu geblieben, in welchem sie ausgewandert. Wenn wir aber heute an allen Orten und in allen Ständen ein Abstreifen burgerlicher Genügsamkeit, ein Haschen nach dem finden, was höhere Stände für nothwendig halten, wie sollte es nicht in großen Städten, und namentlich in Petersburg, wo Mittel und Raum zu solchem Erheben und sich Ausbreiten so leicht zu gewinnen sind, mehr als irgendwo überhand nehmen? Der neue Ankömmling, der vaterländische Sitte in den Häusern seiner Petersburger Landsleute sucht, wird in ihnen nur Kopien, und nicht selten schlechte des größern Hauses finden, in welchem ja eben jenes Heimweh, jenes Sehnen nach mäßigerer und doch wärmerer Temperatur der geselligen Atmosphäre ihn beschlich. Steht ihm daher die Wahl frei, so wird er bald lieber bei den, wenn auch keineswegs erquicklich Lebenswärme hauchenden Originalbildern bleiben, als sich zu schlecht nachgemachten Kopien wenden.

Wie ist es aber im Innern des Landes? Häufen sich dort, oder vermindern sich die hier geschilderten Schattenseiten? Sie variiren nur.

(Fortsetzung folgt.)

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

Während ich noch so philosophire, fährt ein Wagen mit vier Römerinnen vorüber. Die Eine biegt sich aus dem Schlag und grüßt mich gar freundlich mit dem Händchen. Es war das hübsche Kind, mit dem ich von Civita-Castellana gefahren war. In der Zerstreuung gedachte ich nicht des römischen Handwinks und trat, statt ihn zu erwidern, nicht anders als ob's ein deutscher Wink gewesen wäre, näher. Erkannte ich nun gleich meinen Mißgriff, so war's doch zu spät. Die Kleine hieß den Kutscher halten und mich einsteigen. Die Andern fanden dies ganz in der Ordnung, wiederholten die Einladung und rückten zusammen. Ehe ich mich recht besinnen konnte, saß ich drinn. Das Mädchen nannte mich ihrer Tante, einer ältlichen, verkümmerten Figur, welche den jungen Schwarm zu bemüttern schien, als den Forestiere, mit dem sie gereist sey und auf dessen Schultern sie drei Posten lang geschlafen habe. Alles lachte, ich mit. Es waren keine zwei Minuten vergangen, so war es nicht anders, als ob wir uns schon seit Jahren gekannt hätten. Die andern beiden Mädchen mochten gleichfalls Bürgertöchter, Nähterinnen oder so etwas seyn; heute machten sie sich ihre Sonntagslust, und dazu gehört vor Allem eine Spazierfahrt nach der Villa Borghese. Das Geplauder und Gelächter nahm kein Ende. Wir lenkten nach der andern Hälfte des Parks zurück. Von jedem vorüberrollenden Wagen wußten mir die Mädchen den Besitzer zu nennen, von jedem ein Geschichtchen zu erzählen, jedem etwas anzuhängen: in Rom kennt sich Alles.

Als es zu dämmern anfing, schlug meine Kleine — sie heißt Teresina — vor, in der Gensola den Abend zuzubringen. Tantchen ließ es gern geschehen, den beiden Dirnen war es vollends recht. So fuhren wir denn über Ponte di Bartolomeo nach Trastevere. Die Gensola ist eine echt römische Osteria di Cucina, nach welcher Freitags zu wallfahrten auch die Gourmands nicht verschmähen; denn nirgends gibt es bessere Fische. An diesem Abend war sie des Sonntags wegen schon überfüllt und ein Platz nur mühsam zu erlangen. Alle Bänke saßen voll Kärnern und deren Liebchen, die kräftigen, bärtigen Burschen mit dem buntwollenen Gurt um die Hüfte, die Dirnen mit den Rosaschleifen am Ermel; hier und da ein Abbate mit gewaltigem Dreimaster, der seine Schüssel Maccaroni mit Andacht verspeiste; dicht dabei eine von Gesundheit strotzende Trasteverinerin mit einem halben Dutzend Kinder und ihrem magern, zusammengeschnurrten Papataci von Ehemann; im Hintergrund ein paar deutsche

Digitized by Google

härtige Maler, welche zum großen Verdruß der Römerinnen ihre thönerne Bajoccpfeife dampften. Der päpstliche Soldat, dessen Bekanntschaft ich im Coliseo gemacht hatte, saß still-selig hinter seiner Fogliette, schien mit dem Getränk ganz leidlich versöhnt und brachte mir über den Tisch den Toast: Vivat Jena! zu. Bettler schlichen winselnd von Tafel zu Tafel; die gipfelmützigen Camerieri rannten wie Wiesel hin und her und konnten nicht genug Broccoli und Crostataschüsseln auftragen, Wein aus dem Keller holen und Wasser aus dem Marmorbrunnen, der in der Stubenecke angebracht ist, heraufwinden. Und nun denke dir das ganze lebendige Gewimmel, beleuchtet vom glutrothen Schimmer der auf dem Herde flackernden Lorbeerreisige — es gab ein prächtiges Bild ab.

Die Mädchen waren voller Freud' und Lust. Du glaubst gar nicht, Otto, wie allerliebst sich jenes natürliche, ungekünstelte Geschwätz im Mund einer Römerin ausnimmt; da ist Alles Feuer und Leben, jedes Wort zündet und die Antwort zögert keinen Augenblick; da wird nicht lange besonnen, das erste Wort ist das beste — Witz wie Blitz. Man staunt oft die Naturkinder verwundert an und kann nicht begreifen, wo sie das herhaben. Ja freilich, eure Theegesellschaften sind schon etwas anders: da sitzen die lieben, wohlerzogenen Püppchen so sanft und still und blöde, bis Jüngling A. eine schüchterne Frage an Fräulein B. ristirt und eine leise, noch weit schuchternere Antwort, die er längst voraus wußte, erringt, und dann entsteht wieder eine viertelmeilenlange Pause: Alles fein, fein, elektoralfein — hundelangweilig. Ihr habt mich so oft ausgescholten und mich unbeholfen und schwerfällig bei Frauen genannt — mag's doch. Der Mann ist das Instrument, welches, je nachdem die weibliche Hand es berührt, ertönt; weßhalb verstanden eure Frauen nicht besser, in meine Saiten einzugreifen? Hier klangen sie ganz anders, frisch und hell, rauschend und jubelnd; du hättest mich wohl kaum wieder erkannt. Der schäumende Zauberkelch des Lebens berauschte mich. Ich gedachte der römischen Feste Benvenuto Cellinis; Jahrhunderte liegen dazwischen, aber das Volk und sein für Freude, für alles Schöne empfänglicher Sinn blieben dieselben.

Teresina hatte mir erzählt, wie hier herum ein Improvisator wohne, welcher gegen eine kleine Erkenntlichkeit bereit sey, Proben seiner Kunstfertigkeit zu geben. Ich ließ ihn kommen. Es war ein ältlicher, hagerer Mann in einem rothen verschossenen Plüschfrack; sein ganzes Aeußere zeugte von Dürftigkeit; der Kopf war auffallend schön gebildet, die Stirne hoch und ausdrucksvoll, die Augen voll Feuer, die Adlernase entschieden, aber nicht unfein. Ich goß ihm einen Becher Wein ein, und gab ihm auf, den Sonntag der Römerin zu besingen. Augenblicklich gefaßt, begann er seine Improvisation in Ottave rime, rezitativisch, monoton vorzutragen. Er zog sich ganz tapfer aus der Sache. Zuerst schilderte er die Römerin, wie sie mit der Wahl des sonntäglichen Putzes beschäftigt sey, pries die Eleganz, den Geschmack der römischen Frauentracht, die gefällige Form ihres Schmuckes; er malte den Anzug Teresinas und ihrer Freundinnen. Hierauf führte er sie in die Kirche, besang die den heidnischen Tempeln entführten Säulen des Heiligthums, die goldstrahlende Mosaik des Chors, die erhabene Feier des Gottesdienstes, ließ den rosigen Lippen glühende Gebete entschweben, die Perlen des Rosenkranzes durch die feinen Finger rollen. Nun ging er zu einem leichteren Versmaas und heiterer Melodie über, und schilderte die Nachmittagslust, die Weingärten vor der Porta Pia, wo unter Lorbeerhecken die Zither klingt und die Schellen des Tambourin rauschen und die Kastagnetten klappern, wo das glückliche Paar den Saltarello tanzt, und dann die glühende Schöne sich zur Ruhe neben dem Geliebten niederläßt, während er den dunkeln Wein aus dem Becher schlürft und die Stelle erwählt, welche ihre Lippen berührten. — Der Schalk schilderte nur, was er mich so eben hatte thun sehen. Die Mädchen mußten etwas gemerkt haben, und flüsterten kichernd in Teresinas Ohr; ihrer abwehrenden Geberde wurde nicht geglaubt. Es war ein gar schöner Abend. Ich brachte die Frauen nach Hause. Tante und Nichte luden mich ein, sie nächstens zu besuchen; ich sagte es ihnen zu, und will auch wirklich der Einladung Folge leisten. Ich habe mir lange gewunscht, das römische Leben im Innern der Häuser durch eigene Anschauung kennen zu lernen, und verspreche mir manche schöne Stunde bei den Leutchen. — Höre, du wirst mir doch meine romanesken Freuden nicht begrämeln? Einem Andern hätt' ich's nicht geschrieben, doch dir — nun, wir kennen einander ja.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Kedongkebo auf Java.

(Fortsetzung.)

Briefe eines Deutschen in holländischen Diensten.

Den 14. August. Nachts mit dem Glockenschlag 12 Uhr, erhob ich mich von meinem Lager, weckte meine Mannschaft und sorgte, daß sämmtliche Torniſter, sowie die Kisten zusammengebunden und den zum Tragen unseres Gepäckes bestimmten Javanern übergeben wurden. Das Gouvernement stellt nach Verhältniß des Truppes beim Marsch stets sogenannte Koulis oder Lastträger, indem der Europäer das Tragen des Torniſters in diesem heißen erschlaffenden Clima nicht lange aushalten könnte; ebenso ist es jedem Soldaten

Digitized by Google

erlaubt, sich auf seine Kosten, die sehr gering sind, ein Pferd oder eine Art Portchaise, die von zwei Männern getragen wird, zu miethen. Als alles gehörig geordnet war, und der zu unserm Führer bestimmte Lieutenant sich eingefunden hatte, wurde eine Avant- und eine Arrieregarde kommandirt, und vorne und hinten, rechts und links Javaner mit brennenden Fackeln aufgestellt, die hauptsächlich zum Abschrecken der Tiger und sonstiger wilden Thiere dienten. Wir kamen mit Anbruch des Tages, nachdem wir dreizehn Jahlen, deren drei auf eine Stunde gehen, zurückgelegt, in Oharang, der ersten Etappe, an. Der Ort besteht aus einigen Hütten in einem kleinen Fort mit 26 Mann Besatzung. Wir wurden hier in einer von Bambus gebauten Hütte einquartirt. Abends gegen 10 Uhr begaben wir uns wieder auf den Marsch, und täglich oder vielmehr nächtlich sezten wir auf beschriebene Weise unsere Route in kleinen Etappen von drei bis fünf Stunden fort. Bei der vierten Etappe mußten wir Nachts einen sehr hohen Berg übersteigen, und wäre ich plötzlich aus Europa auf diesen Berg versezt worden, so hätte ich mir nimmermehr einreden lassen, daß ich mich hier so wenige Grade von der Sonnenlinie befinde; denn es wehte hier eine so empfindlich kalte Luft, daß ich förmlich schauerte, und die Temperatur nur mit einer kalten Spätherbstnacht bei uns vergleichen konnte. Obgleich ich ein Pferd hatte, so war ich doch mehr gegangen als geritten, um mich durch die Bewegung etwas zu erwärmen; beim Abdachen des Berges hatte ich mich wieder aufgesezt und war vor dem Trupp etwas vorausgeritten, als plötzlich mein Pferd anfing zu stutzen und nicht weiter gehen wollte. Ich sah mich um und gewahrte zu meinem nicht geringen Entsetzen einen mächtig großen Tiger, der ungefähr drei Schritte rechts von mir ab an einem kleinen Anhang lang ausgestreckt schlafend lag. Nachdem ich den ersten Schreck überwunden, während mein Pferd, ich weiß nicht ob von Furcht gelähmt, ganz still und steif, mit gespizten Ohren stand, benüzte ich die Gelegenheit, dieses blutdürstige Thier, das ich so oft in Menagerien gesehen, hier in seiner Wildheit genau zu betrachten; es war ein schöner Anblick, den Schrecken der Thiere und Menschen, dessen Erlegung vom hiesigen Gouvernement immer mit 25 Gulden belohnt wird, so ruhig schlafend, den Kopf auf den fürchterlichen Tazen, vom Monde hell beleuchtet, hier liegen zu sehen. Ich weiß nicht, wie lange ich in diesen Anblick versunken war, als durch das Geräusch der nahenden Mannschaft dieses so schöne und doch so fürchterliche Geschöpf aufgeweckt, aber auch zugleich durch die in demselben Augenblick um die Ecke biegenden Fackelträger so in Furcht gesezt wurde, daß es im ersten Moment zwar zähnefletschend nach uns hinblickte, sich aber bald unter fürchterlichem Gebrüll in's Dickicht des Waldes verlor. — Trotz des Schreckens und trotz des Verweises, den ich von dem Lieutenant wegen des Vorausreitens erhielt, freute ich mich doch, den Trupp verlassen zu haben. Ich hörte nun, die Javaner haben wohl schon hundert Schritte weit den Tiger gerochen und es dem Lieutenant mitgetheilt, der sofort schnell noch einige Fackeln anstecken ließ.

(Schluß folgt.)

Prag, April.

(Schluß.)

Theater.

„Die Leibrente," Schwank in zwei Akten von G. A. Maltitz, ist recht wacker durchgeführt, nur mitunter etwas trivial, weßhalb das Stück besonders große Moderation der Schauspieler verlangt, die es hier zwar nicht fand; doch schadete dies der Aufnahme keineswegs, denn unser Publikum kann drastische Mittel vertragen. — „Der Reisewagen des Flüchtlings," Schauspiel in vier Akten aus dem Französischen, nach Melesville und Etienne von Margaretha Carl, heißt, wo wir nicht irren, im Original: „La berline de l'émigré," und spielt in der Schreckenszeit in Paris. Mad. Carl hat Zeit und Raum verwandelt. Wir haben nicht inne werden können, wann und wo es gegenwärtig spielt; doch so viel ist uns klar geworden, daß es dorthin nicht paßt, wo es vorgeht, daß alle französischen Inconsequenzen zu Unsinn, die Unwahrscheinlichkeiten zur Albernheit geworden sind, und von den gewaltsamen Effekten uns die Gewalt übrig geblieben, der Effekt aber in der Verrücktheit untergegangen ist. — Eine Opernneuigkeit war: „Der schwarze Domino," Oper in drei Akten nach dem Französischen des Scribe, zur beibehaltenen Musik von Auber, der darin ganz Auber geblieben; nur hie und da guckt Meyerbeer und Bellini ein bischen hinter dem Pariser Schleier hervor, und wenn der Compositeur diesmal weniger pikant und brillant ist als in manchen seiner früheren Opern, so scheint dies aus dem Bestreben hervorzugehen, nationellcharakteristisch zu seyn. Eine ganz undankbare Arbeit, da Scribe den spanischen Stoff im höchsten Grade französisch leichtfertig behandelt hat; denn es ist merkwürdig, in welchem Pariser Freimuth hier ein paar Nonnen mit einer Gewandtheit in Liebesintriguen dargestellt werden, wie sie sich selbe in den lustigsten Salons nicht in höherem Grade erwerben könnten. Nicht minder kühn ist eine petite maison, das zärtliche Verhältniß eines Geistlichen (der unter dem Oekonomen, den ihm die Censur hier substituirte, doch überall hervorguckte) mit der Haushälterin, mit der er eingesperrt wird u. s. w. Im vollen Sinne des Wortes unanständig ist aber der Moment, wo die gesammten Gäste Julians die arme Inesilla mit Zärtlichkeiten bestürmen. Wenn in Spanien auch Aehnliches geschieht, so hat das doch eine andere Physiognomie. — „Der unverhoffte Schatz," Posse in zwei Akten von Carl Joseph Schikaneder, ist zwar eine gewaltige Plattitude; doch sind wir durch die Resurrection der „Pumpernickels," „Klachels," „Donkuweibchen," „Teufelsmühlen," „Sternenmädchen" u. s. w. so in allen unsern Prätensionen herabgestimmt, daß man auch über dieses Aggregat von Bierhauswitzen des achtzehnten Jahrhunderts und andere burlesten Antiquitäten ein: „Transeat" aussprach.

„Zum treuen Schäfer," komische Oper in drei Akten nach Scribe und Saint Georges, Musik von Adam, wurde dreimal unter sehr moderaten Beifallsbezeugungen aufgeführt; dann kam ein Verbot von der Censur, welches die ferneren Produktionen dieses Stücks sowohl als des „schwarzen Domino" von Auber untersagte; doch hat der „Schäfer" Gnade gefunden und darf wieder aufgeführt werden. Dagegen wurde die „Schule des Lebens" verboten. — „Der Wasserfall im Feenhain, oder: der unsichtbare Freier" von D. F. Reibersdorffer (Musik von Andreas Scutta) ist unstreitig — so viel das auch bedeuten möge — eine der schlechtesten Possen der neuesten Zeit. Die Musik enthält nicht viel weniger Galoppes als irgend eine Opera seria von Donizetti. — Die englische Sängerin Mrs. Mary Shaw hat hier drei Conzerte gegeben und außerordentlich gefallen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 110.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 8. Mai 1839.

Noch betracht' ich Kirch' und Palast, Ruinen und Säulen.
Doch bald ist es vorbei: dann wird ein einziger Tempel
Amors Tempel nur seyn. —

Goethe.

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

14ten December.

Ich war doch früher dort, als ich selber glaubte. Von San Pietro in Montorio herabsteigend, wanderte ich durch Trastevere. Man glaubt in einer ganz andern Stadt zu seyn, so ganz eigenthümlich und verschieden vom diesseitigen Rom ist die jenseitige Hälfte. Die Gassen sind noch um Vieles enger, düsterer durcheinander gewürfelt. Man sieht den Häusern an, daß sie aus dem Schutt erstanden; was dem Erbauer unter die Hände kam, ward genommen und benuzt; antike Säulen sind regellos in die Mauer eingefügt, und jonische Marmorkapitäle und Basreliefs seufzen unter dem Druck von Ziegeln und Kalk. Hier und dort zeigt noch ein schönes gewölbtes Fenster, ein köstlich ornirter Sims, daß das Gebäude vordem begüterten Leuten angehören mochte. Jezt verfällt Alles. So ist auch das Haus in Santa Dorotea, wo Raphaels Fornarina gewohnt haben soll. Es zeichnet sich durch einen hohen Fensterbogen aus, um welchen sich zierliche Arabesken schlingen. Wie oft mag das liebende Weib von dort dem Nahen des Beglückten entgegen gelauscht haben! Der neidenswerthe Raphael! Er lebte noch in einer Zeit, wo er frei der Schönheit huldigen durfte, wo seine Liebe die von ihm Erkorene adelte.

Die Trasteveriner sind stolz auf das unvermischte, altrömische Blut, welches in ihren Adern fließt. Etwas ist daran: einen Trasteveriner erkennt man auf den ersten Blick. Wie ist das Volk so schön, welche kraftvolle Männergestalten, welche edle, antike Frauenköpfe! Hierher muß der Künstler gehen, wenn er den römischen Charakter studiren will.

Zwecklos war ich in dem Straßengewirr umhergeschlendert und stand eben vor einem kleinen Hause, an dessen Schwelle eine antike Marmorstatue auf der Nase lag und als Bank diente; da hörte ich mich bei meinem italienischen Namen: Signor Everardo! rufen. Teresina schaute lachend aus dem Fenster und winkte, näher zu treten. Ich hätte das Haus, welches ich nur in der Dunkelheit sah, kaum wieder erkannt. Es steht vor dem Ponte rotto und just auf den herrlichen Bogentrümmern der alten palatinischen Brücke. Das hübsche Kind sprang die Treppe herab, und mit einer Hast, daß die Hühner im Hausflur gakernd auseinander stoben. Ich mußte gleich heraufkommen, sollte schon auf der Treppe tausend Fragen beantworten, weßhalb ich so lange auf mich habe warten lassen, wo ich die Zeit über herumgedämmert. Das war eine Freundlichkeit, eine Herzlichkeit, wie ich

Digitized by Google

sie nach so flüchtiger Bekanntschaft nimmer geträumt hätte. Flog doch sogar über das nicht allzuliebliche Gesicht der Tante Brigida bei meiner Erscheinung ein Lichtschimmer von Wohlwollen.

Sie führen eine kleinbürgerliche Haushaltung. Das Geräth ist wohl ziemlich dürftig, allein für eine römische Wirthschaft sieht es doch wahrhaftig sauber genug aus. Teresina hatte in ihrer freudigen Hast keine Ruhe. Gleich nach den ersten Worten zog sie mich mit hinunter; ich sollte ihr auf den Ponte rotto folgen. „Das ist die schönste Aussicht auf ganz Rom," plauderte sie, „und so steht es auch schon in der gedruckten Beschreibung. Die Maler zeichnen wochenlang auf der Brücke und die Milordi kommen Euch Dutzendweis, um von dort über's Geländer zu gucken. — Nun, hab' ich nicht recht? Hab' ich Euch zu viel gesagt? Nicht wahr, Everardo, das habt Ihr Euch nicht träumen lassen? Gelt, sonst wärt Ihr auch schon früher gekommen? Und sagt Ihr kein Wort?"

Ich schwieg verwirrt, geblendet von der Ueberfülle an Pracht und Herrlichkeit. Wie soll ich dir das Alles schildern? Rechts der Aventin mit der Kirche Santa Sabina und seinen alten, epheuumrankten Unterbauten, vor mir der jungfräuliche Vestatempel, der schlanke Glockenthurm von Santa Maria in Cosmedin, zur Linken die San Bartolomeoinsel, jenes alte Aeskulapschiff, neben welchem sich die Brücken Quatro Capi und San Bartolomeo über den gelben, strudelnden Strom schwingen, die Gärten am Strande, Orangenbaum dicht an Orangenbaum, deren Goldfrüchte jetzt in der Reife stehen und das dunkelgrüne Laub überblitzen, die Loggien auf schlanken Säulchen, die vorübergleitenden Kähne! — Teresina ließ mir keine Ruhe; meine stumme Bewunderung war der kleinen Libelle nicht recht. „Seht nur hier," schwatzte sie, „welch schöne Myrtenstöcke ich mir gezogen habe, und dort das Madonnenbild in der Maueblende. Wie hübsch das Geisblatt rings umher wächst, nicht anders, als wolle es sich hier für das Muttergottesbild zum Kranz flechten. Und was haben wir diesen Herbst für schöne Trauben von der Veranda, die sich über die Brücke zieht, gesammelt! Schaut nur die beiden Maemorputti auf der Wasserkufe; die sollen was ganz besonderes seyn, sagen die Leute. Ihr seyd ja ein Künstler und müßt Euch darauf verstehen. Und auch die großen Basaltsteine im Pflaster sind noch aus der alten Römerzeit, wie sie behaupten." Und immer fragte sie wieder dazwischen: „Nicht wahr, Everardo, das ist schön, so schön!"

Sie war in ihrem geschäftigen Eifer gar zu hübsch und lieb. Die Alte war uns nachgeschlurft und begann ein langes Klagelied über die schlechten Zeiten, und wie sie früherhin ihr Oberstübchen mit der schönen Aussicht auf den Fluß hin den Inglesi vermiethet habe, wie jetzt aber sich Alles hinunterziehe und um den spanischen Platz dränge. So stehe das Zimmer schon Jahr und Tag leer. Ich wurde vor Freude über und über roth und konnte kaum die Frage, ob sie mich einnehmen wolle, hervorstottern. Im Augenblick waren wir um einen sehr leidlichen Preis einig. Teresina jubelte laut auf.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

(Fortsetzung.)

Johanna folgte ihrem Vater auf eines der großen Güter in der Krimm. Er war Arzt und bejahrt. Auch hinter ihrem Leben lagen bereits die Blüthenmonde desselben. Der hohe Sommer des jungfräulichen Alters mahnt sehr unfreundlich an den nahen Herbst. Aber sie war die treue Pflegerin ihres Vaters; ein schöner Beruf entschädigt für Entbehrungen und Verluste.

Die junge, schöne, an einen der reichsten Fürsten verheirathete deutsche Dame, welche ihren alten Hausarzt und dessen Tochter zu sich rief, war voll trefflicher Pläne, wie sie das Beste und Reinste ihrer vaterländischen Lebensweise in ihre neuen Besitzungen übertragen wolle. Sie heftete ihr frommes Auge besonders auf die Gesittung ihres eigenen Geschlechts, denn sie fand dasselbe tief in Unordnung aller Art versunken. Sie errichtete Näh- und andere Schulen, sie hing Sittentafeln in die Zimmer der für sie arbeitenden Mädchen, sie stiftete Rosenfeste. Johanna ging in allen diesen schönen Bestrebungen ihr redlich an die Hand.

Die Bauten und Verschönerungsanstalten zogen Künstler aus mehreren Nationen herbei und beschäftigten sie lange. Die leichten Grundsätze, die Vergnügungssucht, welche diese fremden Männer und ihre Gehülfen mitbrachten, erschwerten die wohlgemeinten Einrichtungen der fürstlichen Frau und ihres echt deutschen Gehülfin gar sehr. Als eines der fürstlichen Kindee am Scharlach erkrankte und es nöthig war, dieses von den übrigen abzusondern, bezog Johanna mit demselben einen Nebenbau des Hauses. Ein ganz junges, russisches Mädchen wurde ihr zur Bedienung gegeben. Die Pflege ihres alten Vaters mochte aber die gute Tochter darüber nicht ganz vernachlässigen. Er war gewohnt, das Frühstück aus ihrer Hand zu nehmen. Um ihren langen Weg, der ihr fast eine Viertelstunde Zeit nahm, abzukürzen, schlüpfte sie zuweilen durch ein auf die Terrasse des Hauses gehendes großes Fenster; sie befand sich dann sogleich

Digitized by Google

im Hauptgebäude, und das Zimmer, in welches sie auf solche Weise trat, war unbewohnt. Einst trat jedoch daselbst hinter einem Bettschirm ein italienischer Maler hervor, der Abends angekommen und, ohne daß sie es wußte, dort einquartirt worden war. Trotz der Höflichkeit, mit welcher er dem unerwarteten Besuch auch künftig freien Durchzug anbot, war ihr natürlich nun dieser Weg gesperrt.

Nach einiger Zeit fand sie in dem Nähkästchen ihrer jungen Dienerin einiges Papiergeld. Da keines der im Hause angestellten leibeigenen Mädchen Geld erhielt noch haben durfte, indem reichlich für alle Bedürfnisse derselben gesorgt wurde, so hielt Johanna das Vorgefundene für gestohlenes Gut und eilte, sich mit der Herrin über ihren Verdacht zu besprechen. Diese war im Gespräch mit jenem Maler, als Johanna zu ihr trat und berichtete. Das forschende Auge der Fürstin, die die Welt besser als die in bescheidener Stille erwachsene deutsche Jungfrau kannte, fixirte den Maler mit einem Blicke, der ihm wahrscheinlich ebenfalls verständlicher war, als der sorglichen Berichterstatterin. — Das Mädchen gestand, jenes Geld vom Maler erhalten zu haben. Die Veranlassung war den tugendlichen Anstalten der frommen Herrin keineswegs förderlich. Noch hoffte man, durch genauere Beaufsichtigung des Mädchens weiteres Versinken desselben zu verhindern. Dies reizte die Rache dessen, der sich ein Opfer seiner Lust erkauft hatte. Wer anders mußte der Gegenstand dieser Rache werden, als die unbefangene Deutsche? Bald, wenn sie zur Tafel kam, bemerkte sie, daß die daselbst versammelten Männer, Ausländer und Eingeborene, sich flüsternd über sie unterhielten, daß zum Besuch gekommene Frauen der Nachbarschaft sich mit verächtlichem Hohne von ihr wendeten, ja daß selbst die Dienerschaft sich etwas von ihr und über sie zu sagen hatte. Der Italiener hatte mit hämischer Uebertreibung von ihrem Frühbesuche in seinem Zimmer erzählt und die Strenge gegen ihre junge Dienerin nur aus ihrem Neide erklärt, weil er die frische Jugend derselben den ihm auf die auffallendste Weise entgegengebrachten veralteten Reizen vorgezogen habe. Es gelang auch der gerechten Herrin nicht, den bösen Schein von ihrer verleumdeten Landsmännin zu nehmen; denn, je tiefer die Stufe der Gesittung ist, auf welcher eine Gesellschaft steht, je schwerer wird es ja auch dem reinsten Leben, angedichtete Rostflecke solcher Art von sich abzustreifen. Johanna verließ nach dem Tode ihres Vaters jenes Land, reicher an bittern Erfahrungen als an Glücksgütern.

Im Grase.

Wie sich's so wohl im Grase liegt,
Bei Kraut und Blumendüften,
Dieweil der Vogel singend fliegt
In goldnen Himmelslüften.

Da kann man wahrlich denken nicht:
Daß man bald liegen werde
Tief unten ohne Sang und Licht
Bei Wurzeln in der Erde.

Man denkt nur an des Himmels Schein
Und an den Vogel drinnen,
Denkt: Gott wird wohl so gnädig seyn,
Daß wir das auch gewinnen.

Justinus Kerner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 29. April.

Gastspiel der Dem. Henriette Carl.

Wir stehen an der Schwelle des schönen Maimonats und harren sehnsüchtig der Ankunft des grüngelockten Frühlings, der in diesem Jahre länger als gewöhnlich ausbleibt. Noch keiner unserer schlummertrunkenen Bäume hat seine hoffnungsfarbigen Augen aufgeschlagen, der Himmel trägt noch immer sein winterliches Grau und keine Schwalbe läßt sich sehen. Doch statt der Schwalben hat uns der saumselige Frühling einen schönern Vorboten, eine Nachtigall gesendet, deren süßer, holder Klang uns mitten in das smaragdene, blumenemaillirte, duftgetränkte Grün des Sommers hineinzaubert. Fräulein Henriette Carl, eine der ersten Gesangs-Notabilitäten, die seit Kurzem in unserer Mitte weilt, hat auf unserer Hofbühne als Norma in Bellini's gleichnamiger Oper, als Amine in Donizetti's „Liebestrank," als Madeleine in Adam's „Postillon von Longjumeau," als Anna in Mozarts „Don Juan" gastirt und in jeder dieser Partien eine so ehrenvolle, wohlverdiente Anerkennung gefunden, daß auch wir uns aufgefordert sehen, ihrem schönen Talente den schuldigen Tribut zu zollen. Fräulein Carl gehört zur Gruppe jener wenigen Sängerinnen, welche die göttliche Kunst des Gesanges nicht wie ein mechanisches Metier, sondern als eine artistische Mission betreiben. Sie besitzt eine Stimme, die markig, reich und biegsam und von so seltenem Umfang ist, daß sie fast drei Octaven umfaßt und ohne die mindeste Anstrengung sich bis zur schwindelnden Höhe des e erhebt. Die obere, mittlere und untere Stimmlage sind so gleichmäßig ausgebildet, daß wir nicht entscheiden mögen, welcher von diesen Chorden der Vorzug gebührt. Wie aber Raphael, selbst dann, wenn er ohne Hände zur Welt gekommen, ein großer Maler, so wäre Fräulein Carl, selbst dann, wenn sie eine minder schöne Stimme besessen, doch eine eminente Sängerin geworden. Denn sie singt nicht bloß mit der Kehle, sie singt mit der Seele, mit dem Geiste. Sie hat nicht, wie so viele ihrer Kunstschwestern, bloß den oberflächlichen Schaum ihrer Kunst abgeschöpft, sie ist in die geheimnißvolle Tiefe derselben hinabgetaucht und hat sich eine eben so brillante als gediegene Methode angeeignet, der man es anhört, daß sie sich von jeder Note eine

Digitized by Google

auf den Principien der Kunst basirte Rechenschaft zu geben weiß. Sie fühlt, was sie singt, und singt, was sie fühlt; ihr Gesang tippelt nicht bloß unser Ohr, er bricht sich Bahn zu unserm Herzen und weckt in ihm den schlummernden Funken der Sympathie. Der Zuhörer vergißt, daß das, was sie singt, ein eingeübtes Notenkunststück sey; er geräth in Versuchung, zu glauben, er höre den freien, rhythmisch-harmonischen Erguß ihres Seelenzustandes, die improvisirte Sprache ihres Gefühls; er glaubt eine Nachtigall zu hören, die in mondheller Nacht, im grünen Zelt der Bäume versteckt, die Gefühle ihres Herzens ausströmen läßt. In ihrem Vortrage macht sich vor Allem eine unfehlbare Sicherheit geltend; sie gebraucht nicht zu denen, deren Auge ängstlich auf dem Tactstock des Kapellmeisters ruht; sie hat sich ihrer Aufgabe so ganz bemeistert, sie hat die Intensionen des Componisten so ganz in sich aufgenommen, daß sie gewiß seyn darf, nie zu fehlen. Selbst das allerfeinste, strengste Ohr wird ihr zugestehen müssen, daß sie eine der Wenigen ist, die niemals detoniren. Mehr noch als diese Sicherheit überrascht uns die Sorgfältigkeit, mit der sie die schwierigsten Schwierigkeiten der italienischen Schule siegend in die Tiefe schlägt; ihre Stimme ist eine schmeichelhafte Gazelle, die mit liebenswürdige Nonchalance von einer Triller-Leiter zur andern hüpft; niegends gewahrt man die mindeste Kraftanstrengung; die halsbrechendsten Cadenzen sprudeln so leicht aus ihrer Kehle wie Wasserstrahlen aus einem Springbrunnen hervor. Ein feiner Geschmack, der sich an den glänzendsten Vorbildern der italienischen Schule herangebildet, weht wie ein lieblicher Duft durch das Ganze ihrer Leistung; unser Ohr wird nirgends durch Rococo-Stendrel beleidigt; selbst der ärgerlichen Phrase weiß sie ein frisches Colorit, ein angiebendes Relief zu verleihen. In ihrem Spiele, das sich harmonisch der musikalischen Situation anschmiegt, herrscht glühendes Leben, dramatische Wahrheit, die noch prägnanter hervortreten würde, ließe sie sich nicht dann und wann, mehr als erlaubt, vom Feuer der Begeisterung fortreißen. Betrachten wir ihre Leistungen im Einzelnen, so finden wir, daß ihre Norma eine in musikalischer Beziehung mit großer Meisterschaft durchgeführte Partie ist, die in der letzten Arie, worin sie die ganze Fülle ihres unendlichen Schmerzens so tiefergreifend aus ihrem Herzen in das unsere ausströmen läßt, den Meridian der Virtuosität erreicht. Noch keine Norma hat in diesem Heroen einer so tiefen Eindruck auf uns gemacht, als Dussie. Carl. Fast noch wirksamer als ihre Tragik in Bellini's Oper trat der Rimini ihrer Grazie im Donizetti'schen „Elisir d'amore" hervor. Sie stellte uns als Anine einen in allen Theilen mit warmen, lebensfrischen Tinten ausgemalten Charakter hin, in dem sich Gesang und Spiel zu einer reizenden Masse verschmolzen, die lauten Anklang fand. Die Blüthe ihrer Leistungen ist die Donna Anna in Mozarts „Don Juan." In dieser Partie entfaltet Fräulein Carl den ganzen Zauber der deutschen Schule, jenes sehnende, unnachahmliche Portamento, das wie ein schmelzendes Lerchentön unsere Seele mit namenloser Sehnsucht erfüllt. Hector Berlioz, der musikalische Aristarch in Frankreich, sagt nicht mit Unrecht, der Franzose könne nur trällern, der Italiener nur trillern, aber singen, singen wie die Lerche, die den blauen Aether durchschifft, könne nur der Deutsche, der diese Töne den Sängern seiner Mütter ablauscht. Dmsie. Carl haucht ihre Liebeslagen mit einem alle Nerven durchzuckenden Schmelze aus, der im Herzen der Zuhörer ein treues Echo findet. Ihre Töne treten wie die Manen Mozarts vor unsere Seele. Wir wissen ihrer meisterhaften Leistung kein schöneres Lob zu ertheilen, als daß sie der treueste Dolmetscher der Mozart'schen Sanskritsprache ist.

Kedongkedo auf Java.

(Schluß.)

Briefe eines Deutschen in holländischen Diensten.

Von Tag zu Tag unserem Ziele näher rückend, durchwanderten wir die anmuthigsten Thäler und überstiegen die herrlichsten Gebirge. Ueberall boten sich uns neue Gegenstände dar; bald marschirten wir zwischen Zuckerrohr, Indigo oder Reisfeldern, bald zwischen Kaffeeplantagen oder zwischen Wäldern von Kokosnuß-, Pisang-, Zimmt- und Orangenbäumen und unzähligen und unbekannten Bäumen und Sträuchern; hier erblickten wir vor uns fliehende Affen, dort gewahrten wir Papagayen, Pfauen und Kakadus, selbst Schlangen von nicht geringer Größe und Stärke sahen wir oft aufgerollt im Grase auf Beute lauern. Dieses Eiland wäre ein Paradies, wenn es von andern Menschen bewohnt würde. Endlich gelangten wir den 24sten August bei unserm Bataillon zu Kedongkedo an, wo wir dann gleich, nachdem sich jeder so viel als möglich proper gemacht hatte, vor den Colonels Wohnung aufmarschiren mußten, und sofort bei den verschiedenen Compagnien eingetheilt wurden. Mich warf das Loos zur ersten Flankencompagnie; jedes Bataillon besteht aus vier Center- oder Füselierecompagnien und zwei Flankencompagnien, welch letztere als Elitencompagnien betrachtet werden, weil bei ihnen kein Soldat Stockprügel bekommen kann, er muß denn zuvor zu einer Füselierecompagnie versetzt seyn. — Ich traf bei meiner Compagnie recht wackere Kameraden; alle meine Obern vom Capitän bis zum Sergeanten habe ich als brave, menschenfreundliche Leute kennen gelernt, und käme ich nicht sonst mit so vielen niederträchtigen Kreaturen in Berührung, so hätte ich über meine Dienstverhältnisse durchaus nichts zu klagen.

Kedongkedo (großer Garten) liegt in dem Javanischen Hochgebirge rings von Bergen eingeschlossen, und von einem wilden, sodnen Flusse bewässert. Es ist einer der gesundesten Plätze in ganz Java, und die Sterblichkeit ist hier nicht viel stärker als bei uns in Europa. Mitten im Campement steht man zwei viereckige große Plätze, die rings mit Gräben umgeben sind, und in deren einem zwei Elephanten, im andern ein Rhinoceros herumgehen, wobei ich jedoch bemerken muß, daß diese Thiere, obgleich auf der Insel gefangen, doch selten sind. — Kedongkedo ist der Aufenthaltsort eines hohen Civil beamten (Residenten) und die Garnison des vierten Bataillons Infanterie, das aus lauter Europäern besteht, einer Schwadron Husaren und einer Feldbatterie. Die hiesigen europäischen Soldaten sind vielleicht die zügellosesten unter der Sonne, und daher äußerst harten Strafen unterworfen. Doch ist es sehr leicht, sich die Liebe und das Wohlwollen seiner Obern zu erwerben, wenn man sich durch solides Betragen, Diensteifer und Bescheidenheit vom großen Haufen unterscheidet. Mir ist es gelungen, mir namentlich die Liebe meines Compagniecommandanten zu erwerben, und dieser sagte mir, es sey nicht so schwer, zu avanciren, indessen würden die, welche Empfehlungen hätten, immer vorgezogen, dadurch vorzüglich, daß sie zum Examen aufgerufen werden, während man des neu, welche sich selbst dazu melden, viele Hindernisse in den Weg legt, wobei sie noch dazu allemal gegen die Empfohlenen zurückstehen müssen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 153.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 27. Juni 1839.

O ciel! quel étrange embarras!
Je vois des incidens qui passent la nature,
Que mon esprit ne comprend pas.

Molière.

Die Bibliothek meiner Großtante.

(Fortsetzung.)

Man weiß, wie unser Stand an die Minute gebunden ist; ein nicht abgeschickter Brief, eine nur um wenige Augenblicke verzögerte Antwort bricht einem entfernten Handelshause den Hals, und jeder, der in mein verzweifeltes Gesicht sieht, glaubt, es werde gerade das Handelshaus seyn, in dem er, oder seine Schwester, oder seine Frau ihre „nicht unbedeutenden" Kapitalien stehen haben. Also Platz dem Kaufmann! Platz dem Gesichte, auf dem, weit deutlicher als mit Ziffern, eine gefährliche Bilanz geschrieben steht! Ich drang durch die Menge, während mancher mit einem Stern versehene Mann hinter mir blieb. Schon im Begriff, die Treppe zu erreichen, fühle ich an meinem Arm den leisen Druck einer weiblichen Hand. — Ich sehe mich um, und eine Dame, in einen Schleier gehüllt, reicht mir ein Papier. „Ich ersuche Sie, mein Herr," lispelt sie dringend, „geben Sie dieses Blatt oben an den Cassier gleich am Eingang ab." Ich blickte flüchtig auf den Zettel und bemerkte, daß es eine Anweisung auf eine Summe war, die der Vorzeiger eincassiren sollte. Ueberrascht über ein so auffallendes Zeichen von Vertrauen zu einem gänzlich fremden Manne, wollte ich eben das Billet mit einer stummen, ablehnenden Verbeugung zurückgeben, als die Dame noch um Vieles dringender ihre Bitte wiederholte. „Verlassen Sie mich nicht!" rief sie und hielt dabei meinen Arm umschlossen. „Ich stehe schon eine Stunde hier, ohne daß es mir möglich wird, durch's Gedränge zu kommen. In einer halben Stunde reisen wir ab; ein kranker Vater wartet schon lange auf meine Zurückkunft. Eilen Sie, mein Herr; glauben Sie nicht, daß Sie mir fremd sind, ich kenne Sie."

Ich warf bei diesen Worten einen Blick auf die Sprecherin, allein er drang nicht durch den Schleier; sie wandte sich ab und der Strom eines neuen Andrangs trennte uns. Ich gelangte hinauf, machte mein Geschäft ab und nahm auch das Geld für die Unbekannte in Empfang; aber es dauerte wohl eine gute halbe Stunde, ehe ich wieder den Weg durch's Gedränge auf den Vorplatz zurückfand. Wie groß war mein Schrecken, als ich, dort angelangt, die verschleierte Dame nicht mehr traf. Ich sah nach der Uhr und fand jetzt, daß die Frist, die sie mir angegeben, längst verstrichen sey. Sie war also fort, und in meinen Händen hatte sie das Geld, vielleicht ihr Reisegeld, zurückgelassen. Welch ein wunderliches Abenteuer! Es fehlte mir an Zeit, darüber viel nachzudenken, die Geschäfte des Tages riefen mich unerbittlich weiter. Nachdem ich also dem Portier des Hauses die Dame

Digitized by Google

bezeichnet und meine Wohnung genannt hatte, eilte ich mit einem Bekannten auf die Rhede. Ich will nicht leugnen, daß ich während der übrigen Gänge dieses Tags etwas zerstreut war. Die Unbekannte schwebte mir immer vor. Meinem Auge war nicht entgangen, daß sie einen zarten, schönen Wuchs hatte. Der schwarze Schleier ließ ein paar wunderschöne Schultern sehen, die mit der kleinen weichen Hand, die mich am Arme gehalten, trefflich harmonirten. Auch die Stimme dieses geheimnißvollen Wesens hatte an mein Herz gesprochen. Ich wandelte zwischen den Schiffen und dem Lärm der Rhede wie ein Träumender herum, und seltsam! alle Gebilde meiner Jugend gingen jetzt eilig durch mein arbeitendes Hirn. Ich hörte ein Rauschen in meiner Nähe, und erschrocken wich ich bei Seite, denn eben wendete ein prächtiges, großes Dampfschiff seinen Kiel und schnaubte uns seinen Dampf entgegen. Grüße, Geschrei, wehende Tücher und winkende Regenschirme belebten eine Gruppe bunt gekleideter Zuschauer, die den Abreisenden Lebewohl wünschten. Auch ich blickte hinüber, und siehe da, auf dem Verdeck, an die Balustrade gelehnt, steht meine Unbekannte, nicht zehn Schritte von mir entfernt. Ich stoße einen Schrei aus, ich rufe und springe vor, indem ich die Rolle Goldstücke, die ihr Eigenthum ist, hoch in der Hand halte. Sie erkennt mich, winkt mir lächelnd mit dem Tuche und grüßt mich dankend. Ich winke ihr noch einmal mit der Rolle und sie macht ein Zeichen, daß es zu spät sey und daß ich mich beruhigen solle. Bald darauf war sie meinen Blicken entschwunden.

Da stand ich nun, und die seltsamste Bekanntschaft von der Welt hatte sich angeknüpft. Ich war gleichsam verpflichtet durch den fremden Besitz, den ich in Händen hatte, die Erscheinung sich nicht verflüchtigen zu lassen, und dennoch war ich mir bewußt, daß die Dame in dem schwarzen Schleier wenig mehr als eine traumhafte Erscheinung war; so wunderlich spielten alte Erinnerungen und neue Eindrücke in einander. Ich glaubte in vollem Ernste, auch die Goldrolle, die ich auf meinen Tisch gelegt, würde sich am andern Morgen nicht mehr finden; allein sie blieb, als ein unumstößlich reeller Beweis, daß auch meine Göttin nicht in der Traum-, sondern in der wirklichen Welt weile.

Meine Handelsgeschäfte in dieser Stadt waren beendet, die weitern trieben mich fort, allein ich konnte mich nicht zur Reise entschließen. Als Müßiggänger, unwillig und zerstreut, durchstreich ich die Straßen und Plätze und war bei der Landung eines jeden neuen Dampfschiffs gegenwärtig. Aber meine Unbekannte zeigte sich nicht. Der Herbst rückte heran, ich hatte zwei Monate meiner besten Arbeitszeit verschwendet, ich durfte keinen Tag mehr verlieren, und Alles war zu meiner Abreise bereitet. Am Morgen bittet mich die Wirthin des Hauses, zu einem Herrn zu kommen, der die untere Stube bewohne, gestern angelangt und sogleich schwer krank geworden sey. Ich gebe ihr den Rath, nach einem Arzte zu schicken, sie aber besteht darauf, daß ich ihr in den zu treffenden Anordnungen beistehen und vor allen Dingen sie zu dem Erkrankten begleiten solle. Ich entschließe mich endlich dazu und wir steigen die Treppe hinab. „Ist der Herr allein?“ fragte ich meine Begleiterin. „Eine junge Dame reist mit ihm,“ antwortete sie; „allein auch sie ist heute in der Frühe erkrankt und bedarf selbst der Hülfe.“ Mit diesen Worten öffne ich die Thür und bleibe erstarrt stehen. Der Mann aus dem Bibliothekzimmer meiner Tante steht vor mir. Ich trüge mich nicht, diese Züge haben sich mir zu lebhaft eingeprägt, diese lange, dürre Gestalt, zwar nicht im rothen Rock, auch ohne Perrücke, aber dasselbe Lächeln, dieselben Seitenblicke, die er auf mich richtet, während er, ganz wie damals, im Zimmer auf und ab schreitet. Vor lauter Besangenheit und Beklemmung vergaß ich alle Pflichten der Höflichkeit. Ich grüße meinen unbekannten Bekannten nicht, ich werfe mich auf einen Stuhl an der Thüre, und einen dumpfen Schrei ausstoßend, halte ich beide Hände vor's Gesicht. Die Wirthin entfernt sich, denn sie glaubt, daß wir uns kennen, und so bleiben wir wohl eine halbe Stunde, Beide, ohne ein Wort zu sprechen, gerade in derselben Situation, wie vor Jahren.

(Schluß folgt.)

Caroline Murat, Napoleons Schwester.

(Schluß.)

Das Familienbild Carolinens von Gérard prangt mehr durch die Lieblichkeit der Kinder, die seit Raphael kein Maler glücklicher auffaßte, als durch ein wirkliches Erreichen ihrer eigenen Schönheit. Sie war nicht groß, nicht auffallend schlank und zierlich, aber weiblichvoll und zart gebaut; ihre Farbe war nicht diaphan, wie die der Engländerinnen oder ihrer jüngern Landsmännin, der schönen, geistreichen Gräfin Brady, doch bewundernswürdig weiß und rosig für eine Italienerin. Ihr üppiger Haarwuchs vom schönsten Goldbraun bildete das herrlichste, reichhaltigste griechische Geflecht und erhob noch Blume, Cameo, Juwelen, durch den reinen tiefen und saftigen Vollton der Grundirung. Das mehr gerundete als ovale Angesicht trug das unverkennbare Gepräge der Familie Bonaparte; nur war dort bei aller Kräftigkeit und Entschiedenheit der Flächen und Höhen Alles voller, fleischiger, saftiger als bei den Geschwistern, die purpurnen Lippen sanft geschwellt, die Nase kürzer und breiter,

Digitized by Google

die ziemlich hohe Stirn glatter geformt, die lichtbraunen Augen minder groß, wenn auch nicht minder feurig, der Bogen der Augenbraunen milder und heller; es war, als hätte sich bei der Entwicklung dieser Züge die Natur besonnen und wäre auf der Grenze zum Ideale hin stehen geblieben, um dies Antlitz mit dieser Gestalt, diesen runden, schneeweißen Armen, diesen zierlichen Händen mit Grübchen, diesem blendenden Hals, diesen feinen, vollen Schultern ganz im Einklang zu bilden. — Pauline war idealischer, Elisa männlicher, diese und Lucian Napoleon am ähnlichsten.

Wundervoll schön war Caroline Murat an jenem Frühlingsmorgen 1804, wo sie, mit der edlen Hortense von St. Cloud wiederkehrend, mit funkelndem Blicke und hochgerötheten Wangen in ihren Salon blueinstürzend, jubelnd ausrief: accordé, accordé! Achilles und Lätitia waren ihr entgegengesprungen und hingen sich an sie, ihre Hände umklammernd; ihr jüngstes Kind lächelte ihr aus den Armen seiner Pflegerin zu, Joachim Murat sah ihr mit mildem Blick, aber todtenbleich in die brennenden Augen: nur eben hatte sie Gnade für einen Vendéer erfleht; es mochte ihren Gemahl die Erinnerung eines Augenblicks durchschaudern, dessen Entsetzen kein Flehen abzuwenden vermochte. — Auch Hortense war heiß und tief bewegt; ich sehe sie noch mit ihren großen, blauen, nassen Augen, ihrem schmerzlich-milden Lächeln, das die vollen Lippen, wie ein trauernder Engel, der selbst Trost bedürfte, indeß er zu trösten sucht, umschwebte. Hortense war nicht, wie Eugen, ihrer schönen Mutter ähnlich, doch die Seelen waren sich gleich; auch sie hatte in jener Märznacht mit Josephine um jenes kostbare Leben gefleht, auch sie war mit heißem Schmerz der zwölf Opfer der Treue eingedenk, die auf dem Grèveplatz verbluten sollten. Caroline nur war viel zu feurig und leidenschaftlich, um etwas anderes zu denken, als was eben ihre Brust bewegte; das Entzücken der jungen Lajolais, mit der sie zu des Kaisers Füßen hingedrungen, deren rührendes Flehen, vereint mit den Bitten Hortensens und Carolinens, den Vater errettet, füllte ihre Seele mit freudigen Vorstellungen; schon mußte der Gefangene Kunde von seiner nahen Befreiung haben, schon umfing er weinend vor Lust und segnend sein liebliches Kind.

Ein Tropfen Thau war das in die Gluthen des Taumelbechers, der stets vor ihren Lippen aufschäumte. O, wie so anders war's in jener Freudenzeit, wo die Schwestern noch frischfröhlich in kindischer Lust durch die Zimmer der zierlichen Privatwohnung Rue Victoire stürmten und die Fenster aufrissen, um etwa den ersten Konsul oder Murat zu Pferde steigen zu sehen, und das schöne Frankreich, das der junge General schon in der Hand herumdrehte, lüstern beäugelten, wie eine Düte voll Bonbons, aus der sie naschen dürften. Schwer rächte das Geschick den harmlosen Frevel des kindischen Wahnes. Es nahm ihnen die Rosenblätter weg, in denen gelagert sie wühlten, und riß sie hin auf goldene Sitze, mit Sammt und Juwelen, über Blut und Leichen gebreitet, dicht umringt von stummen, verhüllten Schrecken. Der Boden, den der Kaiser beherrscht, hatte bald den kleinsten Raum nicht mehr für die Asche der Napoleoniden. Mit eingeschmolzen in ein blutbesprengtes, prachtfunkelndes Glied der großen Jammerkette, die, geschmiedet an Ludwigs XVI. Blutgerüst, von dort aus ihre Ringe durch die kommenden Geschlechter unabsehbar hinausdehnte, waren die jungen Frauen, die von keiner Vergangenheit wußten, keine Schrecknisse der Zukunft voraussahen, durch die Weihrauchwolken und den blendenden Glanz umhüllt. Doch ein inneres Mißbehagen waltete still beklemmend über die Stunden der irdischen Größe, es machte sich in immer regerem Drang nach größerer Hoheit Luft, und blieb unbefriedigt. Tag für Tag flogen neue Sterne der Größe und der Macht über die Häupter dahin, die nun Kronen umgaben, Stürme blutiger Kriege erhoben sich und zogen fremdartige Elemente in die Sphäre hinein, wo man sich ehemals heiter bewegte.

Abgestreift und welk auf dem Boden umherflatternd, wie dürre Blätter, die weggeräumt werden müssen, lag der Zauber der Wundertage, die ich mit durchlebt. Es schien Friede zu seyn auf Erden, das Feuermeer der Lava, welche die Welt übergoß, war geronnen; Alles stand nun starr, doch nichts stand fest. Durch die prunküberladenen Schlösser des Kaiserhauses tönte es leis, wie vom Seufzerhauch zurückgestoßener Treue, das geistige Auge sah Eine schöne Volkshoffnung nach der Andern bleich und versinkend durch die goldnen Pforten hinwegschwanken. Die allgemeine Stimmung war mißtrauisch, düster, verschlossen. Einzelne weissagten Unheil, Alle empfanden, es sey schon da. Selbst die Scherze waren prophetisch. Als der Kaiser auf Gittern und an Gebäuden überall seine Chiffre setzen ließ, sagten sie: L'N est mis partout dans Paris (L'ennemi partout dans Paris). Lachend wurde es gesprochen, unter Jammerthränen wurde es erfüllt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Juni.

Nationalcharakter.

Sind die Römer vorzugsweise für die Freuden des Carnevals geschaffen, so kann man den Florentinern ein besonderes Talent für die Fasten nachrühmen. Sie werden darunter nicht verstehen wollen, daß die religiöse Bedeutung jener Zeit hier mehr als anderswo in Italien ihren ganzen Ernst offenbare; wo eine Färbung der Art in italienischen Städten am entschiedensten hervorträte, wüßte ich Ihnen wirklich nicht anzugeben; daß die Stadt Florenz in dieser Beziehung

Digitized by Google

keinen Vorrang vor ihren Schwestern behauptet, kann ich auf's Bestimmteste versichern. Aber die Fröhlichkeit, die Anmuth, die Mäßigkeit im Genuß und die Feinheit des Benehmens möchte ich Ihnen loben, welche — überhaupt von der Erscheinung eines Florentiners so unzertrennlich — an den ersten Frühlingstagen ganz besonders zu bemerken sind, wenn Alles am Sonntage nach dem Essen vor die Thore zieht, um den momentanen, dorthin verlegten Corso zu sehen, eine Meile auf und ab zu wandeln, und dann am Spätabend, mit Nüssen beladen, wieder der Stadtmauer sich zu nähern. Am Arno, wo noch in der vorangehenden Woche alles auf und ab tobte, ist es jezt still, ja selbst die hübschen Cascinen bleiben in solchen Momenten leer, man begegnet kaum diesem oder jenem Fremden. An den ersten zwei Sonntagen geht der Florentiner vor Porta San Gallo, dann vor Porta Romana, wo außer der Landstraße auch die Cypressenallee bis Poggio Imperiale benuzt wird, später vor das Thor, welches von Prato seinen Namen hat, und zulezt vor jenes, das nach Livorno führt und St. Frediano genannt wird. Besondere Vorkehrungen und Anstalten sind hier nirgends getroffen; Niemand fordert sie, Keiner vermißt sie; die Absicht, des schönen Tages froh zu werden, und die Möglichkeit, sich über alles, was uns Andern wohl als Aeußerlichkeit erscheinen mag, zu freuen, bringt Jeder in sich selber mit; dies macht ihn empfänglich, aufgeregt, elastisch. Von dem Gedränge, von Wind und Staub, die zwischen diesen Gartenmauern jedem Andern so empfindlich werden, nimmt der Florentiner keine Notiz; die Einförmigkeit wird ihm deßwegen nicht lästig, weil er den Moment sein nennt, nur Sinn für die Gegenwart, keine Erinnerung für die Vergangenheit hat. Alles, der Hut z. B., der diesem oder jenem durch den Wind entführt wird, gibt ihnen Stoff zu einem unauslöschlichen Gelächter Cho risate, che risate si fece jeri! (wie wurde gestern gelacht, wie wurde gelacht) heißt es noch am Montag, an dem auf diese Weise die Erinnerung wieder ein neues Gelächter einleitet. Die Lachmuskeln sind bei allen Italienern ganz besonders ausgebildet, sie machen für sich einen eigenen Sinn aus. Kinder und Greise gibt es dabei, und überhaupt im modernen Italien eigentlich gar nicht. „Unsere Kinder, sagte mir einmal ein Romagnole, werden als Doktoren geboren;" ihre Greise, kann man hinzufügen, sterben mit der Bildung von Primanern. Ein Kind von zehn Jahren macht sein „Signora si" und „Signor no" im Gespräch mit der Bestimmtheit eines Mannes von 55 Jahren geltend; dafür dauert dann später auch bei einem Alter von 65 Jahren die Möglichkeit und das Talent für Streiche, die wir etwas hart und geradezu mit dumm zu bezeichnen pflegen. Philisterei in jedem Sinne des Worts ist aber dafür eine unbekannte Waare.

(Fortsetzung folgt.)

Genf, Juni.

(Schluß.)

Deutsche und Deutschthum.

Bei der beschränkten und engherzigen Richtung der bildenden Kunst in Genf ist es ganz natürlich, daß kein deutscher Künstler hier seiner Kunst wegen verweilt; mußten doch selbst die Genfer J. Prabier, Lugardon, Chapponnière, A. Bory, Chalon und Andere in's Ausland gehen, um etwas zu werden. — Um so merkbarer ist hingegen der germanische Einfluß in der wissenschaftlichen Literatur und in der Erziehung. Ehemals fand man nur in der Bibliothek der Lesegesellschaft einige deutsche Bücher und Zeitschriften. Seit zwei Jahren hat aber nicht nur diese bedeutende Ankäufe und Erwerbungen gemacht, sondern das Interesse an deutscher Literatur hat sich auch außer dieser Gesellschaft vermehrt. Die öffentliche Genfer Bibliothek schafft jezt auch classische deutsche Werke an. Auf Veranlassung des Pfarrers Lütscher und durch den opfernden Eifer Waizels, seines Gehülfen an der deutschen reformirten Kirche, ist in Kurzem eine deutsche Bibliothek von fünftausend Bänden gebildet worden, die durch gute Bücher und Zeitschriften einem großen Bedürfniß abhilft, und nicht allein den Höherstehenden, sondern auch dem deutschen Handwerksstand und seinen Gesellen von großem Nutzen ist und auch fleißig benuzt wird. — Der englische Lehrer Bird wird nächstens seine eleganten, mit allem britannischen Comfort eingerichteten Lesezimmer eröffnen, worin neben englischem und französischem Bedarf eine hübsche deutsche Bibliothek mit Zeitschriften aufgestellt werden wird. — Alle diese Anschaffung deutscher Literaturerzeugnisse wäre aber nicht so schnell in Gang gekommen, wenn wir seit einem Jahre nicht eine deutsche Buchhandlung hier hätten, welcher Keßmann auf das Würdigste vorsteht. Durch seine literarische Kenntniß und Umsicht und durch seine echtdeutsche buchhändlerische Bildung war er hier eine ganz neue Erscheinung, denn der französische Buchhandel ist in Genf wie in Paris wenig mehr als eine ganz gewöhnliche Krämerei mit Magazin und Register. Bei Keßmann zeigt sich aber gutes Studium des ungeheuern deutschen Literaturfeldes neben großer Pünktlichkeit, Gefälligkeit und Rechtlichkeit. Durch diese auch in ihrem Aeußern sehr elegante Buchhandlung wurde es zuerst möglich, schnell Bücher aus Deutschland zu beziehen, was bisher auf andern Wegen, besonders über Aarau, Bern und Zürich, langsamer, unsicherer und kostspieliger geschah. Keßmann hat gleich nach Eröffnung seines Buchhandels so reichliche Bestellungen bekommen, daß er sich jezt zu seinem, allerdings gewagten, Unternehmen Glück wünschen muß und vollständig gesichert ist.

Bedeutend muß genannt werden, was Deutsches in Sinn und Gemüth von denen festgehalten wird, die mit Vorbereitung in Deutschland gereist sind, oder auf unsern Universitäten studirt haben. Keßmanns Bücher können darthun, daß ihrer in Genf, in Lyon und in dem südlichen Frankreich nicht Wenige sind, denn hier gehören die ausgezeichnetsten jungen Theologen, Philologen, Aerzte und Juristen dazu, die dem Guten, das bei uns vorhanden ist und in der Literatur erscheint, ihre warme, geistreiche Theilnahme erhalten haben. Hat doch kürzlich Musard, der in Deutschland studirte, eine Widerlegung von Strauß's Leben Jesu versucht! Es lernen fast alle Knaben deutsch, besonders aus den höhern Ständen, wiewohl das Studium dieser Sprache — der Sprache des Schweizerbundes und seiner Tagsatzung — an unserm Collèg unbegreiflicherweise nicht obligatorisch ist. Man muß bedauern, daß es der thätige Rosenberg und sein gelehrter Nachfolger, Doktor Mager, aus Mangel an Unterstützung nicht an dieser Stelle aushalten konnten. — Alle in dieser Beziehung gemachten Mißgriffe werden glücklicherweise für das erste Jugendalter durch unsere deutschen Kinderschulen ausgeglichen, und wenn die Knaben aus ihnen mit guter Kenntniß der Sprache in's Collèg traten, so lassen sie dieselbe nicht mehr liegen, wie die, welche es erst da anfangen.

Ich werde, wenn ich ein vollständiges Bild von den hiesigen intellectuellen Verhältnissen geben will, in meinem nächsten Briefe, der unverzüglich folgen soll, auf das deutsche Element zurückkommen müssen, bevor ich auf Akademie und Literatur übergehe.

Beilage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 154.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 28. Juni 1839.

Nicht schwer zu helfen ist gewissen Kranken:
Ein einz'ger Wink, ein Händedruck entfaltet
Uns Millionen liebender Gedanken.

Platen.

Sonettenkranz an H. W. *

Von Karl Gödeke.

1.

„Nach langer Arbeit glücklichem Vollbringen,"
Wie labend ist's, der Ruhe zu genießen,
In sich gekehrt das Auge bald zu schließen,
Um träumend in die Zukunft einzudringen!

Mir will die Ruh' zu kosten nicht gelingen,
Da vor dem Geiste Bilder sich ergießen,
Daß in die Augen plötzlich Zähren schießen,
Die alter Zeit und altem Gram entspringen.

Du hast gesehn, wie freudig ich begonnen,
Wie schöne Augen dann den Blick geblendet,
Wie schöne Locken Fesseln mir gesponnen.

O zürne nicht, wenn stets der Blick sich wendet
Auf eine Zeit, wo mir ein Glück gewonnen,
Das wie das Träumen einer Nacht geendet.

2.

„Mit süßem Nichts die Tage zu verträumen;"
Mit Nichts beschäftigt als mit nicht'gen Sachen;
Auf Fluthen treiben, hingestreckt im Nachen;
An's Ufer steigen, welches Blüthen säumen;

Zu wallen nun auf duft'gen Wiesenräumen;
Durch Feld und Wälder einen Gang zu machen,
Den Berg hinan, daß Steine stürzend krachen,
Und droben ruhn in kühn erstiegnen Bäumen;

Von Sorgen frei, der Stunde nur genießend,
Der Rose nur, die wir in Händen tragen,
Für alles Andre Sinn und Seele schließend;

Zum hingeschwundnen Glück: „sey's drum!" zu sagen,
Die innre Lust in Worte nicht ergießend;
Das war mein Sinn in kaum verschwundnen Tagen.

3.

„Bei jedem flüchtigen Genuß zu säumen,"
Als wär's der letzte, den uns beut das Leben,
In ird'scher Lust, als wär' sie endlos, weben,
Des Quells vergessen über Rauschen, Schäumen;

* Das Thema ist Platens zehntes Sonett, gesammelte Werke S. 93 ff.

Digitized by Google

Der Phantasieen wilden Flug zu zäumen,
Aus engstem Kreis in's freie All zu schweben,
So unbewußt von Seligkeit umgeben
Kann nur die Jugend seyn in Jugendträumen.

Bald wird sich ernster ihre Stirne neigen,
Nach einem Herzen wird das Herz verlangen,
Daran gelehnt verjüngt emporzusteigen.

Manch großes Herz ist namenlos vergangen,
Und kaum die Liebe wird sich ewig zeigen,
Die Dichterherzen zehrend hielt gefangen.

4.

„Am Großen sich ergötzend und Geringen,"
Gefüllt mit Jubel, kaum getrübt von Klagen,
Hat mir das Herz in warmer Brust geschlagen,
Vom Tand zerstreut, von tausend Wunderdingen;

Ich ließ mich sorglos, gleich den Schmetterlingen,
Vom Hauch des kaum'gen Augenblickes tragen;
Dem innern Kern der Wesen nachzufragen,
Wie hätt' es mögen solchem Sinn gelingen!

Nun hab' ich Dies und Das in mir geschichtet,
Der Räthsel viele liegen mir erschlossen,
Und manchen Wahn der Welt hab' ich gesichtet:

Die Liebe floh, die Jugend ist verflossen,
Und mit dem Unkraut ist das Kraut vernichtet,
Und das nur freut mich, was ich längst genossen.

5.

„Aus edlen Dichtern einen Vers zu singen,"
Um herbe Stürme, eh' sie tiefer wühlen,
Des Denkens Kampf mit wogenden Gefühlen
Durch Wort und Melodie zur Ruh zu bringen;

Um auf der Töne warmgedehnten Schwingen
Zum Reich der Phantasie, wo Träume kühlen,
Wo sanfte Wellen schmeichelnd uns umspühlen,
Aus Erdenschmerz den Geist emporzuringen:

Dies Glück ist mein; den selbstgeschlagnen Wunden
Hab' ich, vergebens nicht bei Andern flehend,
Die rechte Heilung selber auch gefunden:

Allein die Menschen, mein Beginnen sehend,
Verhöhnen mich, als könnt' ich nie gesunden,
Und fliehen mich, sich spöttisch von mir drehend.

6.

„Gestreckt in's Gras, wo laute Quellen schäumen,"
Erblickst du mich: die Schmerzen sind verwunden,
Die lähmend mir des Geistes Flug gebunden,
Nun schwang er sich zu friedensvollen Räumen.

Die Erde ruht in zauberhaften Träumen,
Kein Wölkchen läßt am Himmel sich erkunden,
Und Blüthe hat zur Blüthe sich gefunden,
Und Lieder tönen sanft von allen Bäumen.

Ich habe nun, was ich so lang ersagte,
Umsonst ersagte, glücklich aufgefunden,
Gefunden schon, eh' ich's zu ahnen wagte.

Unsäglich langsam schlichen mir die Stunden
Der Lebensnacht; allein die Liebe tagte,
Jetzt sind die Wochen mir zu rasch entschwunden.

7.

„An Rosenhecken, unter Lindenbäumen"
Verfliegt der Tag dem Liebestrunknen müssig,
Da durch die Pulse leicht gerollt und flüssig
Des Blutes ungestüme Wellen schäumen.

Wer kann den Drang beglückter Liebe zäumen?
Wer wird des Kusses Feuer überdrüssig?
Wer könnte noch, in seinem Geist unschlüssig,
Der Liebe sanftes Joch zu tragen säumen?

Nun lebt der Hain, die Quellen leben wieder,
Und aus der Vögel reingestimmten Kehlen
Entströmen melodieenreiche Lieder.

Die Lieb' ist reich! Was kann Verliebten fehlen?
O süßes Kind, du schlägst die Augen nieder
Und willst den Himmel meinem Auge hehlen?

Die Bibliothek meiner Großtante.

(Schluß.)

Herr Berthold, so heißt der Fremde, verfolgt seinen Lauf im Zimmer immer eiliger, immer unregelmäßiger. Seine Gesichtszüge verzerren sich, von Zeit zu Zeit um sich blickend, sieht er aus, als verfolge ihn Jemand. Er ächzt, stöhnt, schreit, rettet sich aus einer Zimmerecke in die andere, und endlich fällt er in Zuckungen. So, Scene an Scene, sah ich das Bild jener Stunde in der Bibliothek wiederholt. Mein Schreck, mein Entsetzen läßt mich nicht zu mir selbst kommen; ich habe alle

Digitized by Google

Anstrengung meiner Kräfte nöthig, um mich aus der Lethargie zu reißen, in die mich die fortgesezte Aufmerksamkeit auf den Kranken zu stürzen droht. Ich springe auf und eile ihm zu Hülfe. Es gelingt mir, ihn vom Boden aufzurichten und auf ein Ruhebett zu legen. Der Anfall geht vorüber und macht einer tiefen Erschöpfung Platz; auf diese folgt ein wohlthätiger Schlummer. Ich weiche nicht von seinem Bette; der Arzt kommt und wird durch mich mit allen Umständen der Krankheit bekannt gemacht.

Soll ich nun noch gestehen, was der Leser vielleicht schon errathen haben wird, daß die junge Dame, die ihren Oheim begleitete, Niemand anders als meine Unbekannte im Bankierhause, meine Armide, Angelika und Bradamante aus den Fieberphantasieen meiner Jugend war? Alles das ist sehr sonderbar! wird der Leser ausrufen. In der That, wir wünschen darüber Aufklärung.

Und welche Erklärung kann ich geben? Ich will es versuchen, einige psychologische Sätze meines Arztes zu wiederholen, die zusammen mit Schuberts Symbolik des Traumes und Kerners neuesten Erörterungen über dämonische Einflüsse und die noch nicht gehörig erforschten Kräfte des Geistes etwas geben, was man allenfalls eine Erklärung nennen kann. Der Oheim meiner Franziska — denn ich will den Leser nicht länger in Unkenntniß lassen, daß nach Verlauf von nicht ganz einem halben Jahre ich meine schöne Unbekannte zum Altare führte — litt seit seinem Jünglingsalter an gewissen periodisch wiederkehrenden Convulsionen, denen eine mit völliger Geistesabwesenheit verbundene Unruhe vorausging. In diesem räthselhaften Zustande war es ihm vergönnt, sich an entfernte Orte zu versetzen, und sein Geist nahm ein Scheinbild seines Körpers mit. An jenem Tage, wie ich oft später aus seinem Munde gehört, hatte er sich seit dem frühesten Morgen auf das Lebhafteste mit jenem Hause, und zwar mit jenem Bibliothekzimmer beschäftigt. Es war früher Besitzthum seiner Eltern gewesen, und in diesen Räumen war er groß geworden. Sein gewohnter Zufall überkommt ihn, er versinkt in jene tiefe, so charakteristische Abwesenheit, und mir, der ich hundert und noch mehr Stunden von ihm entfernt war, erscheint seine Gestalt, gerade in der Kleidung, die er damals trug. Mein Arzt versicherte mich, daß er solcher Fälle mehrere kenne. — Weit dunkler noch und mehr in's Gebiet des prophetischen Traumes hineinspielend, war die Erscheinung Franziskas. Sie, damals noch fast ein Kind, zeigte sich mir so, wie ich sie mehrere Jahre später wirklich fand. Ich will hier nichts weiter hinzusetzen; wenn man mir nicht glaubt, beweisen kann ich nichts, und auch ein Visionär will ich nicht seyn. Man weiß ja, wie bunt die Phantasie eines Knaben, und noch dazu eines Knaben, der im Ariost liest, ihre Bilder durcheinander wirft; kann es nicht Zufall seyn, daß meine Traumangelika der wirklichen Franziska glich? Oder wählte ich gerade Franziska, weil sie eine täuschende Aehnlichkeit mit jener mir so lieb gewordenen Traumgestalt hatte? Der Leser sieht, ich will gerne natürlich deuten, was sich nur irgend natürlich deuten läßt; das Faktum aber bleibt — nämlich die rothe Gestalt im Bibliothekzimmer meiner Tante.

Weder der Oheim noch seine Nichte war aber in meine Traumbilder eingeweiht. Der Erste begrüßte mich als einen vollkommen Unbekannten, und die Leztere kannte und liebte mich zwar, aber auf die gewöhnliche Weise, wie auch ohne Traum und Visionen ein junges Mädchen einen jungen Mann liebt. Sie hatte mich damals, als sie mir die Summe anvertraute, bereits öfters im Hause gemeinschaftlicher Bekannten gesehen, meinen Namen gehört und mich auch später nicht aus dem Gesichte verloren, als ich sie für gänzlich verschwunden hielt. Oft, wenn wir über diesen Gegenstand sprachen, äußerte sie unbefangen, sie glaube, die Vision und die darauf folgende Krankheit sey nur ein Befehl des Himmels gewesen, daß ich den Stand des Gelehrten aufgeben solle. Ich widerspreche ihr nicht, denn ich bin, wie ich jezt lebe, reich und glücklich, was ich vielleicht nicht geworden wäre, wenn ich im Bibliothekzimmer meiner Großtante nicht den Ariost an einem sehr kalten Wintertage gelesen hätte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 25sten Juni.

Vermählung der Prinzessin Sophie.

Durch die bevorstehende Vermählung der Prinzessin Sophie, der zweiten Tochter unseres Königs, mit dem Erbprinzen Wilhelm der Niederlande befand sich unsere Stadt schon seit längerer Zeit in ungewöhnlicher Bewegung. Oeffentlich zeigte sich dies vorzüglich durch die umfassendsten Anstalten zu der allgemeinen Beleuchtung der Stadt, welche die Einwohnerschaft am 19ten, dem Tag nach der Vermählung, vorzunehmen beschlossen hatte. — Es ist die erste Tochter, welche der König aus dem Hause entläßt, und die bekannte Thatsache, daß die innigste Liebe den Vater mit den Kindern verknüpft, war für Jeden noch eine unmittelbarere Aufforderung zur lebhaften Theilnahme, als die politische Seite des Ereignisses, so erfreulich und befriedigend diese auch ist. — Die Haltung unserer Stadt in der leztverflossenen Zeit mag König Wilhelm lebhaft an zwei schöne Tage erinnert haben, die mit den eben abgelaufenen zu den schönsten gehören, welche Stadt und Land mit ihm gefeiert: an den Tag seiner Rückkehr aus dem Feldzug des Jahrs 1814, und an den Tag, an welchem im Jahr 1825 sein Sohn geboren wurde. Jener war für uns nach einer für Deutschland und Würtemberg unheilvollen Zeit die Morgenröthe einer bessern Zukunft unter einem Regenten, der redlich und tapfer zum großen Befreiungswerke mitgewirkt. Daß er diese schöne Hoffnung erfüllt, davon gab ihm das Volk das rührendste Zeugniß, als durch die Geburt eines Erben sein Glück voll wurde und das Volk hierin mit Jubel eine neue Bürgschaft

Digitized by Google

des eigenen Glücks begrüßte. Und auch jetzt, da, nach einer langen Reihe glücklicher Jahre, der Zeitpunkt gekommen war, wo ihm nach dem Lauf menschlicher Dinge mit der Freude über das Glück einer geliebten, blühenden Tochter der Schmerz der Trennung nahe treten sollte, äußerte sich in beiderlei Beziehung das Mitgefühl der Hauptstadt und des Landes auf's Unzweideutigste und Lebhafteste.

In der jungen weiblichen Welt verschiedener Stände hatten sich Gesellschaften gebildet, um mit der Nadel gemeinschaftliche Arbeiten zu unternehmen, welche der Prinzessin als freundliche Andenken aus der Heimath dienen könnten. Einige Tage vor der Vermählung wurden diese Töchtervereine von der Prinzessin empfangen, und sahen ihre geschmackvollen Geschenke, einen Fußteppich, Möbeltapisserie u. s. w. aufs's gütigste und freundlichste aufgenommen.

Der Erbprinz selbst befand sich schon seit längerer Zeit hier; am 15ten traf auch der Prinz von Oranien ein, und am 17ten, an welchem Tag sich für diesen Fürsten unvergeßliche Erinnerungen knüpfen, fand im hiesigen königlichen Schlosse die Vermählung statt, welcher die höchsten Staatsbehörden, das diplomatische Corps und Deputationen der Stände beiwohnten. — Am 19ten begann mit einer feierlichen Vorstellung im Schauspielhaus eine Reihe von Festlichkeiten, zu deren meisten zahlreiche Mitglieder der verschiedenen Stände gezogen wurden. Die eintretende königliche Familie wurde im Theater und bei den übrigen Gelegenheiten mit dem lautesten Jubel begrüßt. Die Versammlung bot den glänzendsten, mannigfaltigsten Anblick, was aber die königliche Familie selbst in ihrem Verhältniß zu der gemischten Umgebung betrifft, so sprechen wir hier aus, was wir die ganze Woche bei ihrem öffentlichen Auftreten empfunden, und womit wir gewiß den Gefühlen sehr Vieler Worte geben. Eine blühende Familie, voll Kraft und edler Bildung, umgeben von der gediegensten, durch Geschmack gezügelten Pracht, eine aus den verschiedensten Elementen gemischte Versammlung in der würdigsten Haltung, ein reines, klares Verhältniß zwischen König und Volk, Ordnung in allen öffentlichen Dingen. Zufriedenheit in allen Ständen, das Lächeln der Freude auf allen Lippen, das hier nicht die affigirte Gebärde der Hauptstadt ist — dies Alles gab das heiterste, wohlthuendste Bild, und es trat der seltene Fall ein, daß zwischen den Empfindungen derer, welche gewohnt sind, unter die Oberfläche der Erscheinungen zu dringen, und denen der Leichtherzigen, welche der Schimmer der Diamanten, das Nicken der Federn und der ganze Glanz irdischer Hoheit in naives Entzücken stürzt, kein innerer Widerspruch stattfand. (Schluß folgt.)

Florenz, Juni.

(Fortsetzung.)

Fastenprediger.

In der Woche ist man während der Fasten fleißig und ordentlich; die Frauen kommen bloß an Sonntagabenden in die Easos, um dort ihren Tag zu beschließen; die Männer pflegen, weil die Theater geschlossen sind, auch an den übrigen Abenden einige Stunden im Café zuzubringen, und dann, früher als in irgend einer andern Jahreszeit, nach Hause aufzubrechen. Was nicht gerade an Geschäfte gebunden ist, besucht wenigstens einmal in der Woche an Werktagen eine Predigt, und an den letzten Freitagen die so reizend gelegene Kirche St. Miniato. Die Predigt selbst und die Gespräche darüber ersetzen bei den Meisten (es gilt dies von den Städtern) das Theater. Man spricht über den Prediger, über sein Organ, über die Art seines Vortrags, mit Ausdrücken der Begeisterung oder der Verachtung, welche einem längst aus den stereotyp gewordenen Redensarten der Theaterbesuches geläufig und bekannt sind. Der Unterschied besteht bloß darin, daß Ausbrüche des Beifalls oder des Tadels während der Predigt verboten sind. Dieses Jahr predigte der Padre Giulio Arrigoni mit außerordentlichem Beifall im Dom. Um die Kanzel waren alle Räume dieses gewiß sehr weiten Gebäudes schon lange vor seinem Auftreten ausgefüllt; in den letzten Tagen erstreckte sich die dichtgedrängte Menge fast bis an die Hauptthüre. Padre Giulio ist ein großer, stattlicher Mann, seinem Orden nach ein Barfüßer, wohl kaum in die Jahre getreten, welche man in Deutschland „die besten" heißt, in vollster Kraft seines ganzen Wesens, seiner Stimme nach von unverwüstlicher Gesundheit, sicher, bestimmt, im Vortrag Herr seiner selbst und seines Gegenstandes, bei auf der höchsten Stufe hinter ihm sitzenden Sonsstaat nie behärtigt, überall verschwindet, wirklich beredt, von Kopf zur Sohle ganz der Mann, wie er dem geübtesten Theil der Florentiner zusagen mußte. Am einen Savonarola darf man nicht mehr denken; er fände auch die Florentiner von 1498 nicht wieder. Arrigoni bemüht sich, alles in gewöhnlichem Italienisch zu geben, und das bei seine mailänder oder bergamaske Aussprache nirgends durchbrechen zu lassen. Es gelingt ihm dies auch über Erwarten gut, obwohl die Florentiner, die sonst in dieser Beziehung viel verlangen können, ihn für etwas affektirt halten. Besonders Lucca überrascht eben in seiner reinen Predigten, auch bezweifle ich, daß sie der großen Menge im christlichen Sinne des Wortes zur besondern Erbauung dienen können. Sie sind besonders reich an fernen ausgeführten Naturbeschreibungen, jener Genremalerei und Casuistik von Sonnen- und Mondsschicksalen, welche jetzt hier zu Lande für geistreich gilt. Das Publikum im Dom bestand vorzüglich aus jungen Leuten beiderlei Geschlechts, aus Advocaten und Juristen, die vor der Predigt schon ein Breitles hin und her discurriren, wie Padre Giulio heute seinen Gegenstand darüber, wie er morgen dem vorgeschriebenen Thema, dem jüngsten Gericht, eine andere Wendung abgewinnen werde und dergl. Vom artistischen Standpunkt beurtheilten ihn die Meisten, als Artist gab sich auch Padre Arrigoni. Der Beifall war allgemein und entschieden; das freie ausgesprochene, mehrfach und kurz hinter einander wiederholte hollo konnte man rechts und links vernehmen; der Gang der Predigt selber ward weit weniger beobachtet. Am Schluß hieß es stets allgemein: „ja, die Predigt war einzig" auf die Frage aber: worüber hat er denn gepredigt? erfolgte zuerst eine mit Interjectionen und Seufzern untermischte Wiederholung des Gesagten: ja, die Predigt war schön, sehr schön; und dann, wenn man nochmals nachfragt, nicht selten das naive Geständniß: questo poinon lo ho (ja — das weiß ich nicht). Ueberall an den Eingangsthüren schrie man das Porträt des Padre Giulio sammt Sonett für einen halben Paul aus, und dies mit einer Heftigkeit, daß man schon, um die Leute los zu werden, diesen Mann des Tages in effigie mit nach Hause trug. — Ihr kritisches Urtheil über die drei diesjährigen Prediger faßten die witzigen Florentiner so zusammen:

Il duomo ci diverte,
Sta. Croce ci converte,
S. Lorenzo baccia Cristo,
Sta. Maria Novella non si ha visto.

Sie sehen daraus, daß merkwürdiger Weise der Predigerort den dieses Jahr keinen Redner hatte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 155.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 29. Juni 1839.

— Why, such is loves transgression. —
Love is a smoke, rais'd with the fume of sighs;
Being purg'd, a fire, sparkling in lovers eyes;
Being vex'd, a sea, nourish'd with lovers's tears.
Shakespeare.

Sonettenkranz an W. H.

Von Karl Gdbeke.

8.

„Das Leben unbesorgt dahin zu bringen,"
Ist mir vergönnt, der ich ein Herz errungen,
Das mit dem meinen gleichgestimmt erklungen,
Und bis zum Tode mag harmonisch klingen.

Gefangen von der Liebe sanften Schlingen,
Von ihrem Blick, von ihrem Wort bezwungen,
Von weichen Armen an das Herz geschlungen,
Wen könnte da ein Kummer noch bezwingen?

Was fehlt dem Herzen, dem so viel entstanden,
Als wild es schwärmte ohne Maaß und Ziele,
Nun es gefangen liegt in solchen Banden?

Und wenn des Himmels Glück vom Himmel fiele,
Ich würde thun, als wär' es nicht vorhanden;
Denn mir genügt an diesem ird'schen Spiele.

9.

„Im Mai die Stirn mit jungem Laub zu krönen,"
Wenn um das Kinn der weiche Flaum sich schmieget,
Und sich der Geist in Liebesträumen wieget,
Mag immerhin bedächt'ger Ernst verpönen:

Allein die Jugend weihe sich dem Schönen,
Bis Lenz und Kraft im leichten Flug entfliegen;
Und wo der Ernst den heitern Muth besieget,
Entweichen schüchtern Grazien und Camönen.

Nichts mehr gebricht dem Lenz an seinem Glücke,
Wenn ihm der Liebe duft'ge Rosen glühen,
Und schwand der Lenz, führt Liebe sie zurücke.

Nur wenn die Rosen und der Lenz verblühen,
Sinkt zu des Lebens Paradies die Brücke,
Und Leben wird zur Kette steter Mühen.

10.

„Die lauen Nächte, bis es wieder taget,"
Ring' ich vergebens, dieses Aug' zu schließen:
Die Seufzer wallen, herbe Thränen fließen,
Weil mich der Vorwurf unaufhörlich naget:

Da du, o Herz, zu trinken hast gewaget
Der Liebe Becher, darf es dich verdrießen,
Mußt du ihn ganz zum Bodensatz genießen?
Genieße nun, wie schlecht es auch behaget.

Verlange klagend nicht zurückzuschauen,
Und werde, mehr als du es je gewesen,
Gewohnt, auf Menschenherzen nicht zu trauen.

Digitized by Google

Noch haſt du Kräfte, wieder zu geneſen,
Noch kannſt du dich an andrer Luſt erbauen
Und andern Tand zu lieben auserleſen.

11.

„Durch Weingenuß und Liebe zu verſchönen"
Den kurzen Lenz, verſucht' ich: konnt' es frommen,
Da für ein falſches Herz das Herz erglommen,
Gelockt zum Abgrund von Sirenentönen?

Und dennoch kann das Herz ſie nicht verpönen
Die helle Glut, die ihm die Ruh genommen;
Es wähnt, die Liebe müſſe wiederkommen
Und jede Hoffnung mit Erfüllung krönen.

Unſel'ges Loos, wenn ſich das Herz verzehret
In Liebesglut zugleich und tiefem Grollen,
Und jeder Tag den innern Zwieſpalt mehret!

Grauſames Spiel, zeigt Liebe uns den vollen
Pokal des Glücks, indeß ſie's kalt verwehret,
Wenn wir den dargereichten leeren wollen!

12.

„Dies iſt, und wenn mich auch darob verklaget"
Mein eigen Herz, der Troſt in trüben Stunden,
Daß ich in ihr das höchſte Glück gefunden,
Der ich mit ganzer Liebe nachgejaget.

Und bin zu raſch ich nicht vielleicht verzaget?
Hab' ich den Armen, die mich eng umwunden,
Dem Herzen, dran ich Himmelsluſt empfunden,
Der ganzen Schönheit nicht zu früh entſaget?

Könnt' ich nur einmal wieder an mich preſſen
Dich, theures Leben, dich umſchlungen halten,
In deinem Kuſſe meine Qual vergeſſen!

Die ſüßen Lippen, die mich treulos ſchalten,
O gib ſie mir! Du ſchaueſt mich indeſſen
Gleichgültig an. O könnt' auch ich erkalten!

13.

„Ein Sittenrichter, der es will verpönen,"
Daß ihr geliebt und, nun von Schlangenbiſſen
Das Herz vergiftet und die Bruſt zerriſſen,
Nur Klagen laſſet von den Lippen tönen,

Er möge nie verliebte Seufzer ſtöhnen,
Hervorgepreßt von Liebesbinderniſſen;
Doch mög' er auch vom Liebesglück nichts wiſſen
Und jeder wärmern Regung ſich entwöhnen.

O laſſet ſchweigend über euch ergehen
Sein Strafgericht, ihr habt wohl mehr verwunden,
Als Sittenrichter ahnen oder ſehen.

Er kennt die Liebe nicht, wer ihre Wunden,
Ihr Küſſen, Zürnen, Trennen, ihre Wehen
Und ihre Raſereien nicht empfunden.

14.

„Das Einzige, was meinem Sinn behaget,"
War auszuruhn in düſtern Felſenſchlünden,
Der dunkeln Stille meinen Schmerz zu künden,
Der ſich nicht mehr an's Licht der Sonne waget.

Nacht hüllt mich ein, ob je es wieder taget?
Ich ſteh' allein, wer mag ſich mir verbünden?
Wer mag der Seele dumpfen Schmerz ergründen,
Um Troſt zu bieten, daß ſie nicht verzaget?

Du folgeſt trügeriſchen Lebensſternen
Nicht fürder, ſchaffſt erfindriſch neu Beſchwerden,
Indeß die Menſchen ſich von dir entfernen:

O Herz! das einz'ge wahre Glück auf Erden
Iſt: Welt und Menſchen herzlich lieben lernen
Und ihrer Liebe ſelber werth zu werden.

15.

Ich möchte nicht, was ich begann, vollbringen;
Das Leben möcht' ich träumeriſch verträumen,
Bei jedem Dorn, bei jeder Roſe ſäumen,
Mit Liebe, Wein und Liedern mich umringen;

Die Wälder möcht' ich füllen an mit Singen,
Und haſchen nach des Lebens flücht'gen Schäumen;
Die Frühlingsblüthen ſtreifen von den Bäumen,
Und ſelber mich als Lenzesopfer bringen:

Ich hoffe nicht, die Stirne mir zu krönen,
Da nicht der Dichtung heitres Frührоth taget,
Nur durch Geſang den Tag mir zu verſchönen.

Der du mich einſt um trüben Ernſt verklaget,
Wirſt dieſes Traumdaſeyn mir nicht verpönen,
Das mir allein im Leben noch behaget.

Etwas von Küſſen.

Wie kommt es, daß die neuern Sprachen des ſüdlichen und ſüdweſtlichen Europa ſo arm an Wörtern zu Bezeichnung des Kuſſes ſind? Hatten doch die Römer,

Digitized by Google

das ernste, rauhe Volk, drei schöne Namen dafür: osculum, suavium, basium. Ihre Nachkommen dagegen, die Italiener, ließen osculum und suavium untergehen und bildeten bloß aus dem minder züchtigen basium ihr baccio, womit sie sich nothdürftig behelfen. Ebenso ist es bei den heißblütigen Spaniern; auch diese haben nur das gleichfalls von basium abgeleitete beso und das Zeitwort besar. Der Portugiese hat neben dem bejo (beicho) das osculo behalten. Am allerärmsten sind die Franzosen, denn sie haben ihr baiser so entweiht, daß es ohne Verletzung des Anstands geradezu und ohne Beisatz gar nicht gebraucht werden darf.

Auch die Völker germanischer Abkunft können in diesem Punkte mit keinem Reichthum prangen. Wir Deutschen haben außer Kuß eigentlich auch nichts; denn von Provinzialismen, wie dem Bernischen „Mündschi," dem Bündtnischen „Busch," dem Bayrischen „Buserl" u. dergl. kann nicht die Rede seyn, so interessant sie auch sprachlich seyn mögen: denn buss heißt z. B. im Persischen Kuß (im Schwedischen puss). Dasselbe gilt von den Zeitwörtern: küssen heißt im Osnabrückischen „pipen," in manchen Gegenden der Schweiz „schmugeln," im Hannöverschen „schnütjen," von Schnute, d. h. Schnauze, u. s. f. Allgemeinere Bezeichnungen sind Mäulchen, und Schmatz, Schmätzchen; aber jenes ist offenbar nur von der Sentimentalität dem osculum willkührlich nachgedrechselt, und letzteres ist entschieden gemein und als Naturlaut widrig. — Die Engländer, welche doch sonst alle Sprachen plündern und den Raub ihrer Mundart einverleiben, waren beim Kuß sehr genügsam: sie haben nichts als die von uns entlehnten Wörter kiss und smack (von Schmatz), und endlich smick-smack (Geküsse). — Etwas reicher ist der frostige Holländer. Außer kus, kusje hat er noch zoen (ausgesp. Sun) und zoentje, als Verkleinerungswort, das auch Versöhnung bedeutet. Smoeldermuilen heißt küssen, daß es schmazt.

Welch ein Abstich zwischen den angeführten Völkern und den weitverbreiteten slavischen! Alle slavischen Sprachen sind ausnehmend reich an Ausdrücken für alle Arten und Stufen von Zärtlichkeit und Liebe. Das Wendische z. B. hat für Küssen die Worte: lubiti, objemati, kushuvati, luhuvati. So findet man in J. Skulli's lateinisch-italisch-illyrischem Wörterbuch unter osculum folgende zehn Benennungen: usica, rilla, rillica, celòo, ljubuc, cellvanje, colovanje, ljubljenje, poljubljenje, kusces. Und dieses Wörterbuch hat zum Verfasser einen Franziskaner; Bettelmönche aber machen in der Regel keine Jagd auf erotische Wörter.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Juni.

(Schluß.)

Ein Brief Cromwells an Mazarin.

Nach der so malerisch gelegenen Kirche St. Miniato, die alle Reisenden wegen der schönen Aussicht über das breite, üppige Arnothal, wegen des Blicks auf die Berge von Vallombrosa, Montemorello, auf die Thürme von Fiesole, auf die unter einem so friedlich hingelagerte Stadt und die tausend Villen, die ihr zur Einfassung dienen, unvergeßlich seyn muß, geht man an den lezten Freitagen um 23 Uhr, weil diese sonst geschlossene Kirche bloß an diesen Tagen dem Publikum zugänglich ist. Man kann, den Cypressengang bis St. Francesco hinaufgelangt, dort die Vesper hören, und von St. Miniato die Sonne untergehen sehen.

Während ein Herr de Luca in Rom in seinen „Annalen für religiöse Wissenschaften" das Leben Jesu von Strauß, ein Buch, das die römische Curie auf den Index gebracht hat, eine opera scandalosa e veramente infernale betitelt, und seltsamer Weise nicht mit eigenen Waffen, sondern mit einer Recension bekämpft, die noch seltsamer einem englischen Review entlehnt ist, macht ein Florentiner in Paris einen unedirten, höchst merkwürdigen Brief Cromwells in einer Zeitschrift bekannt, wo sie den Wenigsten zugänglich seyn dürfte. Bei dem Interesse, welches eine solche Sache jezt haben muß, theile ich Ihnen denselben hier in der Uebersetzung mit. Der Brief ist an den Cardinal Mazarin gerichtet, und betrifft die Waldenser.

„Das harte Mißgeschick und die nicht minder blutigen Verfolgungen (cruentissimae caedes), welche neulich die Protestanten erlitten haben, die einige Alpenthäler im Gebiet des Herzogs von Savoyen bewohnen, sind Ursache, daß ich eingeschlossene Briefe an Se. königliche Majestät (Ludwig XIV.) und diesen an Eure Eminenz gerichtet habe. Und wie ich nicht zweifle, daß eine Grausamkeit der Art, welche gegen unschuldige und dürftige Menschen auf so barbarische Weise gewüthet hat, das allerhöchste Mißfallen des Königs erregen werde, halte ich mich überzeugt, daß auch Sie Ihre Kräfte und ihre Gunst, die hier den Ausschlag geben dürften, dahin verwenden, daß ich das erreiche, was ich im Interesse jener Unglücklichen von Sr. königlichen Majestät mir erbeten habe. Nichts hat den Franzosen so sehr das Wohlwollen aller ihrer Nachbarn, welche der Reformation anhängen, verschafft, als jene Freiheit und jene Privilegien, welche ihre Edikte und öffentlichen Akte den Protestanten zugesichert haben. Unsere Republik wenigstens hat, nicht sowohl anderer Ursachen halber, als vorzüglich deshalb die Freundschaft und die enge Verbindung mit den Franzosen in einer Sache gesucht, die schon seit längerer Zeit Gegenstand einer Unterhandlung mit dem königlichen Gesandten, jezt ihrem Abschluß nahe ist. Ja die außerordentliche Güte Eurer Eminenz, und die Mäßigung, welche Sie bei der Leitung der höchsten Angelegenheiten des Reichs gegen die Protestanten Frankreichs an den Tag gelegt haben. Ihre Klugheit und Ihre Seelengröße berechtigen mich zu dieser Erwartung. Ich wünsche, daß Eure Eminenz sich überzeugt halten möge, daß dadurch, und wegen der Einleitungen zu einer noch innigeren Verbindung zwischen der Republik und Frankreich, die somit getroffen werden, Ihre Freundlichkeit und Ihr Wohlwollen mich zu Gegendiensten verpflichten. Gegeben in unserer Aula zu Westminster den 25sten Mai 1655. Oliver Protector.

Digitized by Google

Stuttgart, 23sten Juni.

(Fortsetzung.)

Vermählung der Prinzessin Sophie.

Zur Eröffnung des Schauspiels wurde vom Orchester das holländische Nationallied gespielt. Zur Vorstellung war die hier noch nicht gegebene kleine Oper: „der Gott und die Bajadere" von Scribe und Auber gewählt worden, zunächst wohl, damit auch die französischen Tänzer und unser einheimisches Ballettkorps passende und reichliche Gelegenheit fänden, das Ihrige zum Glanze des Festspiels beizutragen. — Mit Einbruch der Nacht warf die ganze Stadt auf einmal das glänzendste Festgewand über, in das sie sich je gekleidet. Die wohlhabenderen Einwohner hatten mit den städtischen und königlichen Behörden in Großartigkeit und Geschmack der Anstalten zu Beleuchtung ihrer Häuser gewetteifert; aber kein Haus war so arm, das seine bescheidene Architektur nicht wenigstens mit Lampen bezeichnet hätte. Ueberall reich verzierte, strahlende Portale, überall gemalte und natürliche Blumen, Festons und Kränze, Schildereien, Devisen aller Art, Trophäen, Flaggen, Banner, zu den mannigfachsten architektonischen Gruppen vereinigt; in den Avenuen haushohe Triumphbögen, Obelisken, Säulen, nach den besten Mustern. Die Hauptrolle bei den transparenten Inschriften spielten natürlich die Namen und Chiffern der Neuvermählten, und bei den Schildereien der würtembergische Hirsch neben dem hohenstaufischen Löwen, und der Löwe im blauen Feld mit den goldenen Schindeln, sammt dem: Eentragt maakt macht. Aus den zahllosen Texten der Transparente sprach immer herzliche Anhänglichkeit und gemüthliche Loyalität; wenn man aber etwas vermißte, so war es jener kranke Humor, der sich aus Instinkt innerhalb der Grenze des Anstands hält, oder wenn er sie auch einmal streift, durch die naive, unbefangene Miene, die er dazu macht, ein herzliches Lachen erregt, das die auftauchende Bedenklichkeit erstickt. In einer Zeit, wo die Gemeinheit ein allgemein gefürchtetes Gespenst ist, weil Jeder gebildet seyn und die Gesetze des Anstands kennen will, sind die Grenzen des leztern viel zu eng gesteckt, als daß der Mutterwitz sich auch nur einigermaßen frei deswegen könnte. — Das königliche Schloß mit seinen langgedehnten architektonischen Linien, das Rathhaus, die Thore, manche größeren Straßen, die Königsstraße, Friedrichsstraße, Hauptstätterstraße, boten den prachtvollsten Anblick dar. Durch alle Straßen zog bis nach Mutternacht ununterbrochen eine doppelte Wagenreihe; ungeheuer war die Menschenmenge, welche dieses Schauspiel von nah und fern herbeigezogen hatte, und doch entstand fast nirgends ein lästiges Gedränge, und die Menschenströme flossen wie in unvermeidlichen Betten an einander vorüber. Es kam dies daher, daß auch an den entferntesten Punkten der Stadt Vieles und Ueberraschendes zu sehen war, und daß die Glanzpunkte im Innern an breiten Straßen und geräumigen Plätzen lagen. Unsere sehr ausgedehnte, gewöhnlich nur stellenweise sehr belebte Stadt bot auf einige Stunden in allen ihren Theilen ein lebendiges Bild der Weltstadt London in ihren geräuschvollsten Quartieren. — Die königliche Familie besah die Stadt zu Wagen und zu Pferd, und wurde überall auf's Lebhafteste begrüßt. — Dieser schöne Tag, oder vielmehr diese herrliche Nacht mit dem klarsten Sternhimmel, wo der laue Nachtwind eben nur die Flammen der Lampen fächelte, wurde ohne Anordnung zum heitern, wohlgeordneten Volksfeste. Hier konnten Alle genießen, was Alle zubereitet, hier konnte jeder zum Ausdruck der Freude das Seinige beitragen, während es in der Natur der Sache lag, daß an den übrigen Festlichkeiten, trotz aller königlichen Liberalität, immer nur die Wenigsten Theil nehmen konnten. Die Absicht der hiesigen Einwohner bei dieser Manifestation ihrer Gesinnungen wurde auch vollkommen erreicht und die Bedeutung des Tages von der königlichen Familie freudig anerkannt. Nach der Beleuchtung sprach der König gegen eine eigens berufene Deputation des Stadtraths seinen Dank und seine Freude über jenes Zeichen der Anhänglichkeit der Einwohner Stuttgarts aus, und beauftragte die Deputirten, dies der Einwohnerschaft zu wissen zu thun. Der Magistrat ergriff das Mittel, eine hierauf bezügliche Note drucken und in allen Häusern vertheilen zu lassen.

Am 20sten fand im prächtigen königlichen Landhause Rosenstein ein Déjeuner dansant statt. — Am Abend desselben Tages überreichten die Bürger Cannstadts, der Badevorstadt von Stuttgart, mit einem Fackelzuge zu Pferd der neuvermählten Prinzessin ein Album, welches unter andern Ansichten des Cannstadter Thals vom Landschaftsmaler Steinkopf und eine Widmung von Gustav Schwab enthielt. — Am 21sten wurde im sehr geräumigen, geschmackvoll verzierten und beleuchteten neuen Reithaus Händels Oratorium „das Alexanderfest," von der Hofkapelle und einer sehr bedeutenden Sängermasse aufgeführt. Unsere Dilettanten beiderlei Geschlechts hatten sich dazu schon seit längerer Zeit eingeübt. Vor dem Oratorium wurde eine eigens für die Gelegenheit gedichtete und von Kapellmeister Lindpaintner componirte Festhymne gesungen. Dryders Ode: „Alexander's feast, or the power of music," war von den Engländern lange geschäzt, ehe sie Händel im Jahr 1725 trefflich componirte. Das prächtige Stück hat seitdem manches Fest mit seinem musikalischen Pomp verherrlicht, und auch diesmal brachte es bei sehr gelungener Ausführung im angemessensten Raume die großartigste Wirkung hervor. Das Auditorium war aus allen Ständen gemischt, und hier besonders hatten die zahlreichen Fremden Gelegenheit, den Flor unserer weiblichen Welt zu mustern und den wesentlichen Charakter der weiblichen Schönheit in Schwabens Hauptstadt kennen zu lernen. — Am 22sten wurden die Feierlichkeiten mit einer großen Redoute im Hoftheater beschlossen. Es waren dazu, mit Berücksichtigung aller Elemente der hiesigen Bevölkerung, über 1200 Karten vertheilt worden. Die Anordnungen waren mit dem Geschmack getroffen, der die Feste des hiesigen Hofes auszeichnet, und den Theilnehmern mit höchster Liberalität die mannigfachsten Genüsse bereitet.

Die von uns durchlebten Tage werden in Allen lange nachklingen, besonders in den Vielen, welchen es dabei zu Theil wurde, mit der liebenswürdigsten Fürstenfamilie in nähere Berührung zu kommen. — Die Neuvermählten werden noch einige Tage hier verweilen, und sodann die Reise nach den Niederlanden antreten. — So eben sind die niederländischen Händel glücklich beigelegt, so eben hat Holland einen bedeutenden Schritt zum Anschluß an Deutschland gethan, nach menschlicher Voraussicht steht uns eine Periode ruhiger Entwicklung bevor: so konnte diese Verbindung unter keinen glücklicheren Auspizien geschlossen werden. Bei uns Allen verbindet sich auch mit den herzlichsten Glückwünschen der feste Glauben an die Erfüllung derselben. So unerforschlich auch die Zukunft ist, wir lesen einmal darin nur Glück und Heil für beide Fürstenkinder und beide Länder, gerade wie wir alle, auch ohne holländisch zu verstehen, recht gut merkten, daß von sehr Erfreulichem die Rede war, wenn wir bei der Beleuchtung das Transparent am Hause des holländischen Geschäftsträgers buchstabirten:

De bloom van Würtemberg vereenigt mit Oranje,
Belooft een eeuw van Heil an Neerland en Germanje.

Beilagen: Intelligenzbl. Nr. 20 u. Monatsreg. Juni.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 111.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 9. Mai 1839.

Die Enthüllung der Statue Schillers.

Stuttgart, den 8ten Mai.

Das Standbild Schillers ist so eben unter der freudigen Theilnahme vieler Tausende mit einer würdig einfachen Ceremonie enthüllt worden. Die Zeit ist uns kurz zugemessen, wenn wir die Festrede morgen im Druck erscheinen lassen und auch nur den flüchtigsten Bericht über die Vorgänge bis Mittag geben wollen.

Der heutige Tag ist ein unvergeßlicher Festtag für unsere Stadt und für die Tausende, welche von nah und fern herbeigeeilt sind, um frohe Zeugen der Festlichkeiten zu seyn, mit denen das Votivbild Deutschlands der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Seine wahre Bedeutung erhielt dieser Tag durch das Bewußtseyn, das sich überall kund that, daß ganz Deutschland dieses Fest mitfeierte, daß die dabei Handelnden und Genießenden nur die Stellvertreter des ganzen Volks waren, von dem dieses Denkmal, so gut zu seiner eigenen Ehre, wie zur Verherrlichung seines großen Dichters gestiftet ist.

Es war in allen deutschen Ländern längst bekannt, daß das vom größten Bildner dieser Zeit erfundene, von würdigen Meistern ausgeführte Denkmal nach allen Theilen trefflich gelungen ist; es war bekannt, daß der Vorabend von Schillers Todestag in diesem Jahre zur Einweihung bestimmt worden, und Jeder ist überzeugt, daß jeder Deutsche, der bei Schillers Namen überhaupt etwas denkt und fühlt, sich an diesem Tage in freudiger Rührung sein Bild zurückgerufen hat. Die durch diese Thatsachen im ganzen Vaterlande erregten Gefühle des Nationalstolzes und des Danks gegen den Mann, der zu diesem Stolze berechtigt, sind so sehr das Hauptsächliche und Entscheidende dieses Tages, daß die Ceremonien an Ort und Stelle dagegen ganz verschwinden. Es kommt nur darauf an, daß sie in ihrer ganzen Haltung des Volks und des großen Mannes würdig waren.

Längst hatten die Vorbereitungen zum Feste die rastlose Thätigkeit des vom Verein für Schillers Denkmal niedergesetzten Comité in Anspruch genommen. Der allgemeine Plan war bald entworfen: die einfachste Feier erschien in jedem Betracht als die angemessenste und würdigste. — Der Schillerverein war es, der als Mandatar der Tausende, durch deren Beisteuer das Denkmal zu Stande gekommen, die Enthüllung vorzunehmen hatte. An diese Handlung, womit das Denkmal Gemeingut wurde, schloß sich von selbst die Uebergabe desselben an die Stadt und die Verpflichtung ihrer Magistrate zu Schutz und Erhaltung eines Monuments, das der Gemeinde vom ganzen Vaterlande anvertraut wurde. Der hiesige Liederkranz aber schien naturgemäß berufen, der allgemeinen Freude gleichsam offiziell Laut zu geben, den Chor bei dem feierlichen Akte zu bilden, als dessen handelnde Personen Verein und Magistrat auftraten; denn der Liederkranz hatte vor fünfzehn Jahren zuerst den Gedanken gefaßt, Schiller ein Denkmal zu errichten, er hatte die ersten, nicht unbedeutenden Geldmittel zusammengebracht, und aus ihm war ursprünglich, als ein Comité desselben, der Schillerverein hervorgegangen. Aber alle Gesangvereine Würtembergs umschlingt ein gemeinsames Band, und so war der Entschluß der meisten derselben, sich zur Feier den hiesigen Gesellschaften anzuschließen, ein erwarteter und sehr erfreulicher. Ueber vierzig Gesangvereine aus dem Lande, aus Baden, manche Einzelne aus Zürich, Bern, Graubünden hatten sich eingefunden.

Schon seit mehreren Tagen nimmelte die Stadt von Fremden, und es mußten zu Unterbringung derselben besondere Maßregeln ergriffen werden. Schillers beide Söhne hatten sich eingefunden, Karl v. Schiller, Oberförster in Rottweil, und Ernst v. Schiller, Appellationsrath in Trier; von andern Fremden, die wir bemerken konnten, nennen wir heute nur Stiglmaier, Schillers würdigen Biographen, Rektor Hoffmeister von Kreuznach,

Digitized by Google

Peter Cornelius, Schelling, Wibeking, Consistorialrath Niethhammer von München, eine Deputation des Theaters zu Weimar in den Personen der Herren Durand und Genast, mehrere Abgeordnete der Stadt Mainz, sieben badische Ständemitglieder, worunter Welkee und Itzstein, Baron von Reiffenberg, Mitglied der belgischen Akademie. — Die frohe Bewegung in der ganzen Stadt, besonders aber an den öffentlichen Vergnügungsorten, verkündete, daß sich etwas Außerordentliches vorbereite.

Die deutsche Bühne hat zwar seit Schillers Tode eine Richtung gewonnen, bei der sich eine seinem Genius dargebrachte Huldigung von ihrer Seite kaum von selbst versteht. Trotz dem konnte unser Theater nicht umhin, das Fest, dessen Bedeutung so weit über die Interessen der dramatischen Kunst hinausragt, durch außerordentliche Vorstellungen Schillerscher Werke zu begehen. Man hatte dazu die Wallensteinsche Trilogie gewählt und sie auf drei Tage vertheilt. Montag den 6ten Mai wurde neben Wallensteins Lager die von Goetz dramatisirte Glocke aufgeführt, am Vorabend des Festes, den 7ten, die Piccolomini, und am heutigen Festabend wird Wallensteins Tod folgen. Vorläufig genuge die eilfertige Bemerkung, daß schon gestern und vorgestern die Theilnahme des Publikums die lebendigste war und sich in begeisterten Lauten äußerte, welche sich durch Ton und Bedeutung von dem vor den Brettern heimischen Enthusiasmus wesentlich unterschieden.

Die Stadtthore waren zum festlichen Empfang der zahllosen Gäste heiter geschmückt und am Vorabend in der Umgebung des Denkmals alle Vorkehrungen an Gerüsten, Masten, Flaggen u. s. w. getroffen. Das Denkmal selbst blieb frei von allem fremdartigen Schmuck. Die Arbeit an demselben hatte indeß fast bis zum letzten Moment fortgedauert, und erst heute am frühen Morgen stand es völlig frei und fertig da, nur von einem leichten Mantel verhüllt, der fast bis auf die Stufen niederreichte. Das schöne Fest wird von der Witterung herrlich begünstigt. Seit Kurzem haben sich die malerischen Wände unseres Bergkessels reich mit Blüthen bedeckt, und der heutige Tag ist einer der prachtvollsten Frühlingstage.

Nach zehn Uhr setzte sich der Zug der hiesigen und auswärtigen Gesangvereine, über 1500 Personen, mit Musik und Fahnen aus dem neuen Schulhause der Eberhardsstraße in Bewegung, holte den Schillerverein, die Stadtbehörden und Ehrengäste, die sich auf dem Museum versammelt, ab und rückte mit denselben auf den Festplatz. Der daselbst dem Publikum angewiesene Raum, die anstoßenden Straßen, die umringenden Häuser waren mit dichten Menschenmassen gefüllt. Auf einer dem Denkmale gegenüber errichteten Tribüne nahmen Platz die Schillersche Familie, die fremden Ehrengäste, die höchsten Staatsbehörden, die obersten königlichen Behörden der Stadt, das diplomatische Corps, eine Deputation der Ständeversammlung, eine Deputation von Schillers Geburtsstadt Marbach. — Die Gesangvereine, Männer und Frauen, und die königl. Hofkapelle erfüllten ein ungeheures Gerüste hinter und neben dem Denkmal. Der Verein, der Magistrat, die Gemeindedeputirten und die Bauleute stellten sich neben und vor dem Denkmal auf.

Die Feierlichkeit begann mit einer von Eduard Mörike gedichteten, von Kapellmeister Lindpaintner componirten Cantate,* gesungen vom Stuttgarter Liederkranz unter Begleitung der königl. Hofkapelle.

Die glückliche Composition des hochgeachteten Tonkünstlers brachte bei der allgemeinen Spannung auf den Moment der Enthüllung die eigenthümlichste und tiefste Wirkung hervor. Während der letzten Strophe hatte sich der Mantel, der das Standbild verhüllte, unter dem Geläute aller Glocken langsam geöffnet; der einzige Enkel des Dichters, der zwölfjährige Sohn Karl v. Schillers, hielt dabei das eine Ende; auf einmal sank die Hülle ganz, die volle Musik fiel ein und wurde vom tausendstimmigen Jubel überhallt. Es war, als ob das Bild selbst, ungeduldig über die lange Verhüllung, den Schleier abgeworfen hätte. Der Eindruck, als nun Deutschlands Gelübde gelöst war, als das herrliche Bild von seiner Höhe ernst auf die Tausende herabblickte, in deren Stimmen sich das Entzücken eines ganzen Volkes aussprach, muß für alle Zeugen des bedeutungsvollen Augenblicks ein unverwischbarer seyn.

Als sich die freudigaufgeregten Wogen des Volks etwas beruhigt hatten und das Lied: „Was schwellt uns heut so hoch die Brust," vom gesammten Riesenchor gesungen war, betrat Gustav Schwab die Stufen des Monuments und sprach folgende

Festrede:

„Bewunderungsvoll, in ehrerbietige Betrachtung, aber auch in innige Lust versenkt, stehen wir Tausende vor dem enthüllten Bilde des hohen Dichters, des tiefsinnigen Lehrers der Völker, des Arbeiters am Bau der Ewigkeiten, des theuren Volksgenossen, der unser Stolz und unsere Liebe ist. Dank den Hunderttausenden vom Palaste bis zur Hütte, in Deutschland und jenseits seiner Gränzen, deren Unterstützung die Erfüllung unserer Sehnsucht, seine Gestalt in der frühesten Heimath seines Geistes zu schauen, unseres Wunsches, ihn hier der Nation und der Welt darstellen zu dürfen, möglich gemacht hat; ehrfurchtsvoller Dank unsrem huldreichen Könige, der unsre Gefühle theilt, der sich mit fürstlich freigebiger Hand dem Unternehmen zugesellt, der dem gefeierten Mitbürger diese würdige Stelle eingeräumt hat; Dank

* Der Raum erlaubt uns nicht, die Cantate heute mitzutheilen. Wir lassen sie morgen folgen. A. d. Red.

Digitized by Google

dem größten Bildner unsrer Zeit, Thorwaldsen, den die Schwester der Dichtkunst begeistert hat, sein Aetherbild zu schaffen, den seine Verehrung des Dichters getrieben, das Geschaffene uns als Geschenk zu überlassen, dieses Bild, das jetzt, kunstreich im Erze festgehalten, auf uns niederblickt, und uns den Herrlichen, dessen großer Geist in seinen Werken unter uns wohnt und wirkt, in Leiblichkeit wiedergegeben.

Aber das Haupt umgoß ihm mit Anmuth Pallas Athene.
Daß er höher erscheint und völliger; auch von dem Scheitel
Goß sie geringelltes Haar, wie die purpurne Blüth' Hyakinthos.
Und so entstieg er der Form, an Gestalt Unsterblichen ähnlich.

Es sind welche unter uns, die den Verklärten im Leben gekannt, die ihm in Freundschaft, die ihm in zärtlicher Liebe verbunden waren, ja, in deren Adern sein Blut fließt. Sie erfreuen sich des Wiedersehens in diesem Augenblicke: es ist, wie man das Wiedersehen eines seligen Geistes sich vorstellt. Doch auch unter uns Andern ist Keiner, der nicht das wohlbekannte Bild des Dichters im Herzen mitgebracht hätte, der es nicht hier belebt, verschönt, verherrlicht wieder fände.

Ja, bei diesem Anblicke wird uns klar, warum wir ihn bewundern, warum wir an seinem Munde hängen, warum wir ihn lieben. Dieses Bild ist mit der Anmuth beseelt, die er selbst von der angeborenen Würde als freies Erzeugniß des Willens forderte; dieses Bild sagt uns, was in ihm war, und was er aus sich gemacht hat; die ernste Milde dieser ganzen Erscheinung bestätigt uns die goldene Wahrheit seines Mundes, daß Strenge gegen sich selbst, mit Weichheit gegen Andere verbunden, den wahrhaft vortrefflichen Charakter ausmacht; diese Züge lassen uns „das genialische Geheimniß" ahnen, wie man „der Welt willkommen und angenehm ist."

Diese Stirne versetzt uns in die geistige Werkstätte, aus der jene gediegenen Kunstwerke hervorgegangen sind, die den empfänglichen Leser mit der „hohen Gleichmüthigkeit und Freiheit, verbunden mit Kraft und Mäßigung" entlassen, die der Dichter als Kritiker postulirte; auf dieser Stirne schwebt „das Kunstgeheimniß des Meisters, vermöge dessen er den Stoff durch die Form vertilgt, und durch geistreiche und freie Behandlung des gemeinen Daseyns auch das beschränkteste Geschäft und den kleinlichsten Gegenstand in ein Unendliches verwandelt." So war das Kleinste ihr nicht zu klein, und doch das Größte nicht zu groß. Diese Stirne hat über der Bestimmung und dem Geschicke der Menschheit gesonnen, und in den Darstellungen der Kunst die es Geschick nach seiner Wesenheit wiedergeboren. „Das unsichtbare Reich der Sitten auszubreiten, ohne das Reich der Erscheinung zu entvölkern," war, im Denken und Dichten, ihr großes Anliegen.

Dieses tiefe und doch heitere Auge sah nur, und verlangte darum auch unerbittlich die Schönheit, die lebende Gestalt; die Form, aber die Form, bei der auch der Inhalt zählt; es sah in der Schönheit jene Freiheit, die eine Harmonie von Gesetzen ist; deßwegen lehrte auch sein Wink die Stürmischen, daß man nur durch die Schönheit zur Freiheit wandre, daß das Gemeine durch Sittlichkeit ausgelöscht, und durch Schönheit veredelt werden muß; denn er erblickte das Schöne nur im Zusammenhange mit dem moralischen Adel unseres Wesens. Die Natur erschien diesem aufgeschlossenen Blicke als „eine beständige Göttererscheinung, die uns erquickend umgibt," der Mensch in seiner mannigfaltigen Verkehrung als eine gewesene Natur, die auf dem Wege der Vernunft und Freiheit durch ächte Gesittung zur Natur zurückgeführt werden soll. —

Und o ihr beredten Lippen, welche Fülle von Wahrheiten, in ewiger Frische jeder Gegenwart Nahrung und Heilkraft bietend, senkte sich auf euch von dieser Denkerstirne, aus diesem Dichterauge! Welche Scheu zügelte euch, auch wenn ihr die Lehre mit der Dichtung vertauschtet, durch den Mißbrauch schulgerechter Formen euch am guten Geschmacke zu versündigen! In wie klaren Worten rechtetet ihr mit dem Jahrhundert, ohne seinem Bedürfniß und seinen Neigungen die Stimme streitig zu machen, ja mitten im Kampfe bekennend, daß, der durch euch spreche, nicht gern in einem andern Jahrhundert leben, und für ein anderes gearbeitet haben möchte. Dieser Mund ermuthigte eine Jugend, die seitdem zum Theil in öffentlichen Geschäften ergraut ist, ihr Zeitbürgerthum über dem Staatsbürgerthum nicht zu vergessen, und wiederum verlangte er von dem Menschen in der Zeit, sich zum Menschen in der Idee zu veredeln, vom Individuum, sich zur Gattung zu steigern, vom Staate aber, den zeitlichen Menschen zu seinen Idealen emporzubilden. Er warnte eine tobende Mitwelt, die physische Möglichkeit der Freiheit zu verschmähen, wo die moralische fehlte. — Ein Seufzer, der noch nicht verhallen darf, ward ihm durch die Zeit abgepreßt, in der die Kunst, die Tochter der Freiheit, von der Nothdurft der Materie ihr Gesetz empfangen soll, von dem herrschenden Bedürfniß, das die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch beugt, von dem Nutzen, dem Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen.

Aber wenn auch der Gesang dieses Mundes uns in's Reich des Ideales flüchten hieß, so wollte doch sein Wort nicht dulden, daß der denkende Geist, indem er im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebe, ein Fremdling in der Sinnenwelt werde, und über der Form die Materie verliere. Das unvertilgbare Gefühl sollte neben dem unbestechlichen Bewußtseyn gelten; vom alles trennenden Verstand rief er zurück zur alles vereinenden Natur. Zu dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit, der, das edle Streben in seiner Brust,

Digitized by Google

gegen den Widerstand der Zeit ringen will, spricht er: „Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sey nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, was sie bedürfen, nicht was sie loben; gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten: so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand deiner Triebe verwandelst."

Und so dachte, so lehrte, so dichtete handelnd Schiller, denn seines kurzen, schöpfungsreichen Lebens reifes Alter hindurch übte er „den großen, geduldigen Sinn, das Ideal der Seele in's nüchterne Wort auszugießen."

Nein; wir feiern keinen Götzendienst, wenn wir der Liebe und Verehrung der Nationen die Statue dieses Mannes als ein Wallfahrtsbild hinstellen, wenn wir Anwesenden selbst den Verkündiger der Anmuth und Wurde, den Schöpfer so vieles Schönen und Erhabenen, mit entblößtem Haupt in seinem Bilde begrüßt haben. Die Grazie, die diesen Geist in ihrer reinen Glut geläutert hat, ist keine heidnische Gottheit, ist der himmlischen Charis, der überirdischen Umwandlerin des natürlichen Menschen, nicht fremd und entgegengesezt. Oder wäre Schiller im verwerflichen Irrthume befangen gewesen, wenn seine Ueberzeugung und seine Poesie die Güte aus der vollendeten Form erblühen ließ, wenn er den Versuch in seinen Dichtungen und an seiner Person wagte, die Schönheit (um die Sprache unserer Gottesgelehrten zu reden) gleich einem Gnadenmittel wirken zu lassen, wenn er hoffte, daß sie auch das Jahrhundert von den doppelten Verirrungen der Rohheit und der Verkehrtheit heilen sollte? Setzen doch unsere Glaubenslehren von der Erneuerung des Himmels und der Erde, vom Aufhören des Dienstes der Vergänglichkeit in der Creatur, von der Verklärung des irdischen Menschenleibes in einen himmlischen — setzen sie doch dasjenige als Hoffnung und der Verheißung voraus, wofür Schiller als Gedanken und Ziel des Strebens kämpfte: den Sieg der wesentlichen Schönheit im Weltall! Auch ist Schiller es, der geschrieben: „Kann ein Mensch uns das Heilige repräsentiren, so hat er Majestät, und wenn auch unsere Kniee nicht nachfolgen, so wird doch unser Geist vor ihm niederfallen. Aber er richtet sich schnell wieder auf, sobald nur die kleinste Spur menschlicher Schuld an ihm sichtbar wird. Die schöne Seele kennt kein süßeres Glück, als das Heilige in sich außer sich verwirklicht zu sehen und in der Sinnenwelt ihren unsterblichen Freund zu umarmen." Sollte das Herz des Mannes, der so gesprochen hat, ferne von Demjenigen gewesen seyn, dessen Wesen er — seine Worte bezeugen's — so klar erkannt, wenn er auch seinen Namen wenig genannt hat, von Ihm, dessen Namen auch wir hier nicht nennen, weil ihm ein Name gegeben ist, der über alle Namen ist!

Der Platz, auf welchem wir stehen, der vernommene Hall der Glocken, deren Sprache er uns in Himmelslaute gedolmetscht, und die jezt eben über seinem enthüllten Haupte von ihm gezeugt hat, rechtfertigt diese Wendung der Rede. Fürwahr, nichts stimmt uns mehr zur Andacht, zur Anbetung des lebendigen Gottes, als die Erscheinung und Verkörperung des Genius auf Erden. Mag noch so Vieles im Gebiete des Werdens der stetigen Entwicklung überlassen bleiben: das Höchste bringt der Urgeist doch außer allen Zeitbedingungen hervor; der unbegreifliche Augenblick schenkt es, aus den Wolken fällt es, wie unser Dichter singt. Ereignisse können berechnet, können vorhergesagt werden, Geister nicht; keine Weltweisheit besizt ein Orakel für die Erscheinung der Genien; der unerforschliche Wille des Schöpfers spricht sein plözliches Werde über sie. Auch Schillers Geist stammt aus diesem Urquell. Die Hülle, die diesen unsterblichen Geist umgab, war ein Werk und ein Schauplatz der göttlichen Weisheit. Wer bewundernd, wer dankend vor diesem Bilde steht — Ihr gibt er die Ehre."

Nachdem hierauf das Lied: „Auf, Brüder, auf, beginnt das Lied der Weihe," von der ganzen Masse der Gesangvereine vorgetragen worden, erfolgte die feierliche Uebergabe des Monuments an die Stadt. Im Namen des Vereins überreichte der Vorsteher desselben, Hofrath von Reinbeck, mit passenden Worten die darauf bezügliche Urkunde dem Schultheißen der Stadt. Die wesentlichen Bestimmungen dieses Aktenstücks, welches im städtischen und im Staatsarchive niedergelegt werden wird, gehen dahin, daß sich die Stadt verbindlich macht, das Denkmal auf ewige Zeiten zu schützen und zu erhalten, es auch nie ohne die dringendste Noth von seiner jetzigen Stelle zu entfernen, und, sollte dies je geschehen müssen, demselben jedenfalls einen seiner Bestimmung würdigen Standort anzuweisen.

Mehrere Gesänge schlossen die Feier. — Im Augenblick, wo wir dieses schreiben, ist der Zudrang zum Denkmal unbeschreiblich, weil es Jeder in der Nähe betrachten will. — Ein Festmal wird die Ehrengäste, den Verein und die städtischen Behörden vereinigen. Wir werden im Stande seyn, die bemerkenswertheften Toaste und andere Einzelnheiten den Lesern mitzutheilen. — Abends nach dem Schauspiel wird der Schillersplatz mit bengalischem Feuer beleuchtet.

Die Beilage zeigt das Verhältniß des Monuments zum Platze und die Umrisse des leztern, so weit dies bei so kleinem Maßstabe möglich ist.

Beilage: Kunstblatt Nr. 38 und Ansicht des Schillerplatzes.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 112.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 10. Mai 1839.

— Music, awake, strike! — 'Tis time descend!
Strike all that look upon with marvell

Shakespeare.

Cantate zum Schillersfeste 1839.

Gedichtet von E. Mörike, Musik von Lindpaintner.

Dem heitern Himmel ew'ger Kunst entstiegen,
Dein Heimath und begrüßest Du;
Und Aller Augen, alle Herzen fliegen,
O Herrlicher, dir zu!

Frauen.

Des Lenzes frischen Segen,
O Meister, bringen wir,
Bethränte Kränze legen
Wir fromm zu Füßen Dir.

Männer.

Der aus der Musen Blicken
Selige Wahrheit las,
In ew'gen Weltgeschicken
Das eigne Weh' vergaß.

Männer und Frauen.

Der in die deutsche Leyer
Mit Engelsstimmen sang,
Ein überirdisch Feuer
In alle Seelen schwang;

Ach, der an Herz und Sitte
Ein Sohn der Heimath war,
Stellt sich in unsrer Mitte
Ein hoher Fremdling dar.

Doch stille! horch! — Zu feierlichem Lauschen
Verstummt mit Eins der Festgesang: — —
— Wir hörten Deines Adlerfittigs Rauschen,
Und deines Bogens starken Klang!

Briefe Wielands aus den Jahren 1752-1761.

Zürich, 18ten August 1753.

Wir sind Herrn von Gemmingen* und Ihnen sehr verbunden für die überschickten Briefe, welche so

* Eberhard Friedrich v. Gemmingen, geb. 1726, gest. 1795, steht in Würtemberg, dessen Fürsten er lange als Regierungspräsident diente, im besten Andenken. Er war seiner Zeit als ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und gebildetem Geschmack hochgeachtet, und wurde auch als Schriftsteller und Dichter häufig genannt. Sein Werk, auf das sich Wielands obige Aeußerungen beziehen, heißt: „Briefe, nebst andern prosaischen und poetischen Stücken, 1755;“ später (1755) erschienen von ihm „poetische Blicke in's Landleben.“ A. d. Red.

Digitized by Google

schön, abwechselnd, interessant, lehrend und ergötzend sind, daß ich glaube, wir können sie in diesen Stücken den vortrefflichen Briefen des Herrn Melmoth, welche den Titel haben: letters of Sir Th. Fitzosborne, an die Seite setzen. — Je bekannter mir der Herr von Gemmingen wird, desto stärker wird mein Verlangen, in eine genauere Bekanntschaft mit ihm zu kommen. Fast werde ich versucht, das Schicksal der Sklaven zu beneiden, die unter Ihrem Fürsten geboren sind, denn alsdann könnte ich vielleicht oft um Hr. v. G. seyn. — Der Geist der Freyheit, Menschenliebe und der schönen Natur, der sich in den Schriften dieses vortrefflichen Edelmanns zeigt, wird allen edlen Gemüthern, denen er sich durch seine Schriften communicirt, den Wunsch abdringen, daß er doch ganz frey (äußerlich frey), oder wenigstens nichts Geringeres als ein Regent in einer Republik (ein Heidegger) oder ein Minister des guten Königs seyn möchte, den Klopstock aus dem Lande der Ideen herab gebracht hat, und der es wohl werth ist, daß wir ihn mit der schönen Panthea des Lucianus verheurathen. — Ich habe Gemmingens Briefe u. s. w. überhaupt gelobt; ich könnte sie izt noch auch Stück vor Stück loben, z. E. den poetischen Geist in einigen reimfreyen Gedichten, den guten, echten Geschmack in den Briefen über das Siegerlied, Waldis u. s. w., die freye und scherzhafte Demüthigung der sonderheit bey uns herrschenden Vorurtheile und einiges andere; ich will aber lieber auch ein wenig tadeln, oder vielmehr, 's ist mir leid, daß ich das tadeln muß, was ich tadeln werde. Ich habe mich sehr gewundert, da ich in einem moralischen und politischen Gedicht die Zeile sahe:

Die Welt, die Plato schuf, die wär' unendlich toll ꝛc.

Ich wollte gerne, daß diese Stelle auch vom Leipziger Correktor wäre, * oder daß man sich nicht verleiten ließe, Hallern, Maupertuis u. dergl. einen Satz, der, wenn er examinirt wird, so gar nichts sagt, nachzusagen. Doch Herr von Gemmingen sagt ihn nicht nur nach, er treibt ihn unendlich weiter als jene. Haller sagt nur:

Der Staaten schlechtester wär' der von lauter Weisen.

Ich sehe aus obigem Vers, daß Herr v. Gemmingen den Plato nicht genugsam kennt, und das ist ihm keine Schande. Es gibt wenige Gelehrte, die diesen großen Genius kennen, und ich weiß nicht, wie viele neuere Scribenten außer Leibnitz, Schaftesbury, Addison und Pope (unser Sulzer gehört auch zu diesen werthen Nahmen) ihn gekannt haben. Ich bin überzeugt, daß Herr von Gemmingen anders von Platons Staat reden würde, wenn er sein in der That göttliches Werk von der Republik gelesen hätte. Wie weit entfernt ist Plato von einem Schimärenjäger, von einem Phantasten, von einem Sophisten! Wie richtig sind seine Grundsätze, wie gemäß der menschlichen Natur nach ihrer wahren Bestimmung! Ich darf es behaupten, daß ein Staatsmann, der nicht ein Philosoph ist, wie Plato im 5ten und 6ten Buch der Republik den Philosophen beschreibt, ein elender Tropf, ein Dummkopf, oder wenn Sie wollen ein Richelieu ist; denn ich denke nicht so groß vom Richelieu wie Herr von Gemmingen, der ihn in einem der Briefe unter die größten Geister zählet. Nach diesem Maas gehörte Adramelech auch mit unter die größten Geister. — Es macht mir Kopfweh, wenn ich sehe oder höre, daß in der gelehrten Welt (wie man dieses anarchische Chaos heißt), so oft von Dingen geredt wird, die man nicht recht überlegt hat, und daß man andern so oft auf guten Glauben nachsagt, was sie vorgesagt haben. Was ist gemeiner, als daß man Platons Republik mit den Herenmährchen und andern Schimären in eine Classe setzt? Und wer hat Platons Republik gelesen? Unter sechstausend Gelehrten kaum einer. Es wäre gut, daß man sich's zur unverbrüchlichen Regel machte, von allen Dingen nur in soweit (es sey in Prosa oder Poesie) zu reden, als man was davon verstehet. (Je recommande à moi même et à tous mes amis la voie de l'examen en tout.) — Doch genug von dieser philosophischen und historischen Versündigung Ihres braven Freundes, der dem Plato und der Wahrheit genugsame Erstattung thun wird, wenn er diese meine Reflexionen für keine Pedantereyen halten wird. Denn alsdann müste ich anders von ihm denken, als ich izt zu thun Ursach habe.

Es ist überhaupt ein edler Vorsatz, den Herr von Gemmingen gefasset hat, den Sokrates zu besingen. Und ungeachtet die Geschichte, welche er besingen würde, diejenige Quantität nicht hat, die zu einem Heldengedicht in eigentlichem Verstande gehört, so hat sie desto mehr geistliche und innerliche Größe. Es wird aber sehr nöthig seyn, daß der Dichter, der den Sokrates würdig singen soll, den Platon und Xenophon aus ihren eigenen Werken kennen und von ihnen den Charakter, die Denkart, die Lebensart, die Manieren ꝛc. des großen Weisen lerne. Die Lectur des Euripides und Sophokles wird auch viel dienen, ein an sich edles Gemüth zu einer so großen Arbeit genugsam zu erhöhen; ich würde dazu das Theâtre grec des P. Brumois, Jesuiten, empfehlen. Es wird aber dem Hrn. v. G. schon bekannt seyn. — Indessen wünschte ich doch, daß Herr v. Gemmingen sich möchte einen andern Vorschlag gefallen lassen, welchen ich durch Sie, mein wertheste Freund, ihm zu geben mir die Freyheit nehme. Ich glaube, daß sich aus dem Schicksal

* Zu Gemmingens größtem Verdruß hatte, als jenes 1765 erschienene Werk in Leipzig gedruckt wurde, ein Correktor aus Gottscheds Schule nicht nur die Orthographie des Originals, sondern auch den Sinn vieler Stellen geändert, und sogar getrennte Gedichte verschmolzen. A. d. Red.

Digitized by Google

des vortrefflichen schwäbischen Herzogs Conradin und seines Freundes Friedrich von Oesterreich eine Epopee machen ließe, welche in allen Stücken vortrefflich und dem Sujet nach der über den Sokrates weit vorzüglich wäre. Die Fabel wäre von der gehörigen Größe und ungemein interessant; an mannichfaltigen und sonderbaren Charactteren würde es nicht fehlen, und der empfindsame Geist des Dichters würde ihn auch mit Episoden versehen. Das Zeitalter Conradins hat (wie aus den schwäbischen Dichtern erhellt) so viel eigenes in den Sitten und Costumi, in der Neigung der großen Herren zu einem gewissen Enthusiasmus, der sich bald in ihrer Liebe und in ihren Minneliedern, bald in Kriegsunternehmungen gezeigt, — in dem Einfluß, den damals das schöne Geschlecht auf die Tapferkeit des stärkeren gehabt, ꝛc. daß auch um dieser Ursache willen ein solches Gedicht ausnehmend gefallen müste. Von diesem ist nichts zu gedenken (ob ich gleich glaube, daß man es nicht ganz aus den Augen setzen muß), daß es einem epischen Gedicht, in Absicht der Nation, für die es vornehmlich geschrieben ist, kein geringer Behuf ist, wenn es diese Nation näher angehet. Und in der That, die vortrefflichen schwäbischen Kayser und das goldne Alter der Sitten und der liebenswürdigen Poesie unter ihnen verdient wohl, daß ihnen ein Gemmingen ein solches Denkmal aufrichte. Ich vernehme, daß Bodmer dem Hrn. v. G. diesen Vorschlag schon gethan hat, vielleicht ist eine erneuerte Vorstellung kräftiger. Ich wünsche es sehr.

Sie werden von H. v. G. Nachricht und ein gedrucktes Aviso wegen einer Ausgabe des schätzbaren Manessischen codicis bekommen, welche Bodmer besorgen will. Ich bin von Ihrer Einsicht vollkommen versichert, daß Sie dieses Werk, soviel an Ihnen ist, befördern würden, wenn Sie auch nicht unser Freund wären.

Ich werde Ihnen bald Nachrichten aus Deutschland geben können. Einer unserer Freunde (der Verfasser der beiden Satyren des M. Kinderlieb, die Sulzers Gedanken von der Erziehung veranlaßt haben) hat eine Reise nach Frankreich, England und Holland gemacht, und wird durch das Vaterland der Schöpse wieder zurück kommen. Die Maupertuisiana werden Ihnen ohne Zweifel bekannt seyn. Sie enthalten Urkunden, die billig auf die Nachwelt kommen müssen. Außer Gottscheden ist nicht leicht ein so ungelehrter und mittelmäßiger Mann zu einem so großen Ruhm und Beyfall gelangt, als dieser Präsident. Einen desto größern Fall thut er in den Augen des Publici.

Wieland.

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

17ten Januar.

Ich bin doch nur erst sechs, sieben Wochen hier, und mit wie verschiedenem Auge betrachte ich schon jetzt Rom und das diesige Leben. Ich erinnere mich nicht mehr, was ich dir in der ersten Herzensballung schrieb; wild genug mags wohl in meinen Briefen getobt haben, ich wills glauben. Die anfänglich unbändig aufschäumenden Wogen beginnen jedoch sich allgemach zu ebnen, zu besänftigen, und jenen ecstatischen Stürmen folgt mild selige Ruhe. Keine Stadt gewinnt wohl mehr, indem sie den Reiz der Neuheit verliert, als gerade Rom. Das Verständniß der wunderbaren Dominante geht mir immer mehr auf, sie wird mir von Tag zu Tag theurer. So lange uns noch jenes qualende Verwundertseyn, dies oder jenes noch nicht gesehen zu haben, verfolgt und wie ein böses Gewissen durch Kirchen und Paläste geißelt, so lange ist auch an ungetrübten Genuß nicht zu denken. Allmählig beginnt sich jedoch jenes drückende Gefühl zu verlieren. Der erste rohe Heißhunger ist gestillt; ich bin zu dem mir besonders lieb Gewordenen schon zwei-, dreimal zurückgekehrt, und lose nunmehr zügelnd wie ein Gourmand, statt des planlosen Verschlingens. Ich habe mich blind in den Strom geworfen und mich tüchtig umher schleudern lassen, habe aber auch erreicht, was ich wollte, und in diesen wenigen Wochen mehr gesehen und gelernt, als ein Anderer vielleicht in eben so viel Monden. Der Deutsche ist aber nun einmal für ein so abentheuerliches Vagabundiren nicht geschaffen; über kurz oder lang verlangt er wieder nach einem Nestchen, um mit Behaglichkeit unterbuchen zu können, und in der Stufenleiter thierischer Glückseligkeit steht ihm die Schnecke, die bei jedem Ausfing ihr Häuschen mit sich trägt, oben an. So hat sich auch die Sehnsucht nach dem Schaffen früher, als ich es glaubte, wieder eingestellt. Allerlei Pläne zu größeren Arbeiten gehen mir im Kopf herum, freilich noch chaotisch genug. Die Seele des Träumenden beschäftigt sich allnächtlich mit Compositionen, und das ist das sicherste Zeichen, daß die Productivität wieder erwache.

Ich sehe dich im Geist diesen Brief lesen, und wie du dich auf deinem Schreibsel hin und her drehst, bei meiner schnellen Sinnesänderung ein verdammt pfiffiges Gesicht schneidest und endlich herausplatzest: »Aha, ich merke schon! Freund Eberhard hat sich verplempert. Die kleine Römerin — wie heißt sie doch gleich? — ja, ja, es ist richtig!« Und dann reibst du dir voll Selbstgefälligkeit über deine Combinationsgabe schmunzelnd die Hände. Und wenn dem nun wirklich so wäre? was denn

Digitized by Google

mehr? Glaub' nur nicht, daß ich wie ein auf dem Weinspalier ertappter Schulbube die Augen verlegen niederschlagen und feuerroth mein pater peccavi, wie ich wirklich dem bildschönen Kinde zu tief in's Auge geschaut habe, hervorstottern werde. Vom Leugnen und Heucheln hab' ich mein Lebtage nichts gehalten, und immer frei von der Leber gesprochen, wie mir's just um's Herz war; und jezt werde ich wahrhaftig mit Winkelzügen nicht den Anfang machen.

Nun ja doch, wenn du's wissen willst, ich bin dem Mädchen von Herzen gut, und sie verdient's auch. Die hat noch ein frisches, warmes, anhängliches Herz, die ist durch und durch wahr und treu, da sieht man noch bis auf den Grund. Was sie denkt, spricht sie auch aus; da ist keine Falte, kein Rückhalt, keine ängstliche Scheu, kein Abwägen der Worte. Sie kennt noch nicht die Möglichkeit, daß ihre Rede anders gedeutet werden könne, als sie es gemeint habe, und so ist ihr auch das erste Wort das liebste, zärter gefuhlt, als vielleicht klingend, und das macht mir just das Mädchen so lieb. Sie ist eine kerngesunde, unverbildete Natur; nach einer solchen suche ich schon lange vergeblich.

Du solltest das Mädchen sehen, wie sie am Fenster harrt, wenn ich ausgegangen bin, oder wie sie Arbeit und Alles wegwirft, und mir freudig entgegenspringt, wenn ich nach dem Ave Maria in ihr Zimmer trete, wie ihr dann die Augen vor Freude leuchten und sich das ganze Gesicht verklärt. Du solltest das anmuthige, naive Geplauder hören, den Eifer, die Lebendigkeit des Vortrags, solltest dem so ausdrucksvollen, so graziösen Geberdenspiel folgen, jeder dieser so wahren, plastischen Bewegungen, solltest den zärtlichen Aufschlag der Wimpern schauen, in das schöne, dunkle, seelenvolle Auge — in somma, wie die Römer sagen, das ganze liebe Bild mußtest du leibhaftig sehen, und mit Künstleraugen obenein, und du würdest auch meinen: ja, da ist's kein Wunder!

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

Feier des Vergangenen. Kiß's Amazonengruppe.

Der Kalenderwinter, auf den unsere Winterunterhaltungen berechnet waren, ist vorüber; für den natürlichen Winter, der unnatürlicher Weise nachkommt, ist nicht gesorgt. Die Unterhaltung fände sich in der That in Verlegenheit, da auch die Politik nichts Neues bietet, wenn nicht durch einige declamatorisch-theatralisch-musikalische öffentliche Unterhaltungen für dieselbe etwas gethan würde. Da hat Professor Gubitz ein Declamatorium für die Erben des mittellos verstorbenen Dichters von Medlhammer veranstaltet, und da es ansprach, dasselbe zu Gunsten des Vereins für hülfsbedürftige vaterländische Krieger wiederholt; die Sänger und Schauspieler Bauer und Blume haben ihren Rücktritt von uns mit der Darstellung des Don Juan öffentlich gefeiert, die Singakademie ein Requiem zum Besten eines Denkmals für Ludwig Berger, und Seydelmann eine öffentliche Vorlesung zum Besten des Lessingdenkmals gegeben. Lauter Feierlichkeiten zu Ehren der Vergangenheit, lauter projectirte Denkmäler, und im nächsten Jahre 1840 stehen uns noch ganz andere Feierlichkeiten dieser Gattung bevor. Ob dies Anzeichen sind, daß es mit der Gegenwart nicht fort will?

Doch ehe ich diese Denkmäler des Vergangenen berühre, noch von etwas Erfreulichem aus der Gegenwart; hoffentlich soll es aber auch in die Zukunft hineinleben. Acht Tage lang drängte sich das kunstliebende Publikum in einem der Ateliersäle des alten Lagerhauses. Dieses, bekanntlich die ehemalige Burg und Residenz der alten Markgrafen aus der vorhohenzollernschen Zeit, ist weder als Markstall erhalten, noch zu einer Kaserne umgewandelt, sondern einigen Künstlern vom Staate eingeräumt, um hier ihre Schulen und Werkstätten einzurichten. Aus den gewölbten Hallen des untern Geschoßes sind Rauchs Meisterwerke hervorgegangen. Diesmal stand das Werk eines seiner Schüler, aber, wenn nicht der erste Eindruck trügt, auch ein Meisterwerk, das für kommende Zeiten leben wird, zur Anschauung aus. Der Name des Bildhauers Kiß ist noch wenig bekannt. Mit einer kolossalen Arbeit wollte er zuerst hervortreten, die, was er geworden, dem Publikum zeigt, ein Verfahren, das mit dem unserer Jünger fast in allen Kunstbranchen sehr contrastirt, da wir gewohnt sind, über die reiche Ausstellung aller ihrer Studien zu vergessen, daß die Oeffentlichkeit nur Werke zu fordern berechtigt ist. Kiß ging so sehr von dieser modernen Usance ab, daß er lange Jahre nur und allein seiner Schöpfung widmete, und Zeit und Kosten auf sie verwendend, und ihr allein lebend, nicht einmal durch seine Freunde im voraus, was er erschaffen, und worüber das Publikum staunen werde, verkünden ließ. Der Gedanke, die drei Gestalten, eine edle menschliche, ein schönes Roß und ein Raubthier der Wüste in einer Gruppe darzustellen, soll von Rauch ursprünglich gefaßt seyn; der Meister ließ ihn fallen. So wie er jezt aufgefaßt ist, gehört er seinem begabten Schüler allein an. Eine Amazone zu Roß wird von einem Tiger angefallen. Das Raubthier hat sich mit einem fürchterlichen Satz von vorn über den Nacken des Pferdes geworfen, und mit Krallen, Gebiß und der ganzen erdrückenden Wucht seines Körpers das edle Thier schon bewältigt, das im Todeskampfe und entsetzlichen Schmerze sich bäumt. Für dasselbe ist keine Rettung; auch die Amazone ist von dem ersten Anprallen zurückgerutscht; aber die geistige Kraft ist nicht überwunden. Vom Schreck erholt, hebt sie den Wurfspieß und mißt mit den weit aufgerissenen Augen den Punkt, wo die Spitze den Tiger tödtlich trifft. Trotz dieser Spannung und dieser mannigfachen Affecte einer noch nicht consumirten That herrscht eine Ruhe über dem Kunstwerk, wie sie das Schönheitsgefühl bedingt. Die ganze Wirkung der Gruppe läßt sich noch nicht ermessen, denn 14 Fuß hoch steht das Modell in einem gewölbten einfenstrigen Zimmer, es fast ausfüllend, so daß nur wenig Raum für die Zuschauer bleibt. Indessen, da alle Theile wohl geformt und proportionirt sind, auch der Eindruck, von welcher Seite man auch das Bild beschaut, derselbe großartig schöne bleibt, so läßt sich erwarten, daß die Ausführung und Ausstellung im Freien den bisherigen Eindruck nicht schwächen, sondern noch erhöhen wird. Hier aber beginnen die Schwierigkeiten, solche, die nur zu oft bei uns die Krönung eines schönen Werkes hindern.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 113.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 11. Mai 1839.

Instar veris enim vultus ubi tuus
Affulsit, populo gratior it dies,
Et soles melius nitent.
Horat.

Vor den Liederkränzen gesprochen

und

den Herrn Stiglmaier und v. Thouret gewidmet.

Den 8ten Mai 1839.

Dem Dichter steht ein Mal errichtet,
Von Künstlergeist in Erz gedichtet,
Doch ist's nicht irdisches Metall.
Es ist beseelt von innrem Leben,
Wie Memnons Säule muß es beben
Beim Strahl des Lichts von tiefem Hall.

Aus einer Glut ist es geflossen,
Aus einem Guß ist es gegossen,
In welchem Geist mit Geiste rang.
Dies Erz ist Erz, wie Schillers Glocke,
Es ist ganz Schall und es entlocke
Uns tausendstimmigen Gesang.

Des Hohen Standbild soll uns lehren
Die reine Harmonie der Sphären;
Er steh' uns ein Chorage da.
In unser Leben hauch' ein Friede,
Ein Klang von seinem schönsten Liede:
Die Loosung sey Concordia!

Gustav Schwab.

Die französischen Assisen.

Die Völker belustigen sich, so gut sie können. Den Römern waren die Spiele des Cirkus unentbehrlich; ich habe nirgends gelesen, daß die römischen Damen Nervenanfälle und Krämpfe bekommen hätten beim Anblick der Gladiatoren und wilden Bestien, welche sich vor ihren Augen einander erwürgten und zerfleischten, und der römische Pöbel in den letzten Zeiten des sinkenden Reichs verlangte von seinen Gebietern nur zwei Dinge: Brod und Spiele. Die Spanier stehen ungefähr auf demselben Punkte: ihre öffentlichen Belustigungen sind ganz nach dem Zuschnitt der römischen Volksfeste. Man sehe, mit welcher Wuth sie den Stiergefechten nachrennen; man höre, mit welchem fanatischen Beifallklatschen sie den Lieblingskünstler des Volks empfangen, welcher viel höher geehrt und gepriesen wird, als weiland der König von Spanien, in dessen Staaten die Sonne nicht unterging. Die Engländer sind versessen auf die Hahnenkämpfe und die hohen Wetten; die Italiener legen sich leidenschaftlich gerne auf die faule Haut und lassen sich am liebsten von milden Morgenlüften oder balsamischen Abendwinden in sanften Schlaf fächeln. Wir Deutsche haben unser Vergnügen daran, die Erde von oben anzusehen; wir setzen gerne einen Fuß in die Wolken und

Digitized by Google

den andern in den luftigen Aether und versenken uns aus diesen windigen Regionen in die Ekstasen einer schrankenlosen Betrachtung und Klügelei. Die Franzosen haben nichts vom Hang des Italieners zur Faullenzerei, von dem metaphysischen Genie des Deutschen, von dem gewaltig Abstoßenden des Engländers und von der wilden Gluth des Spaniers, bei dem der dunkle Ernst die Flamme des Innern bedeckt und den Grimm und die Lieblichkeit der menschlichen Natur in den stärksten Kontrasten zeigt; aber sie sind gewaltig reizbarer, empfänglicher und schaulustiger Natur, und es hätte wunderbar zugehen müssen, wenn sie in Versuchung gekommen wären, auf die Belustigungen zu verzichten, welche jenen Bedürfnissen entsprechen. Die Franzosen haben von jeher den Geist der äußern Darstellung, den Geist der Repräsentation an den Tag gelegt. Wir finden ihn bei den alten Galliern, deren Sitten die rheinischen Franken annahmen und nachahmten; wir finden ihn in der französischen Geschichte des Mittelalters, in den geistlichen Schauspielen, in den Turnieren, Waffenübungen, Gastmählern und Tänzen, deren Pracht und Glanz die aller andern Barbaren jenes Zeitalters überstrahlte. Mit dieser angeborenen Liebe zu theatralischer Darstellung, welche trotz der zahlreichen Metamorphosen ihre ganze ursprüngliche Lebendigkeit behalten hat, verbinden die Franzosen, namentlich die aus den mittäglichen Provinzen, eine leidenschaftliche Neigung zur Controverse, welche bereits Cato im alten gallischen Blute bemerkte und welche heutiges Tags einen Hauptzug in der französischen Nationalphysiognomie ausmacht.

Viele Leute haben indeß diese Neigung höchst lächerlich gefunden und sie als eine ephemere Sucht und Modekrankheit verspottet, welche die zehn oder zwölf letzten Revolutionen in Frankreich ins Leben gerufen. Die angebliche Aeußerung einer modernen Celimene der Chaussée d'Antin, welche in einem Gespräch über Prozesse den Molière'schen Vers: „J'ai salvi par plaisir deux procès criminels," citirt haben soll, war im Grunde genommen nicht das, was sie seyn sollte, nämlich ein Epigramm, sondern eine alltägliche Wahrheit. Und warum sollte man kein Vergnügen an Criminalprozessen finden, wenn diese Criminalprozesse mehr Bedeutung und Interesse darbieten, als alle neueren Dramen ohne Handlung und Leidenschaft? Wenn man die alte Thalia ihre malizösen Bemerkungen über die Themis machen hört, so kommt man fast auf den Gedanken, daß zwischen beiden Handwerksneid obwalte. Was sollten aber alle diejenigen anfangen, welche ihr Ebenbild in dem matten, glanzlosen Spiegel der modernen Lust- und Trauerspiele nicht mehr wiedererkennen und vor stumpfen Dolchen nicht zurückbeben, wenn es ihnen nicht bisweilen vergönnt wäre, jenen heftigen Kämpfen vor den Assisen beizuwohnen, wo das antike Verhängniß in erneuerter Gestalt auftritt und wo Elend und Verbrechen mit der Justiz und der gesellschaftlichen Ordnung ringen? Hier spricht die Leidenschaft in ihrer ganzen Reinheit, hier gilt es, den verworrensten Knäuel aufzuwickeln, dessen Fäden jeden Augenblick abreißen und sich wieder zusammenknüpfen; hier kann man die menschliche Natur auf der That ertappen, und unsere Aufmerksamkeit verliert nach wenigen Augenblicken den Athem, kommt völlig außer sich und weiß nicht, was sie festhalten soll. Man hat keine Ahnung von der Entwicklung, welche sich weder voraussehen noch voraus bestimmen läßt, da bis jezt noch keine Poetik für den Assisengebrauch aufgesezt worden ist; täglich kommen neue Charaktere und neue dramatische Wendungen vor; es darf daher billig nicht verwundern, daß die Assisen einen so dauernden Zulauf und Beifall haben. Uebrigens ist dies schon seit geraumer Zeit in Frankreich der Fall: der Geschmack an Prozessen hat sich bei den Franzosen von jeher gezeigt.

(Fortsezung folgt.)

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

Die Tage sind so kurz; bei Licht mag ich nicht arbeiten, und da werfe ich denn frühzeitig genug Stift und Pinsel bei Seite und gehe zu den Wirthsleuten hinüber. Die Tante Brigide spinnt schweigsam vom Wocken, oder handthiert am kleinen Herde, ohne sich viel um unser Treiben zu kümmern. Ich sitze bei dem Mädchen und erzähle ihr, was ich eben heute gesehen oder entworfen, von der Reise, von zu Hause, von euch. Sie hat den schönen Kopf auf den Arm gestüzt und lauscht in stiller Muße; denn die seelenlose Geschäftigkeit des ewigen Stickens, Nähens und Tapisseriemachens, für welche das Auge der Nordländerinnen allein geschaffen zu seyn scheint, ist, Gott sey Dank, diesseits der Alpen noch nicht eingerissen. Die Katze schmiegt sich schmeichelnd, mit gekrümmtem Rücken, bald an die Dirne, bald an mich. Römische Mädchen und Katzen sind ja sprichwörtlich die schönsten in ihrer Art, und so haben mich denn die ersten auch mit den zweiten verwöhnt. Dann erzählt auch sie wohl von den Zauberfesten Roms, von der Prozession am Frohnleichnamstage, von der feenhaften Girandola, von dem Karnevalstreiben und dem wilden Moccoliabende; sie zählt die Tage, die Stunden bis dahin, träumt von einer blitzenden Maskenkleidung, schlingt ein buntfarbiges Tuch zum Turban um die Schläfe, wirft es in malerischen Falten um die Schulter: jede Bewegung,

Digitized by Google

jede Stellung athmet antike Naivetät und Grazie, jede könnte zum Modell dienen; ich möchte sie festhalten — die folgende, anmuthige hat sie schon verdrängt. Das Auge kann sich an dem buntschillernden Schmetterling nicht satt sehen. Und Teresina — nun, sie ist mir auch recht gut, recht von Herzen, das seh' ich wohl, das fühlen wir Beide, ohne es uns gesagt zu haben; und es ist uns auch, als bedürfe es keiner Worte weiter, als habe es nie anders kommen können.

Ich sehe schon längst, wie du, von deutsch-philiströsem Entsetzen ergriffen, beide Arme wie ein hölzerner Wegweiser ausstreckst, und da steht auf dem rechten Arm: Weg zum Traualtar! auf dem linken: Weg in's Verderben! Solch einem hölzernen Prediger habe ich nur zu erwidern, daß ich ad I. ein ehrlicher Kerl bin, und ad II. es gehen lasse, wie es dem Himmel gefällt. Wenn man nur ein Bischen in sein eigenes Leben zurückschaut und da sieht, wie viel tausend Pläne und Entwürfe für die Zukunft geschmiedet werden, ohne daß sich eine Hoffnung, eine Befürchtung realisire, dann läßt man am Ende das Schicksal ruhig die Karten mischen, statt seine Zeit mit neuen Kartenhäuserbauten zu vertrödeln. Die Zukunft möge bringen, was sie wolle — ich freue mich der Gegenwart, und die ist schön und herrlich. Was ist denn das Leben, was vollends die Kunst ohne Liebe? — Und das haben die alten Meister gar gut gewußt. Jeder hatte sein Feinslieb, der er mit herzlicher Neigung zugethan war und deren feinen Züge er überall aus der Leinwand hervorgucken ließ; da war's noch eine Lust zu malen. Roma — Amor — dies ist der künstlerische Janouskopf, dies zweieinige Götterbild, dessen eine Hälfte nichts ohne die zweite wäre.

Teresina stammt aus einer guten römischen Bürgerfamilie. Der Großvater hatte sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein hübsches Vermögen erworben, der Vater es wieder verthan; nun müssen sie sich behelfen und leben größtentheils von der Unterstützung eines weitläuftigen Oheims, des Abbate. Es ist dies derselbe, den ich dir schon als meinen Reisegefährten nach Rom genannt habe, und auch der einzige Dorn an meinem Rosenkranz. Die Frauen wissen des Rühmens und Preisens von ihm kein Ende zu finden; mag seyn, daß er's verdient und ich ihm Unrecht thue. Mir ist das Gesicht vom ersten Augenblick an in der Seele verhaßt gewesen und meine Idiosyncrasie hat mich bisher noch niemals irre geleitet. So oft ich sie auch bezwang und mich, den Warnungen des Sokratischen Genius zuwider, jenen von Haus aus anwidernden Figuren näherte, eben so oft habe ich auch meinen Eigensinn zu bereuen Ursach gefunden. Nun, am Ende, was kümmert er mich? Ich geh' ihm aus dem Weg, und damit holla! Er ist jetzt ohnehin verreist und wird erst in zwei, drei Monaten zurück erwartet.

21sten Februar.

Seit einer halben Stunde liegt dieser Briefbogen vor mir, ohne daß ich über das Datum hinausgekommen wäre. Zehnmal habe ich das Blatt schon zurückgeschoben, zehnmal wieder zurecht gelegt. Wahrhaftig, ich weiß nicht, was ich auf dein vier Seiten langes Abmahnungsschreiben antworten soll, und wie ich es soll, ohne bitter zu werden. Du bist mein ältester, treuster Freund; was du mir sagst, kommt Alles vom Herzen, es ist deine aufrichtigste, grundehrlichste Meinung. Du kennst weder Italien noch seine Bewohner: dies Alles habe ich mir schon fünfzigmal vorgesagt, um dich zu entschuldigen, um mich nicht von dem Unmuth, welchen deine Epistel in mir erregte, hinreißen zu lassen; aber wahrlich, es bedurfte auch so gewichtiger Beschwichtigungsgründe.

Laß mich vorerst deinen vier Seiten langen Brief mit vier Worten beantworten: Teresina ist meine Braut. Sie war es schon, ehe ich dein Sendschreiben erhielt, und hätt' es eines Grundes bedurft, um meine Erklärung zu beschleunigen, so wär's gerade dein Brief gewesen. Du kennst meine Antipathie gegen schlechten guten Rath; du weißt, wie stolz ich auf meine Freiheit bin, und schreibst mir so? — Geh', Otto, das war nicht nur unfreundlich von dir gehandelt, es war mehr noch als das — es war unklug.

Was weißt du denn weiter von Teresina, um ihr Geist und Gemüth und Bildsamkeit absprechen zu wollen? Verwirfst du mein Mädchen etwa, weil sie weder in Oel malt, noch Botanik studirt hat, noch Beiträge zum Musenalmanach liefert? Bewähren sich denn die Glanzperlen, welche eure Salondamen am Rosenkranz der Konversation abbeten, auch in der Ehe als echte? Oder habt ihr vielleicht Angst, daß ich das römische Bürgermädchen in eure Coterien einschwärzen werde? Ja, das wäre freilich etwas Entsetzliches, wenn so ein wildfremdes Kind, das weiter nichts als jung und schön und gut und liebenswerth ist, wie vom Himmel geschneit, in eure Cirkel fiele! Ueber den albernen Adelsdünkel schreien sie schon seit Jahrhunderten, und gerade die am ärgsten, die über die von Geldsäcken aufgestapelten Mauern, oder die von Geheimerathspatenten zusammengekleisterten spanischen Wände nicht hinweg zu schauen vermögen. Und die Bürgerdirne ist es nicht allein, die ihr scheut; da müssen mir noch die alte Brigida und der Kanonikus, jene unerträgliche Mitgift, wie du sie nennst, aufgemuzt werden. Geberdest du dich doch, als wenn auf euern reichsbürgerlichen Stammbäumen die Race der langweiligen Tanten und unleidlichen Oheime etwas Unerhörtes wäre! Beruhigt euch, die römische Sippschaft soll euch kein Herzeleid verursachen. Ich habe hier Wurzel geschlagen — für immer. Bringe dies deinem Vater möglichst glimpflich

Digitized by Google

bei. Ee war mir ein treuer, liebevoller Vormund. Wenn auch unsere Ansichten vom Leben himmelweit verschieden sind, so wurd' es mich doch schmerzen, wußt' ich, er zürne und könne mir einen Groll nachtragen. Meine paar tausend Thaler mögen nach wie vor in eurer Handlung stehen bleiben; ich weiß sie nirgends besser aufgehoben als bei euch. Im Mai wird meine Hochzeit sein. Lebet wohl, gedenket meiner in Liebe, oder mit Neid, wenn ja etwas Herbes in den Gedanken an mich einfließen sollte.

Ich schaue aus dem Fenster. Teresina steht in unserm Bruckengärtchen unter dem purpurblühenden Mandelbaum und läßt die goldenen Orangenbälle spielend in der Luft tanzen. Die Sonne scheint so mild, so frühlingslau, der Himmel ist so rein, so durchsichtig — mein Mädchen winkt mir — gleich, gleich! — Göttliches Rom! —

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Fortsetzung.)

Kiß's Amazone. v. Meddhammer.

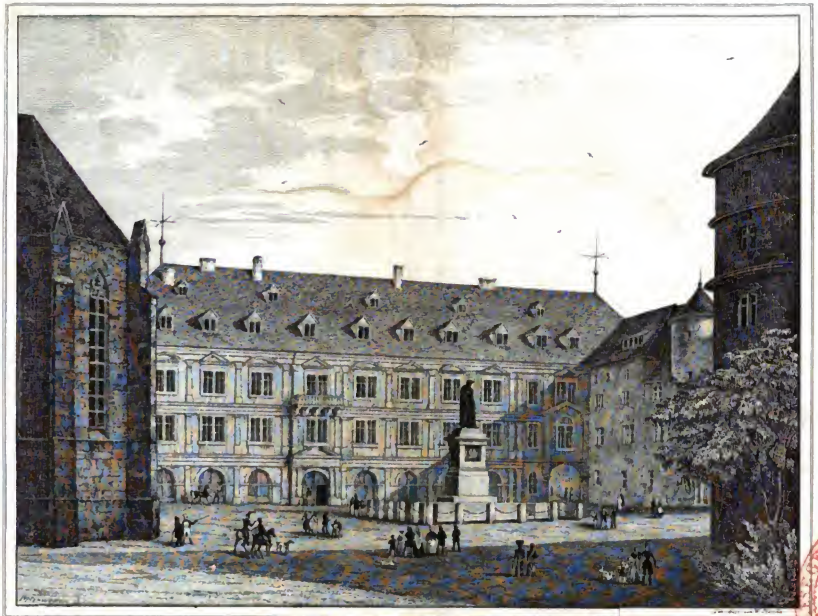
Der junge Künstler, ein unbemittelter Mann, hat ohne Bestellung, ohne andere Aussichten auf äußeres Gelingen, als den begeisterten Ruf in sich, an ein Werk sich ges macht, welches die besten Jahre seines Lebens ihm kostete. Er hat gedarbt für das Kind seiner Phantasie, und ein fossiler Thonklumpen, bis daß er zu einer schönen Figur, wie diese, wird, kostet Sorgfalt und Nahrungsstoffen, kaum geringer als die, um ein Kind zum Manne zu erziehen. Einer mit gesunden Armen und Köpfe wird dann Rath für sich selbst schaffen, ein ihnarets Modell aber fordert einen Mäcen, der dafür Sinn und die Lust hat, große Mittel daran zu wenden, um den Erguß zu wagen. Ohne alle Zusicherung, daß ein solcher Mäcen sich finden dürfte, auf die Gefahr hin, daß es nicht die Anerkennung erwerbe, die dazu nöthig ist, hat Kiß sein Werk begonnen und es aufgeführt. Das allein ist etwas Großes, was anerkannt werden muß. Nun aber sind alle competenten Stimmen einig, daß die Ausführung der großen Idee vollkommen entspreche, daß ein solches selbstständiges, würdiges Kunstwerk, wie es kaum alle Jahrzehnte einmal gelingt, unserer künstlerischen Bildungsperiode und der Stadt zur Ehre gereiche; wer aber wollte es unternehmen, den Künstler dafür zu lohnen? Der Lohn besteht nicht in einer kleinen Summe für seine Arbeit, womit der beschiedene Mann für sich gern zufrieden wäre, sondern in der öffentlichen Adoption seines Werkes. Es muß in Erz gegossen, und an einer passenden Stelle, zur täglichen Anschauung für Alle, aufgestellt werden. Der Ort dafür ist längst gefunden, auf einer der Granitstufen an der Außentreppe des Museums. — Hier beginnt das Reich der frommen Mäuschen. Inzwischen ist wenigstens etwas geschehen. Der König hat dem Künstler das Modell, wie verlautet, für 5000 Thaler abgekauft. Damit ist er wenigstens für seine baaren Auslagen und seinen Zeitaufwand entschädigt, und er hat nicht nöthig, auf's Neue sich in Kosten zu stürzen, um die Umformung in Gyps, die bei der Beschaffenheit des Modells dringend nothwendig war, auf neue Gefahr zu besorgen. Allein mit dem Ankauf und dem Gypsguß ist die Verewigung in Erz noch nicht bewerkstelligt. Ein Bronzeabguß soll nicht mehr als 50,000 Thaler kosten. Alle Welt ist einig, daß dies sehr wenig für den Gewinn eines solchen Kunstwerkes für die Ewigkeit sey. Alle hohen Mäcenaten der Stadt stimmen dafür, aber mit den Stimmen ist das Geld noch nicht da, und die Ausführung noch nicht decretirt. Man redet davon, daß von Seiten der städtischen Behörden die Sache als Ehrensache aufgenommen werden und eine Subscription bei allen kunstliebenden Bewohnern umgehen soll; noch aber hoffen wir, daß höchster Seits dem Werke der Stempel aufgedrückt werde. — Es kam bei der Ausstellung des Modells eine andere Frage zur Sprache. Ein des liebtes Eintreegeld wurde von den Besuchern erbeten, für irgend eine milde Stiftung bestimmt. Warum nicht die Einnahme für den Künstler selbst, der so viel Kosten und Geld darauf verwandt, der auch während der Ausstellung von früh bis spät zugegen war und aus Sorgfalt für sein Werk Dienste leisten mußte, die man sonst bezahlt? Es kam eine reiche Summe in der kurzen Zeit der Ausstellung ein. Warum ist diese dem deutschen Künstler nicht gegönnt? — Weil es ehrenrührig sey, daß ein Künstler ein Werk für Geld zeige, antworteten das zartgesinnte Publikum. In Frankreich lebt jeder Künstler, der ein bedeutendes Werk geschaffen, und es dem Publikum ausstellt, durch die Ausstellung eine so bedeutende Summe, als vielleicht der Mäcen, der es kauft, nicht dafür zahlt. Des Künstlers Ehre ist es, daß seine Mitbürger durch ihre kleinen Beiträge seine große Arbeit lohnen. Verpflichtet wird er durch den Frank Entree, Niemanden. In England würde Niemand von Stand ein Bild sehen, das gratis gezeigt würde. Warum verdammt die deutschsprache Ansicht den Künstler, zu darben, während das Publikum genießt? Wenn die Ehrenhaftigkeit des deutschen Künstlers in nichts anderem läge, dann brauchten wir auf unsere Kunst nicht stolz zu sein.

Der Dichter A. von Meddhammer ist unter seinem wirklichen Namen weniger bekannt, hier in Berlin nur seinen Freunden und Schülern. Er verlebte die letzten Jahre seines Lebens als Lehrer der italienischen Sprache. Noch erinnere ich mich, daß ich Ihnen schon, als er starb, über ihn berichtet, ohne damals zu wissen, daß ein Mann, der als Bühnens dichter Glück gemacht, in so dürftigen Umständen verstorben war, daß für den Unterhalt seiner Familie, ohne Verpflichtung von seiner Seite, alle Mittel fehlten. Es ist in der Theatergeschichte vorgekommen, daß man für die Urenkel Corneilles, als man erfuhr, daß sie im Jammer darbten, Vorstellungen gab. Aber erstens geschah dies in Frankreich, beiläufig für die Nachkommenschaft eines Corneille und endlich für die Urenkel eines Dichters. In Deutschland, und schon für Gattin und Kinder eines Theaterdichters zu sorgen, wäre von den Theatern zu viel gefordert, die den ethischen Grund sah verfolgen, daß dem Dichter die Ehre das Höchste seyn soll, und ein zu reichlicher Ertrag seine Produktionslust erschlaffen könne. Weib und Kind kann mit von der Ehre gehren. Vergebens hatte sich daher Professor Gubitz, der sich der Verwaisten annimmt und in dem Verstorbenen einen treuen Mitarbeiter seiner Zeitschrift: „der Gesellschafter" ehrt, bei mehreren Direktionen verwandt, eine Vorstellung zu Gunsten der Hinterlassenen eines Dichters zu geben, dessen Stücke den Theatern volle Häuser gemacht.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google



Chor der Stift. Kirche — Palais Sr. K. H. des Prinzen Friedrich. — Altes Kanzlei Gebäude. Eck. Thurm des alten Schlosses

DER SCHILLERS PLAZ ZU STUTTGART.

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 114.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 13. Mai 1839.

Marmora,
Per quae spiritus et vita redit bonis
Post mortem ducibus. —
Horat.

Beim Festmahl am Schillersfest zu Stuttgart

gesprochen von Ernst Förster.

An Piazza Barberini zu Rom da steht ein Haus,
Da gehn unsterbliche Götter, unsterbliche Menschen heraus;
Ein anderer Prometheus schafft da mit seiner Hand,
Sein Name klingt vom Abend- bis in das Morgenland.

Da in des Morgens Frühe, beim ersten Sonnenstrahl,
Verließ der Unsterblichen Einer den hohen Göttersaal;
Aus Haltung und aus Mienen sprach tiefbewegter Sinn:
So schaut' er über die Zinnen der ewigen Roma hin.

„Verwehrt war mir's im Leben, so sprach er, dich zu sehn,
Nun ward es mir beschieden, im Tod hier zu erstehn.
Ich habe nicht vergeblich gepriesen diese Welt,
Dort an der Engelspforten den Bettler hoch gestellt.

Was Großes je ersonnen, im Bilde liegt's vor mir,
Der Schönheit Zauber waltet im Leben nicht wie hier.
Es schlägt das Herz mir höher, die Brust wird mir so weit,
Und doch, ich sagt's, ein Grabmal ist's der Vergangenheit.

Mich zieht in seine Kreise ein anderes Geschlecht,
Das wohl das Wort beherzigt: der Lebende hat Recht;
Und schenkt' ich Einer Seele nur reines Leben ein,
Selbst abgeschieden will ich nicht unter Todten seyn."

So sprach er, und ward seitdem in Rom nicht mehr gesehn;
Man sah ihn durch die Länder und über die Alpen gehn,
Und weiter, bis sein Sehnen die rechte Heimath fand,
Das ist im deutschen Reiche das edle Schwabenland.

O Schwabenland, von Allen gepriesen und geehrt,
Wie hältst du deines Dichters erhebende Worte werth!
Ein Denkmal, nicht ein Grabmal großer Vergangenheit,
Hast du das ehrne Standbild dem Leben selbst geweiht.

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

24sten Mai.

Wir saßen auf der Terrasse in Albano. Blühende Myrten und Oleander wölbten sich über uns zur Laube. Eintönig rauschten die Springbrunnen, die Sonne neigte sich dem Meere zu und vergoldete die Wipfel des Olivenhains auf dem Hügel, die Zinnen des zerfallenden Kastells der Savelli, die einsamen Warthen, die öde, meerbegrenzte Campagna. „Und das Alles sah ich glänzen in dem Aug' der schönsten Frau," der schönsten, weil es die Meinige war. Es war der Tag, an welchem Teresina mein Weib geworden. Zwei Wochen sind seit ihm

Digitized by Google

verflossen; in der Erinnerung erscheint er mir wie ein verschwommener Traum. Ich weiß nur noch, daß ich wunderbar bewegt war: die widerstreitendsten Empfindungen kreuzten sich sinnverwirrend, Hoffnungsfreudigkeit und Bangen, Entzücken und Grauen, Lebenslust und Todesschauer.

In einer mir sonst fremden Stimmung — ich weiß selber keinen Namen dafür — betrat ich die Kirche Santa Maria in Trastevere. Das Bewußtsein, den ernstesten, entscheidendsten Schritt meines Lebens zu thun, mit ihm alle Bande, welche mich an meine Heimath, an meine Lieben knüpften, auf immer zu zerreißen, bestimmte meine Brust. Ich sah dann wieder auf meine Braut, sie war so schön, sie strahlte vor Freude, vor Glück — hielt ich denn nicht die Hand, an welcher ich in ein neues, schöneres Leben eingehen sollte? Ich wollte mich ganz den schmeichelnden Träumen der beglückten Zukunft hingeben; die Erinnerung an das Vergangene, Verlorene zog immer wieder wie ein Nebel über den sonnigen Himmel hin. — In der Seitenkapelle zur Rechten des Hochaltars stand eine Bahre. Das Todtenamt für den Verstorbenen war kurz vorher abgehalten worden. Die Leiche lag nach italienischer Sitte offen im Sarge; es war die eines schönen Jünglings. Die Züge waren unentstellt; die wachsbleichen Hände hielten das Kruzifix; das Gewand war mit Asche bestreut. Unser Gefolge warf scheue Seitenblicke auf die Bahre; ein Jeder fühlte sich von der unheimlichen Nähe des Todes erschüttert; Tante Brigida murmelte unverständliche Worte vor sich hin. Ich betrat die Stufen des Altars; der Priester begann die heilige Handlung. Gewaltsam riß ich meine Blicke von dem Katafalk los; sie fielen auf die Votivtafeln, mit denen die Pfeiler behängt sind, auf die rohen Bilder, wo die Mutter Gottes hülfreich zu Siechen und von Räubern Bedrängten aus den Wolken herniedersteigt. Unter den frommen Schildereien hing ein verrostetes Stilet. Es bedurfte eines Winks von Teresina, um mich aus meiner Zerstreuung zu wecken, um mich zu erinnern, das Knie zu beugen.

Der Wagen trug uns aus der Kirche nach Albano. Unter dem seligblauen Himmel löste sich die peinigende Beklemmung; ich fühlte ganz das Glück, das schöne, geliebte Weib mein zu nennen. Unser Kreis war klein; außer einigen Freundinnen Teresinas hatte ich nur unsere Landsleute, Vollmar und Streit, welche kürzlich aus Neapel wiedergekehrt sind, eingeladen. Es war ein schönes Fest. Die Nacht war bereits eingebrochen, als wir uns zur Heimkehr anschickten. Streit war mit der Tante und den jungen Mädchen vorausgefahren; Vollmar folgte zu Pferde. Ich blieb mit Teresina im letzten Wagen allein und hielt das blühende, glühende Weib in meinen Armen. So fuhren wir über die alte Gräberstraße durch die stille Sternennacht. Plötzlich hörten wir den Zuruf: „Fahrt nicht zu! Im Wege liegt ein Mensch — ein Erschlagener!" — Ich stürzte entsetzt aus dem Wagen nach der bezeichneten Stelle — der Unglückliche war Vollmar! Das Pferd war scheu geworden und hatte sich mit ihm im Steigen überschlagen. Das Gesicht war vom Blut der Kopfwunde überströmt; er athmete nur schwach. Vorübergehende hatten den Ohnmächtigen seiner Uhr und Börse beraubt. Das Roß war in der Nacht verschwunden. Mit Hülfe des Fuhrmanns hob ich ihn in den Wagen; er fiel aus einer Ohnmacht in die andere; ich befürchtete, ihn in meinen Armen verscheiden zu sehen. Teresina schluzte laut. Sie zog aus dem Unfall des Freundes eine traurige Vorbedeutung für das Glück unserer Ehe: die Bahre am Traualtar sey das erste böse Omen gewesen. Machtlos bekämpfte ich den Wahn; konnte ich mich doch selber eines geheimen Grauens vor der blutigen Brautnacht nicht erwehren. Erst mit Anbruch des Tages erreichten wir Rom.

Die unseligen Wirren, welche die ersten Tage verdüsterten, beginnen sich glücklich zu lösen: Vollmar ist außer Gefahr, und ich darf anfangen, mich des ungetrübten Glücks der Honigwochen zu erfreuen. Vor Teresinas spiegelhellem Sinn hatte sich jener trübe Hauch längst verzogen. Die Südländerin gleicht ihrem blauen Himmel, an dem sich die Wolken rasch thürmen, um noch rascher zu zerstäuben. Ueber mein Leben schwebt selige Sabbathstille; was will, was begehre ich denn mehr?

(Fortsetzung folgt.)

Die französischen Assisen.

(Fortsetzung.)

Ehemals wohnte man den Criminalprozessen allerdings nicht zum Vergnügen bei, und zwar aus dem guten Grunde, weil die Justiz den Schlüssel abgezogen hatte und Niemand erlaubte, in's Allerheiligste vorzudringen; allein die öffentliche Meinung lauschte an Thür und Fenstern, schnappte gierig nach allen Gerüchten, welche ihr zu Ohren kommen, und nahm die schlechte Gewohnheit an, die Urtheilssprüche in die Wagschale zu legen und ihrerseits diejenigen abzuurteln, welche zu Gericht gesessen. In allen Zeiten der französischen Geschichte finden wir beim Volke und bei allen Ständen die vorherrschende Neigung, in den gerichtlichen Streitigkeiten Partei zu ergreifen, und zwar mit solcher Leidenschaft, daß Erbitterung und Haß daraus erwuchsen, welche traurige Folge in andern Ländern die politischen Zerwürfnisse allein hervorbringen. Im siebzehnten Jahrhundert haben wir ein schlagendes Beispiel an dem

Digitized by Google

verschwenderischen, prachtliebenden Intendanten Fouquet, dessen Hauptverbrechen darin bestand, daß er in seinem Uebermuth vergaß, man dürfe einem großen Könige Alles nehmen, nur nicht die Geliebte seines Herzens. Wenige Begebenheiten jenes geräuschvollen, prunkenden Jahrhunderts haben so viel Lärm und Aufsehen gemacht, als dieser Fouquetsche Prozeß. Jedermann nimmt Theil daran, auf allen Straßen, in allen Salons wird davon gesprochen: es ist eine Haupt- und Staatsaktion in der Stadt und bei Hofe, und Fouquet auf der Armensünderbank sizt nichtsdestoweniger in der ersten Rangloge des Theaters, wo die absolute Monarchie Ludwigs XIV. in ihrem vollsten Glanze aufzog.

Es gewährt ein merkwürdiges Interesse, in den Werken der Frau von Sévigné die nachlässig hingeworfene Beschreibung dieses berühmten Prozesses zu lesen; man zählt in ihren Briefen so zu sagen die Pulsschläge der damaligen öffentlichen Meinung in Frankreich von Sekunde zu Sekunde. „Heute, Montag 17. November 1664," schreibt die geistreiche Schriftstellerin an Herrn von Pomponne, „ist Fouquet zum zweiten Male auf der Verbrecherbank erschienen: er hat sans façon darauf Platz genommen, wie das erste Mal; der Herr Kanzler hat wieder damit angefangen, von ihm zu verlangen, daß er die Hand in die Höhe heben solle; Fouquet hat darauf erwidert, daß er bereits die Gründe angegeben, warum er nicht schwören könne. Der Herr Kanzler hat dagegen ein Langes und Breites vorgebracht, um die gesetzmäßige Macht der Kammer darzuthun, daß der König sie eingesezt und daß die Commission die Sanktion der souveränen Staatsgewalt erhalten hätte. Herr Fouquet hat entgegnet, daß man oft Dinge von Autoritäts wegen abmache, die man bisweilen für ungerecht erkläre, wenn man reiflich darüber nachgedacht hätte. Der Herr Kanzler ist darauf eingefallen: „Wie? Sie behaupten also, daß der König seine Gewalt mißbraucht?" Herr Fouquet hat geantwortet: „Sie, mein Herr, sprechen diese Behauptung aus, nicht ich: es ist keineswegs meine Ansicht, und ich wundere mich sehr, daß Sie mich in meiner gegenwärtigen Lage mit dem Könige verfeinden wollen." Auf diese Weise berichtet Frau von Sévigné Tag für Tag, Stunde für Stunde die unbedeutendsten, kleinsten Umstände dieses Prozesses, welcher von königlichen Commissären unter dem Vorsitz eines Kanzlers von Frankreich verhandelt wurde. „Heute ist unser theurer Freund abermals in's Verhör genommen worden. Der Abbé Effiat hat ihn im Vorbeigehen gegrüßt; er hat ihm seinen Gruß mit den Worten erwidert: „Ihr ergebenster Diener, mein Herr!" und dabei jene feste, lächelnde Miene gezeigt, welche wir ja kennen. Der Abbé Effiat ist davon so gerührt geworden, daß er alle Besinnung verloren." Und einige Seiten weiter fügt die Briefstellerin hinzu: „man rühmt in Paris ungemein seine bewunderungswürdige Geistesgegenwart und Charakterfestigkeit." Samstag, am 19ten December 1664, schreibt sie endlich an Herrn von Pomponne: „Gott sey gelobt und gedankt, bester Herr: unser armer Freund ist gerettet; er ist mit dreizehn Jahren durchgekommen, nach der Aussage des Herrn von Ormesson, mit neun nach der Aussage des von Sainte-Hélène; ich freue mich so sehr, daß ich ganz außer mir bin."

Zwei Tage darauf reiste Fouquet in Begleitung des Herrn von Artagnan nach Pignerol ab, wo er sein Leben beschließen sollte, und damit diesem famösen Prozesse ja nichts abgehe, trat Laharpe mit der Versicherung hervor, die Memoiren Fouquets von Pelisson seyen das schönste Denkmal der Gerichtsberedsamkeit im lezten Jahrhundert, und Voltaire, der doch mit seinen Lobsprüchen gewöhnlich nicht allzu verschwenderisch war, verglich diese Memoiren ohne Weiteres mit den Reden Ciceros; in den Augen von Laharpe und Voltaire hatte der Literat Pelisson besonders das große Verdienst, den schriftstellerischen Versuchen mit vielem Glück und Talent eine neue Bahn gebrochen zu haben.

Das leichtsinnige und zu gleicher Zeit doch so ernste achtzehnte Jahrhundert in Frankreich, welches sich für Alles, für die Encyklopädie und die komische Oper interessirte, widmete einen beträchtlichen Theil seiner Aufmerksamkeit und Vorliebe den Kriminalprozessen. Wir verstehen darunter nicht bloß die religiosen Prozesse und Streitereien, welche im Grunde genommen die einzigen politischen Ereignisse jener Zeit ausmachten, wie z. B. die Prozesse des Ritters de la Barre, des Calas, Sirven u. s. w., wo sich zwei Meinungen und Gesellschaftsfaktionen gegenüberstanden; sondern wir meinen besonders die rein gerichtlichen Prozesse, welche keinen andern Nutzen stifteten, als daß sie im Publikum immer wieder die Disputirwuth anfachten, wie z. B. der berüchtigte Morangiès'sche Prozeß, welcher ein unaufgelöstes Räthsel geblieben ist und worin Voltaire gleichfalls eine Rolle spielt; und viel früher der Prozeß des Grafen Horn, wobei man fast königliches, mit vielen Fürstenhäusern Europas verwandtes Blut fließen sah; ferner in den lezten Regierungsjahren Ludwigs XV. jene skandalösen Prozesse, welche das schmachvolle Alter des Marschals von Richelieu entehrten, und jener blutige Prozeß, als dessen Opfer Lally fallen sollte; zulezt gehört noch hieher der beispiellose Prozeß, welcher den Namen der Königin von Frankreich mit den schmuzigsten, unsaubersten Debatten in Berührung bringen und eines der höchsten Häupter des französischen Adels, einen katholischen Kirchenfürsten, mit einer öffentlichen Dirne und einer Beutelschneiderin auf derselben Verbrecherbank zur Schau stellen sollte.

(Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Schluß.)

Conzert. Seydelmann als Vorleser für Lessings Denkmal. Publikum und Schauspieler.

Von den hiesigen Direktionen erhielt Meddhammer nur die bereitwillige Zusage, daß ihre Mitglieder bei einer außertheatralischen Vorstellung, wenn er dieselbe arrangiren wolle, mitwirken sollten. Diese kam denn auch, nach vielfachen Bemühungen, zu Stande, ein Deelamatorium und Conzert, welches, durch lauter neue Pieeen sowohl, als insbesondere deßhalb ein großes und glänzendes Publikum anzog, weil die Mitglieder beider Bühnen, die als Rivale unter sich gelten, hier in freundlichem Vereine zusammen für das gute Werk thätig waren. Aber wie ansehnlich auch die Einnahme war, es ist nur ein fruchtbares Jahr für ein Leben. Und wäre es noch mehr gewesen, es bliebe immer ein Almosen, wo alle unsere Nachbarn den Dichtern und ihren Familien Rechte gewähren. Ob diese je in Deutschland anerkannt werden? — Das Conzert gefiel so, daß es auf vielfache Anforderungen wiederholt werden mußte, und zwar zum Besten des Vereins für hülfsbedürftige vaterländische Krieger aus den Befreiungskriegen. Auch diese Vorstellung entsprach ihrem Zwecke, und die Beiträge flossen reichlich, da man erfuhr, daß die Mittel dieses Vereins erschöpft seyen. Aber diese Krieger haben zum Theil schon ihr 25jähriges Erinnerungsfest gefeiert; die Zahl der Hülfsbedürftigen muß auf natürlichem Wege sich sehr vermindert haben, alle erledigten Posten werden bei gleichen Qualificationen vorzugsweise an Gediente ertheilt, und man fragt sich, ob dieser milde Zweck nicht jezt allein dem Staate als Ehrenlast anheimfalle?

Für Lessings Denkmal wird durch Deutschland gesammelt. Es wird als schlagendes Argument für die Nothwendigkeit angegeben, daß schon zu Zeiten des Schauspielers Großmann (des Vaters der berühmten Bethman, und Verfassers des seiner Zeit berühmten Stückes „Nicht mehr als sechs Schüsseln") kaum Jemand in Braunschweig das Grab des unsterblichen Mannes zu zeigen gewußt. Großmann, empört darüber, schrieb an alle Theaterdirektionen Deutschlands, und forderte sie auf, zum Besten eines Denkmals Vorstellungen zu veranlassen, und von allen erhielt er abschlägliche Antworten. Wenn Seydelmann, der es hier über sich genommen, für denselben Zweck zu wirken, dasselbe Experiment versuchte, würde er die Resultate wie vor fünfzig Jahren erleben. Er hat es vorgezogen, zum Besten der Sache eine öffentliche Vorlesung des Nathan zu veranstalten, die, im Saale der Singakademie, ein wenigstens nicht unerfreuliches Resultat abgeworfen hat. In Berlin ist ein großes, traditionelles Publikum, welches, auch abgesehen von Lessings deutschen Verdiensten, seine damalige Oppositionsstellung gegen die Orthodoxie und Kirche immer dankbar würdigen wird. Die Partien, welche Seydelmann als Schauspieler zusagten, las er mit einer großen, hinreißenden Meisterschaft, andere ließ er fallen. Es wird keinen Vorleser geben, der alle Theile eines großen Drama mit gleicher Trefflichkeit und zur Befriedigung aller Zuhörer vorträge; doch glaube ich, daß überhaupt die Kunst des Vorlesers nicht mit der Meisterschaft in der mimischen Darstellung Hand in Hand geht. Der beste Advokat ist selten der beste Richter. Der Schauspieler muß, seinem Berufe nach, sich in Rollen vertiefen, und für sie mehr oder weniger einseitig begeistert seyn; die Begeisterung des Vorlesers, wie wir ihn uns denken, und unter den bekannten L. Tieck voransteht, schwebt über dem Kunstwerk; das ganze Drama, in allen seinen Theilen, ist ihm gleich wichtig, und er hebt nicht die Stellen, die wirken sollen, sondern die hervor, welche die Licht- und Wendepunkte zum Verständniß des Ganzen sind. Uebrigens ist zu bewundern, wie Seydelmann die kleinen Störungen seines Organs, die er auf den Brettern durch sein Spiel vergessen macht, auch in der Vorlesung, wo alle künstlichen Mittel ihm abgingen, überwand.

Die Berliner sind von viel treuerer Gesinnung als man auswärts meint. Besonders lieben sie ihre alten Schauspieler; und wenn auch einer mittelmäßig war, durch die Länge der Zeit, und wenn er nur treu aushielt und Gemüth zeigte, konnte er sich zu einem guten Schauspieler verjähren. An seinen Schauspielern, als es noch eine Nationalsache war, nahm der Berliner so gern gemüthlichen Antheil; man warf gern Blicke in ihre Familienverhältnisse, freute sich, wie der so rechtschaffen ankam und so gut seine Kinder erzog, und jener sich besserte, wenn er vielleicht einen ausgelassenen Wandel geführt. Es waren alle gute Bekannte, von diesseits und jenseits der Lampen, man kannte seine Schwächen und lebte und ließ leben. Ich rede freilich von einer alten Zeit, die vorüber ist, aber die neue hat, was das Theater anlangt, noch keinen bestimmten Charakter angenommen. Noch ein Residuum aus jener existirt noch immer, und trotz der Kritik, die sich auch schon überlebt hat, hört man noch immer das gemüthliche „unser Beschert" „unser Devrient" u. s. w. Darauf fußend, haben neulich zwei von „Unsern" sich selbst ein Fest gegeben. Die Ehrenmänner und noch kräftigen Veteranen Blume und Wauer, als Don Juan und Leporello seit einer langen Reihe von Jahren unzertrennlich, nahmen von ihren Rollen, denen sie entwachsen waren, feierlich von dem Publikum Abschied. Ihr Ruhm in diesen Rollen war kein durch Verjährung ersessener; im Gegentheil ist man noch jezt einig, daß sich schwer Darsteller finden werden, um sie zu ersetzen. Weßhalb aber das Publikum das mitfeiert, daß sie von diesen Rollen abtreten, und weßhalb es dabei für den Sitzplatz zwei Thaler statt einen Thaler zahlen sollte, würde sich ohne das Vorangeschickte nicht leicht erklären lassen. Aber die Herren hatten vollkommen richtig ihr Publikum gewürdigt, es kam, trotz der zwei Thaler, um „seinen" Blume und „seinen" Wauer zum lezten Male in der Rolle zu sehen, und Wauer und Blume setzen ihr großes Vertrauen auf die Anhänglichkeit des Publikums durch ein außerordentliches Benefiz belohnt. Wenn man nach der Ertragsumme schließt, haben die beiden Schauspieler jedenfalls weit besser ihr Publikum geschätzt, als Gubitz, Seydelmann und Rellstab, welche für die Hinterlassenen eines Theaterdichters, für invalide Krieger, und Erinnerungstafeln an Lessing und Ludwig Berger dasselbe requirirten.

Einen interessantern Fremdenbesuch als den des Erzbischofs Dunin aus Posen dürfte Berlin in diesem Jahre kaum erhalten. Was will er? Was soll er? Was wird daraus werden? Endlose Fragen und endloser Stoff für die Conversation. Er wankt, er gibt nach, er steht grabaufrecht, er zeigt die Stirn, heute wird dies versichert, morgen jenes — doch das gehört in die Politik, zur Conversation etwa, daß er polnisch, mit vier Pferden breit vorgespannt, fährt, ein sehr leutseliger alter Mann seyn und sehr schlichte Umgebungen haben soll. Wenn Einige meinten, daß Tholuck aus Halle gekommen sey um ihn zu bekehren, so beruht dies auf einem Irrthum; er hielt seine Predigt zum Besten des Vereins zur Beförderung des Christenthums unter den Juden. Von angezeichneten Fremden wird noch der Virtuose Dreischock und einige Andere erwartet. Miß Clara Novello ist schon wieder da.

Beilage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 115.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 14. Mai 1839.

Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet:
Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang.

Schiller.

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

24sten November.

Heute, als am Jahrestag meiner Ankunft in Rom, erhielt ich die Anzeige von deiner Vermählung. Du Glücklicher, mögest du es doch bleiben! — und du wirst es! Wohl erinnere ich mich noch deiner Gattin: es war ein liebes, holdseliges Mädchen, ein echt deutsches. Ihr Bild schwebt mir lebhaft vor; ich sehe noch die frommen, unschuldigen Züge deiner Emma, ihre klare, klangreiche Stimme tönt noch in meinem Ohr. Ich erinnere mich, wie sich ihr Antlitz verklärte, so oft sie irgend ein sinnig Wort vernahm, oder den schönen Ausspruch eines unserer Dichter, wie das milde blaue Auge so rührend aufblickte, so oft ihr weiches Herz bewegt ward. Ach, es ist etwas Herrliches um ein reines weibliches deutsches Gemüth! Ein solches gefesselt zu haben, sich von einem solchen verstanden zu wissen, für jedes Wort, jeden Gedanken den verschönten Widerhall im geliebten Munde zu finden, das Leben durch die stille, vorsorgliche Wirksamkeit eines freundlichen Engels verschönt zu sehen — das ist wohl ein hohes, süßes Glück! Du hast es errungen, Otto. Heil dir, Heil dir!

Der Winter ist eingebrochen; schon seit Wochen strömt der Regen; ich vermisse recht oft und schmerzlich die heimliche Wohnlichkeit und Behaglichkeit unseres Nordens. Ekreit suchte mich neulich in meiner Einsamkeit auf. Er fand mich blaß und kränklich aussehend. Er betrachtete mich oft wie verstohlen von der Seite, es lag in seinen Blicken etwas Fremdes, Scheues; manchmal kam mir's vor, als bemitleide er mich, und das that mir sehr weh. Er reist in einigen Tagen nach Florenz, wohin der längst genesene Vollmar ihm voraus gegangen ist; dann stehe ich wieder ganz allein. Ach, und ich sehne mich so unsäglich nach dir, nach irgend einem treuen, redlichen Herzen, an das ich mich so recht klammern könnte.

Mir ist oft recht trub zu Muthe. Ich bin ganz anders geworden, menschenscheu, empfindlich. Teresina nennt's Melancholie. Sie will, daß ich mich zerstreuen soll, daß ich sie in's Theater, in Gesellschaften, in die große Welt führe. Sie kann sich in den häuslichen, schweigsamen, brütenden Deutschen nicht finden. Manchmal ist mir's, als verständen wir uns nicht.

Der Abbate ist seit Monaten wieder in Rom. Er schien die veränderte Stellung Teresinas, seit sie meine Gattin ward, nicht beachten zu wollen, und machte seine alten Ansprüche als Leiter und Ordner der häuslichen Angelegenheiten mit jenem, den priesterlichen Gewissensräthen eigenen, schneidenden, gebieterischen Wesen geltend.

Digitized by Google

Er fand in mir den entſchiedenſten Widerſacher. Es kam zum offenen Bruch. Die Frauen nahmen laut ſeine Partie. Die längſt genährte Bitterkeit quoll über. Er verließ das Haus mit einem vergiftenden Blick auf mich. Der Menſch hat mir bitterböſe Stunden gemacht, und noch ſind ſie nicht verſchwunden; ihre Rückwirkung auf meine Arbeit iſt nur allzufühlbar. Ich komme um keinen Schritt vorwärts; die Bilder ſtauben auf der Staffelei ein, meine Kraft iſt gebrochen!

Es iſt Nacht. Die Pifferari blaſen ihre ſchwermüthige Litanei unter dem Muttergottesbilde; der Wind ſauſt durch die kahlen Zweige, ich will hinaus in's Freie. Draußen im Sturm ſoll mir wohler werden, denk' ich.

Streit an Vollmar.

25ſten November.

Ich habe dir Trauriges zu berichten, das düſtere Verhängniß, welches unſern Eberhard ereilte. Mein Auge war Zeuge der unſeligen Kataſtrophe.

Was wir längſt ahnten, iſt leider nur zu wahr geworden. Das Ehebündniß unſeres Freundes war ein übereilt geſchloſſenes, welches ihn früh oder ſpät in's Verderben ſtürzen mußte. Ein Blick in die innern Verhältniſſe genügte, um das Elend zu durchſchauen. Teresina iſt ein gewöhnliches Weib, Italienerin im vollen Wortsſinn, ohne Tiefe des Gemüths, ohne geiſtige Bildung. Unſer armer, durch die ſchillernde Außenſeite geblendeter Freund glaubte in dem ſüdlichen, raſch auflodernden Feuer Genialität, in dem raſchen Entgegenkommen innige Zuneigung zu ſehen; er ließ ſich nicht träumen, daß es dem italieniſchen Mädchen nur um den Gatten, nicht um deſſen Perſönlichkeit zu thun ſey. Die Tante iſt eine rohe, gemeine Natur. Beide Frauen ſtanden ſeit längerer Zeit zu einem angeblichen Onkel, einem Geiſtlichen, in abhängigen Verhältniſſen. Die Welt legte dieſer Verbindung die gehäſſigſte Deutung unter. — Du erinnerſt dich der freiwilligen Iſolirung Eberhards, wie ängſtlich er bemüht war, ſeine Landsleute und Freunde zu meiden, wie er Jeden, der ihn hätte warnen können, floh. Wir kamen zu ſpät, um den verhängnißvollen Schritt zu hindern. Du kannteſt Eberhard, ſein zartfühlendes, jeder Gemeinheit widerſtrebendes Gemüth, ſeine ſtrenge Rechtlichkeit, die ihm nicht erlaubte, Erſatz für das Verlorene im frivolen Welttreiben zu ſuchen, ſeinen Stolz, der ihm wehrte, das ihm gewordene Loos zu beklagen, irgendwen zum Vertrauten ſeines Kummers zu machen. Er muß unſäglich gelitten haben. Einer unſerer Schriftſteller ſagt einmal: „Der Deutſche darf nur die Deutſche zur Gattin wählen; der Fremden gegenüber wird er zum Tyrannen oder zum Sklaven.“ Nirgends iſt mir die Wahrheit des Ausſpruchs augenſcheinlicher geworden als bei den deutſchen Künſtlerehen, als bei der unſeres Eberhard.

(Schluß folgt.)

Die franzöſiſchen Aſſiſen.

(Fortſetzung.)

Das Publikum las, hörte und erforſchte Alles, als ob es das oberſte Gericht geweſen wäre, welches alle jene feierlichen Verhandlungen in lezter Inſtanz zu entſcheiden gehabt hätte. Wie viele Worte, welche heute beinahe trivial klingen, übten damals eine magiſche Gewalt über die Geiſter und Gemüther, wie viele Ideen, deren ſcharfes Gepräge das fortwährende Reiben beim Umſatz abgeſchleift und abgenutzt hat, waren damals noch blank und friſch, da ſie ja eben erſt aus der Gedankenmünze gekommen! Selbſt in dem ſtrengen gerichtlichen Vortrag finden wir das ſeltſame Gemengſel von ernſthaften und frivolen Ideen, und den ganzen ſonderbaren Doppelcharakter des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich. Es that allerdings Noth, einer in Fäulniß übergehenden Geſellſchaft ohne Unterlaß die Bilder eines ruhigen, jugendlichen, glücklichen und reinen Lebens vorzuführen. Mit einem Wort, es war damals die Zeit, wo die Natur und Empfindſamkeit geſiegt hatten und das Reich der ländlichen Tugend und Unſchuld auf Erden eingebürgert werden ſollte, und Target das Roſenmädchen von Salency in die franzöſiſche Akademie einführte. Man leſe einmal das Plaidoyer Targets in dem wichtigen Prozeſſe, deſſen Streitpunkt war, ob der Gutsherr allein das Recht habe, dem Roſenmädchen die Krone aufzuſetzen. „Es gibt einen Ort auf Erden, wo der einfachen, anſpruchsloſen Tugend noch einige öffentliche Ehrenbezeugungen zu Theil werden: dieſer Ort iſt fern von der verfeinerten Bildung und dem Luxus der Städte; (zu jener Zeit war es nicht wohl anders möglich, und die Tugend hätte keine Kreisſtadt bewohnen können) es iſt ein friedliches Dorf in der Picardie. Dort hat ſich, trotz aller Revolutionen im Laufe von zwölf Jahrhunderten, eine rührende Feierlichkeit erhalten, welche Thränen auf die Wimpern lockt; ein erhabenes Feſt, hinſichtlich ſeines ehrwürdig hohen Alters und ſeiner heilſamen Wirkung. Die lautere Pracht der Blumen, womit jedes Jahr die Unſchuld bekränzt wird, iſt dort zugleich der Lohn, die Aufmunterung und das Sinnbild der Tugend. Auch dort brennt der Ehrgeiz in den jugendlichen Herzen; aber es iſt ein milder, erquickender Ehrgeiz (und doch brennt er?): der Kampfpreis iſt ein Roſenkranz. Die

Digitized by Google

Anstalten zu einer öffentlichen Sitzung, der Festpomp, die Menschenmenge, welche dadurch herbeigezogen wird, die Blicke aller Anwesenden, auf die verschämte Jungfrau gerichtet, welche über die ihr angethane Ehre erröthet, die Einfachheit des Preises, die zarte Freundschaft der Mitbewerberinnen, welche, stolz auf den Triumph ihrer Königin, in der Tiefe ihres schuldlosen Herzens die schüchterne Hoffnung bergen, ihrerseits auf den Thron zu gelangen: alle diese Züge zusammen ertheilen diesem einzigen Schauspiel den Charakter des Ehrfurchtgebietenden und Anmuthigen zugleich, welcher alle Pulse beschleunigt und alle Augen mit aufrichtigen Freudethränen erfüllt."

In diesem Tone geht's noch lange fort, und man weiß wahrlich nicht, was man von jenem bukolisch-schwülstigen und prätenziös-sentimentalen Styl halten soll, welcher von einem der ersten Advokaten seiner Zeit der ersten gelehrten Gesellschaft des Königsreichs vorgetragen wurde, und zwar mit großem Ernst, und noch unbegreiflicherer Weise, mit großem Glück. Wenn man jene unverdaulichen Zeilen liest, kann man fast nicht glauben, daß sie von einem Schriftsteller und berühmten Rechtsgelehrten herrühren, der in einem Lande und in einem Jahrhundert lebte, wo Montesquieu und J. J. Rousseau schrieben. Ich will keineswegs gesagt haben, daß man die Rosenmädchen als eine lächerliche und alberne Institution verwerfen müsse; davor soll mich Gott bewahren! Indeß bege ich starken Zweifel, daß sie je einen Advokaten wie Target wiederfinden. Jedes Jahrhundert erfüllt seine Bestimmung, und dieselbe Generation in Frankreich, welche die Periode des Unglaubens und des Scepticismus eröffnen und das Werk von 1789 beginnen sollte, hatte nichtsdestoweniger ihren Aberglauben und ihre Schwachheiten, wie alle vorausgehenden Geschlechter. Der Hauptcharakter der damaligen Zeit ist eine unruhige, unersättliche Neugierde, eine unstete Langeweile, welche sie von Ort zu Ort und von Genuß zu Genuß jagt. Der brennende Durst, Alles zu sehen und zu wissen, muß damals in Frankreich eben so stark gewesen seyn, als heutzutage, wenn es wahr ist, daß man an allen Fenstern des Greveplatzes die „vornehmsten und auf's Eleganteste gekleideten Damen" sah, welche mit gespannter Erwartung den ersten Glockenschlag der Stunde herbeiwünschten, wo der Kopf Lallys fallen sollte. Die Berichterstatter von Hinrichtungen ermangeln nie, den Schauplatz mit einem Kranz schöner Frauen zu schmücken.

Diesen Hang haben die Franzosen selbst im Druck der ersten Revolution nicht verleugnen können, und er äußert sich bei dem gebildetsten Mann der Nation, wie bei dem Kleinsten und Aermsten. Wenn diese Gluth während der Revolutionsstürme sich etwas gelegt und abgekühlt zu haben scheint, so kam es daher, weil im Parterre keine Zuschauer waren, welche der Ver- und Entwicklung des blutigen Dramas beiwohnten, worin Jedermann, Opferpriester und Schlachtopfer, eine Rolle übernommen hatte. Die einzige Epoche, wo der Justizpalast von dem Pariser Publikum verlassen wurde und leer und öde dastand, war das Kaiserreich, wo Napoleon die hundert Posaunen der „Renommée" für seinen eigenen Ruhm und für den Ruhm seiner Soldaten in Beschlag genommen hatte; die gerichtlichen Neuigkeiten waren zu seiner Zeit keine politischen Begebenheiten mehr und wurden nur noch von Wenigen besprochen. Die Restauration gab ihnen ihre ehemalige Bedeutung und Wichtigkeit zurück und benuzte sie bisweilen sogar, um die Aufmerksamkeit der unzufriedenen Gemüther von ernsthafteren Gegenständen abzulenken. Wir erinnern an den famösen Fualdes'schen Prozeß, welcher in einer kleinen Stadt Südfrankreichs um 1817 verhandelt wurde und die hitzigen politischen Leidenschaften auf eine Zeitlang zum Schweigen brachte. Die Bonapartisten und Royalisten vergaßen ihre Fehden, und kaum dachte man noch an die Occupationsarmee der Verbündeten und an die Kammerdebatten; die Mysterien des Bancal'schen Hauses und die Verschwiegenheit der Madame Manson absorbirten beinahe die ganze öffentliche Aufmerksamkeit jenes Jahres, welches für Frankreich in so mancher Hinsicht die entscheidendsten Folgen hatte.

Das Neuigkeitsfieber scheint demnach eine von den unheilbaren Krankheiten des französischen Nationalcharakters zu seyn; in Paris grassirt es ruckweise und tritt nicht bloß bei den Assisenverhandlungen hervor, sondern springt von einem Gegenstande zum andern über. Außer den Assisen hat man in Paris die Oper, die Börse, die Deputirtenkammer, kurz das ganze unermeßliche Hin- und Herwogen des intellektuellen und materiellen Lebens. Die öffentliche Aufmerksamkeit, welche von allen Seiten gereizt und angelockt wird, läßt sich nicht anders festhalten, als wenn man in allen Zeitungen ein außerordentliches Schauspiel ankündigt und genau den Tag und die Stunde anberaumt, wo es angehen soll. Wofern man ihr keine Gewalt anthut, so entschlüpft sie, und mit Verwunderung sieht man, daß sie sich plötzlich dem Polichinell, dem Orangoutang oder der Riesenschildkröte zuwendet. Wie viele Dramen werden am hiesigen Assisenhofe vor leeren Bänken aufgeführt, wozu man anderswo schaarenweis herbeigeströmt wäre! Als Beweis hiefür gilt der Kriminalprozeß des Invaliden David, welcher vor zwei Jahren wegen des Mordes seiner Schwägerin zum Tode verurtheilt wurde, und welcher den Henker auf dem Schaffote ganz militärisch begrüßte, wie er ehemals Napoleon oder seinen Obristen bei der Parade begrüßt. Selbst Lacenaire, der große Raub- und Mordpriester, predigte Anfangs nur vor einem kleinen Zuhörerkreise und hatte die erste Zeit

Digitized by Google

kein größeres Auditorium als ein Professor der orientalischen Sprachen. Das Pariser Publikum hat ihn allerdings seither für diese Gleichgültigkeit gerächt, und die großen Männer seines Schlages sind fortan gegen diese Inconvenienzen sicher gestellt, denn das Assisenpublikum hat sich bedeutend vermehrt und scheint nunmehr förmlich konstituirt.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 9ten Mai.

Feier der Enthüllung der Schillersstatue.

So lange unsere Stadt steht, hat sie ganz gewiß keinen schöneren und bedeutsameren Tag gesehen als den gestrigen. Stuttgart dürfte gewesen seyn, was es nie war, reichsunmittelbar, es dürfte durch Jahrhunderte ein eigenthümliches Bürgerleben entwickelt und der großen, lebendigen Akte in Spaß und Ernst unzählige erlebt haben, Reichstage und Concilien möchten sich aus diesen Mauern datiren: die Stadt könnte dann wohl Feste erlebt haben, reicher an bunter Pracht und heraldischem Pomp, aber wohl schwerlich eines, das so gleichmäßig alle Stände, Geschlechter und Lebensalter ergriff und begeisterte. Wohl treibt die tausendköpfige Bestia, Publikum genannt, an verschiedenen Stellen ihres ungeschlachten Rumpfes Köpfe, welche sich an den einem solchen Menschen dargebrachten Huldigungen in verschiedenem Sinne ärgerten; aber die klare Flamme des Enthusiasmus, rein von jedem Gedanken der Selbstsucht, von jedem unlautern Triebe, loderte zu stark und hoch, als daß sie der Folie jener Schatten bedurft hätte, und sie wurden vollkommen vergessen oder verziehen. Es ist wahr, wie die Welt und auch die deutsche Welt einmal ist, vermag keine Haupt- und Staatsaktion, welchen Namen sie auch habe, vermag kein Fest der Kirche so viele Tausende auf Einen Punkt zu treiben und eine nach äußerer und innerer Bedeutung so großartige Feier darzustellen. Mag dies beklagen wer da will: es ist eine Thatsache, es ist unabänderlich und eine Phase der Weltgeschichte, wie jede andere Zeit mit dem eigenen Charakter ihrer Feste.

Wir haben bereits in Nr. 111 den allgemeinen Gang der Hauptfeier beschrieben und halten hier nur eine flüchtige Nachlese. Auf dem weiten Strich, den die Prozession der Gesangvereine zu durchziehen hatte, waren die meisten Häuser mit Laub und Blumen, mit Draperien oder Flaggen geschmückt; hie und da blickte auch die bekränzte Büste des Dichters von einem Fenster auf die Menge herab. Auch fehlte es nicht an Inschriften, die zum Theil Abends beleuchtet wurden. So war in der Eberhardsstraße das kleine Haus ausgezeichnet, das Schiller nach seinem Austritt aus der Akademie als Bataillonsarzt eine Zeitlang bewohnt; es gehörte damals dem Vater des Epigrammatikers Friedrich Haug, dem Professor und nachmaligen Rektor des Gymnasiums, Balthasar Haug, in dessen „schwäbischem Magazin" 1776 Schiller mit dem Gedicht: „der Abend" zum ersten Mal auftrat, und der dieses Gedicht mit einer Note begleitete, in welcher der jugendliche Poet als „os magna sonaturum" bezeichnet wird. — In einer Vorstadt befindet sich ein Gasthaus, über dessen Portal seit einem halben Jahrhundert eine Statue Herzogs Carl von Würtemberg, des Stifters der Carlsakademie, in antikem Kostüme, den Feldmarschallsstab des schwäbischen Kreises in der Hand,

— est l'enseigne d'un cabaret,
Fameux dans la province.

Man kennt das Verhältniß Schillers zum Herzog, der wahrlich kein roi d'Yvetot war, aber streng auf Zucht und Ordnung hielt. Doch gestern schaute sein Bild ganz vergnüglich aus der Nische von Tannenreisig, und über die glatte Stirne zog kein Schatten von Eifersucht, als ihm der Hauseigenthümer über dem Kopfe das Transparent anzündete:

„Den Lehrer führ' ich im Schild,
Und im Herzen des Zöglings Bild."

So gewaltig und glänzend der Festzug war, seine eigentliche Poesie erhielt er doch dadurch, daß in ihm alle Classen und Stände, mit Ausnahme weniger an den beiden Extremen der Gesellschaft, in bunter Reihe verschmolzen waren, daß dieselbe seidene Festschleife mit der aufgedruckten Abbildung der Statue hier am feinen Hute saß, dessen Besitzer sich des modernsten Kopfputzes bewußt ist, daneben an der Mütze des ländlichen Handwerkers oder Oekonomen, und dicht dabei am bäurischen Filzdreieck, der ehrwürdigen Reliquie des vorigen Jahrhunderts, mit der es jezt vollends zu Ende geht, nachdem der Glaube an ihre Eleganz schon vor sechzig Jahren, da Schiller in die Welt trat, wankend geworden. Beim Zuge sowohl als während der Enthüllung herrschte die größte Ruhe, und doch war weder von den bewaffneten Wächtern an der Pforte des ewigen Friedens noch von der Polizei etwas zu bemerken. Es thut immer wohl, wenn diese fatalen Sicherheitsapparate an der Dampfmaschine der Gesellschaft dem Auge entzogen sind, und wäre es auch nur ein optischer Betrug. Die Handhabung der Ordnung war, außer dem Bürgermilitär, einem tüchtigen, eigens für diesen Tag aus der Bürgerschaft gezogenen Constabelcorps anvertraut. Die Constabel ließen wohl zuweilen ihre Stäbe ungleich kräftiger spielen als die Polizei gewohnt ist, und beleidigten doch weniger. — Als bei der Enthüllung der Mantel von der Statue fiel, verschmolzen die begrüßenden Stimmen der Anwesenden wie zu Einem Schrei, aber gleich darauf trat allgemeine tiefe Stille ein, und diese war noch weit ergreifender, als die lärmende Begrüßung. Man sah, Jeder war nach der ersten Ueberraschung in die Betrachtung des edlen Kerns versunken, der sich glänzend, ein völlig harmonisches Gebilde, aus der Hülle losgerungen. — Wir sind längst gewöhnt, an den jährlichen Schillerfesten das köstliche „Frühlingslied von Ritter und Lindpaintner" von unserem Schauspieler und Sänger Pezold vortragen zu hören. Es war mit vollem Rechte auch auf das Programm der gestrigen Feier gesezt worden, und es bildete wirklich einen der schönsten Momente derselben. Pezold, von der allgemeinen Begeisterung ergriffen, sang noch ausdrucksvoller als sonst und seine schöne Stimme füllte den ganzen Platz. Wirklich ergreifend war es, als er, ganz allein auf den Stufen des Monuments, das Gesicht hinauf zum Standbilde gekehrt, die Schlußstrophe vortrug:

Doch wenden wir den Blick vom Grabe
Hinauf, wohin sein Geist sich hob,
Der, gleich dem Lenz, so manche Gabe
Des Schönen unserm Geist verwob!
Wir wollen keinen Schmerz erneuen,
Wir wollen uns des Frühlings freuen,
Die Freude ist sein höchstes Lob!

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 116.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 15. Mai 1839.

Spectent hoc nuptae juxta recubante marito,
Quod pudeat narrasse aliquem praesentibus ipsis,
Juvenal.

Die französischen Assisen.

(Schluß.)

Nicht ohne Erstaunen bemerkt man, daß seit Kurzem in der höhern Pariser Gesellschaft eine sonderbare Mode aufgekommen und eine heißhungrige Neugierde ausgebrochen ist, welche die elegantesten und nervösesten Damen anspornt, dem kaurigen Schauspiel des Assisenhofes beizuwohnen, so oft daselbst eines jener blutigen Melodramen zur Aufführung kommt, deren lezter Akt auf dem freien Platze vor der Barrière Saint-Jacques spielt. Alle diese schönen und vornehmen Damen der Chaussée d'Antin und des Faubourg Saint-Honoré, welche über den schlechten Geschmack der gemeinen Bürgersfrauen lamentiren, welche die Vorstellungen der Porte Saint-Martin, der Gaité und des Ambigu-comique besuchen, legen wohl einen noch viel verdorbeneren Geschmack an den Tag, indem sie die Schau- und Trauerspiele des Justizpalastes mit ihrer Gegenwart beehren. Dieser Zug erinnert an den Kapuziner, welcher jeden Sonntag gegen das übermäßige Trinken predigte und jeden Abend im Rinnstein gefunden wurde, und an die geistreiche Karrikatur von Charlet, welche zwei Frauen aus den niedern Volksclassen in einer Weinkneipe vorstellt, wo sie ihr Gläschen Branntwein schlurfen; eine von diesen Damen hat so eben ihren Schnaps hinuntergegossen und ruft mit verzerrtem Munde aus: „Großer, himmlischer Gott! wie ist es nur möglich, daß die Männer etwas so Starkes trinken können!“ — „Ah bah!“ fezt sie nach einigem Bedenken hinzu, „tant pis! donnez-moi-z-en encore pour deux sous!“ — Man schreit sehr oft über die Grausamkeit und Hartherzigkeit der römischen Frauen (der Leser verzeihe, daß wir das Alterthum zum zweiten Mal citiren), welche die gräßlichen Spiele des Cirkus mit ansahen und kein Auge von den Gladiatoren und wilden Thieren verwandten, die sich untereinander erwürgten und zerfleischten; man hat prächtige Phrasen in Versen und Prosa gedrechselt, um die Barbarei der römischen Jungfrauen zu brandmarken, welche die Stelle bezeichneten, wo der Sieger den Besiegten treffen sollte. Wenn man einer Marquise des Faubourg Saint-Germain, oder einer Bankiersfrau des Faubourg Poissonnière den Vorschlag machte, diesen jungfräulichen, unschuldigen Zeitvertreib nachzuahmen, so würden diese empfindsamen Damen nicht heftige Worte genug finden, um ein so schändliches Anmuthen gebührend abzulehnen, und eine halbe Stunde darauf bitten dieselben empfindsamen Damen, während sie zur Beruhigung ihrer schwachen, grausam gereizten Nerven ein Glas Zuckerwasser mit Orangenblüthetropfen trinken, einen jungen Substituten des königl. Prokurators um ein Billet für die Sitzung des Assisenhofes, in welcher

Digitized by Google

zwei Menschen zum Tode verurtheilt werden, und zwar thun sie diese Bitte mit der größten Kaltblutigkeit, als ob es die einfachste Sache von der Welt wäre.' Wenn der Gerichtsschreiber den furchtbaren Urtheilsspruch den Angeklagten abliest, so nehmen diese Damen ihre schildpattenen, mit Gold eingefaßten Lorgnetten zur Hand, um das Gesicht des armen Patienten genau zu prüfen, damit sie ja seine Lippen erbleichen und alle seine Glieder erbeben sehen und die geringsten Muskelzuckungen seines zu Boden geschlagenen Gesichts zu kosten bekommen. In der That, dieses Schauspiel ist ganz allerliebst und köstlich, und recht dazu geschaffen, wahrhaft empfindsame Herzen zu rühren und zu erquicken. Wenn es so fortgeht, so wird es wohl dahin kommen, daß eine Mutter zu ihrer Tochter sagt: „Sey hübsch fleißig, liebes Kind; wenn deine Pensionsvorsteherin diese Woche mit dir zufrieden ist, so nehme ich dich das nächste Mal mit in die italienische Oper, wenn die Grisi auftritt, oder in die Assisen, wenn wieder Jemand zum Tode verurtheilt wird."

So oft ein wichtiger Kriminalprozeß an die Reihe kommt, wovon die Journale lange vorher viel Lärm gemacht haben, befindet sich der Präsident des Assisenhofs ganz in derselben Lage, wie der Direktor der großen Oper am Abend, wo ein neues Ballet oder sonst ein neues Stück zum ersten Mal gegeben wird: Gesuche, Bitten und Nachfragen um Billets bestürmen ihn von allen Seiten; er muß darnach trachten, sich so einzurichten, daß Jedermann Unterkommen findet. Sogar die Journalisten in Paris haben ihre eigenen Sperrsitze im Saal, wo die Assisen gehalten werden. Diese Sperrsitze sind numerirt und auf derselben Bank angebracht, wo gewöhnlich die Angeklagten sitzen. Bloß zwei Gensdarmen bilden die Demarkationslinie zwischen den Verbrechern und den Redaktoren, wodurch oft unwillkührliche Quiproquos veranlaßt werden, indem z. B. diejenigen, welche das Theater des Assisenhofs sehr selten besuchen, das ehrliche, vollmondlächelnde Gesicht des Redakteur en chef der Gazette des tribunaux mit der Fratze eines verworfenen Bösewichts verwechseln, der die Schwachherzigkeit gehabt, seine ganze Familie umzubringen.

Nie war das Bedürfniß nach erschütternden Scenen ärger, als in diesen letzten Tagen; bei der Mordgeschichte der Rue du Temple, wo nichts als ganz gemeine Raubmörder, öffentliche Dirnen und anderes Lumpengesindel figurirten, hatten die Damen sich des ganzen Gerichtssaals bemächtigt; man sah nichts als rosenrothe Hüte und Hauben mit frischen Bändern und Blumen; es war ein ungemein reizender Anblick. Das Pult des öffentlichen Anklägers war den Blicken der Mörder durch eine dreifache Reihe hübscher Frauen und Mädchen entzogen; und hätte man nicht die unheimlichen, schrecklichen Worte vernommen, welche in diesem Raume ertönten, so wäre man eher auf den Gedanken gekommen, man wohne der Sitzung eines Liebeshofs, als der eines Assisenhofs bei.

Bei jeder einigermaßen feierlichen Audienz, welche durch Reclamen in den Journalen bekannt gemacht worden ist, wiederholt sich dieselbe bedauerliche Erscheinung. Hie und da erhoben sich im Publikum und in der Presse einige entrüstete Stimmen, welche diese thörichte weibliche Neugierde schelten; die Präsidenten der Assisenhöfe ermangeln nie, über den großen Zudrang Beschwerde zu erheben, und es gibt doch nichts Leichteres, als diesem Uebelstande abzuhelfen; man brauchte nur den innern Raum der Schranken ein für allemal allen Neugierigen ohne Ausnahme abzusperren. Die schönen Damen würden sich nicht auf die hintersten Bänke unter die Canaille setzen und ihre frischen Toiletten verderben lassen, und damit wäre ein Skandal beseitigt, der jedes Jahr ärger wird. Mehrere Journale, welche von dem Soufflard- und Lesageschen Prozeß Bericht abstatteten, haben behauptet, in dem privilegirten Raum der Assisen habe man eine Menge französischer Celebritäten aus der literarischen und artistischen Welt bemerkt, unter andern Victor Hugo, den Sänger Lablache und den Komiker Monrose. Dieselben Journale meldeten, Mademoiselle Pleissis, eine der ersten naiven Liebhaberinnen am Théâtre français, sey die fleißigste Zuhörerin und Zuschauerin jener famösen Melodrame. Man sagt allgemein, Victor Hugo begebe sich im Interesse der dramatischen Kunst oft nach dem Assisenhofe, um die Physiognomie eines zum Tode Verurtheilten in der Nähe und mit scharfer Beobachtungsgabe zu studiren; ein solches Sittenstudium kann allerdings für die leichenähnliche Literatur der Gegenwart eine schöne Ausbeute liefern. — Man erzählt aus der Zeit, wo man die Verurtheilten auf dem Greveplatz räderte (für die moderne vornehme Welt ist es wirklich Schade, daß man das Rädern abgeschafft hat), man erzählt, sage ich, daß ein damaliger Hof- und Edelmann, welcher nie bei dieser Art Belustigung fehlte, am Tage, wo man Damiens räderte, etwas zu spät auf dem Richtplatz eintraf, und da er Eile hatte, sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, mehrere Gruppen von Neugierigen auseinander zu drängen, um an seinen gewöhnlichen Standplatz zu gelangen. Da die Landreiter den Eindringling fortjagen wollten, so unterbrach der „Monsieur de Paris" einen Augenblick seine Henkerarbeit und sah nach der Stelle hin, von wo der Lärm kam, der ihn störte; sein Adlerblick erkannte sofort den treuen Standgast, und er rief daher den Gensdarmen zu: „Laissez approcher Monsieur: il est amateur." Es steht zu hoffen, daß der heutige Nachfolger des Monsieur de Paris sich eben so höflich bezeigen wird, als sein eben erwähnter Vorgänger, wenn die Notabilitäten der Pariser dramatischen Literatur und Kunst an's oberste Ende der Rue Saint-Jacques hinauskommen, um das interessante

Digitized by Google

Schauspiel mit anzusehen, welches von Zeit zu Zeit daselbst vorgeht; und wenn der Enkel Samsons Mademoiselle Plessis und Herrn Victor Hugo erkennt, so ist zu vermuthen, daß er den Munizipalgardisten zuruft: „Laßt doch die Herrn und die Damen näher treten; es sind Freunde und Liebhaber zum Besten der Schauspielkunst!"

E. C.

Der Deutsche in Trastevere.

(Schluß.)

Vor wenigen Tagen noch war ich bei ihm; kaum erkannte ich ihn wieder, so bleich, so vergrämt, so gealtert war er. Es schnitt mir durch's Herz, den einst so blühenden Jüngling hinwelken zu sehen. Ich forderte ihn auf, mich zu Freunden zu begleiten, in die Galerie Doria; er verwarf Alles mit krankhafter Hast. Kein Gespräch wollte recht verfangen. Als ich ihn auf seine Arbeiten und die größeren Pläne, die ihn einst so mächtig ergriffen, brachte, lächelte er stumm und bitter vor sich hin. Ich fühlte, daß ihn meine Gegenwart bedrücke, und verließ ihn bald.

Gestern Abend war ich in der Gensola. Mehrere Freunde, die ich dort zu finden hoffen durfte, waren des Unwetters halber ausgeblieben. Das wüste Treiben des ungewöhnlich zahlreich versammelten Volks widerte mich an. Ich wollte mich eben entfernen, als Eberhard hastig eintrat. Seine Haare troffen von Regen, er sah noch blasser als sonst und wie verstört aus. Nach dem ersten flüchtigen Gruße setzte er sich schweigend neben mir. Er schauderte vor Frost, und stürzte gegen seine Gewohnheit einige Gläser rasch hinunter. Eine fieberische Röthe überflog bald seine Stirn und Wangen; der Wein hatte die krankhafte Aufregung noch gesteigert. Er befragte mich dringend um Nachrichten aus der Heimath. Die Kunde von der glücklichen Verheirathung seines ältesten Freundes hatte ihn tief ergriffen; seine Lippen strömten über vom Lob und Preis der deutschen Frauen, des Glücks der Häuslichkeit, des schönen Vaterlandes. Die Erkenntniß der Größe des von ihm gebrachten Opfers, um wie Nichtiges er sein Lebensglück vergeudet habe, schien ihn zu überwältigen.

Eine neue Gesellschaft hatte an unserm Tisch Platz genommen, alles Leute aus den niedern Ständen, unter ihnen ein junger, wüster Geselle. Er hieß Antonio mit Vornamen, hatte sich früherhin der Kunst widmen wollen, war aber in niedrigen Ausschweifungen untergegangen. Wir kannten ihn kaum von Ansehen. Mit widriger Vertraulichkeit begrüßte er Eberhard, und befragte ihn nach dem Befinden seines schönen Weibes. Eberhard zuckte kaum merkbar zusammen, nahm den Schein an, die vertraute Frage überhört zu haben, und redete leise eifrig mit mir weiter. Es war augenscheinlich, welche Gewalt er sich anthue, um seine Empfindlichkeit nieder zu kämpfen. Der Römer schien berauscht zu seyn; statt sich von der kalten Entgegnung zurückschrecken zu lassen, wurde er nur zudringlicher, seine Scherze frecher. Die Absicht, unsern Freund zu reizen, war unverkennbar. Ich mahnte zum Aufbruch. In diesem Augenblick schiebt Antonio Eberharden ein volles Glas über den Tisch zu: „Trink, du lammfrommer Deutsche!" spricht er mit giftigem Hohn, „trink hier aus dem Glase — aus dem Eimer kannst du es ja doch nicht!" — Die Umstehenden brachen in ein schallendes, boshaftes Gelächter aus. Eberhard war außer aller Fassung. „Aus dem Eimer?" stammelte er mit bebenden Lippen, „was soll das heißen?" — „Nun, per Bacco!" lachte Antonio tückisch, „kannst du denn mit deinem vom Priester gehörnten Haupt in den Eimer?" — „Das spricht ein Elender, ein Vassallo!" schreit Eberhard. — Im Nu sind Beide aufgesprungen — der Tisch wird umgestoßen — zwei Messer blitzen — der Römer taumelt getroffen zurück — Eberhard ist verschwunden — Alles das Werk eines entsetzlichen Augenblickes. Wild durcheinander hallten die Flüche der Römer, das Rachegeschrei der Wüthenden, der Zeter der Weiber, der Ruf nach einem Priester für den Sterbenden. Fliehende und Verfolgende drängten sich aus dem Zimmer. Mit der Kraft eines Verzweifelnden bahnte ich mir den Weg, stürzte auf's Gerathewohl durch die düstern Gassen. Ein finstrer Schatten flieht vor mir her — ich glaube Eberhard zu erkennen — ihn zu ereilen vermag ich nicht. Er faßt der Ripa grande zu, springt nach dem Ufer, reißt eine Barke los, stößt vom Strande ab. Mein Ausruf erreicht sein Ohr — noch einmal wendet er sich — da schleudert der reißende Strom den Nachen gegen die aus dem Wasser ragenden Trümmer der Horatius Coclesbrücke — der Kahn schlägt um — ich glaube noch eine Hand aus den Wogen auftauchen zu sehen — er ist versunken.

Noch ist Eberhards Leiche nicht aufgefunden worden. Der Römer starb noch in der Nacht an seiner Wunde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 9ten Mai.

(Fortsetzung.)

Feier der Enthüllung der Schillersstatue.

Am Festmahl nahmen Theil, außer dem Verein und den Magistraten der Stadt, die Söhne Schillers, der Enkel und der Schwiegersohn, Freiherr von Gleichen, die Departementschefs, die Deputationen, die meisten der ausgezeichneten Fremden, und viele hiesige und auswärtige Verehrer

Digitized by Google

Schillers. Die Stimmung beim Mahle war die heiterste und die ganze Haltung des Tages vollkommen würdig. Viele Theilnehmer sahen sich dabei froh bewegt am Ziele langjähriger Sorgen, an deren Last sie freilich die Begeisterung nie hatte denken lassen. — Von den Reden und Toasten heben wir die folgenden aus. Der erste, vom Präsidenten des Vereins, Hofrath v. Reinbeck, ausgebracht, galt dem Könige, der die Sache des Monuments zu wiederholten Malen auf's Großmüthigste unterstützt hat. Der zweite war den Manen Schillers gewidmet; Wolfgang Menzel sprach dazu folgende Worte: „Nach der Sitte unserer Väter, beim festlichen Mahle dem Andenken ruhmvoller und geliebter Verstorbenen einen Becher zu weihen, ehren auch wir jezt einen edeln Todten, obgleich er nicht todt, sondern diesseits wie jenseits unsterblich ist, bringen wir den Manen Schillers, dem reinen Lichtgeist, der vielleicht theilnehmend auf diesen Tag der Freude herabblickt, dem edeln Geiste, der sich segensreich in so schönen Werken der Mit- und Nachwelt erschlossen, die göttliche Macht des Gesanges offenbart, eine Fülle der Begeisterung um sich ausgeströmt, alle Herzen auch unwillkürlich für das Bessere schlagen gemacht, und in stürmischer und trüber Zeit auf dem verlassenen Altar des Vaterlands ein heiliges Feuer angezündet hat, das nicht mehr erloschen ist, dem, der seinem Volk und der Menschheit ein guter Genius war und bleiben wird, dem Genius Schillers ein feuriges Hoch!" — Bald schlug Stadtschultheiß Gulbrod vor, die Gesundheit des Vorstands des Schillervereins zu trinken, und überreichte zugleich demselben an der Spitze einer Deputation des Stadtraths und Bürgerausschusses das Diplom als Ehrenbürger der Stadt, mit folgenden Worten: — „Der heutige Tag, an welchem Sie ein lang ersehntes Ziel erreicht, ihre anhaltenden Bemühungen gekrönt, Schillers Denkmal in unserer Stadt enthüllt sehen, wird gewiß zu den schönsten Ihres Lebens, zu den wichtigsten Ihres vieljährigen öffentlichen Wirkens zu zählen seyn. Nicht allein die innere Befriedigung, an der Spitze eines Vereins ehrenwerther, von Schiller begeisterter Männer, ein herrliches Nationalwerk zu Stande gebracht zu haben, das Zeugniß ablegt von der Erkenntlichkeit der Deutschen gegen ihren großen Landsmann, welcher als Beförderer des Schönen und Edeln von den Zeitgenossen bewundert, auch der späten Nachwelt auf dem Wege zum Erhabenen und Würdigen vorleuchten wird, sollte Sie beglücken, sondern es mag auch das allgemeine dankbare Wohlgefallen über jenes Zeichen der Verehrung und Liebe, das heute Tausende von theilnehmenden und edeln Menschen mit Lebhaftigkeit ausdrücken, in Ihrem Innern freudig widerhallen. — Wie könnten die Vertreter von Stuttgart an dem Tage zurückbleiben, an welchem durch die Anordnung und Fürsorge des Vereins die Stadt solch kostbares Denkmal, eine neue bedeutungsvolle Zierde, als Eigenthum erworben, an welchem wir die Ehre, deutscher Nation anzugehören, in erhöhtem Grade fühlen, und ausgestattet werden mit dem Standbilde des ersten Sängers deutscher Zunge, der, entsprossen aus unserm Vaterlande, gebildet in unserer Stadt, den Namen Würtemberg auch in der Dichterwelt mit frischen, unverwelklichen Lorbeern geschmückt hat! — Wenn uns die Erfüllung des Wunsches nicht gegönnt ist, allen Stiftern des Monuments, die zu seinem Entstehen und Vollenden mit Geisteskraft, oder mit Kunstfertigkeit, oder mit andern Gaben beigetragen, insbesondere unsere Dankgefühle bezeigen zu können, so wollen wir durch die sorgfältigste und anständigste Unterhaltung desselben und seiner Umgebung unsere Hochschätzung der Stiftung an den Tag legen, wie wir uns ein Vergnügen daraus machen, die Verdienste des Schillervereins und des einheimischen Liedertranzes, in dessen Mitte der erste Gedanke zu dem nun durch den Verein glücklich vollbrachten Werke aufgestiegen, dankbar zu rühmen, und auf die uns möglichst ehrenvollste Art vornämlich dem Manne, welchen wir als den ersten Repräsentanten der Urheber und Schöpfer des Denkmals anzusehen haben, unsern Dank zu zollen. — Darum wenden wir uns an Sie, den verehrten Vereinsvorstand, mit der ergebensten Bitte: Sie möchten das Ihnen von beiden städtischen Collegien zuerkannte Diplom des Ehrenbürgerrechts von Stuttgart als einen Beweis unserer Erkenntlichkeit für den wichtigen Dienst, den Sie durch Ihren rastlosen Eifer zu Gunsten unseres vaterländischen Denkmals der Stadtgemeinde geleistet haben, annehmen und, wie die verehrten Mitglieder des Vereins, unsere Glückwünsche zur preiswürdig gelösten Aufgabe genehmigen, und noch viele Jahre an dem prachtvollen Werke und dem öffentlichen Wohlgefallen sich erfreuen, das ohne Bedenken als die befriedigendste Genugthuung, als der schönste Dank betrachtet und erkannt werden darf." — Hofrath v. Reinbeck hat diese Auszeichnung in vollem Maße verdient: er hat nicht nur im Allgemeinen durch rastlose Thätigkeit als Vorstand, sondern auch insbesondere durch Talente, welche den übrigen Vereinsgliedern mehr oder weniger abgingen, zum Gelingen des schönen Werks sehr wesentlich beigetragen. — Geheimer Legationsrath v. Kölle, Mitglied des Schillervereins, sprach folgende Worte: — „Die Gesundheit, welche ich auszubringen habe, gilt Allen, welche dem Schillervereine durch Talente, Geldbeiträge und Aufopferung von Zeit zum Vollbringen seines Unternehmens geholfen haben. Gerade die hoch ansteigende Zahl der Beitragenden beweist, daß unser Dichter der volksthümlichste ist von allen. — An die Beitragenden reiht sich eine Anerkennung erfreulicher Art. Heute hat S. k. H. der Erbprinz der Niederlande 2000 Gulden zur Vertheilung unter die hiesigen Armen hinterlegt. Auch diese edle Theilnahme an unserem Feste sey in unser Lebehoch eingeschlossen." — Prokurator Schott, Mitglied des Vereins, feierte die drei Meister des Monumentes, von denen zwei anwesend waren: Albert Thorwaldsen, der das Standbild Schillers erfunden und modellirt, Baptist Stiglmaier, der es in Erz gegossen, Nicolaus Thouret, der es aufgestellt. — Jezt erhob sich Schillers jüngerer Sohn, Ernst, und sprach Folgendes: „Hochverehrte Versammlung, ich spreche im Namen der Familie Schillers, dessen Andenken heute Würtemberg, Deutschland feiern; der Familie Schillers, welche im Geiste ihres verewigten Vaters dankbar die Anerkennung seiner Zeitgenossen und seiner Nachwelt erblickt. — Diesem herrlichen Lande verdankte Schiller die wirkungsreichen Jahre seiner Jugend, und wenn auch der fernere Beruf ihn frühzeitig seiner Heimath entzog, so hatte er doch niemals die innigste Liebe zu seinem Vaterlande verläugnet. — Fest und bieder blieb er ein Würtemberger, auch dann, als schon das gesammte Deutschland ihn den Seinigen nannte. — Würtemberger! an Ihrer Spitze steht ein edler König, der, weise in der Regierung seines Landes, auch den Ruhm eines tapfern, eines großen Feldherrn errungen hat. Und eine ansehnliche Reihe bedeutender Männer ziert dieses Land, sie zieren auch die gegenwärtige Versammlung. Daher sang Schiller mit Recht:

So manchen Mann, so manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Es lebe Würtembergs König und sein edles Volk!"

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 117.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 16. Mai 1839.

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch, sie wird mit euch sich heben!

Schiller.
Die Künstler.

Ueber die Quelle, woraus Schiller seinen „Gang nach dem Eisenhammer" geschöpft hat.

Als Festgruß für die verehrliche Versammlung am 9ten Mai 1839.

Von Prof. F. Weißgerber in Offenburg.

Das höchste Ziel der Poesie, wie, streng genommen, jedes sprachlichen Erzeugnisses, muß geistige und sittliche Ausbildung seyn; der wahre Dichter soll, wie schon Paulus Manutius so schön dargethan, nicht nur auf das durch den Wohllaut seiner Verse und die Lieblichkeit seiner Bilder zu gewährende Vergnügen, sondern auch, und ganz vorzüglich, auf Förderung der Liebe zur Tugend, auf Bekämpfung der Herrschaft des Lasters, das heißt auf Veredlung des Willens, auf sittliche Emporhebung des Menschengeschlechts vermittelst der Zauberklänge seiner Dichtung bedacht seyn. Wer möchte dies leugnen, ohne der Poesie ihre höchste moralische Weihe, das heilige Feuer, das ihr inwohnt und woraus die Sterblichen in den Stürmen des innern und äußern Lebens, nach dem Kampf und Siege der Leidenschaften wieder Licht und Wärme für edle Bestrebungen schöpfen, auf eine heillose Weise rauben zu wollen?

Daher gehören die wahren, ihrem hohen Berufe gewachsenen und treuen Dichter unter die erhabensten Bildner der Menschheit. Poeten aber, welche die ihnen durch Natur und Bildung gewordenen Kräfte zu unsittlicher Tendenz, zur Herabziehung der Menschheit zu rohen, mehr thierischen Genüssen mißbrauchen und, wie es leider in der jüngsten Zeit, mit Nachahmung vieler und häßlicher Beispiele aus Frankreich, selbst in Deutschland, dem Lande der Sittlichkeit, versucht worden ist, gewissermaßen den Thierdienst zu predigen und das animalische Element auf den Altar zu heben, solche Poeten sind als moralische Giftmischer in der menschlichen Gesellschaft zu betrachten, da sie durch eine Seite ihrer Dichtwerke Tausende von jungen Seelen zu verderben im Stande sind. Schiller ist dieser so erhabenen und für die Menschheit so wohlthätigen Mission des Dichters stets treu geblieben. Die heiligste Liebe zur wahren, gesetzlichen Freiheit, warme Liebe zu seinen Mitmenschen, die zarteste und festeste Freundschaft waren in seinem Leben wie in seinen poetischen Erzeugnissen die leitenden Elemente.

Ob auch dem auf der Höhe der Ideen stehenden Dichter für sich — in Leben und Dichtung — nicht alle Formen des nun in den Ländern praktisch gewordenen christlichen Kultus als nöthig oder geeignet erschienen, so ist es doch gewiß, daß das Wesen des Christenthums in seinem Leben wie in seinen Schriften von ihm heilig gehalten und gehegt wurde, und daß er wohl mehr als Tausende von Pfarrern aller christlichen Confessionen um

Digitized by Google

Verbreitung und Feststellung echtchristlicher Gesinnung in deutschen Landen sich verdient gemacht hat. Die Liebe ist, nach dem Ausspeuche unseres Religionsstifters durch den Mund seines Apostels, das Gesetz, und diese hat der edle Schiller in so hohem Maße, als nur noch etwa Herder und Jean Paul, in Leben und Dichtung der Menschheit bewährt. Darum Liebe um Liebe! — Unter den Gedichten aber, in welchen Schiller den religiösen Glauben an die Liebe Gottes zu den Menschen und an eine leitende und schutzende Vorsehung so erhebend, wärmend und tröstend darstellt, gehört meines Bedünkens vorzüglich der Gang nach dem Eisenhammer. Wie überhaupt, so ist es auch speziell hier interessant, die Veranlassung zu diesem Gedichte, oder die Quelle, woraus der Dichter den Stoff entnahm, kennen zu lernen.

Was Schiller in dieser Ballade darstellt, ist ganz und gar, von Anfang bis zu Ende, ein geschichtliches Faktum, das er auf's Glücklichste und Schönste in ein poetisches Gewand gekleidet. Nur die einzelnen Momente sind mehr entfaltet und ausgebildet; hinzugethan hat er zum Thatbestande keines. Gian Antonio Bianchi, der in seinem Drama: Il Don Alfonso das nämliche Sujet behandelt hat, behauptet,* der Vorfall werde von vielen gewichtigen Geschichtschreibern übereinstimmend (concordamente) erzählt; Vasconcello aber stelle ihn also dar:

„Ein durch des Neides scharfe Stacheln geplagter junger Höfling, weil nämlich die Königin Elisabetha in Unterstützung der Armen häufiger von der Thätigkeit und der Dienstwilligkeit eines andern, trefflich gesitteten Edelknechts Gebrauch machte, zeigte als gewissenloser Verleumder gerade diese Thatsache, als die Treue der Königin verdächtigend, dem Könige (Dionysius von Portugal) an. Demzufolge befahl dieser den beim Schmelzofen (ob zu Lissabon oder Coimbra, ist ungewiß) arbeitenden Dienstleuten insgeheim, sie möchten denjenigen, welchen er zuerst als Boten zu ihnen senden würde, augenblicklich zum Verbrennen in den glühenden Ofen werfen. Darauf wurde der schuldlose Jüngling zu dem ihm bestimmten Feuertode abgeschickt; zufällig eilte er, als, wie dies zu geschehen pflegt, in dem benachbarten Tempel das Glöcklein das Zeichen zur Anbetung der heiligen Eucharistie gab, dahin, und verweilte, da mehrere Meßopfer dargebracht wurden, nach der väterlichen Anweisung und zu seinem Heile lange Zeit allda. Der König, vor Begierde brennend, den Ausgang zu erfahren, schickte gerade jenen Verleumder und Beteuger eben dahin ab. Sobald die Knechte beim Schmelzofen des Königs Zeichen erkannt hatten, fielen sie, dem Befehle gemäß, den Menschen sogleich mit Zangen an und warfen den mit Händen und Füßen Widerstrebenden und unter Geheul und Wehklagen des Königs Hulfe Anrufenden in den glühenden Schmelzofen, den gefräßigen Flammen zur Beute. Als dieses der König vom ersten Boten erfuhr, da stand er, von Staunen und Bewunderung ergriffen, daß nach göttlichem Rathschlusse der verwerfliche Plan seinem Urheber zum Verderben gereicht und der Himmel selbst den angetasteten Ruf der heiligsten Elisabeth durch das verderbenbringende Feuer gereinigt hatte."

So lautet die Erzählung bei Vasconcello, in dessen Thaten und Schicksalen der Könige von Portugal, Kapitel VIII., Nr. 15. Daraus ist klar zu ersehen, daß unser Schiller zu diesem herrlichen, im höchsten Grade poetischen Stoffe nichts hinzuzufügen, ja nicht einmal die Ordnung und Folge der Handlungen zu ändern nöthig fand; nur den Schauplatz hat er verändert und die einzelnen Punkte trefflich ausgebildet und in Zauberklängen dargestellt.

Das nämliche Sujet ist, wie oben schon bemerkt, von Bianchi als Drama, nur eines Breitern und mit zu langen Excursionen von Seiten der erzählenden Personen, behandelt worden. Der Einsender dieses hat bereits einen nicht unbedeutenden Theil des Stücks in sechsfüßigen Jamben übersetzt und gedenkt das Ganze zu übertragen, weil er der Meinung ist, daß dieses Drama, fast ein Jahrhundert vor Schillers Ballade auf das nämliche Thema gebaut, als Seitenstück zu Schillers Gedicht und zu dem nach letzterem bearbeiteten deutschen Schauspiele, nicht ohne Interesse für die des Italienischen nicht kundigen Freunde eines der größten deutschen Dichter und eines der seelen- und liebevollsten Menschen aller Zeiten seyn dürfte. — Dank, Liebe und Verehrung auf ewige Zeiten seinem Namen!

Ich schließe mit der, durch die Gerechtigkeit gebotenen Bemerkung, daß Oberamtmann Gißler in Tryberg, ein klassisch gebildeter und seine Mußestunden mit dem glücklichsten Erfolge dem Studium der neuern Sprachen widmender Beamter es ist, der mich zuerst auf diese Stelle Vasconcellos aufmerksam machte, und daß folglich ihm das etwaige literarische Verdienst dieser Kunde zuzuschreiben ist.

* In seinem der genannten Tragödie — Il Don Alfonso — vorgesetzten Avviso a' lettori, Seite 163 der römischen Ausgabe von Bianchis Werken.

Nachträgliche Bemerkungen über Daguerre's Erfindung.

Von Dr. Märnberger.

Die außerordentliche, jetzt wahrscheinlich noch ganz unberechenbare Wichtigkeit der Daguerre'schen Erfindung,

Digitized by Google

in Verbindung mit einem laut gewordenen Zweifel gegen die astronomischen Hoffnungen, die wir davon hegen und in diesen Blättern (Nr. 71) ausgesprochen haben, zwingt uns, im Interesse der Leser, denen an einer gründlichen Einsicht gelegen ist, abermals darauf zurückzukommen.

Jene angefochtene „astronomische" Hoffnung, welche wir, ohne darum weniger dankbar für die beehrenden Einwendungen zu seyn, die uns ein würdiger Gelehrter* dagegen zukommen läßt, gleichwohl keineswegs aufgeben mögen, betraf die Abbildungen des Mondes mittelst der Daguerre'schen Camera obscura. Wenn das Licht eines Körpers selbst, sagten wir, das Bild dieses Körpers auf der Daguerre'schen Platte in ähnlicher Weise wie in einem Spiegel entwirft, so kann man natürlich keine treuere Darstellung erlangen; die Abbildung muß, der Natur der Entwerfungsart gemäß, Alles und Jedes, auch das kleinste Detail des Originals, enthalten; und wenn jene Abbildung auch noch so viel kleiner als dieses Original ausfällt, so wird man doch durch das Mikroscop gewiß Alles und Jedes darauf wieder finden, gleichwie ein selbst viel kleineres Spiegelbild doch ganz gewiß jeden Zug der sich spiegelnden Person enthält. Diese Analogie wäre schlechterdings ohne alle Einwendung, wenn sich das Bild auf Daguerre's Platte auch eben so ganz augenblicklich wie das Spiegelbild ausbildete. „Allein," wendet man uns eben ein, „um auf Daguerre's Platte ein dem Spiegelbilde an Treue ganz gleichkommendes Bild eines Gegenstandes zu erlangen, braucht, den bisherigen Erfahrungen gemäß, das Licht dieses Gegenstandes vielmehr doch immer eine gewisse Zeit, und die Erfahrung hat daher auch gezeigt, daß Gegenstände, welche nicht in vollkommener Ruhe waren, so daß sich die von ihnen ausgehenden Lichtstrahlen, wenn wir so sagen dürfen, in dieser bedingten Zeit nicht ruhig genug einzeichnen konnten, ein unvollkommenes Abbild von sich entwarfen."

„Nun befindet sich aber," fährt unser astronomischer Opponent fort, „der Mond (um vorläufig bei diesem stehen zu bleiben) nicht in jener verlangten absoluten Ruhe, sondern verändert allaugenblicklich den Stundenwinkel, die gerade Aufsteigung, Abweichung, Parallaxe, Refraction, den scheinbaren Halbmesser und, in Bezug auf jeden seiner einzelnen Punkte, den Winkel des mittleren Meridians mit einem festen Kreise der Sphäre, die beiden Coordinaten des Punkts rücksichtlich auf die Mitte, so wie endlich die Erleuchtungsgrenze. Man begreift im Allgemeinen sogleich, daß, in Folge aller dieser Ortsveränderungen, wofern das Daguerrotyp denselben nicht gleichzeitig folgen kann, das Licht anderer Punkte der Mondoberfläche auf die Punkte der unterdeß unbeweglich gebliebenen Platte fallen und das Bild undeutlich machen wird."

„Nach den (ersten) Mittheilungen Aragos über die Anwendung des Daguerre'schen Verfahrens zur Erhaltung von Mondbildern, sind dazu zwanzig Minuten erfordert worden; und die Rechnung (in deren Detail ich hier nicht weiter eingehe) lehrt, daß jene Ortsveränderungen für diese Zeit (ja, in manchen Fällen auch für eine noch geringere) einen Fehlereinfluß von mehr als $^1/_{10}$ Sekunde für die Lage des Gegenstandes haben, wogegen man bei teleskopischen Beobachtungen auf eine Genauigkeit rechnen kann, die sich auf Zehntheile einer Sekunde erstreckt. Dabei wird immer noch vorausgesetzt, daß man der Daguerre'schen Camera obscura vermittelst eines Uhrwerks eine sogenannte parallactische Aufstellung gegeben habe, wodurch die Maschine der scheinbaren Bewegung des Mondes von Morgen gegen Abend folgt, ja wohl selbst den Einfluß der Veränderung in Rectascension ausgleicht." — „Hiernach also," schließt unser Opponent, „darf für Mondkarten vom Daguerrotyp eine größere Genauigkeit als durch das bisherige Verfahren nicht erwartet werden."

In dieser Behauptung scheint mir eine petitio principii zu liegen: die Voraussetzung nämlich, daß nun auch gerade „zwanzig Minuten" als Zeitminimum zu Erlangung eines Mondbildes durch das Daguerrotyp erforderlich seyen. Denn da, angegebenermaßen, der Einfluß der allgemeinen und eigenen Bewegung der Himmelskörper, als der bedeutendere, durch eine besonders sorgsame Einrichtung bei parallactischer Aufstellung des Instrumentes ausgeglichen werden kann, so würde es also nur noch darauf ankommen, die Ausführung des Bildes auf eine Zeit beschränken zu können, für welche die übrigen Einflüsse, ohne Nachtheil für die beabsichtigte Deutlichkeit, zu vernachläßigen wären. Steht dies zu erreichen, so fällt offenbar die ganze Einwendung weg.

Nun sagt aber zuvörderst der sehr gründliche Commissionsbericht über diese wunderbare Erfindung, daß alle bis jetzt dadurch erlangten Resultate, wie ganz außerordentlich diese eben schon seyen, doch nur erst der dunstigen Luft Frankreichs ihren Ursprung verdankten, und daß unter einem Himmel, wie z. B. der Himmel Egyptens, Syriens, wo die Gestirne mit einem ganz andern Glanze glänzen, und wo ihr Licht also eine viel energischere Wirkung ausübt, auch nothwendig ein ganz anderer, schnellerer Erfolg davon erwartet werden dürfe. Uns dünkt, daß es zu Erlangung einer mikroskopisch genauen Mondkarte schon der Mühe verlohne, ein Daguerrotyp unter den Sternenhimmel Egyptens zu versetzen.

Ferner aber führt Arago in demselben Berichte an, daß Daguerre sein Mondbild schon bei Anwendung einer nur schwachen Linse erlangt habe; was steht also erst

* Der wackere Mondtopograph Mädler.

von einer weiter getriebenen Verdichtung des Mondlichtes zu erwarten, da die Empfindlichkeit des Daguerre'schen Reagens dafür einmal entschieden ist? Hier ist noch gar keine Grenze anzugeben, da es sich nicht mehr um eine Vergrößerung vermittelst der Linse, sondern um eine chemische Lichtwirkung handelt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 9ten Mai.

(Fortsetzung.)

Feier der Enthüllung der Schillersstatue.

Hofrath von Reinbeck hatte im Namen des Vereins die fremden Gäste herzlich begrüßt; Professor Welker aus Freiburg sprach darauf mit gewohntem Feuer die folgenden Worte: — „Es sey mir vergönnt, für die von dem verehrten Vorstand des Schillervereins ausgesprochene freundliche Bewillkommnung in meinem und meiner Collegen Namen herzlichst zu danken. — Indem ich es thue, schlage ich dieser so ausgezeichneten Versammlung einen Trinkspruch vor: Ich möchte trinken zu Ehren der schwäbischen Dichter, der frühern und der gegenwärtigen. Daß wir sie leben lassen, ist gewiß nicht mehr als billig: sie lassen uns leben. Aus den ewigen Quellen des Guten und Schönen hervorblühend, erwecken und adeln ihre unsterblichen Schöpfungen alles bessere Leben in uns: Poesie ist Leben, und das höchste Leben ist Poesie. Sie lassen aber vor Allem auch dasjenige leben, was uns allen, was jedem würdigen Deutschen das Höchste und Theuerste ist auf Erden, unser deutsches Vaterland. Deutsche Liebe und deutsche Treue, deutsche Würde, deutsche Freiheit und Ehre, wo lebten und blühten sie wohl jetzt noch reiner, fröhlicher und kräftiger, als in unserer deutschen, und vor allem auch unserer schwäbischen Dichter herrlichen Gesängen? durch welche unzerreißlicheren Bande würde die Einheit aller deutschen Bruderstämme gefestet, als durch die göttlichen ihrer unsterblichen Genien? Ihrem Wesen nach das reinste, veredeltste Vorbild und Abbild alles höhern Lebens, möge die Dichtung, möge die deutsche Dichtung überall auch wiederum zur Wahrheit werden in unserem Leben, zur Wahrheit in einem stets herrlicheren Leben unserer großen deutschen Nation, in deutscher Männerfreiheit und brüderlicher Einheit, in unseres Volkes Blüthe und Macht, Würde und Ehre! So mögen unsere Gläser erklingen zum fröhlichen Hoch für die schwäbischen Dichter, und damit ich nicht trenne, was Gott verband, zum Hoch für die schwäbischen Sänger und Sängerinnen."

Besondere Theilnahme erregte der Schotte Bruce, der Uebersetzer des Don Karlos, den allein die Liebe zu Schiller hieher geführt hatte. Im Umgang drückt er sich ganz gut deutsch aus, so fertig, daß man wohl sieht, wie er aus unserer schweren Sprache ein besonderes Studium gemacht hat. Hingerissen vom allgemeinen Enthusiasmus, unternahm er es, die ganze Versammlung anzureden, und hier fand er nun freilich zahlreiche Hindernisse. Aber der Lachkitzel, der uns sonst immer befällt, wenn wir unsere Sprache in nur etwas fremdartigen Tönen und Formen hören, verging in Rührung, als Bruce mit strömender Beredsamkeit versicherte, daß mit ihm viele seiner Landesgenossen in Schiller den reinsten Dichter germanischen Stammes verehren und lieben.

Professor F. Baur aus Mainz (er und v. Schmitzenburg auf und zu Kunda in Esthland waren als Deputirte der Stadt Mainz erschienen) sprach in Erwiderung auf die den fremden Gästen gebrachte Gesundheit unter Anderm Folgendes: „Wer unter den auswärtigen Gästen wäre nicht durchdrungen bei dem Schauen so vieles Schönen, Guten und Herrlichen? wessen Sinn nicht lebhaft ergriffen von der schwäbischen, hiesherzigen Aufnahme? wer ahnte und erfaßte nicht die tiefere Bedeutung all des Großartigen, wovon unser Auge und Ohr Zeuge gewesen sind und noch sind? Wir sind, zum großen Theil, aus ziemlicher Ferne hierher gekommen, um vor aller Welt mit Mund, Geist und Herz dem Unsterblichen an seinem feierlichsten Gedächtnißtage zu huldigen, dabei aber auch die hehre Schöpfung des Kunstgenius zu schauen und zu bewundern. Aber, wie immer an alles Gute, so knüpfen sich auch hier an die Kunstgebilde von Erz, der Töne und der Rede noch manche andere, neue, wichtige Bande. Das alte Wort: „das Schöne zum Guten!" oder, wie ein gelehrter Kirchenvater es vor vierzehn Jahrhunderten ausdrückte: „pulchrum splendor boni," bewährt sich am heutigen Feste, wie vor zwei Jahren in dem altehrwürdigen Mainz, welches mich hierher gesendet: wir ehren die hehren Todten, wir freuen uns des Schönen in seinen verschiedenen großartigen Formen, und darüber verschmelzen unsere Gefühle immer mehr und immer inniger zu Einem begeisterten Gefühle und Gedanken. Es ist das Gefühl und der Gedanke, daß wir Alle Deutsche sind, Brüder Eines Stammes, Genossen derselben Hauptgeschicke, Kinder derselben Hauptentwicklungen des Charakters und Geistes. Wie sonst Jerusalem und Olympia als Nationalvereinigungspunkte weithin in die Lande und Gemüther ihrer Völker glänzten und segensvoll wirkten, so glänzen und wirken heut zu Tage die Musik- und die Monumentalfeste weit hinaus in die deutschen Lande und Gemüther. Durch das Morgenthor des Schönen dringet und ist bereits gedrungen der Strahl der deutschnationalen Selbsterkenntniß."

Unterdessen feierten die Gesangvereine ihr besonderes Nachfest auf dem Schillerfelde vor dem Königsthor mit Reden und Gesängen, wobei unter andern Gustav Schwab das in Nr. 112 dieser Blätter mitgetheilte Gedicht vortrug. Auch hier war der Zudrang des Volks ungeheuer, und doch wimmelte zugleich die Stadt von Menschen und außer dem Theater waren alle öffentlichen Gärten gefüllt. Auf allen Gesichtern war die innigste Freude zu lesen; man fühlte, daß der herrliche Tag, den die Frühlingsnatur selbst mit der lachendsten Miene mitfeierte, in Aller Leben mit unverwischbarer Marke sich einzeichnen müsse. — Von Anfang bis zu Ende spielte sich das schöne Fest ohne den geringsten Unfall, ohne die mindeste Unordnung in der vorher bestimmten Weise ab; unberechnet war nur die Tiefe des Eindrucks, unvorhergesehen nur so manches schöne Gefühl, so manches glückliche Wort, das die Begeisterung hervorrief.

Tausende aus dem Süden von Deutschland, Einzelne aus allen Provinzen haben am 8ten Mai Schillers Erzbild mit Jubel begrüßt. Sie können es bezeugen, daß unsere Stadt das Geschenk Deutschlands, das ihr ein so bedeutungsvolles Wahrzeichen verleiht, zu würdigen wissen wird. Sie mögen es auch bezeugen, daß die Versuche übelberathener Eiferer, die allgemeine Freude zu verbittern, zwar nicht unbeachtet geblieben sind, aber nicht nur ihren Zweck verfehlt, sondern sogar auf eigenthümliche Weise zur Erhöhung und Einigung der Gefühle beigetragen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 118.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 17. Mai 1839.

Wie ringsumher der Maler sich bemüht
Und euern Blick von Bild zu Bilde zieht,
Da, was euch einzeln sonst gefesselt hielt,
In Einem Kreise hundertfältig spielt!

Goethe.

Der Saal zu Würzburg.

Einer der schönsten Säle im Bau- und Dekorationsstyl Ludwigs XIV. ist in Deutschland der Saal im Schlosse zu Wurzburg. Ich zweifle selbst, ob es in Frankreich, in Italien schönere Säle gibt. Man kann Vieles gegen den Styl selbst einwenden, man kann ihn bizarr, überladen, gesucht, kapriziös und sonderbar nennen; wenn man aber diesem Genre in der Art, mit Gold, Farben, Stuck und Schnitzwerk umzugehen, eine gewisse Vollendung zugesteht, so ist das Siegel dieser Vollendung offenbar dem Saal zu Würzburg aufgedrückt. Auf den ersten Blick steht der Beschauer gefesselt und bezaubert. Es ist ein Reichthum, ein Glanz, eine fast bacchantische Lust in tausend Schlangenkrümmungen und barocken Formen. Die Malerei rauscht in dem ganzen muthwilligen und doch dabei feierlich grandiosen Gepränge ihres glänzenden Zuges daher. Genien flattern um die Ecken, Priesterröcke werden im Sturm geweht, prächtige Schleier und Königsmäntel; zwischendurch nackte Götter und Göttinnen, die aufgehende Sonne, die Sterne, Wolkenzüge, die sich mitten in eine prächtige Colonnade drängen, Porzellanvasen und Satyrmasken. Alles das ist ein poetisches Chaos. Die Kunst, überdrüssig der antiken Ruhe und des pathetischen Gleichmuths, wirft sich mit dem ganzen Feuer jugendlicher Ausgelassenheit in ein Meer brausender, im Champagnerschaum durcheinanderwirbelnder Formen und Figuren. Eine Inkonsequenz treibt die andere, eine lustige Tollheit spielt mit der andern, und Alles ist mit Gold aufgepuzt, und Alles schleppt einen langen Pfauenschweif der buntesten Farben hinter sich her. Während man noch ernsthaft über diese Muschel nachsinnt, aus deren Innern ein Blumenstrauß gleitet, der wieder seinerseits einen geflügelten Knabenkopf ausspeit, lacht vom Kapitäl einer corrumpirten dorischen Säule ein mit Schönpflästerchen und mit einer Perrücke um die gewundenen Hörner gezierter Satyr herab, und dicht an ihn lehnt sich eine weinende Nymphe, irgend einen gefallenen Heiden betrauernd, der über ihr im Bilde hängt, mit einem Paar aus Gips gebildeten Fahnen überhängt. So erhebt sich vom Boden an, unmittelbar aus dem Holzschnitzwerk emporsteigend, ein Arabeskenstrahl, der abwechselnd possenhaft, muthwillig und erhaben sich bis oben an den Plafond schwingt.

Wahrlich, es gibt keinen amusanteren Baustyl, als der ist, den wir jezt „Rococo“ nennen und halb belachen, halb bewundern, weil, trotz des Barocken und Possenhaften, dennoch eine Würde, ein Glanz aus all diesem Figurenchaos hervorgeht, der Erstaunen erweckt. Man sehe den Saal zu Würzburg.

Es würde ein eigenes Buch erfordern, ihn zu beschreiben, ein solcher Reichthum von Skulptur, Malerei

Digitized by Google

und Schnitzwerk ist darau verschwendet, und dennoch ist Alles an seinem Platze. Eine geheimnißvolle Figur ist wie ein Zauberschlüssel allen andern zu Grund gelegt; dieser Schlüssel ist gewiß sehr einfach, allein es ist sehr schwer, ihn zu errathen in den tausend und aber tausend Windungen und Schnörkeln, Vergoldungen und Farbenzierden, unter denen er sich versteckt. Ist es die einfache Muschel? Ist es die Form des Schenkelbeinknochens? Ist es das S? Wer kann diesen Caprizzios in Gips nachspüren, wer diese kleinen Farben- und Formcharaden lösen, wer diese alte Handschrift architektonischer Thorheit entziffern? Genug, sie ist da, eben so wirklich, als die gelehrte Linie der Griechen und das Dreieck der Byzantiner. Und ist sie am Ende nicht auch schön? Paßt sie nicht mehr für unsern Norden als die Säulen Hellas, diese trockenen, langweiligen Säulengänge ohne Ende, zwischen welchen Wolken von Schneegestöber durchbrausen? Gebt uns in unsern Zimmern die bunten Farben, die schönen Götter, die gekrönten Könige und die nackten Amoretten, gebt uns das Gold und die hellen Spiegel — Alles das ist uns lieber als eine einfarbige griechische Wand, bemalt mit einem zehn Zoll langen und breiten Wandgemälde aus Pompeji, wo eine kalte und steife Gruppe die Flöte bläst oder opfert; und unter diesem Gemälde ein Sopha der Aspasia, trocken und gelehrt zusammengesezt und unbequem für jede der ruhenden Stellungen des müssigen Lebens des neunzehnten Jahrhunderts. Was mich betrifft, ich bitte mir den Armstuhl der Pompadour aus, diesen weichen, eleganten, nachgebenden Polsterthron, geschaffen, um darin die amusanten kleinen Gedichte Gressets zu lesen und über die Träumereien Rousseaus zu lächeln, anstatt daß man mir jezt einen harten Stuhl hinsezt, geschnizt nach den Flarmannschen Umrissen zur Ilias, und mich zwingt, darauf sizend über den „besten Staat" nachzudenken. Verwünschte Zumuthung, lächerliche Inkonsequenz der Arroganz und der Genußsucht unserer Zeit!

Doch wieder zurück zum Saal zu Würzburg. Eine prächtige, in braunem Holz mit Gold reich geschmückte Flügelthüre, die dreimal die Höhe unserer jezt gebräuchlichen Thüren mißt, öffnet sich feierlich und führt dich, mein Leser, auf den alten Schauplatz des Glanzes und des Gepränges der Fürstbischöfe von Würzburg. Nimm deinen Hut ab: er hat sich, ohne daß du es ahnest, in einen jener kleinen dreieckigen Hüte verwandelt, die man bequem unter'm Arm trägt. Dein Rock ist nicht mehr derselbe: die Schöße und die Taille haben sich verlängert, ein seidenes Beinkleid, eben solche Strümpfe und Schuhe mit blizenden Steinschnallen schimmern dir entgegen. Das ist das Kostum, in dem man in der eilften Morgenstunde geistlicher Hoheit aufwartet. Du bleibst in erwartungsvoller Stille am Eingang stehen. Der ungeheure Saal mit seinen unzähligen Bildwerken und Figuren flimmert ungewiß vor deinem Auge; du erkennst nur am Plafond die prächtigen Flügelrosse, die einen Sonnenwagen ziehen, du erkennst die Audienz des Kaisers, die Fürsten, die seinen Thron umstehen; aber unbekannt ist dir das Heer von Gestalten, die sich in zahllosen Gruppen auf Säulenabsäze, Gesimsevorsprünge, Pfeilerknäufe lehnen. Du hast auch nicht Zeit, die Pracht der Gewänder, den wahrhaft blendenden Glanz des Wagens zu bewundern; nur der Reiz einiger schönen Frauen zieht dich unwillkührlich an, die vom Plafond herab dir ihre weißen Arme entgegenstrecken. Du erschrickst fast über die junge Nymphe, die sich mit übergeschlagenen Beinen auf dem äußersten Vorsprung schaukelt; jeden Augenblick fürchtest du, sie werde herabfallen, doch sie fällt nicht. Der neckische Künstler, der sie malte, hat das leichtsinnige Kind mit Absicht dem Fall so nahe gerückt.

(Fortsezung folgt.)

Nachträgliche Bemerkungen über Daguerre's Erfindung.

(Schluß.)

Endlich ist ja die Natur dieses Daguerre'schen Reagens bis jezt vollkommen unbekannt, so daß noch gar nicht entschieden werden kann, ob seine Empfindlichkeit für das Licht, wovon doch die Schnelligkeit der Bildererzeugung abhängig ist, nicht auch noch einer Steigerung fähig sey. Nach den Erzählungen eines, mit der Schnellpost von Paris nach Petersburg bei mir durchgereisten jungen französischen Gelehrten, soll diese Vervollkommnung der Erfindung von dem noch immer ununterbrochen darum bemühten Erfinder unterdeß schon selbst erzielt worden seyn. Ich glaube auch daran; denn da man bis daher noch keinen einzigen, für das Mondlicht nur irgend empfindlichen Stoff hatte auffinden können; da dieses Licht, nach Biots Versuchen, bei 300,000facher Verdichtung selbst das Chlorsilber nicht afficirt, so muß Daguerre's ganz allein dafür empfindliches Reagens doch wohl ein ganz besonderes Ding seyn; und warum sollte ich, nachdem dessen Alles übertreffende Empfindlichkeit für das Licht solchergestalt einmal dargethan ist, nun nicht auch die Möglichkeit einer noch weiteren Vervollkommnung dieser Eigenschaft annehmen? Meine sogleich angewendete Vergleichung des Daguerrotyp mit einem Spiegel wird sich wohl auch für die Augenblicklichkeit der Bildererzeugung bewähren; und geht diese Ahnung in Erfüllung, wozu man nach so vielen angeführten, sämmtlich aus der Natur der Sache selbst hergenommenen Gründen, doch

Digitized by Google

wohl Fug und Recht hat, so ist die Erfindung die außerordentlichste Leistung unseres Jahrhunderts.

Man scheint dies auch von allen Seiten zu fühlen, wie die vielfachen Bemühungen beweisen, welche in ganz Europa aufgewendet werden, um dem Daguerre'schen Geheimnisse auf die Spur zu kommen. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen darunter zunächst die Versuche von Talbot zu London. Ich halte mich überzeugt, daß sich Talbot auf einem ganz andern Wege befindet, als der von Daguerre eingeschlagene ist; indeß gelingt ihm das Fixiren der Lichtzeichnungen nach seiner Methode auch schon bis auf einen gewissen Grad, und dieselbe verdient also, wie tief sie unter Daguerre's Verfahren stehen mag, dennoch ebenfalls bereits die höchste Aufmerksamkeit. Seine Bilder sind, wie wir aus einer uns darüber zugekommenen Mittheilung ersehen, weiß und erscheinen auf Papier, welchem er nach Belieben die Farben himmelblau, gelb, roth, braun von verschiedenen Nüancen, und schwarz geben kann, ohne daß dadurch die Lichtwirkung beeinträchtigt würde; besonders anmuthig sollen sich diese weißen Bilder auf himmelblauem Grunde ausnehmen und dann an die Wedgewoodvasen erinnern, welche meistens dieselben Farben zeigen und den Lesern bekannt sind. — Talbot hat das vor Daguerre voraus, daß er aus seinem Verfahren, um dessen Vervollkommnung er übrigens ebenfalls ununterbrochen bemüht ist, gar kein Geheimniß macht; er gesteht ganz aufrichtig, daß er anfänglich eine Auflösung von salpetersaurem Silber angewendet habe, um seine Papiere zu tränken, nachher aber das salzsaure Silber vorzüglicher gefunden habe. Unter den vielen angewendeten Papiersorten ist das feinste Schreibpapier das geeignetste; man muß dasselbe in eine schwache Auflösung von Kochsalz tauchen, ehe man das Silbersalz darauf bringt. Als Schutzprocedur, um das erhaltene Bild nachher gegen weitere Lichteinwirkung zu sichern, hat Talbot eine mit Wasser sehr verdünnte Auflösung von Potasche-Jodid probat befunden. — Wird genau nach diesen Vorschriften verfahren, so sollen die Bilder, welche Talbot auf solchem, statt der Daguerre'schen Metallplatten, in die Camera obscura gebrachten Papiere erhält, sehr nett und dauerhaft seyn; besonders lobt man Pflanzenabbildungen. Auch soll ferner die Bildererzeugung, wenn die Sonne einigermaßen kräftig scheint, sehr rasch erfolgen und eine so bedeutende Vergrößerung angewendet werden können, ohne die Deutlichkeit zu beeinträchtigen, daß das bloße Auge im Abbilde jede kleinste Einzelnheit findet, die am Originale nur mit der Loupe erkannt werden kann. *

* Der uns vorliegende Bericht spricht von einer 289maligen Vergrößerung. Man denke sich, unter den obigen Voraussetzungen vollkommener Deutlichkeit des kleinsten Details, ein solches Mondbild. Anm. d. Verf.

Da es uns, unsern vielen Bemühungen unerachtet, bis jetzt noch nicht gelungen ist, eine solche Lichtzeichnung nach Talbot'scher Methode zur eigenen Ansicht zu erlangen, so enthalten wir uns eines bestimmteren Urtheils darüber. Glücklicher sind wir hinsichtlich der Lichtbilder gewesen, welche Enslen zu Dresden jetzt auch schon verfertiget, indem er den auf Glas gemalten Gegenstand von der Sonne bescheinen läßt, und ein besonders präparirtes Papier unter dieses Glas bringt. Wir legen für die Redaktion ein solches Bildchen eines Schmetterlings bei; es läßt zwar noch sehr viel zu wünschen übrig *, indeß ist doch auch hier der erste, schwerste Schritt geschehen, und wir erfahren eben, daß der Künstler seitdem auch schon Vollkommeneres geleistet hat.

Nach diesen, wie es uns scheint, mit unwiderleglichen, durchaus nur aus der Natur der Sache hergenommenen Gründen, unterstützten Auseinandersetzungen, dürfen wir uns nicht den Vorwurf machen, irgend eine zu hohe Erwartung von der Daguerreschen Erfindung erweckt zu haben. Höchst wahrscheinlich wird die Erfüllung vielmehr jene Erwartung noch weit übertreffen. Der Sommer mit seiner energischen Sonne ist vor der Thüre, und wir geben ihr vertrauensvoll anheim, dasjenige für die Lichtbilder zur weiteren und höheren wirklichen Ausführung zu bringen, was wir hier, in gewiß noch viel zu schwachen Umrissen, nur andeuten konnten **.

* Die uns vorgelegte Abbildung eines Schmetterlings nach Enslenscher Methode ist allerdings sehr mangelhaft. Die Zeichnung ist braun auf ziemlich dünnem, vorne grünlichem, hinten violettem Papier. Anm. d. R.

** Wir haben in Nr. 83 dieser Blätter kürzlich die Gründe mitgetheilt, mit denen Arago die Hoffnungen derjenigen niederschlägt, welche der Erfindung Daguerres ganz unberechenbare Folgen für die Topographie der Himmelskörper zuschreiben. Der Verfasser des obigen Aufsatzes hat auf diese Einwendungen noch keine Rücksicht genommen. Uns scheint es sehr einfach in der Natur des Lichtes selbst zu liegen, daß man an dem durch das Daguerrotype hervorgebrachten Mondbilde durch das Mikroscop nie mehr und nie etwas deutlicher sehen wird, als man unter gleichen Umständen, namentlich bei gleicher Vergrößerung, durch das Telescop am Himmelskörper selbst unterscheidet. Es wäre freilich schon sehr viel, wenn Daguerres Mittel Mondkarten lieferte, auf denen fixirt bliebe und sich mit Muße und zu jeder Zeit beobachten ließe, was der Mondsbeobachter bei der günstigsten Vergrößerung noch eben deutlich unterscheidet und mit großer Mühe nachzeichnet. Anm. d. R.

Die Taube.

Ein schwer Gewitter ist heraufgezogen.
Dumpf braust der Forst vor wildem Sturmeswüthen;
Der Sonne Strahlen, die so stechend glühten,
Sind von den Wolken gierig aufgesogen.

Digitized by Google

So finster ist's, daß schon am Himmelsbogen
Mit schwarzen Flügeln scheint die Nacht zu brüten.
Sieh, eine Taube, weiß wie Frühlingsbluthen,
Kommt durch dies Dunkel langsam hergeflogen.

Ein Bote scheint vom Himmel sie gedrungen,
Uns Trost und Hoffnung in das Herz zu tragen.
Ihr folgt mein Blick, bis sie die Nacht verschlungen.

An meinem Lebenshimmel Wolken ragen,
Doch wer als Taube sich durch ihn geschwungen,
O Mädchen, brauch ich das wohl erst zu sagen?

Ad. Stölting.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 9ten Mai.

(Schluß.)

Feier der Enthüllung der Schillersstatue.

Treten wir wieder vor das Monument. Auf dem Platze ist es noch immer sehr lebendig; zahlreiche Gruppen Einheimischer und Fremder gehen ab und zu; alle mustern mit gespannter Aufmerksamkeit das Denkmal, dasselbe rings umgehend. Die Einen suchen das Ungewohnte, Ueberwältigende in sich aufzunehmen und zurecht zu legen; Andere vergleichen und messen in der Erinnerung an anderswo Gesehenes. Ganz allgemein und auf's Lebendigste spricht sich die Befriedigung über den herrlichen Eindruck des Monumentes als Ganzes aus: die Details geben vielfältig Anlaß zu den rührendsten, wie zu den sonderbarsten Urtheilen von Seiten der Naiven und der Dilettanten. — Es gebührt sich, daß wir eine ausführliche künstlerische Beschreibung des Denkmals, wenn wir sie auch geben könnten, unserem Kunstblatt überlassen; daher nur noch einige flüchtige Bemerkungen. — Alle bis jetzt erschienenen Abbildungen geben von der lebensvollen und doch so ruhigen Haltung der Figur und vom großartig ernsten Ausdruck des schönen Kopfs, wie sie aus den günstigsten Gesichtspunkten erscheinen, kaum entfernt einen Begriff. Wie glücklich, wie bevorzugt muß die Hand seyn, welche ein ideales Bild so modelt, daß jede Linie, Curve und Falte naturgesetzlich fällt, und Alles ringsum, unter jedem Gesichtswinkel sich so darstellt, wie es sich nach der angenommenen Haltung von selbst versteht! Aber ein solches Werk des Genius, der das fließende Leben in einem Moment festgebannt, ist die Verzweiflung des Zeichners: er findet unendlich mehr Schwierigkeiten, die vom Bildner fixirte Natur mit allen ihren Nuancen treu und lebendig wiederzugeben, als wenn er bei einer lebenden Figur selbst die Stellung wählt und sich für die Schönheit und Poesie derselben verantwortlich macht. — Unter den vielen ausgezeichneten Männern, welche wir dieser Tage zu sprechen Gelegenheit hatten, war keiner, der sich, ganz abgesehen von Thorwaldsens Schöpfung, nicht durch zwei Punkte vollkommen befriedigt erklärt hätte: durch die technische Ausführung des Denkmals, und durch die Wahl des Platzes. Professor v. Thouret ist nicht nur als vorzüglicher Baumeister, sondern auch als ein Mann von sehr gebildetem Geschmack bekannt, und das Fußgestelle wurde unter seiner Leitung ein ausgezeichnet schönes Werk. Er sah sich dabei von den unter der jetzigen Regierung hier gebildeten trefflichen Steinarbeitern auf's Glücklichste unterstützt. Der Umfang der Ornamente sammt den Basreliefs steht mit den Granit- und Sandsteinmassen im schönsten Verhältniß. Der Ton der Bronze und der des Gesteins harmoniren jetzt in der Neuheit vortrefflich, und er muß beiderseitig und gleichmäßig mit der Zeit tiefer werden. — Manche hiesigen Einwohner hatten eigensinnig ein Vorurtheil gegen den Platz festgehalten. Daß der architektonische Charakter desselben an sich der würdigste sey, konnte am Ende Keiner läugnen; aber die Vorstellung, als ob ein großartiges Denkmal, um seine volle Wirkung zu thun, eines großartigen, das heißt auch recht großen Platzes bedürfe, schien ihnen eine viel zu natürliche, als daß sie den nur fünf- und fünfzigtausend Quadratfuß umfassenden Häuserrahmen nicht hätten verdächtig finden sollen. Jetzt aber, da die schwankende Schätzung der Einbildungskraft dem Augenschein Platz gemacht, verschafft sich die optische Logik von selbst Geltung. Man weiß, daß die Statue dreizehn Fuß hoch ist; aber ohne diese Thatsache, welche Mancher gar nicht glauben will, ließen sich Viele, wenn sie nun die etwa zwanzig Fuß in die Luft gestellte Figur betrachten, gar nicht einreden, daß sie die doppelte Höhe eines sehr hoch gewachsenen Mannes habe. Man erkennt jetzt, daß eine weit umher gebreitete Fläche, etwa der Königsbau, die Verhältnisse des Bildes noch ungleich mehr herabgedrückt hätte, so daß der Charakter des Großartigen und Kolossalen der jetzt im glücklichsten Maße festgehalten ist, unfehlbar verloren gegangen wäre.

Die Fremden nehmen nach und nach Abschied, voll vom unvergeßlichen Bilde des einzigen Festes; denn dies ist es: nie ist einem deutschen Heros, einem, der nicht zu den Helden im gemeinen Sinne des Worts gehört, ein solches Denkmal und so kurz nach seinem Tode errichtet worden. Aber dem deutschesten Dichter gebührte auch der Vortritt vor allen, denen die jetzige Zeit die Schuld der Dankbarkeit abzutragen gedenkt. Die hiesige Stadt weiß gewiß die hohe Ehre zu schätzen, die Wahrerin eines Kleinods zu seyn, welches das sprechendste Sinnbild der deutschen Nationalität ist und bleiben wird, so lange das deutsche Volk sich nicht selbst verloren hat. Bald sind achtzig Jahre seit Schillers Geburt verflossen; nur wenigen seiner Jugend- und Studiengenossen war am gestrigen Tage ein Lichtblick am dämmernden Abend ihres Lebens gegönnt; von den 250 Grenadieren, denen er, wenn auch unter Seelenschmerzen, ein treuer, wackerer Arzt gewesen, konnte keine Spur aufgefunden werden. Aber das jetzige Geschlecht ist in der Liebe zu ihm aufgewachsen und wird sie ungeschwächt und unverfälscht den folgenden überliefern. Bald, wenn einmal der edle Rost Thorwaldsens schönes Werk deckt, sind auch die Reihen derer, welche es mit Rath und That, mit künstlerischer oder freigebiger Hand gefördert, stark gelichtet. Aber bevor das jetzige reife Geschlecht ganz zerrinnt, in zwanzig Jahren, möge Schillers hundertjährige Geburtsfeier die überlebenden Zeugen des gestrigen herrlichen Tages froh versammeln, und dann nehme Schillers Sohn oder Enkel das Wort wie Achills Erzeugter beim trojanischen Siegesfeste:

Dem Erzeuger jetzt, dem großen,
Gießt Neoptolem des Weins:
Unter allen ird'schen Loosen,
Hoher Vater, preis' ich deins.
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 119.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 18. Mai 1839.

Ergrimmt, daß eines Tags Geschöpfe wagen,
Titanen gleich, nur stolz auf sich zu baun,
Wird dich des Donnerers Wort in Banden schlagen.

A. W. Schlegel.

Bellerophontes.

Von Gustav Pfizer.

Roth glühet der Tag; auf dem Stuhle von Golde
Sizt Bellerophontes vor'm Königspalast;
Zu Füßen dem Greis spielt Sarpedon, der Holde,
Sein Enkel, in jugendlich reizender Hast.
Schon bleichet das Haupthaar dem König, das braune,
Schon leuchtet in silbernem Schimmer sein Bart,
Schon wölkt seine Stirne die mürrische Laune,
Die leicht mit dem lähmenden Alter sich paart.

Es ruhet sein herrliches Haupt in den Händen,
Gestüzt auf die Kniee; zu Boden er blickt;
Dem Knaben, der gern auf sein Spiel sich säh' wenden
Das Auge des Alten, nur lässig er nickt;
Ihm pflügen die Seele so tiefe Gedanken,
Daß starr seine Sinne, lebendig sind kaum;
Die Bilder der Vorzeit vorüber ihm schwanken,
Fort träumt er noch wach seinen nächtlichen Traum.

Ihm träumte: ein Adler, der oft ihm als Kinde
Auf Bergen der Heimath sich traulich genaht,
Umflög' ihn, getragen vom sausenden Winde,
Und spräche zu ihm, wie doch niemals er that:

„Schau, Bellerophontes, mein Aug', wie's so helle!
Mein Flaum wie so schwarz und wie frisch meine Kraft!
Dir aber, mich dünkt, stockt des Lebens Quelle —
Es färbt sich dein Haar und dein Arm ist erschlafft!"

Fort flog er, wie spottend; erwacht fühlt der Alte
Zum ersten Mal, daß seine Schaale sich neigt,
Daß schon in den Knochen das Mark ihm erkalte,
Die Woge der Tage an's Herz schon ihm steigt.
Nicht war, wie ihn Stunde für Stunde bestehle
Um Hoffnung und Zukunft und Kraft, ihm bewußt;
Und plötzlich erschreckt die so sichere Seele
Der Jugend, der kräftigen Mannheit Verlust.

Und wie ihm die Binde vom Auge gerissen,
Da wird ihm ein Anderes plötzlich auch klar:
Daß längst er die Gunst muß der Himmlischen missen,
Die mit ihm, als blühendem Jüngling, einst war;
Daß ihm zu ertheilen Orakel sie säumen,
Nicht Heerden ihm segnen und Saatfeld und Wein,
Daß lang nicht zu ihm sie geredet in Träumen,
Nicht Ehre und Glück seinen Völkern verleihn!

„Und bin ich derselbe, der strahlend in Jugend,
Das Herz einst der Kön'gin zur Liebe entflammt?
Der Kön'ge Versöhnt durch die furchtlose Tugend,
Die erst den Verleumdeten zürnend verdammt?

Digitized by Google

Der aus der Gefahren wild gähnendem Rachen
Das Zeugniß der Unschuld, triumphgekrönt, riß,
Und der, der Erleger der Bestien und Drachen,
Auf Erden der Liebling der Himmlischen hieß?

„Und bin ich derselbe, dem Pallas Athene
Als göttliche Helferin nahte im Traum,
Und dem sie, das Roß mit der goldenen Mähne
Und Flügeln zu bändigen, reichte den Zaum,
Daß auf in den Aether, vom göttlichen Rosse
In eherner Rüstung, mit schnaubendem Flug
Getragen, mit furchtbaren, sichern Geschossen
Die grause Chimära ich traf und erschlug?

„Ich bin es — ich war's! diese Hand hat geschwungen
Die Keule, das Schwert! Mich, mich kränkt das Glück!
Doch den Kranz, der unsichtbar mein Haupt hat umschlungen,
Ihn zogen die Himmlischen, fürcht' ich, zurück!
Mir wich aus dem Herzen das kühne Vertrauen;
Nicht ward es bekräftigt durch stärkendes Pfand;
Die Götter — ob gnädig sie noch auf mich schauen?
Es bebt bei der Frage mir Lippe und Hand!"

Jetzt reißt an des Königes purpurnem Kleide
Sein Enkel Sarpedon; des Greises Gesicht
Durchblitzt ein auflodernder Schimmer der Freude;
Er winkt ihm, und murmelnd dann weiter er spricht:
„Ja, Zeus hat der Tochter, die mir ist entsprossen,
Dies köstliche Pfand seiner Liebe geschenkt;
Doch ach! von der Artemis Pfeil ward erschossen
Die Mutter, mein Kind, deren Tod mich noch kränkt!"

So wägt er in zweifelndem Herzen die Frage:
Ob unhold die Götter, ob hold sie ihm sey'n?
Doch so prüft kein Liebling des Himmels die Wage!
So mischt sich in ihm nicht die Hoffnung mit Pein!
Es naget der Zweifel, der arge Zerstörer,
Am Herzen dem Greis, der sich selbst überlebt;
Doch plötzlich rafft auf sich der Trotz, der Empörer;
Vom goldenen Stuhle der Held sich erhebt:

„Noch geht mir das himmlische Roß auf der Weide,
Vom Zaume gehalten in meinem Bann!
Zum Aether hinauf mit wiehernder Freude
Vom Boden empor trägt's den irdischen Mann!
Ich zäum' es noch einmal zum lustigen Ritte,
Ich laß' es nicht rasten im schwimmenden Flug,
Bevor in der tafelnden Götter Mitte,
Hinauf in den Saal des Olymps es mich trug!

„Nicht Zeus drängt mich weg aus der göttlichen Runde,
Mein Enkel Sarpedon — er ist ja sein Sohn!
Ich stand mit Athenen im traulichen Bunde;
In Heldenkraft bied' ich den Uebrigen Hohn!
Here'n meine zuckende Braue besieget,
Der Helm ist vor Ares' Keule mein Schutz,
Der Panzer, der glänzend die Brust mir umschmieget,
Er bietet den Pfeilen der Artemis Trutz!

„Die Weisheit, in sechzig Jahren gewonnen,
Wird Schande nicht machen der Himmlischen Kreis;
Die Menschheit, gereift unter bräunenden Sonnen,
Ringt wohl mit dem mühlosen Gott um den Preis?
Und deckt das erbleichende Haar auch schon Falten,
Ist welk auch der Jugend frischthauiger Kranz:
Erkennt doch im Auge des markigen Alten
Noch Hebe des Heldenbluts Feuer und Glanz!"

Schon hat das geflügelte Roß er bestiegen;
Er wirft einen Blick noch auf Enkel und Haus;
Das Götterpferd schnaubet, begierig zu fliegen
Empor in die Räume des himmlischen Blau's.
Doch plötzlich verfinsternde Wolken bedecken
Den Himmel, der eben so heiter und klar,
Und Blitze auf Blitze, den Helden zu schrecken,
Schießt aus dem Gewölk Zeus' dräuender Aar.

Doch Bellerophontes verachtet die Zeichen
Und „auf zum Olymp!" raunt dem Roß er in's Ohr;
Das fühlt bei dem Wort seine Kühnheit entweichen,
Es sträubt sich ihm, schaudernd, die Mähne empor.
Es schwebt in den Lüften und will nicht weiter —
Der König treibt an es mit Drohung und Schlag —
Da bäumt es sich — bis sein vermessener Reiter
Entschüttelt am Ufer des Xanthus lag.

Jetzt rauschen zurück die Wolken, die düstern,
Das Götterpferd schwimmt durch das sonnige Blau;
Nicht braust ihm mehr Feuer aus schwellenden Nüstern,
Bald weidet, befreit, es auf Tempe's Au.
Doch Bellerophontes, erwacht von dem Falle,
Der tief ihn betäubt, ist die Beute der Schaam;
Nicht mag er mehr schau'n seine fürstliche Halle,
Nicht Gattin und Kinder, vor Zorn und vor Gram.

Verlustig des Rosses, der Gnade der Götter,
Der blühenden Mannskraft — sich selber verhaßt —
Ein Fingerzeig für die Verächter und Spötter —
So schleppt er des Alters bleierne Last;
Der Jugend Erinnrung im Bettlergewande
Begrabend, bei Fremden verzehrend sein Brod,
Weil nicht er will tragen den Purpur der Schande,
Wo Lyciens Volk er als König gebot.

Hinfort keine süße Erinnrung der Seele
Das schmacklose, bittere Alter ihm würzt;
Er fühlt, doch er sühnt nicht, des Uebermuths Fehle;
Allnächtlich im Traume vom Himmel er stürzt.

Digitized by Google

Vom Hochmuth zur Ohnmacht in ſtetem Verdruſſe
Schwankt trotzig ſein Geiſt, bis er wüſt ganz und leer; —
Als Hermes ihn abrief zum ſtygiſchen Fluſſe,
Fand kaum er vom Helden das Schattenbild mehr.

Der Saal zu Würzburg.

(Fortſetzung.)

Horch! die Thüren am entfernten Ende des Saals öffnen ſich. Ein Echo wie ein ferner Donner rollt durch die hohe Kuppel des Saals. Wer kommt? Ein feierlicher Zug ſchwarzer Geſtalten zieht paarweiſe auf, und an den ſchmalen, hohen Fenſtern vorüber kommt er mit klangloſen Schritten auf dich zu. Die weißen Perücken ſchimmern ſilbern, wenn die langen Lichtſtreifen der Fenſter auf die vorüberwandelnden Köpfe fallen. Der Fürſtbiſchof begibt ſich zur Meſſe. Die Würdenträger gehen ihm voran, der Oberſchenk, der Hofceremonienmeiſter, der Obermarſchall. Der Zug kommt an dir vorüber, der Fürſt lächelt dir zu, mit demſelben Lächeln voll Hoheit und Liebenswürdigkeit, das auf dem breiten Geſicht ſeines Vorgängers im Gemälde über dem Kamin glänzt. Es wird dir erlaubt, dich dem Zuge anzuſchließen und eine der ſchönen Hymnen Paläſtrinas mit anzuhören, von der die Gewölbe der Schloßkapelle widerhallen. — Wenige Stunden ſpäter — es iſt Nachmittag — ſiehſt du einen bunten Jagdzug dem Thorweg ſich entwinden. Wer thront an ſeiner Spitze auf dem muthigen Roſſe? — Es iſt wieder der Fürſtbiſchof, aber in weltlicher Kleidung. Er grüßt dich abermals, aber dieſem Lächeln iſt das Saldungsvolle entnommen. — Wieder einige Stunden ſpäter, und ein vertrauter Page führt dich den Corridor entlang in ein Kabinet, das ſeidene Tapeten und bronzirte Thüren ſchmücken. Eine Venus von Alabaſter, von der Meiſterhand Berninis, ſpiegelt ſich in langen Pfeilerſpiegeln. Kleine Tabourets von Atlas und eben ſolche Sophas ſind an den Wänden und Ecken vertheilt, ein prächtiger Lüſtre ſtreut das klare Licht von hundert Wachskerzen auf ſammtne Draperien und goldne Franſen. Hier iſt eine auserwählte Geſellſchaft beiſammen. Man lieſt franzöſiſche Verſe und gibt ſich Charaden auf. Wer iſt der Mann an der oberſten Seite der Tafel mit dem gutmüthig-ſchalkhaften, geiſtreichen Lächeln? Es iſt der Fürſt, hier ein Weltmann, ein heiterer Geſellſchafter. — So kannſt du an einem Tage alle Metamorphoſen der prächtigen Erſcheinung eines Fürſtbiſchofs von Würzburg kennen lernen: am Morgen im Chorrock, am Nachmittag in der reichen Jagdkleidung, am Abend in Hofkleidung, in allen jedoch würdevoll und glänzend.

Aber wir kehren zurück zu den Freskogemälden des Saals. Man kann nicht leicht kühnere Gruppen, phantaſtiſchere Zuſammenſtellungen und dreiſtere Pinſelſtriche ſehen, als ſie der Meiſter Gianbattiſta Tiepolo, der florentiniſche Künſtler, in ſeiner markigen Hand hat und ſie im Sturm ſeiner Michel Angeloſchen Phantaſie auf die Leinwand oder den naſſen Kalk wirft. Auf der Galerie zu Weimar befindet ſich eine Steinigung des heiligen Stephan von ihm, die in Kühnheit der Gruppirung und mit einer faſt aus dem Rahmen ſpringenden Leidenſchaftlichkeit der Handlung den Beſchauer zugleich erſchreckt und entzückt. Freilich iſt nirgends griechiſche Ruhe und Einfachheit, nirgends das glatte Ideal Winkelmannſcher Schönheit; der heilige Stephan ſchreit mit weitgeöffnetem Munde und in Entzückung aufgeſchlagenen Augen den Himmel um Beiſtand an in dem Moment des Todes. Er liegt auf dem Gipfel eines Berges, unter ihm die Gruppen der Zuſchauer, ein Sturm raſt in den weiten Falten ſeines Prieſterrocks. Man ſieht dunkle Wolken über den Himmel jagen, ein ungewiſſes Licht zittert auf die Mordſcene herab. Dicht hinter dem Heiligen erhebt ſich eine derbe, erdbraune, blutvollgeröthete Geſtalt eines Büttels, der mit thieriſchem Jauchzen den ungeheuern Stein hebt, der die göttliche Bildung zu ſeinen Füßen zerſchmettern ſoll. Noch ſieht man die reinen, bleichen Prophetenzüge — ein Augenblick, und die Maske des Todes ſtarrt uns in Blut und Entſetzen entgegen. So ſtirbt alles Edlere, alles Hohe! Hinter jeder glaubenvollen, himmliſchen Erſcheinung hebt ſich die rohe Mordgeſtalt, und ein Leichenſtein deckt unſere Hoffnung, unſer Entzücken. — Aber Gianbattiſta kann auch das Schöne, das Liebliche malen. Dicht neben dieſem Bilde iſt der Märtyrertod eines andern Heiligen, des Sankt Sebaſtian, dargeſtellt. Hier ſehen wir einen ſchönen Jüngling, mehr in Ohnmacht als im Tode an einen Baum gelehnt, und zarte, jungfräuliche Geſtalten mit den Zügen von Engeln — vielleicht ſind ſie es auch, obgleich ihnen die Flügel fehlen — ziehen die Pfeile aus den Wunden, und eine dieſer Geſtalten gießt, ein naiver Einfall, mit einem goldnen Theelöffel Balſam in die Seitenwunde des jungen Heiligen.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe Wielands aus den Jahren 1752-1761.

Biberach, den 6ten Juni 1760.

Endlich, mein wertheſter Herr und Gönner, bin ich nach einer achtjährigen Abweſenheit wieder in meiner Vaterſtadt angekommen. Ich folgte einem Rufe der Vorſicht, der ſo deutlich war, daß ich mich verbunden

Digitized by Google

hielt, ihm alle eigennüzigen Betrachtungen aufzuopfern. Die Schweitz war seit langer Zeit mein zweytes Vaterland, ich lebte glücklich dase.bst, die Besten, die Lebenswürdigsten waren meine Freunde; ich hatte sogar eine kleine Zahl solcher Freunde; die man außer den phantasirten Welten der Dichter nirgends suchen zu dürfen glaubt, Freunde; die mein Glück fur ihr eigenes hielten, und jedes Vergnügen, das sie mir machten, doppelt empfanden; ich lebte ruhig und frei, bloß mit selbstgewählten Arbeiten beschäftigt, im Schoos der Mußen und der Gratien — kurz, ich lebte glücklich, und ich hoffte noch einen Theil, wo nicht den ganzen Rest meines Lebens in dieser angenehmen Verbannung aus meinem angebohrnen Lande zu leben, als ich, nachdem ein unvermutheter Tod einen der hauptsächlichsten Zerstörer unserer Stadt und Widersächer meiner Familie hinweggenommen, wider mein Wissen und Gesuch durch eine in meiner zerrütteten und verdorbenen Vaterstadt lange unerhörte, freie, ruhige und einhellige Wahl in den Rath derselben berufen wurde, und durch alle Umstände überzeugt, daß die Vorsicht mich für eine Zeitlang in einer andern Sphäre gebrauchen wolle, mich in mir selbst gedrungen sah, diesem Ruf, soviel ich ihm auch aufopfern mußte, zu folgen. Ich bin also wieder hier und schätze mich auch dadurch glücklich, daß ich Ihnen näher bin und die Freundschaft wieder erneuern kann, die ehemals unter uns gewesen, und die, wie ich gewiß glaube, ununterbrochen fortgedauert hat, obgleich die gegenseitige Aeußerung derselben durch tausend Hindernisse fur eine lange Zeit gehemmet worden.

Ich nehme die Freiheit, Ihnen, werthester Freund, ein paar Exemplare einer Nachricht an das Publikum wegen einer Ausgabe aller meiner Gedichte zu übersenden. Ob ich gleich zweifle, in unserm Vaterlande viele Liebhaber zu finden, so wird es doch nicht schaden, wenn wir diejenigen aufsuchen, die sich finden lassen. Wenn es Ihnen gefällt, so belieben Sie einen dieser Plane dem Herrn Cotta in Stuttgardt zu übergeben, welcher sich vielleicht gefallen lassen wird, einige Subscriptionen in Ihrem Herzogthum zu sammeln.

Wieland.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

Der Triumph der Taglioni.

Wir waren vor wenigen Tagen Zeugen einer fremdartigen Scene. Nachts um halb eilf Uhr, eine Zeit, wo in den Straßen Wiens gewöhnlich bereits wie eine Todtenstille herrscht, sah man mit Befremden in einer der Hauptstraßen zahlreiche Menschenhaufen versammelt, die erwartungsvoll einem Ereigniß entgegen zu sehen schienen. Plötzlich wurden diese Massen belebt und wälzten sich mit wildem Geschrei die Straßen entlang. Neue Haufen stürzten nach, immer lauter wurde das Getöse. Erschrocken öffnete man die Fenster, um von dem unerhörten Ereigniß eines Volksauflaufs sich zu überzeugen; da sah man einen Wagen herbeigeschleppt, gezogen von Hunderten, umgeben von Tausenden. Eine weibliche Gestalt, die darin saß, verbeugte sich fortwährend, und jedesmal, wenn sie mit dem Kopfe wackelte, ertönte es in den Massen: „Viva! Viva! Taglioni! Eviva!“ Man hatte die Pferde ausgespannt und stritt sich um die Ehre, den Wagen ziehen zu dürfen, welcher die Reliquie mit den heiligen Füßen umfing. Es war eine frühlingswarme Nacht, aber der Mond schien nicht; er schämte sich, herabzusehen. Ich weiß nicht, ob man dem Polenhelden Sobiesky, als er im Jahre 1683 Wien aus den Händen der Türken rettete, eben so viel Ehre erwiesen hat, als Dem. Taglioni, aber die ältesten Personen wissen sich nicht zu erinnern, daß irgend eine künstlerische, poetische, politische oder welthistorische Celebrität auf solche Weise ausgezeichnet worden wäre, wie diese Tänzerin, wie dieses Paar Beine, welche noch dazu bereits an die vierzig Jahre in diesem irdischen Jammerthale herumwandeln und also schon etwas usés sind. Die Taglioni hat an zehn Abenden getanzt; für jeden Abend erhielt sie 1200 Gulden Convm., ihre Benefizvorstellung war mit 4000 Gulden Convm. garantirt, überstieg aber die Summe von 10,000 Gulden Convm. Sie wurde mit Ausnahme des ersten Abends fast jedesmal dreißig bis sechs-und-dreißigmal hervorgerufen, in ihrer Benefizvorstellung vier-und-vierzigmal. Staunen Sie? Und doch werden Sie noch mehr staunen, wenn ich Ihnen sage, daß die Taglioni eigentlich in nicht gar hohem Grade gefallen hat. Die Aeußerungen über sie waren gewöhnlich: „sie tanzt allerliebst; ich verstehe zwar wenig vom Tanz, aber umsonst hat man in Paris nicht so viel Spektakel gemacht u. s. w.“ Das sind aber nicht die Redensarten, welche der Wiener braucht, wenn sein leicht zu erregender Enthusiasmus wirklich erregt ist. Die Taglioni ist auch gar nicht die Tänzerin, welche den Wiener, und besonders die Masse hinreißen könnte. Sie hat zu wenig Sinnlichkeit sowohl in ihrer Erscheinung als auch in ihrer Kunst. Was den Tanz der Taglioni in so hohem Grade auszeichnet, ist die edle Plastik, die classische Schönheit ihrer Bewegungen; diese aber sind so gemessen, so ruhig, so kalt, daß sie bei der Masse um so weniger eine große Exaltation hervorbringen können, als die Jahre der Blüthe und Schönheit dieser Künstlerin bereits verflossen sind. Aber woher denn dieser unerhörte Enthusiasmus? Fast schäme ich mich, Ihnen den Grund anzugeben. Der Ruf, der der Taglioni von Paris aus voranging, ihr neueres Engagement in Petersburg gaben ihr die Sanction der Mode. Dazu kamen ihre Empfehlungsbriefe an die Crême der haute volée; alles dies sicherte ihr die Sympathien der Aristokratie. Als sie das erste Mal auftrat, ließ sie zwar das Gros des Publikums kalt, aber aus den Logen klatschten die Glacéhandschuhe ununterbrochen ihr vornehmes Brava; das Parterre stutzte. Nun aber muß man den Geist des Wiener Publikums kennen, um zu wissen, daß der leiseste Ton der Aristokratie ein gieriges Echo in dem großen Haufen findet, und immer schreiender wird, je tiefer hinab er dringt. Die Wiener Localposse hat für diesen Geist der Nachäffung einen trefflichen Ausdruck gefunden, er heißt: „Nur nobel!“

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 120.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 20. Mai 1839.

— What may this mean, that we fools of nature
So horridly do shake our disposition
With thoughts beyond the reaches of our souls?

Shakespeare.

Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten.

Neuere Schriftsteller, unter diesen selbst unser größter Humorist in seiner „Vorschule der Aesthetik," haben behauptet, daß die Alten, d. h. die Griechen und Römer, von einer Geisterwelt, in unserem Sinne, wenig oder nichts gewußt, also auch die Geisterfurcht nicht empfunden, daß überhaupt bei den Griechen und Römern der Aberglaube nichts von unserem Geistereiche an sich gehabt, sondern sich bloß auf ein Erdenglück, meist von bestimmten Wesen, bezogen und sich durch seine Heiterkeit gar sehr von dem nordischen unterschieden habe. Ja, Jean Paul spricht den kühnen Gedanken aus: das Christenthum habe, wie ein jüngster Tag, die ganze Sinnenwelt mit all ihren Reizen vertilgt, sie zu einem Grabeshügel, zu einer Himmelsstaffel zusammengedeucht und eine neue Geisterwelt an die Stelle gesezt. — „Was blieb nun," fähret er fort, „dem poetischen Geiste nach diesem Einsturze der äußeen Welt noch übrig? — Die, worin sie einstuezte, die innere. Der Geist stieg in sich und seine Nacht, und sah Geister." — Folgende Betrachtungen mögen darthun, ob diese Behauptungen gegründet sind oder nicht. Da hier besonders von Geisterfurcht die Rede ist, will ich von vorn herein über den Glauben der Alten in Bezug auf die Seelen der Abgeschiedenen Einiges vorbringen, weil man noch heutiges Tags im Volksglauben besonders solche Wesen, die nach dem Tode erscheinen und umgehen sollen, mit dem Namen Geister bezeichnet. — Der Schauder vor diesen Wesen gründet sich auf den, tief in unserer Natur liegenden Schauder vor dem Tode und der Vernichtung selbst, vor einem dunkeln, fernen Daseyn nach diesem Leben und dieser Zeit, und vor einer Vergeltung, die auch noch in das Grab und Jenseits hinab- und hinüberreicht.

Verschieden ist die Vorstellung von dem Zustand der Seelen nach dem Tode und von dem geheimnißvollen Lande, „aus dem kein Reisender zurückkehet," bei den früheren, phantasiereichen Griechen, und bei einzelnen späteren, die schon zur höheren Ansicht, auf dem Wege der Spekulation, sich emporgeschwungen hatten. Der Hades der Griechen ist fast noch bekannter als der Scheol der Althebräer, welchen Luther oft durch „Grube" übersezt und mit welchem jener im Grunde Eines ist. Auf die Vorstellung vom tiefen, finsteren Grabe, von dem Hinabsenken in dasselbe, als der ursprünglichen Bestattungsweise, auf die Wahrnehmung des Schattens, den der Mensch wirft, und auf die wundersamen Erscheinungen des Traumlebens gründen sich ohnstreitig die Vorstellungen von jenem dunkeln, sonnenlosen Aufenthalt und seinen Bewohnern. Traurig genug erschien der

Hades oder Orkus den Alten, selbst noch in späterer Zeit, als freigeistiges Denken ihn und seine Schrecken schon zum Ammenmährchen gemacht hatte, wie schon die Schilderungen des Lukretius darthun, der, indem er mit allen Beweisgründen epikurischer Weisheit diesen Glauben zu bekämpfen sucht, unbewußt noch zu erkennen gibt, daß ihn der Schauer davor doch nicht ganz verlassen habe. Auch hier könnte, wie es scheint, Lessings Ausspruch gelten: „nicht Alle sind frei, die ihrer Ketten spotten!"

Schon bei Homer, „dem heitern, jonischen Sänger," wie man ihn zu nennen liebt, finden wir mit romantischem Schauer die Unterwelt dargestellt. Der eilfte Gesang seiner Odyssee ist in dieser Hinsicht sehr interessant. Odysseus war auf seiner Irrfahrt, durch göttlichen Wind gefördert, an's Ufer des sonnenlosen Kimmeriens und an die Einströmung des Weltstromes Oceans in das Meer gekommen. Als er nun hier, der Vorschrift der Circe zu Folge, eine Grube gegraben und das Blut von Opferthieren hatte hineinfließen lassen, kamen die Schatten aus dem Hades, einer nach dem andern hervor: Bräute kamen und Jünglinge, Greise, die viel geduldet, noch zarte Mädchen, Schatten der im Kriege Gefallenen, Alle kamen mit grauenvollem, entsetzlichem Geschrei hergan, begierig nach dem Blute; aber noch wehrte sie Odysseus von demselben ab; selbst seine eigene Mutter, die herbei kam, ließ er nicht trinken, bevor er den Schatten des thebanischen Sehers Tiresias über seine Rückkehr befragt hätte. — Tiresias trinkt vom Blute und weissagt ihm. — Rührend ist es, wie hierauf der Schatten seiner Mutter, der früherhin abgewendet und sprachlos bei dem Blute gesessen hatte, nachdem er jezt von demselben geschlürft, Besinnung zurück erhält und den Sohn erkennt und mit ihm spricht, und als er, von inniger Sehnsucht ergriffen, die geliebte Mutter umarmen will, wie sie dreimal vor ihm wegflieht, gleich einem leeren Schatten oder Traumbild: gerade wie wir uns im Traume die Gestalten theurer Abgeschiedenen, wenn wir sie zu umfassen und zu halten wähnen, gleich einem Nichts vor uns verschwinden sehen; und wie sie dann, auf seine Verwunderung, ihm eröffnet, daß, wenn einmal die Menschen verwelkt sind, dann kein durch Sehnen verbundenes Fleisch und Gebein mehr vorhanden sey und die Seele wie ein Traum von dannen schwebe. Rührend ist es ferner, wenn erzählt wird, wie der Schatten des Achilles dem fragenden Odysseus bekennt: daß er lieber da droben als armer Taglöhner das Feld einem armen Manne bestellen wolle, als drunten über die Schaaren der Abgeschiedenen gebieten. Wahrlich, solche Schilderungen, die der griechische Sänger im Geiste und Glauben seines Volks so malerisch entwarf, mußten sie nicht seine empfänglichen Hörer mit ähnlicher Rührung oder Schauer erfullen, wie er etwa uns beschleicht, wenn wir Geschichten vernehmen, die sich auf die Seelen der Abgeschiedenen und ihr Treiben und Schaffen beziehen?

Die Vorstellung übrigens, daß die Schatten der Todten erst durch Bluttrinken einige Lebenskraft, Besinnung und Bewußtseyn zurück erhielten, ist uralt und gründet sich auf die Meinung der Griechen, welche sie mit den Althebräern theilen, daß das Leben der Menschen, die Psyche, im Athem, die denkende Kraft aber, die Phrenes, in den edleren Eingeweiden, im Herzen und in der Lunge, d. h. in dem Blute sich befänden. Selbst der spätere Empedokles meint noch, daß in dem Herzblut des Menschen sein Denken liege und daß ein träger Kopf durch die langsame Bewegung des Herzbluts im Denken gehemmt werde. Und diese alte Vorstellung findet sich in dem schauerlichen Glauben an Blutsauger oder Vampyrn wieder, wie er noch heutiges Tags bei einigen Völkern, nicht etwa im hohen, düsteren Norden, sondern in heitern, warmen Himmelsgegenden, in Ungarn, in Griechenland und in der Türkei angetroffen wird, was allein schon die, von literarischen Stimmführern ausgesprochene und von vielen Andern nachgesprochene Behauptung: daß der Charakter der nordischen Sage und Poesie mehr schauerlich düster und wild, dagegen der der südlichen Mythe und Dichtkunst mehr heiterer Natur sey, wenn nicht ganz entkräften, doch sehr beschränken mag.

Auch anderwärts, wo Homer vom Hades und seinen Bewohnern spricht, geschieht es fast immer mit dem Ausdruck des Schauders. Hier muß auch seine Schilderung von den Geistern der ermordeten Freier erwähnt werden. Gleich pipenden Fledermäusen — schon diese Vergleichung mit den zweideutigen, in der Dunkelheit wie geisterhaft einherschwebenden Geschöpfen ist bedeutend — läßt er ihre Seelen in den Hades hinunterwandern.

(Fortsetzung folgt.)

Der Saal zu Würzburg.

(Fortsetzung.)

Daß Gianbattista seine Heiligen mit so viel Andacht malte, ist doppelt zu verwundern, da er selbst wenig Heiliges in seinem Charakter gehabt zu haben scheint. Er hatte in seiner Jugend ein ziemlich ruchloses Leben geführt. Der Hang zur Unabhängigkeit, die jedem Kunstler inne wohnt, hatte ihn öfters, wenn wir den Nachrichten glauben sollen, die wir von ihm erhalten, dicht an die Grenze geführt, wo unsere Civilisation mit dem Genie im Kriege liegt. Von armen Eltern erzeugt,

Digitized by Google

immerwährend arm bei großem Gewinnst, führte er bis spät in sein Mannesalter hinein eine zerrissene Existenz. Dann aber ging er plötzlich in sich und wurde nach außen hin verzagt und geizig. Er traute sich durch keine dunkle Straße mehr, und legte dreimal ein Geldstück wieder in die Kiste zurück, ehe er es ausgab. Aber im Innern zeigte er sich freier und kühner wie jemals. Kurz vor seiner Reise nach Deutschland hatte er eine Vision gehabt. Nach einer muthwillig hingebrachten Nacht trat er auf dem Wege nach Hause in die Kirche. Es war frühe und noch hatte man keine Anstalt zur Mette gemacht. Die weiten Hallen des Gotteshauses füllte ein grauer, nebelhafter Duft, der Kampf der Geister der Finsterniß mit denen des Lichtes. Gianbattista kannte diese Räume wohl, er blickte zu dem großen, herrlichen Gemälde Michael Angelos hinauf, aber er konnte nichts erblicken, als nur den Fuß des einen Engels, der die Leiter trägt, und dazu ein Stückchen weißes Gewand. Betrübt und erschreckt wandte er die Blicke wieder zu Boden. Es war ihm im Innern bange, und er fürchtete, sein hoher Meister zürne ihm und verstecke absichtlich sein himmlisches Werk vor seinen Blicken. Es war kalt und er zitterte vor Frost und Unbehagen; dennoch konnte er keinen Schritt thun, um sich aus der Kirche zu entfernen. Wie im Traume wisperten Stimmen um ihn, Gestalten wandelten, Töne erklangen; immer dichter zog sich ein verwirrendes Netz durcheinander spielender Linien und Figuren. Hinter den hohen Säulengängen flatterten farbige Scheine, die zu einem Mittelpunkt hinströmend, mit einander kämpfend, zu einem Gemälde sich gestalteten. Es war eine große herrliche Composition, und Gianbattistas Herz schlug wieder voll Leben, als er die Gestalten aus der Nebeldämmerung eine nach der andern scharf gezeichnet hervortreten sah. In der That, Michael Angelos Pinsel hätte nichts Vorzüglicheres liefern können. Es war eine Gruppe der Madonna mit anbetenden Heiligen, wie der trunkene Sinn eines begeisterten Frommen nichts in keuscher Anmuth Süßeres und in brennender Glaubensherrlichkeit Erhabeneres hätte träumen können: Alles in Harmonie und Lichtglorie. Der Künstler murmelte etwas vor sich hin, das wie ein scheues Gebet klang. In dem Augenblicke erschrack er heftig, denn dicht hinter ihm, über seine Schulter sahen ihn die finstern Züge Buonarottis mit dem ihnen eigenthümlichen harten, zürnenden Spott an. „Das könntest du jezt erschaffen," rief eine Stimme, „armer Tiepolo, wenn zwanzig vergeudete Jahre nicht hinter dir lägen!" Bild und Stimme waren im Augenblick verschwunden, und die leeren Räume, die sich ins Unendliche ziehenden Kolonnaden lagen im herrlichen Morgenlichte vor den Sinnen des aus der Betäubung Erwachenden. Seit dieser Stunde sah man den Meister in keiner jener lustigen weinumkränzten Osterien, wo die jungen Künstler Roms ihre Orgien feiern und dem Bacchus ausgelassene Opfer bringen; seit dieser Stunde behielt er jenen scheuen Seitenblick; denn immerdar schien er zu fürchten, den zürnenden Kopf Buonarottis über seine Schulter ragen zu sehen. Er malte jezt eifrig nach den Cortons Battista Gaulis an jenen großen breithingedehnten Gruppen, die in der Zeichnung schwach, aber blendend in den Farben, die Bewunderung der Menge auf sich zogen. Die Fürsten Deutschlands ließen sich kostbare Paläste bauen und verschrieben sich die Künstler aus Italien, um die Wände mit Figuren zu schmücken. Nichts paßte besser zu diesen Blumenguirlanden und fliegenden Draperien in Stuck, zu diesen bronzirten Säulen und vergoldeten Muschelknäufen, zu diesen Amoretten und Satyrn und den kostbaren Tapisserien aus Lyoner Seide, als ein Gemälde von Andrea Pozzo oder Luca Tramesio, von denen die Zeitgenossen behaupteten, daß sie selbst ihre Meister Rubens, Giordano und Lanfranco überträfen, die jedoch eine spätere Zeit als Manieristen verdammte. — Es ist wahr; auch unser Gianbattista hatte sich diesen übermäßigen Schwung der Gewänder, diese sich fast aus dem Gelenke herausdrehenden Glieder und die übergenialen Verkürzungen angewöhnt; aber ein poetischer Gedanke machte manchen dreisten Muthwillen wieder gut. Es war nicht die kalte berechnete Unnatur, sondern das Uebersprudeln einer ungeregelten Schöpfungsfülle.

Der italienische Boden war in jenen unruhigen Zeiten für einen deutschen Künstler oft verderblich, nicht so umgekehrt. An den deutschen Höfen sah man in Masse französische Präzeptoren und Tänzer, italienische Maler und Sänger. Am Rhein, in Mannheim und Düsseldorf blühten die Künste in einem verschwenderischen Luxus, und mancher geistliche Fürst damaliger Tage hatte eine ausgesuchtere Kapelle aufzuweisen als jezt ein Kaiserhof. Der damalige Coadjutor von Würzburg machte eine Reise nach Italien und fand dort unsern Künstler, den er sofort mit sich nahm. Tiepolo erhielt den Auftrag, den Audienzsaal mit passenden Fresken zu verzieren, und er wählte dazu folgende Darstellungen.

Mitten im Plafond erhebt sich eine prachtvolle Gruppe. Friedrich Barbarossa, auf dem Throne sitzend, umgeben von den geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands, empfängt seine zweite Gemahlin, die ihm auf einem von Strahlen umgebenen Wagen, umschwebt von Genien, entgegengeführt wird. Die Maler damaliger Zeit wußten den Fürsten besser zu schmeicheln, als es die jetzigen thun; die Prinzessin hatte sich in eine Göttin verwandelt, deren graziöse Gestalt, in fliegende Gewänder gehüllt, auf dem Sonnenwagen schwebt; die dunkeln, mehr in Schatten gestellten Gruppen des Throns bilden einen kräftigen Gegensatz gegen die Lichterscheinung der

Digitized by Google

kaiserlichen Braut. Etwas tiefer unten in einem reich in Gold gefaßten Rahmen erscheint derselbe Kaiser, vom Papste die Belehnung empfangend. Zu beiden Seiten über dem Kamin prangen die lebensgroßen Bildnisse von geistlichen Fürsten. Man sieht, daß in allen diesen Dingen eine Verherrlichung der kirchlichen Macht über der weltlichen angedeutet erscheint. In einem Palaste von dieser Bestimmung konnte es auch nicht anders seyn.

Giambattista fand am Orte seiner Bestimmung einen Künstler von zänkischen Sitten und rachgieriger Gemüthsart; es war der im Vergolden und in Arbeiten in Stuck geschickte Niederländer Van Werst. Schon seit einem Jahr in Würzburg, war es ihm gelungen, sich im Bunde mit einer hübschen Tochter in der Gunst des Fürstbischofs, oder eigentlich in der des Intendanten, der den Schloßbau leitete, festzusetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

(Fortsetzung.)

Nur nobel. Die Bull. Die italienische Oper.

Der Blick der Wiener ist stets nach Oben gerichtet; die Gesetztafeln der Mode kommen nur von der Höhe der Noblesse. Neben der hohen Aristokratie steht eifrig und gierig der reiche Finanzier, auf all die kleinen und großen Modelaunen lauschend, damit er sie ja gleich kopiren kann. Hinter dem Finanzier steht der schwindlige Börsenspekulant und übernimmt die Offenbarung aus seinen Händen; hinter dem Börsenspekulanten steht der Handlungsdiener, hinter diesem der Handwerker u. s. w. Der Hintermann tritt stets den Vordermann auf den Fuß, um ihn zu kopiren, und so wird das allmählig zur Fratze, was ursprünglich ein leichtes Lächeln gewesen; was oben eine Laune war, wird unten zur Karrikatur. Und so ging es mit der Taglioni: um nicht an gutem Geschmack der Noblesse nachzustehen, um nicht das schreckliche Wort „Kaviar für's Volk" auf sich angewendet zu sehen, bemühte sich jeder, in eine künstliche Exaltation zu kommen; diese steigerte sich um so mehr, als ihr die Natur keine Gränzen setzen konnte, und artete endlich in jenen Stilenentanz aus, dem die Noblesse, die ihn ursprünglich doch angeregt, vornehm und spöttisch lächelnd aus den Fenstern zuschaute. Genug davon. — Ole Bull hat in diesem Monate seine Conzerte beendet. Reich besucht waren dieselben, auch mit Beifall reich begleitet; ob aber der Künstler ganz mit seinen Erfolgen zufrieden ist und seyn kann, will ich nicht entscheiden. Ole Bulls Spiel erregt Erstaunen, Ueberraschung, aber nicht Begeisterung. Es ist ein kolossaler Sieg über das Instrument, aber nicht über die Herzen; sein Bogen ist die Keule des Herkules, aber nicht die Leyer Apolls. Wir bewundern den Tyrannen, dessen allmächtiger Wille die Saiten zwingt, bald die Töne einer Flöte, bald die eines Fagotts, eines Orchesters sogar, wiederzugeben; aber es ist nicht der rührende Herrscher, den wir lieben, weil er ohne Zwang regiert und seinen Untergebenen ihre Gesetze, ihre Eigenthümlichkeit, ihre Nationalität läßt und sie dennoch zur schönen Harmonie vereint. Ole Bulls Spiel ist im hohen Grade eigenthümlich, originell sogar; aber es ist eine bizarre Originalität, oder besser noch, eine originelle Bizarrerie; es ist eine Erscheinung, die ganz für sich vereinzelt steht; die Kunst hat kein Förderniß davon zu erwarten und abzusehen. — Eine wahrhaft originelle, erhebende und begeisternde Erscheinung war für die Wiener Musikwelt das Oratorium „Paulus" von Mendelsohn Bartholdi. Trotz der sehr mangelhaften Aufführung und der untergeordneten Kräfte, denen die Hauptpartien anvertraut waren, erregte dieses genieerfüllte, erhabene Werk einen solchen Enthusiasmus, daß es wenige Tage nach der ersten Aufführung im Saale des Musikvereins wiederholt werden mußte, und zwar, um dem Andrang der Zuhörer zu genügen, in dem viel größeren kaiserlichen Redoutensaale. — Seit dem ersten April haben in dem Kärnthnerthortheater die italienischen Opernvorstellungen begonnen, ohne jedoch bisher jene glänzenden Erfolge zu feiern, die sie in den vergangenen Jahren erlebten. Die Schuld davon tragen eines Theils die beiden Prime Donne Ungher und Salvi. Beide haben den Zenith ihrer Stimmkraft längst überschritten, und die Wiener sind bei aller Vorliebe für italienische Musik doch zu sehr Materialisten, um, wie die Italiener, in der ausgezeichneten Methode Ersatz für die Mängel der Stimme zu finden. Nichts destoweniger ist die Ungher eine merkwürdige Erscheinung. Eine geborene Wienerin, die Tochter eines durch mehrere schöngeistige und landwirthschaftliche Schriften in früherer Zeit geachteten Gelehrten, kam sie in Begleitung ihres Vaters nach Italien, woselbst ihre künstlerische Ausbildung bald jene Höhe erlangte, die sie noch jetzt in ihrem vierzigsten Jahre zur gefeierten Sängerin Italiens macht. Was sie vor allen Andern auszeichnet, ist der großartige Styl ihres Spiels, worin deutsche Besonnenheit und Auffassung und italienische Glut verschmolzen sind. Die beiden Tenore Coggi und Salvi leiden am selben Fehler: an allzugroßer Weichlichkeit. Poggi, dessen lyrischen Gesang ich Ihnen schon voriges Jahr rühmte, hat sich es plötzlich in den Kopf gesetzt, ein heroischer Sänger zu werden, ein Genre, zu welchem weder seine sanfte elegische Stimme noch seine kleine säbelbeinige Gestalt sich eignet. Salvi, einer der schönsten Männer, im Besitze einer vortrefflichen Stimme, ist im Vortrag und Spiel so weichlich, daß man immer ein verkleidetes Frauenzimmer zu sehen glaubt. Der Bassist Coselli besitzt Rudera einer Stimme, und ein Spiel, welches in den tragischsten Momenten die Lachmuskeln anregt. Badiali ist der einzige, der seinen Platz vollkommen erfüllt und den Beifall einstimmig sich errungen hat. Er ist ein Baß voll Mark und Schönheit, der, ohne an Lablache zu erinnern, doch die Anforderungen befriedigt. — Einen andern Theil der Schuld an dem geringern Succeß der diesjährigen Staggione trägt das Repertoire. Die glanzpunktreiche, aber auch ennuydurchströmte Anna Bolena hat man schon zu oft gehört, als daß sie außerordentliches Interesse rege machen könnte. Der „Barbiere" erinnert zu sehr an die unvergeßlichen Zeiten Rubinis, Tamburinis, Lablaches und der Fodor. Die beiden neuen Opern Torquato Tasso und Marino Faliero haben nicht sehr angesprochen; letztere war sogar einem totalen Fiasco sehr nahe. Mit Ungeduld sieht man daher der Lucretia Borgia entgegen, welche die Ehre der Staggione retten soll, deren einziger Held Donizetti ist. Die Verehrer deutscher Musik genießen übrigens den Triumph, daß all die neuen Opern des vielgerühmten, reichbezahlten italienischen Maestro nicht die Hälfte jenes Beifalls errangen, der dem Werke des anspruchslosen, bescheidenen deutschen Meisters, der Genneseriu von Lindpaintner zu Theil wurde.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 121.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 21. Mai 1839.

— Ludus genuit terpidum certamen et iram,
Ira truces inimicitias et funebre bellum.

Horat.

Der Saal zu Würzburg.

(Fortsetzung.)

Da derselbe Schauplatz der Thätigkeit beide Männer oft vereinigte, so konnte es nicht fehlen, daß bald das scheinbar gute Vernehmen in offenen Krieg ausbrach. Van Werst, indem er einen Säulenknauf vergoldete und den Flügeln eines Engels von Gips einige goldene Federn einsetzte, murmelte für sich Verwünschungen über den dicht über ihm schwebenden Meister, der, auf seinen Gerüsten gerade ausgestreckt liegend, am Plafond malte. Man weiß, wie beschwerlich für den Körper diese Art Malerei ist; sie hat vieles mit der Beobachtung des gestirnten Himmels gemein. Kopf, Auge und Hals müssen in verdrehter Stellung immer nach oben gerichtet seyn. Wenn aber der Astronom einen fernen Himmel und einen nur matt schimmernden Stern vor sich hat, so blendet den armen Kunstler die nahe grelle Farbe und die unförmlichen Figuren, die er nach einem von unten berechneten Maßstabe entwerfen muß. Dazu lastet die nahe Decke ihm gleichsam auf der Brust, und wenn er einige Stunden so gearbeitet hat, wankt er, einer Ohnmacht nahe, die Leiter herab. — In dieser Lage, worin sich unser Künstler befand, mochte er ohnedies nicht ganz guter Laune seyn; es belästigten ihn daher doppelt die kleinen, heraufprickelnden Spöttereien des Vergolders. Er schickte also von Zeit zu Zeit einen „satana!“ oder „povero diavolo!“ herab, worauf alsbald eine Gegensendung von einem paar breiter niederländischer Flüche heraustönte. Manchesmal wurden die Feindseligkeiten so bitter, daß Gianbattista wie der olympische Zeus sein Brettergerüst schuttelte, und einzelne Tropfen kalten giftigen Bleiweißes oder feurigen Zinnobers dem Niederländer auf die Nase fielen, der wieder seinerseits, ein kühner Prometheus, mit dem langen Vergolderpinsel hinaufzüngelte und durch die Spalten des Gerüstes dem wehrlos daliegenden Meister den Hintertheil vergoldete; eine verwünschte Schmach, die die unten vertheilten Farbenreiber und Lehrburschen nie versäumten mit einem heimlichen Gekicher zu feiern.

Eines Tags hörte Tiepolo, auf seinem Gerüste liegend, ein Geflüster unten in einer entfernten Ecke des Saals. Er sah sich um, konnte aber, da seine Augen übersichtig geworden, nichts sehen. Ihm schwebte immer noch das ungeheure Bein des Kaisers Barbarossa vor, an dem er eben malte, und so sehr er sich Mühe gab, die flüsternden Gestalten zu erkennen, so sah er doch nichts als die rothe Bandrole auf dem Schuh des Kaisers. Er rieb sich die Augen, tauchte sie in Wasser, und endlich, nach langer Anstrengung, erkannte er die Tochter Van

Digitized by Google

Werfts, die mit dem Intendanten eine Zusammenkunft hielt. Er horchte und hörte mitten im verliebten Geflüster seinen Namen nennen. Die schöne Cornelia ließ sich angelegen seyn, unsern ehrlichen Meister zu verläumden, und der Graf hörte ihr mit Lächeln zu. Bald darauf trat auch der Vater hinzu, und dieses wurdige Kleeblatt that sich keinen Zwang an, da sie wußten, daß um diese Stunde Tiepolo nie zu arbeiten pflegte. Es wurde in dieser Conferenz ausgemacht, daß man den Italiener verdrängen musse. Er arbeitete schon drei Monate an dem Deckengemälde und hatte noch nichts sehen lassen; was war also leichter, als die Annahme, daß er nichts verstehe und seine fürstliche Wurden das Geld umsonst verschwende. Van Werft erbot sich, die Arbeit zu übernehmen und zu des Fursten Geburtsfest, das in wenigen Wochen einfiel, das Gemälde fertig zu liefern.

Man kann sich denken, mit welchem Ingrimm der Meister oben diese vermessenen Reden anhörte. Es fehlte nicht viel, so wäre er herabgesprungen, um seine Feinde zu züchtigen. Dennoch verhielt er sich ruhig, bis die drei aus dem Saal waren; dann stieg er herab und gab nochmals einem seiner getreuen Schuler den Befehl, nichts von der fertigen Arbeit zu entschleiern, und wenn es der Bischof selbst befohle. Den andern Tag erhielt er den Befehl, vor diesem zu erscheinen. Er wurde gefragt, warum die Arbeit so langsam vorrücke; er erwiderte, dies liege in der Natur der Sache, und man werde mit einem großen Plafondgemälde nicht so schnell fertig wie mit einer kleinen Skizze in Oel. Der Intendant, der dabei war, unterließ nicht, diese Antwort dem Fursten mit gehässigen Zusätzen zu dolmetschen. Darauf erging der Befehl, die fertige Arbeit sehen zu lassen; allein Tiepolo weigerte sich standhaft. Der Fürst und der Intendant wurden böse und der erstere drohte mit seiner Ungnade und mit einem bedeutenden Abzug am besprochenen Honorar, wenn bis zum Tage des heiligen Benedikt das Hauptgemälde nicht fertig sey. Dieses zu leisten, sey unmöglich, erwiderte der Künstler, aber er wolle zum Geburtsfeste des gnädigsten Herrn die Arbeit fertig liefern. Jedermann wisse, der mit der Sache bekannt, daß es ein schwieriges Stück Arbeit sey und nur ein Pfuscher und Prahler sich unterstehen könne, früher als in der angegebenen Frist etwas Erhebliches versprechen zu wollen. „Nun wohl," wurde ihm erwidert, „die e Frist sey Euch zugestanden; hütet Euch aber, wenn Ihr alsdann nicht Wort haltet."

(Schluß folgt.)

Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten.

(Fortsetzung.)

Auch schon die Vorstellung von einer Vergeltung nach dem Tode finden wir bei Homer, wenn auch hier noch die Seelen von Bösen und Guten vermischt aufgefuhrt werden. Dem Giganten Titpos, sehen wir, zerfleischen zwei Geier den Sitz der Begierde, die Leber, zur Strafe fur frühere Frevel; Tantalos, mitten im Wasser und unter nahen, fruchttragenden Bäumen, leidet ewige Qual des Hungers und des Durstes, und Sisyphos wälzt emig den bekannten Stein. Aber selbst schon Minos erscheint, dasitzend, den goldenen Scepter in der Hand, als Richter der Verstorbenen, umgeben von Beisitzern des Gerichts, unter den Thoren des Hades.

Erst späterhin schied sich von dem Tartarus, als dem Ort der Bestrafung und der Qual, das freundliche Elysium, das helle Nachbild der sonnigen Oberwelt und der früheren Beschäftigungen, mit seinen Lustauen und anmuthigen grünen Hainen, wo ein hellerer Aether die Gefilde mit rosigem Glanz umwebt. Hiezu sind noch die schon bei Homer erwähnten glückseligen Inseln im westlichen Ocean als Wohnung auserwählter Götterlieblinge zu rechnen, die wohl erst aus der Vorstellung des Elysiums selbst sich mögen herausgebildet haben.

Folgende Bemerkung möchte noch hieher gehören. So wie der Hades oder Orkus (bei den Römern) endlich allgemach in die jüdisch-christliche Hölle überging, so ist auch aus dem Könige des Schattenreichs, von den Römern Orcus selbst genannt, ein fast riesenmäßiger, schwarzbehaarter Waldgeist und Menschenfresser entstanden, der bei den Italienern Orco, bei den Franzosen Ogre heißt, so wie seine Gemahlin Orca oder Ogresse. Deutsche Mährchen, sagt Jakob Grimm, von dem wir diese Notiz entlehnen, übertragen seine Rolle dem Teufel, der auch unmittelbar aus dem Gott der Unterwelt hervorgegangen. Von dem unsichtbarmachenden Helme des Hades sey dem Orco nichts übrig geblieben, dagegen werde ihm charakteristisch eine dämonische Feinheit des Geruches beigelegt; er spüre, gleich Seeungeheuern, die Annäherung menschlichen Fleisches.

Die in unserer Seele tief gegründete Vorstellung von einer Vergeltung auch nach dem Tode, durch welche erst manche Widersprüche im jetzigen Leben könnten ausgeglichen werden, ist es, die namentlich auch in der Vorstellung von sogenannten Geistern und Gespenstern, den Spektris, Larvis und Monstris der Römer, von den ältesten Zeiten an bis auf den heutigen Tag sich kund gibt. Je nachdem die Menschen auf Erden gut oder böse

Digitized by Google

geresen sind, erscheinen ihre Seelen nach dem Tode als gutartige oder böse, als Schutz- oder Rachegeister. Die Vorstellung von guten Geistern, als Seelen von Abgeschiedenen, findet sich schon bei Hesiod. Bei ihm sind die Dämonen die Seelen der frommen Menschen, die im goldenen saturnischen Zeitalter gelebt haben. Sie schweben nun als gute Geister, als Beschützer der Menschen, all ihre gerechten und gewaltsamen Thaten beobachtend, in Nebel gehüllt und Guter spendend, auf der Erde umher.

Nach der historischen Ueberlieferung beim Cicero soll Pherekydes aus Syros der Erste gewesen seyn, der die Unsterblichkeit der Seele gelehrt habe. Wie sehr übrigens durch Platon und seine Nachfolger der Glaube an Geister überhaupt verbreitet und befördert wurde, ist selbst aus der Kirchengeschichte bekannt. Klassisch ist jene Stelle im platonischen Phädon, wo Sokrates von den Seelen solcher Menschen spricht, die auf Erden nur dem Körper und seinen Lusten gefröhnt haben. Jene, sagt er, fuhren bei ihrem Abscheiden noch viel schweren irdischen Stoff mit sich und werden aus Furcht vor dem unsichtbaren und dunkeln Hades immer wieder an den sichtbaren Ort gezogen. Solche Seelen schwärmen um die Monumente und Gräber, und hier seyen schon manche als schattenähnliche Phantasmen erschienen; dergleichen Bilderwerk zeigen aber nur solche Seelen, welche sich nicht rein von dem Körper geschieden, sondern noch sichtbaren Stoffes theilhaftig seyen, weßhalb sie auch gesehen würden. Und natürlich seyen das keine Seelen von guten, sondern von bösen Menschen, die an diesen Orten noch irre gehen müssen, zur Strafe für das frühere Leben.

Ich frage nun: finden wir hier nicht schon den Glauben an Geister in seiner Schauerlichkeit, und zwar an Geister, die wegen böser Thaten auf der Erde umgehen müssen? — Auch der platonisirende Kirchenvater Origines nimmt an, daß die Seelen der Gottlosen, von der Last ihrer Sünden niedergedrückt, sich nach dem Tode nicht sogleich in die höhere Welt erheben, sondern noch eine Zeitlang bei ihren Gräbern oder an andern düstern Orten verweilen und zuweilen dort als gespensterhafte Schatten erscheinen.

Der Volksglaube bekanntlich übt gerne zu allen Zeiten und überall die poetische Gerechtigkeit, die wir Andern ja selbst auch, von einem gewissen bedeutsamen Trieb, einem moralischen Instinkt geleitet, in der Tragödie, dem Nachbild des Lebens, verlangen. Er läßt noch heutiges Tages die Seelen der Abgeschiedenen für böse Thaten nicht bloß in der Hölle, sondern auch auf Erden selbst büßen. So hielt, wie wir wissen, das Landvolk im Mittelalter alle sogenannten Irrwische, welche wir auch „feurige Männer" nennen, für büßende Ritter, die einst Gewaltthätigkeit an ihnen begangen. „Ein ähnlicher Volksglaube," sagt Jakob Grimm, „herrscht noch in Franken und Schwaben. Die Seelen ungerechter Siebener und Markversezer schwärmen ruhelos auf den Aeckern, Rainen und Wiesen herum, worüber sie falsch gesprochen haben. Die Seelen ungerechter Richter, die sie ungestraft sterben sehen, lassen sie zur vermeintlichen Genugthuung in Wald- und Berggegenden umgehen, den Lebenden zum Schrecken." — Auch die Vorstellung, daß solche Geister nur in der Dämmerung und des Nachts erscheinen, ist alt und in der Natur der Sache gegründet. Alle Unholde und Gespenster fliehen vor dem anbrechenden Tag. Darum verjagt sie auch der Hahnenruf, diese Verkündigung des Morgens. Dies ist schon der Glaube in den ersten christlichen Jahrhunderten; wie denn überhaupt der Herold des Morgens, dessen Würde und Amt der ältere Plinius so malerisch beschreibt, bei den ersten Christen als ein biblisches, im Leben Jesu nicht unwichtiges Geschöpf erscheint. Schöne Strophen, die sich darauf beziehen, lesen wir bei dem christlichen Dichter Prudentius, welcher singt: „man sagt, daß jene herumschweifenden Dämonen, die sich des Dunkels der Nacht erfreuen, aufgeschreckt durch den Hahnenschrei, zerstreut auseinander weichen. Denn die ihnen verhaßte Nähe des Lichts, des Heiles und der Gottheit jagt, sobald die Finsterniß gebrochen ist, die Genossen der Nacht in die Flucht." — Man sollte fast meinen, Shakespeare habe diese Stelle vor Augen gehabt, wenn er in seinem „Hamlet" den guten Horatio sagen läßt:

— Ich hab' gehört,
Der Hahn, der als Trompete dient dem Morgen,
Erweckt mit schmetternder und heller Kehle
Den Gott des Tages, und auf seine Mahnung,
Seyn's in der See, im Feur', Erd' oder Luft,
Eilt jeder schweifende und irre Geist
In sein Revier. —

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Die Kunstausstellung.

Seit zwei Monaten hat sich Paris an den im Louvre ausgestellten Gemälden sattgesehen, und die Kritiker in den Tageblättern und Zeitschriften haben das Verdienst dieser Ausstellung so umständlich und zum Theil auch so bündig erörtert, daß wenig Neues zu sagen übrig bleibt. Die einzelnen Gemälde zu würdigen, gehört auch nicht hieher; nur sey es mir vergönnt, etwas Allgemeines über die Ausstellung, als eine Zeitbegebenheit, zu geben. Obschon man hätte vermuthen sollen, daß die den Düsseldorfern ertheilten königlichen Aufmunterungen die deutschen Künstler bewegen

würden, noch mehr als früher an den Pariser Kunstausstellungen Theil zu nehmen, so haben sie es diesmal doch beinahe gänzlich unterlassen. Entweder scheuen sie die Kosten der Versendungen, oder sie hatten jezt keine bedeutenden Stücke fertig; denn sonst wüßte ich keinen Grund, der sie hätte abhalten können, mit den französischen Künstlern um die Gunst des Publikums und um die von der Regierung ertheilten Belohnungen und Aufmunterungen zu ringen. Wie sehr dieser Wetteifer der Kunst förderlich ist, braucht wohl keines Beweises, und es wäre zu wünschen, daß die Künstler von ganz Europa an solchen Ausstellungen Theil nehmen könnten. Auch englische Künstler, solche wenigstens, die allgemeines Aufsehen erregen, sind diesmal nicht erschienen; nur einige Schweizer Maler sind mit den französischen in die Schranken getreten. Auch von den Leztern haben nicht alle etwas zur Ausstellung geschickt, und bei dieser Gelegenheit hat man von Neuem die Frage aufgeworfen, ob es in der That zuträglich sey, jährlich eine Kunstausstellung zu veranstalten. Die Künstler, sagen die Widersacher dieser Verfügung, gewöhnen sich an das schnelle Malen, und sie hudeln, um doch etwas zu liefern. Dagegen behaupten manche Künstler, die Ausstellung sey für sie, wo nicht das einzige, doch das Hauptmittel, um im Andenken des Publikums zu bleiben, ihre Kunstprodukte abzusetzen und sich einen dauernden Ruf zu verschaffen. Denn es verkünden zwanzig Tagesblätter und Zeitschriften ihre neuen Leistungen und machen die Welt darauf aufmerksam. Da übrigens aus den jährlichen Ausstellungen kein großer Nachtheil erwächst, so werden sie einstweilen wohl beibehalten werden; denn aus der Menge großer Gemälde zu schließen, scheint es nicht, als ob die Künstler sich jezt nur mit kleinen Genrebildern beschäftigten, wie schon behauptet worden ist; manche dieser Gemälde müssen beträchtliche Zeit erfordert haben, und nicht alle Künstler sind so flink wie Horace Vernet, der das größte Gemälde bei der Ausstellung, die Einnahme Constantines, in weniger als einem Jahre vollendet hat, und zwar zur allgemeinen Zufriedenheit, so wohl geordnet ist das Ganze, so lebendig und wahr sind die Gegenstände dargestellt; und außer diesem hat er noch zwei andere Gemälde, welche einzelne Momente derselben Begebenheit darstellen, verfertigt, also drei große Gemälde, und alles in weniger als einem Jahre. Auch Ary Scheffer ist fleißig gewesen; mehrere der besten Gemälde bei der diesjährigen Ausstellung sind von ihm. Dieser Künstler, holländischer Abkunft, scheint durch die Goetheschen Dichtungen, besonders durch Faust begeistert worden zu seyn. Diesmal haben wir wieder ein Gretchen von ihm, wie sie aus der Kirche tritt (das vorige Mal hatte er sie in der Kirche betend dargestellt) und von Faust und Mephistopheles beobachtet wird, und dann Mignon, mit welcher Manche aber nicht so zufrieden sind, wie mit Gretchen. Decamps, der eine Zeitlang ausgeruht zu haben schien, ist ebenfalls mit einigen Gemälden da, zum Theil morgenländischen Scenen, wie früher. Mehrere Maler, welche bei vorigen Ausstellungen geglänzt haben, werden bei der jetzigen von andern verdunkelt, so z. B. Ziegler und Winterhalter; Lezterer hat bloß einige Porträts der königlichen Familie geliefert, und sich dafür in den Zeitungen allgemeinen Tadel zugezogen.

(Fortsetzung folgt.)

Wien, Mai.

(Schluß.)

Johnson, ein Drama. Nestroys verhängnißvolle Faschingsnacht.

Im Burgtheater sezte uns eine Novität sonderbarer Art in Erstaunen; sie führte den Titel: „Johnsons Tod," historisches Drama in zwei Akten, und hat folgende merkwürdige Handlung: Erste Scene. Ein Bauer schaufelt Schnee. Zweite Scene. Ein alter Mann kommt baarhaupt herbeigestürzt. Es ist Johnson, der an dem Sterbetage seines Vaters alljährlich Gewissensbisse hat, weil er seines Vaters Tod beschleunigt. Dritte Scene. Ein Knabe kommt, der für seinen Vater Botengänge verrichtet; Johnson fällt vor ihm auf die Kniee und bittet ihn, er möchte ihn segnen. Der Knabe läßt sich nicht lange bitten und segnet ihn. Der Vorhang fällt. Ende des ersten Aktes. Zweiter Akt. Erste Scene. Zimmer der Gräfin N. Eine Abendgesellschaft von Künstlern und Schöngeistern ist versammelt. Die Gräfin meldet ihnen, daß ihr Enkel heute durch den Besuch des berühmten deutschen Gelehrten Lichtenbergs, und Johnsons, des größten Kritikers und Satirikers Englands (so steht er auf dem Zettel bezeichnet) verherrlicht wird. Zweite Scene. Lichtenberg kommt. Die Schöngeister sagen dem fremden Gast einige Grobheiten, Lichtenberg beantwortet sie mit einigen derben Impertinenzen. Dritte Scene. Johnson erscheint, bleich, abgemattet, sezt sich auf einen Stuhl, erzählt, daß vor vielen Jahren, als er einst in tiefen Studien versunken saß, sein Vater zu ihm trat und ihn bat, statt seiner auf den Markt zu N. zu gehen. Er schlug es ihm ab. Der Vater ging selbst, erkältete sich — starb; — in demselben Augenblicke stirbt auch Johnson. Der Vorhang fällt. Ende des Stücks. Brauch' ich noch mehr zur Charakterisirung dieses Dramas zu sagen? Das Schicksal des Stückes ist leicht vorauszusehen, obgleich der Verfasser, dessen Name bereits über einigen ehrenwerthen Produktionen stand, es zurücknahm und durch die Einschiebung eines Bedienten die Sache zu bessern dachte. — Von Herzenskrons „dramatischen Kleinigkeiten" ist der sechste Band erschienen: leichtes Bühnenfutter, Bearbeitungen, und in diesem Genre nicht ohne Verdienst. Das darin enthaltene Drama „Rosa" nach Alexander Dumas ist von französischer Unsittlichkeit gereinigt und im Plane bedeutend abgeändert. Ob diese Art der Bearbeitung eine, den geistigen Rechten des ursprünglichen Verfassers entsprechende sey, will ich dahingestellt seyn lassen. Wurde doch Shakespeare von Schröder bearbeitet; und wahrhaftig Alexander Dumas kann mit Herzenskron zufriedener seyn, als der gewaltige Britte mit seinem bezopften Hamburger Dolmetsch. Einen wahrhaft glücklichen Wurf hat im vorigen Monate das Theater an der Wien gethan. Die neue Posse von Nestroy: „die verhängnißvolle Faschingsnacht," ist eine der gelungensten dieses Genres. Ein körniger, derber Witz, lebenswahre Volksscenen und ein gesunder Humor zeichnen dasselbe aus; ja das Stück ist sogar — sittlich, eine wahrhaft seltene Erscheinung in diesem Gebiete der „Poesie," wie manche Wiener Recensenten dieses Genre noch immer heißen. Das Ganze ist einem poesielosen Drama von Holtei, „das Trauerspiel in Berlin" nachgebildet, doch zeugt die Behandlung dieses Stoffes abermals von dem höchst merkwürdigen Talent Nestroys; und indem dem Zuschauer bei Ansehung der Posse vor Lachen die Thränen aus den Augen kollern, möchte er zugleich Thränen der Wehmuth vergießen, daß ein solches Talent so von allem Geschmack und von höherer Bildung verlassen ist, daß es seinen Fond auf dem schlammigen Boden ausbreiten muß, statt auf lichter, sonniger Höhe. Das Stück hat einen ungeheuern Zulauf und erlebt am heutigen Tage die etlich und zwanzigste Vorstellung, wobei tagtäglich das Haus zum Erdrücken gefüllt ist. Ueber die Kunstausstellung, welche gleichfalls im vorigen Monate eröffnet wurde, schreibe ich Ihnen in meinem Nächsten ausführlich.

Beilage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 122.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 22. Mai 1839.

Durch die ganze Geschichte der Menschheit, wie viel Schrecken ohne Noth, wie viel Unheil ohne Unglück!

Young.

Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten.

(Fortsetzung.)

Die Römer bezeichneten die Geister der Verstorbenen im Allgemeinen mit dem Worte „Manen," von dem alten Manis, d. i. gut; die Guten also, meint Voß, der Vorbedeutung wegen, weil man ihr Gespuck furchtete. Erläuterung gibt eine Stelle beim Platoniker Apulejus „über den Dämon des Sokrates." Nach ihm ist die Seele des Menschen, wenn sie den Lebensdienst ausgedient und den Körper verlassen hat, ein Dämon, in altrömischer Sprache „Lemur" genannt. Von diesen Lemuren wird derjenige, welcher die Obsorge für die Seinigen bekommen und als ruhiges und freundliches Wesen das Haus bewohnt, Lar familiaris genannt; die aber wegen böser, im Leben verübter Thaten fern von den Sitzen der Seeligen durch irres Herumschweifen, wie durch Verbannung, gestraft werden, ein Schreckgespenst, unmächtig für die Guten, aber schädlich den Bösen: diese Art von Geistern wird gewöhnlich Larve genannt.

Der Lar familiaris erinnert an unsere gutmüthigen Hauskobolde, die gewöhnlich ihren Sitz in einem düstern Winkel des Hauses oder auf dem Herde zu haben pflegen und der Familie, von welcher sie geehrt werden, Heil und Segen bringen. — Die Laren, welche auf den Kreuzwegen, auf den Fluren u. s. w. als Beschützer aufgestellt waren, erinnern dagegen mehr an unsere Schutzpatrone, Brückenheilige u. s. w.

Die Larven wurden, wenigstens zu den Zeiten des Petronius, zuweilen auch als Skelette abgebildet. Hieran knüpft sich folgende Frage. Bekannt ist, daß die Griechen schon einen personifizirten Tod hatten, der besonders in dem Schauspiel des Euripides, „Alceste," eine Rolle spielt, wo er, dem menschenfreundlichen Apollo gegenüber, als strenger Priester der Unterirdischen, mit dem Schwert erscheint, um die Locken der thessalischen Königin abzuschneiden, und zuletzt vom Herkules besiegt wird. — Hier könnte man leicht an jenen Triumphausruf des Apostels erinnert werden: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg; Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?" — Ja, es hat sogar Kirchenväter gegeben, die den Heiland darstellten, wie er in den Hades hinuntersteigt, ihn mit dem Herkules verglichen, der in die Hölle dringt, um gefangene Seelen zu befreien. — Gewöhnlicher wird der Tod als Bruder des Schlafes, der ja sein tägliches Vorbild ist, und als schöner, ernster Genius mit umgestürzter Fackel vorgestellt. Aber, läßt sich fragen, hatten die heidnischen Alten schon unser furchtbares Gerippe, um den Tod damit zu bezeichnen? Lessing bekanntlich

Digitized by Google

leugnet es, auch stimmt ihm Herder im Ganzen bei; aber Bau- und andere Denkmäler — meinen wieder Andere — beweisen doch, daß die Alten nicht bloß ihre Larven oder Gespenster, sondern auch den Tod als Skelette vorstellten. So viel ist gewiß, daß erst durch das Christenthum, welches die Verbrennung der Leichname nach und nach abolirte, insbesondere aber durch die Verehrung des Kreuzes, dem häufig ein Todtenkopf und Gebeine hinzugefügt wurden, so wie der Märtyrer und ihrer Knochen, die Gestalt von Gerippen gleichsam geheiligt wurde. So entstand jenes mittelalterliche, gräßliche, von Bürger in der „Lenore" so schauerlich dargestellte Knochenungethüm, das statt eines Genius mit der Fackel bei den Sterbenden erscheint, wozu noch aus der späteren modernen Vorstellung des Kronos oder der Zeit, die Alles abmäht und vernichtet, die Attribute von Sense und Sanduhr gekommen sind.

Zu den Spuckgeistern, die umgehen, gehören schon in frühester Zeit auch die Geister der gewaltsam Ermordeten, die als solche nicht in die Unterwelt kommen, sondern herumspucken, besonders in dem Hause, wo ihr Leichnam unbestattet liegt. Zwei Beispiele aus römischen Schriftstellern mögen dies erläutern: erstlich eines aus dem genialen Plautus. Eines seiner Lustspiele heißt Mostellaria, d. i. „die Spuk- oder Gespenstercomödie," weil durch monstrum und das Verkleinerungswort mostellum, wie alles Wunderbare, dem Naturlauf Widersprechende überhaupt, so insbesondere auch die Gespenster bezeichnet wurden. Hier finden wir den erwähnten Glauben an den Geisterspuck Abgeschiedener auf eine komische Weise vom verschmitzten Sklaven Tranio zu seinem Vortheil benuzt. Aber der wirkliche tragische Schrecken des Theuropides über diesen erdichteten Spuck, sein Ausruf: „Ich habe kein Tröpfchen Blut mehr! die Todten rufen mich ab zur Unterwelt!" — das ganze Benehmen des Mannes — zeigt nicht Alles an, daß diese Geisterfurcht, dieser haarsträubende Schauder eben so gut bei Römern und Griechen vorhanden war, als bei den christlichen Völkern der neuern Zeit? Und wundern wir uns noch darüber, wenn wir erwägen, daß er tief in der menschlichen Natur, die vor Tod und gewaltsamer Ermordung, vor Grab und Verwesung zurückbebt, gegründet ist, und daß selbst Freidenker, wie Hobbes, welche das Daseyn des Geistes überhaupt leugnen, doch vor Geistern oder Gespenstern sich fürchten?

Das zweite Beispiel aus einem spätern römischen Schriftsteller, dem jüngern, hochgebildeten Plinius, demselben, der aus Unkunde den Glauben der damaligen Christen in seinem bekannten Berichtschreiben an den Kaiser Trajan für einen schädlichen Aberglauben ausgibt, wird unsere Behauptung noch mehr bekräftigen. Der Brief an seinen Freund Sura bleibt ein wichtiges Aktenstück in Sachen des Gespensterglaubens bei den Römern. Plinius schreibt ihm: „er möchte gern wissen, ob was an den Gespenstern (phasmata) sey, ob sie wirklich Gestalt und Wesen besitzen oder eitle Schreckbilder unserer Phantasie seyen?" Und gleich darauf gibt er offen zu erkennen, daß er daran glaube, und beruft sich auf eine Gespenstergeschichte, die er selbst schauerlich nennt. Ich will die Erzählung davon wiedergeben.

(Fortsezung folgt.)

Der Saal zu Würzburg.

(Schluß.)

Tiepolo, als er noch in seiner leichtsinnigen Periode war, hatte wenig Werth auf die Erfüllung eines gegebenen Worts gelegt; jezt aber war es anders. Es war ihm, als schaute wiederum das Antlitz Buonarottis über seine Schulter, und es durchschauerte ihn wie ein Fieber. Die Frist war kurz, er hatte sich eine doppelt längere Zeit zur Vollendung des Hauptbildes vorgesezt; allein jezt zwang ihn der Ehrgeiz und das gegebene Wort. Er arbeitete unausgesezt Tag für Tag, und selbst sein frugales Mittagsmahl ließ er sich hinaufreichen. Zwei seiner Schüler, die einzigen, die er für tuchtig hielt, ihm zu helfen, wurden ebenfalls anstrengend beschäftigt. Aber die Mühe des Meisters war großentheils verloren: was er am gestrigen Tage geschaffen, fand er oft am Morgen muthwillig zerstört, nicht selten mit Pfuscherhand verändert. Es war diese hämische Bosheit um so räthselhafter, da man nicht begreifen konnte, auf welchem Wege sie ausgeführt worden; denn Tiepolo wachte darüber, daß der Saal regelmäßig, wenn er ihn verließ, verschlossen wurde; ja er stellte sogar, weil der Unfug nicht nachlassen wollte, einen treuen, ihm sehr ergebenen Burschen zur Wache an die Thüre, und nach dessen feierlicher Betheurung war Niemand in den Saal gekommen. Der ehrliche Gianbattista gerieth in Verzweiflung, er dachte alles Ernstes daran, daß der Teufel in höchst eigener Person sich mit dem schändlichen Van Werft und dem verliebten Intendanten verbundet habe, um ihm diese hämischen Streiche zu spielen. Er verfiel darüber in Trauer und Krankheit.

Eines Tages, als er wiederum die zerstörte Arbeit mit unsäglicher Mühe erneuerte, fühlte er nach lange fortgesezтem Schaffen sich so ermüdet, daß er, als er sich fortbegeben wollte, ohnmächtig niedersank und in einem Winkel der Gerüste liegen blieb. Nach seiner Vorschrift wurde bei eintretender Dunkelheit der Saal verschlossen und die Wache stellte sich vor den Eingang. Der

Digitized by Google

Bewußtloſe mochte einige Stunden dagelegen haben, als er gegen Mitternacht erwachte, und ein Schimmer in ſeine Augen fiel, der über ihm von der Decke niederglänzte, aber ſo ſchwach war, daß er den weiten Saal völlig finſter ließ. Der Meiſter rieb ſich die Augen, wie damals, als er nach dem Intendanten ausſchaute, und ſiehe da, auch jezt glaubte er das Geſicht und die Geſtalt zu kennen, die aber über ihm ſchwebte und mit einem ſcharfen Inſtrumente an der Malerei der Decke ſchabte. Er wollte aufſpringen, aber ſeine Entkräftung ließ es nicht zu; er wollte Verwünſchungen ausſtoßen, doch kam nur ein faſt unhörbares Gemurmel über ſeine Lippen. Immerdar aufſchauend erkannte er den Intendanten im weiten Seidengewande auf einem vorſpringenden Balkon ſitzend, und neben ihm die ſchöne Cornelia, die Lampe haltend. Die Gruppe machte bei allem Verdruß, den ihr Anblick dem Meiſter verurſachte, doch einen maleriſchen Effekt, und ſogleich ging ſie in die Phantaſie des Künſtlers über, der darüber alle augenblicklich auszuführenden Racheplane vergaß. Er hörte die Scherze ſeiner Feinde mit dem ruhigſten Gleichmuth, als wenn ſie ihn nichts angingen; er ließ ſie, ohne ſich zu rühren, herabſteigen, als die diaboliſche Arbeit vollendet war, und jezt erſt bemerkte er, wie eine ihm früher unbekannte verſteckte Thüre ſich öffnete und das Pärchen in einen dunkeln Gang einließ, durch welchen es verſchwand. Die Thüre wurde von einem ſie begleitenden Diener ſorgfältig wieder verſchloſſen.

Jede Spur von Krankheit und Melancholie wich jezt von Tiepolo, da das Geheimniß enthüllt war. Er fand Mittel, zu verhindern, daß die geheime Thür ſich nicht mehr Nachts öffnete, und die Arbeit am Tage rückte daher tüchtig vorwärts. Am verſprochenen Tage konnte er das Gemälde fertig aufdecken und ſeine Feinde beſchämen. Es geſchah; das ſchöne Plafondbild, das wir noch jezt bewundern, widerlegte jede boshafte Intrigue, aber auch die Rache des Malers wurde offenbar. Er hatte den Intendanten und Cornelien gerade ſo unter der Menge der Figuren angebracht, wie er ſie in jener Nacht belauſcht hatte. Der Beſchauer, der dieſen Umſtand nicht kennt, überſieht die Gruppe, aber der Künſtler erreichte, was er gewollt; ohne daß man ihn deßhalb zur Rechenſchaft ziehen konnte, hatte er jenes verrätheriſche Paar dem Spotte preisgegeben.

Von dem fernern Wirken und Leben Gianbattiſtas iſt uns zu wenig bekannt, um es mit Gewißheit mittheilen zu können. Er lieferte noch manche werthvolle Gemälde, die, in den Schlöſſern der Großen vertheilt, das Auge des Beobachters auf ſich ziehen. Kenner und Liebhaber der Plafondmalerei mögen, wenn ſie etwas Näheres über die ferneren Schickſale unſeres Meiſters wiſſen, dieſes dem Publikum mittheilen.

Das tägliche Brod.

Von Ph. H. Wecker.

O wundervolle Himmelsgabe
Auf Menſchentiſchen, heil'ges Brod!
Die Hoffnung trug ein Korn zu Grabe,
O wundervolle Himmelsgabe!
Ein Halm erſtand, des Auges Labe,
Mit hellem Grün im Morgenroth.
O wundervolle Himmelsgabe
Auf Menſchentiſchen, heil'ges Brod!

Von Liedern war der Halm umklungen;
Gott hat den ſchönen Halm bewacht.
Die Lerche hat ſich aufgeſchwungen:
Von Liedern war der Halm umklungen,
Auch Heimchen haben ihm geſungen,
Und Lüfte wiegten ihn bei Nacht.
Von Liedern war der Halm umklungen,
Gott hat den ſchönen Halm bewacht.

Und von geſchnittnen goldnen Aehren
Kommt Segen nun in jedes Haus,
Die Mühle klappt, den Kern zu klären;
Und von geſchnittnen goldnen Aehren
Muß weiter ſich der Kern bewähren
In Fluth und Ofenflammenbraus.
Und von geſchnittnen goldnen Aehren
Kommt Segen nun in jedes Haus.

Du Geber in der Sternenhalle,
Geprieſen ſeyſt du früh und ſpät!
Mit heil'gem Brod verſorg' uns Alle;
Du Geber in der Sternenhalle,
Erfreu' mit Aerntejubelſchalle
Auch den, der oft nur Thränen ſä't!
Du Geber in der Sternenhalle,
Geprieſen ſeyſt du früh und ſpät!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Brüſſel, Mai.

Das Ballet: der Corſar.

Wenn ich Ihnen gewöhnlich über die Kunſtleiſtungen in unſerer Stadt zu berichten hätte, ſo ſähe ich mich nicht ſelten in Verlegenheit; ich wüßte wenigſtens oft nicht, wie ich ſie charakteriſiren ſollte, um ſie von dem zu unterſcheiden, was auf den Pariſer Bühnen vorgeht. Deſto mehr reizt es mich

Digitized by Google

aber, wenn sich ein einheimisches Produkt hier Geltung verschafft. Ihnen einige Worte darüber zu sagen; und dies ist heute der Fall. — Ein neues Ballet: „der Corsar," von Hrn. Albert, Musik von Bochsa, hat hier den lautesten, ungetheiltesten Beifall gefunden. Die früheren Leistungen des genialen Balletmeisters Albert hatten die Erwartung des Publikums sehr gesteigert, sie wurden aber noch übertroffen. Noch nie haben wir eine so harmonische Fülle anmuthiger und großartiger, mit kluger Berechnung angelegter, mit Kunstfertigkeit ausgeführter Scenen und Gruppen gesehen, wie in diesem mimischen Drama, dessen Stoff einem Gedichte Lord Byrons entnommen ist. Albert hat weise daran festgehalten, daß in einem Ballet die Intrigue nur einfach seyn dürfe, daß die Handlung nur sparsam durch eingewebte Episoden, desto mehr aber durch reiche Mannigfaltigkeit der belebtesten Tänze geschmückt werden müsse. Im ersten Akte kehrt Conrad, das Haupt der Piraten, von einem Kreuzzuge nach seiner Insel zurück. Seine Gefährten überlassen sich der Freude; sie störend erscheint ein Matrose mit dem Berichte, daß der Pascha von Coran Anstalten mache, den Hauptmann in seinem Zufluchtsorte zu überfallen. Conrad entschließt sich sogleich, dem Pascha zuvorzukommen, und wirft sich in ein Boot, trotz der Bitten seiner besorgten Geliebten Medora. Höchst anziehend und lebendig ist das Gewühl der bunt sich durch einander drängenden Matrosen und ihrer fröhlichen Nationaltänze. — Auch den ersten Tänzern ist Gelegenheit zu Triumphen gegeben. Im ersten Akte erwarb sich das pas de deux der Mdlle. Julia und des Hrn. Arthur St. Leon den lautesten Beifall. Zwar hat von Paris aus auch hier die Mode sich verbreitet, gegen den Tanz der Männer gleichgültig zu seyn. Arthur St. Leon aber ist noch so jung, von so gefälliger Gestalt, von so ausgezeichneter Schönheit, sein Gesicht ist so heiter und unberührt von der außerordentlichen Anstrengung, die doch sein Schwung und seine außerordentliche Elastizität voraussetzen läßt, daß man von der neumodischen Gleichgültigkeit geheilt wird und gern aufrichtig in sein Lob einstimmt. Der junge Künstler macht täglich Fortschritte, und das Publikum weiß ihm dafür Dank. — Jeder Akt des Ballets hat einen eigenen Charakter; keiner zeigt Wiederholungen. Der zweite ist im Palast des Pascha von Coran dem ernsten Tanze geweiht. Der Glanzpunkt des Ganzen ist die Schlußscene des dritten Akts: der Brand des Harems. Die Scene scheint tausend Fuß Breite zu haben und in der Tiefe sich unabsehbar bis an's Meer auszudehnen, und der Brand ist wirklich mit furchtbarer Wahrheit dargestellt. Balletmeister Albert feierte den vollständigsten Triumph.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Kunstausstellung.

Graf Forbin, sonst ein glänzender Maler und Schriftsteller, und ehemaliger Direktor des königlichen Museums, ist schon lange gemüthskrank und hat nur zuweilen lichte Intervalle. In diesem Zustande hat er für die Kunstausstellung gearbeitet. Was er aber geliefert, ist so schlecht, daß man sich darüber lustig machte. Man hat diese Sudeleien endlich zurückgezogen. Das Volk drängt sich immer vor einem Bilde Biards, welches er die „Folgen eines Maskenballs" betitelt, und das voll von Figuren und von Handlung ist. Es ist, als sey man in der Wirklichkeit Zeuge eines Streites, wie er sich zuweilen auf einem Maskenballe entspinnt, und nur durch die Dazwischenkunft eines Polizeicommissärs geschlichtet werden kann. Sehr komisch nimmt sich ein Polizeiagent aus, welcher, wie es scheint, die Ankunft des Polizeicommissärs nicht abgewartet, sondern kühn in das Handgemenge sich gemischt hat, aber zum Lohn eine Maulschelle davon trägt. Man sieht an seinen Geberden und seiner verzogenen Miene, daß sie mit kräftiger Faust muß ertheilt worden seyn. Er wendet sich klagend an den Polizeicommissär; allein dieser ist einstweilen wie der virgilische Neptun damit beschäftigt, motos componere fluctus. In Darstellung solcher Scenen aus der wirklichen Welt ist Biard Meister; von dem Seinigen thut er nichts hinzu, auch gibt er sich keine große Mühe, seine Gruppen zu ordnen. Er pfropft so viele Figuren in seine Gemälde hinein, als darin Raum finden. An Poesie ist dabei nicht zu denken; aber viel Geist ist darin, und es läßt sich keine natürlichere Abkonterfeiung der Natur denken. Man sieht Biard hier für keinen großen Künstler an und rechnet den Zulauf der Neugierigen zu seinem Gemälde für nichts. Diesmal wollte er jedoch zeigen, daß er auch Größeres darzustellen vermöge, als Auftritte aus dem öffentlichen Leben und possierliche Figuren. Er hat deshalb ein großes Gemälde ausgestellt, den Kampf einer Bootsmannschaft mit weißen Bären im Eismeere. Hier ist wirklich mehr Talent, als man dem Maler zugetraut hatte; nur ist die Zeichnung nicht so korrekt, wie in seinen Genrebildern. — Darstellungen aus der alten Mythologie sind beinahe gänzlich verschwunden. Auch Griechen und Römer sind selten geworden, und es hat nicht den Anschein, als ob sie sobald wieder in Aufnahme kommen wollten. Dagegen fehlt es nicht an religiösen Gemälden, welche zum Theil auf Bestellung für Kirchen gemalt worden sind, so wie noch eine Menge französischer Schlachten vorkommen, welche für das Versailler historische Museum verfertigt worden sind, zum Theil recht lobenswerthe Arbeiten. Die Franzosen besitzen in dieser Hinsicht manche Muster. Der Landschaften gibt es eine Menge, und Porträts sind in Allem 700 gezählt worden, welche von 400 Künstlern und Künstlerinnen herrühren. So viele also, mit Ausnahme einiger, welche nicht hier wohnen, leben in Paris von der Kunst des Abkonterfeiens. Keines dieser Porträts ist so ausdrucksvoll, wie Carpentiers Madame Dudevant, die berühmte George Sand; sie soll sehr idealisirt seyn, sonst ließe es sich auch kaum begreifen, wie Herr Dudevant sich von einer so reizenden, so geistreich und dabei so gemüthlich aussehenden Frau scheiden lassen mochte. Man hat Mühe, sich von dem Porträt zu trennen, welchen Zauber müßte also das Original ausüben, wenn es diesem Porträte entspräche! — Die Blumen und Fruchtstücke lassen wenig zu wünschen übrig; sie rühren großentheils von Redoutés Schülern und Schülerinnen her. An Aquarellen ist Ueberfluß. Diese gehen meistentheils in die Kunsthandlungen über und werden, wo nicht von den Künstlern, doch von den Kunsthändlern oft sehr theuer verkauft. — Ich wohnte heute einer öffentlichen Versammlung des freien Kunstvereins bei, einer seit acht Jahren gestifteten Gesellschaft, welche beinahe 200 Mitglieder zählt, und mit dem Vereine der Kunstfreunde, der jährlich eine Ausstellung und Verloosung veranstaltet, nicht verwechselt werden darf.

(Schluß folgt.)

Literarische Beilage der Rubach'schen Buchhandlung (E. Fabricius) in Magdeburg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 123.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 23. Mai 1839.

So wird die Liebe nimmer kalt,
Und wird der Dichter nimmer alt!

Goethe.

Dem Andenken Schillers.

Am Tage der Enthüllung seines Standbildes, am Vorabende seines Todestags.

Die Mainacht sank so trüb und kühl
Auf eines Dichters Haupt,
Das, frisch vom Lorbeerkranz umlaubt,
Ruht' auf des Sarges Pfuhl.
Doch als den Sarg man trug zur Gruft,
Da zog es säuselnd durch die Luft,
Wie Geisterstimmensang
Und Nachtigallenklang,
Und auf des Dichters frühes Grab
Sah freundlich mild der helle Mond herab.

Und stets durch Deutschlands Gaue fort,
Seit jener Maiennacht,
Lebt seiner Lieder Zaubermacht
Und seiner Helden Wort.
Und sieh, es ragt nach manchem Jahr
Nun auf des Vaterlands Altar
Des großen Dichters Bild,
Erhaben, ernst und mild,
Und senket unter'm Lorbeerkranz
Das Haupt, verklärt im Maiensonnenglanz.

Köln am Rhein.

Wilhelm Smets.

Briefe Wielands aus den Jahren 1752-1761.

Biberach, 1ten März 1761.

Werthester Herr und Freund.

Wenn meine Briefe von derjenigen Art wären, welche belehren oder ergötzen, so hätten meine Freunde, unter welche ich das Glück habe auch Sie zu zählen, viele Ursache, über mich zu klagen. Aber was für Briefe kann man aus der Barbarey erwarten, in der ich lebe, aus dem Wirbel von Geschäften und Zerstreuungen, worin ich mit Gewalt herumgedreht werde, aus diesem Exilio von den Musen und ihren Freunden, aus einem Lande, wo man mir sogar aus demjenigen einen Vorwurf macht, was mir die Achtung der Welt und die Freundschaft der Besten erworben hat? Meine Briefe würden beynahe lauter Elegien seyn, deren unangenehme Monotonie auch die geduldigsten meiner Gönner ermüden würde, und wie oft müste ich sogar zu diesen Elegien die Stunden der Ruhe nehmen, worin der Schlaf mir wenigstens die austernmäßige Glückseligkeit verschafft, gar nichts zu empfinden? Ich vertröste mich selbst und meine Freunde noch immer auf bessere Zeiten; und wenn diese Hoffnung auch niemals erfüllt werden sollte, so hat sie doch den Nutzen, das Unangenehme des Gegenwärtigen erträglicher zu machen. Vielleicht gewöhne ich mich nach

Digitized by Google

und nach, wie Miltons böse Engel, an die Hölle, in die ich verstoßen bin, und bringe es noch so weit, die Verwirrung für Ordnung, die Schmach für Ehre, die Sklaverey für Freiheit und das Uebel überhaupt für gut zu halten. Wenigstens scheint dieses das einzige Mittel, die Kunst des Sarasa in dieser des heil. Reichs Stadt Biberach zur Ausübung bringen zu können. Was meine äußern Umstände betrifft, so ist das am wenigsten unangenehm davon, daß die Differenzien wegen der Cantley- und Syndicatsstelle noch immer fortdauern, und der katholische Rath, welchem es lediglich um eine receßwidrige Besoldungsvermehrung ihres Syndici zu thun ist, alle von ihm selbst so lange betriebene gutliche Wege abweist und uns in einen Labyrinth ohne Ausgang hineinzuziehen sucht. Sie, mein wertheſter Freund, von diesem Handel gründlich zu informiren, würde eine weitläufige, verdrießliche und vergebliche Arbeit für uns Beyde seyn; nur dieses müssen Sie wissen, daß es so gar nicht um meine juristische Tuchtigkeit zu thun ist, daß würklich das Anerbieten, den Gradum Doctoris ungesäumt anzunehmen, bei den HH. Catholischen ohne Wurkung gewesen. Kurtz, ihre Absicht ist, uns zu chicaniren, und der Recours ad Augustissimum ist das einzige Mittel, welches uns helfen kann und welches wir schon längstens hätten nehmen sollen, wenn nicht die mehrsten Glieder des evangelischen Raths aus Mißgunst und Rivalität ein Belieben daran gefunden hätten und noch fänden, die Sache selbst zu erschwehren und in die Länge zu spielen.

Allein diese Widrigkeiten sind in meinen Augen nur Minima in Vergleichung mit demjenigen, was mich plaget. Der beständige Anblick unserer Zerrüttung, unserer schlimmen Oekonomie, unserer verfallenen Polizey, der gänzlichen Unachtsamkeit, womit man den Verfall der Stadt ansieht, des Unverstands unserer Regenten, der Zügellosigkeit des Volks, der Verachtung der Gesetze, der willkührlichen Art zu gouverniren, der Chicanen, wodurch die einfältigsten Sachen verwirrt und alle Bemühungen der wenigen Gutgesinnten vereitelt werden — dieser beständige Blick in einen Abgrund von moralischem und politischem Verderben auf der einen Seite, und auf der andern der gänzliche Mangel an Freunden, die Beraubung eines angenehmen Umgangs, der Ruhe und Stille des Gemuths, der Freiheit, des Umgangs mit den Musen, der stillen Betrachtungen der Natur, der einzigen Quelle des wahren Schönen und Guten, der Mangel an den Freuden des Geistes und Herzens, an die ich so viele Jahre lang gewöhnt gewesen, eine allen meinen Neigungen und Gewohnheiten entgegengesezte Lebensart, die Nothwendigkeit, mein besseres Selbst zu verbergen, das Mißvergnügen, mit lauter Leuten zu leben, die mich nicht kennen, nicht verstehen, nicht lieben. — Ich muß abbrechen, mein Freund, die Helfte von allen diesen Desagremens wäre genug, ein Individuum von meiner Art elend zu machen, wenn ich nicht Gegenmittel in mir selbst fände, welche mich seit einiger Zeit den Satz der Stoiker begreifen machen, daß es in dem Ochsen des Phalaris selbst noch möglich sey, glücklich zu seyn. Inzwischen versichere ich Sie doch, daß ich eine Lehrerstelle zu Braunschweig oder Berlin mit 300 Rthlr. für ein wahres Glück annehmen und derselben meine Cantleystelle mit 1000 Gulden von Herzen gerne aufopfern wollte. Der evangelische Rath hat gut befunden, mir seit geraumer Zeit allerley Geschäfte zu übertragen, die mir meine meiste Zeit entwendet haben. Die Reforme unseres Schul- und Musicwesens war eines davon; allein hier öffnet sich mir eine neue Quelle von Elegien; wir wollen lieber von etwas Anderem sprechen.

Was sagen Sie zu meinem Vorhaben, die Werke des Shakespeare zu übersetzen? Ich habe daran würklich einen Anfang gemacht. Die Lebensgeschichte des Philosophen Chärephon ist eine andere Art von Amusement, womit ich im vorigen Jahre schon angefangen, mich zu beschäftigen, aber schon seit drei Monaten keine Zeit mehr gehabt, damit fortzufahren; es soll in Form eines Romans das meiste von meinen Grundsätzen, Erfahrungen und Gedanken enthalten. Alle diese und andere Dinge werden sehr langsam zu Stande kommen, und dieses wird vermuthlich zu ihrem Vortheil seyn. Von meinen poetischen Werken soll der erste Theil auf künftige Michaelismesse erscheinen. — In Zürich genießen die Musen einer stolzen Ruhe. Herr Hirzel, einer von den Staatssecretarien der Republic, hat sich durch ein Trauerspiel, Brutus, welches ich noch nicht gesehen, wie man sagt, als einen großen Geist bewiesen. Herr Bodmer fähret fort, in Lessing und seinen Freunden einen Bienenschwarm zu reitzen, den die Natur nicht umsonst mit einem Stachel bewaffnet hat. Unser Geßner hat sich kürzlich mit der zehnten Muse und vierten Gratie vermählt; wenn sie ihm im Jahr 1764 noch so scheint, so wollen wir ihn glücklich preisen. — O! wie oft und mit welchen Schmerzen denke ich an die glücklichen Jahre meiner Jugend zurück. Die Blicke, die ich nach der Schweiz schicke, sind die Blicke Adams in das Paradies, woraus er vertrieben wurde. Wenn Sie mich trosten wollen, wertther Freund, so sagen Sie nur mit zwei Worten, daß Sie mich bedauern. Es gibt Umstände, wo Epictet und Seneca nur Langeweile machen. Meine zur Freude immer offene Seele lächelt schon dem kommenden Frühling entgegen. O Rus! quando te aspiciam! quandoque licebit ducere sollicitae iucunda oblivia vitae! Morgen- und Abendstunden von dieser Art verspricht mir die wiederkehrende Sonne, und der bloße Gedanke daran ist für mich ein Anodynum wider alle Schmerzen meines Zustandes.

Wieland.

Digitized by Google

Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten.

(Fortsetzung.)

„In Athen war ein geräumiges und großes Haus, aber verrufen und verderblich für die Bewohner. In der Stille der Nacht konnte man den Klang von Eisen, und bei größerer Aufmerksamkeit das Geklirr von Ketten, Anfangs mehr aus der Ferne, hernach immer näher vernehmen. Bald hierauf erschien ein Gespenst (idolon): die Gestalt eines ganz abgemagerten häßlichen Greises mit langem Bart, starrendem Haar; an Beinen und Händen trug er Ketten, mit denen er rasselte. Deshalb brachten die Bewohner des Hauses traurige Nächte in Furcht und Schrecken wachend zu. Auf die Nachtwachen folgte Krankheit, und, da die Furcht immer mehr zunahm, zuletzt der Tod. Denn auch bei Tage, wenn das Schreckbild wieder verschwunden war, schwebte doch das Bild desselben vor Augen, und die Furcht währte länger, als die Ursache der Furcht. Dem zur Folge blieb das Haus ganz verlassen und zur Einsamkeit verdammt, und ganz jenem Gespenste (monstro) preisgegeben. Indeß wurde es doch öffentlich zum Verkauf angeboten, ob vielleicht doch Jemand, der von jenem Unheil nichts wüßte, Lust bekäme, es zu kaufen oder zu miethen. — Da kommt nach Athen ein Philosoph, Namens Athenodorus, und liest den Anschlag, und wie er den Preis sieht, wird ihm die Wohlfeilheit desselben etwas verdächtig; er forscht weiter nach und erfährt Alles. Nichts desto weniger, ja jezt um so mehr, miethet er das Haus. Als es Abend werden wollte, läßt er sich im vordern Theile des Hauses ein Ruhebett aufstellen; man muß ihm Schreibtafel, Griffel und Licht bringen, und dann schickt er alle die Seinigen in den innern Theil des Hauses, und er selbst ist mit Geist, Hand und Auge ganz auf das Schreiben gerichtet, damit nicht etwa der unbeschäftigte Geist etwas Spuckhaftes zu hören vermeinen und sich eitle Schrecken vorbilden möchte. Anfangs war auch jezt wieder tiefe Stille der Nacht; aber hierauf ließ sich der Klang von Eisen, das Klirren von Ketten vernehmen. Er verwendet kein Auge, legt den Griffel nicht weg, sondern bleibt fest bei seinem Entschluß, und merkt mehr mit dem Geiste, als den Ohren auf. Hierauf nimmt das Geräusch zu; es kommt näher; Anfangs läßt sich's auf der Schwelle, hernach aber innerhalb der Schwelle vernehmen. Er sieht sich um, da erblickt er und erkennt sogleich das ihm geschilderte Gespenst. Dieses bleibt stehen und winkt mit dem Finger, gleich als wenn es riefe; unser Philosoph dagegen macht ein Zeichen mit der Hand, daß es ein wenig warten solle, und beschäftigt sich wieder mit dem Griffel und der Schreibtafel. Während er schreibt, klirrt es um sein Haupt mit den Ketten; er schaut nach ihm zurück, und sieht, wie es wieder ihm winkt. Da säumt er nicht länger, nimmt das Licht und folgt. — Das Gespenst ging mit langsamem Schritt, als wäre es durch Bande beschwert; als es hierauf zur Tenne des Hauses abgebogen hatte, versank es plötzlich und ließ seinen Begleiter allein. Dieser zerriß Kräuter und Blätter und bestreute damit den Platz, um ihn zu bezeichnen. Am andern Tage begab er sich zum Stadtmagistrat und forderte ihn auf, er möchte jene Stelle aufgraben lassen. Da fand man wirklich Gebeine, mit Ketten umschlungen, welche der nach und nach in der Erde verwesete Körper nackt und kahl zurückgelassen hatte. Man sammelte sie und bestattete sie auf öffentliche Kosten zur Erde. Und als dies geschehen war, hatte das Haus von nun an Ruhe vor dem Geist."

Siehe da eine Geistergeschichte, wie sie kein moderner Erzähler oder Dichter besser hätte schildern oder erfinden können; so wie ein abermaliger Beweis, daß auch die größten und gebildetsten Geister von einer Furcht nicht frei sind, die man zwar nach dem Volk oder dem Pöbel benennt, die aber, als in der menschlichen Seele gegründet, Philosophen und Gebildete und Große überschleicht. Zugleich sehen wir die oben erwähnte Behauptung des Verfassers „der Vorschule:" daß die Alten keine Geisterfurcht gekannt hätten, kräftigst widerlegt. — Auch der Spötter Lucian läßt im „Lügenfreund" dem Pythagoräer Arignotos von der Erscheinung eines ähnlichen Gespenstes in einem Hause zu Korinth erzählen, wodurch dieses ganz verrufen und verlassen wurde. Ein Dämon heißt dort das Gespenst. Fast scheint es, als habe Lucian die obenerwähnte Erzählung nachgedichtet.

Was Plinius in demselben Briefe hierauf von seinem Freigelassenen Markus und einem seiner Sklaven erzählt, denen während des Schlafes von geisterhaften Gestalten das Haar rein abgeschoren worden, das ist in Bezug auf den Glauben an Vorbedeutungen und vorbildende Träume merkwürdig. Noch merkwürdiger ist die Aeußerung, die Plinius daran knüpft. „Wenn man annimmt, sagt er, daß die Angeklagten sich die Haare lang wachsen lassen, so dürfte die Haarschur meiner Leute wohl wahrscheinlich ein Zeichen gewesen seyn, daß die Gefahr abgewendet war, die mir — nämlich unter der Herrschaft des Kaisers Domitian — bevorstand." So sezt Plinius lieber das Wunderbare voraus, als daß er auf den Gedanken gekommen wäre, es möchte wohl seinen Leuten durch einen spaßhaften Mitgesellen ein Schabernack gespielt worden sey. —

Es gibt, wie man schon aus jenem Briefe ersehen kann, im Glauben der Alten auch Gespenster, deren

Digitized by Google

Natur, Ursprung und Heimath unentschieden bleibt, wiewohl sie mehr oder minder an das Grab und die Unterwelt erinnern, und gewöhnlich, wenn sie erscheinen, Vorboten und Verkündiger nahen Unheils oder des lezten Schicksals sind. Zu solchen gespensterartigen Erscheinungen gehört z. B. jener Geist, der dem Brutus erschien und sich als seinen „bösen Genius" kund gab, und jener andere, der vor den Römer Drusus, als er in Deutschland siegend vordrang und schon über die Elbe setzen wollte, in übermenschlicher Größe hintrat und ihm zurief: „wohin doch eilst du, unersättlicher Drusus? Nicht Alles dies zu schauen ist dir vom Schicksal vergönnt. So eile denn hinweg! Denn schon nahet dir das Ende deiner Thaten und deines Lebens." Es war allgemeiner Glaube, daß besonders die Persephone, als Königin der nächtlichen Unterwelt, noch mehr aber die furchtbare Zaubergöttin Hekate, die durch ihre Ungestalt an manche Greuelgötzen der Hindus erinnert und auf welche die Alten so Vieles übertrugen, was im späteren christlichen Volksglauben dem Satan und seiner höllischen Genossenschaft zugeschrieben wird, solche unbestimmte Spuckgestalten theils zur traurigen Vorbedeutung, theils auch nur zum leeren Schrecken gesendet habe. Von dieser Hekate heißt es in einem orphischen Hymnus: daß sie um die Gräber tobe und mit den Geistern der Verstorbenen umherschwärme. Sie war es, die besonders die Empusen sandte. Auch in dieser Beziehung sind höchst merkwürdig „die Frösche" des Aristophanes, wo er eine Empuse dem haasenherzigen Poltron Dionysos und seinem komischen Sklaven Xanthias erscheinen läßt: ein Ungethum, das sich in alle Gestalten verwandelt, bald ein Stier, bald ein Maulesel, bald — ein schönes Mädchen ist, dann plötzlich wieder ein Hund wird. — Man wird hier an ähnliche Verwandlungen der christlichen Höllengeister erinnert.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Schluß.)

Die Kunstausstellung.

Der freie Kunstverein nimmt den Sinn des Wortes Kunst in seiner weitesten Bedeutung. Hier wurde denn von einem Herrn Jacquemart Namens einer Commission ein Bericht über die diesjährige Kunstausstellung verlesen. Der Berichterstatter klagte über den Mißbrauch, welchen die Journalistik mit der Kunstkritik treibe. Statt nach Grundsäzen zu verfahren und der öffentlichen Meinung eine gute Richtung zu geben, leite sie dieselbe irre, stelle die widersprechendsten Ansichten und Grundsäze auf, lobe manchmal die mittelmäßigsten Stücke und seze dagegen schäzenswerthe Künstler tief herunter, ohne zu bedenken, daß eine herbe Kritik zuweilen einen Künstler auf immer zu Grunde richtet, und ihn zur Verzweiflung bringen kann. Um diese Beschuldigungen mit Beweisen zu belegen, führte der Berichterstatter verschiedene Kunstkritiken aus den angesehensten Zeitungen, Journal des Débats, National, Constitutionnel, Siècle an. Allein ist es denn so auffallend, daß verschiedene Ansichten und Meinungen laut werden, und würde dies nicht auch der Fall seyn, wenn noch andere Vereine ihre Meinungen äußerten, so gut als der freie Kunstverein? Es ist oft Klage über die Kunstkritiken der Tagblätter geführt worden, und dennoch suchen, wo nicht alle, doch die meisten Künstler den Beifall der Journalisten zu erhalten. Oft mögen schiefe Urtheile und voreiliges Lob oder Tadel mitunter laufen; welcher Kritiker wird aber für unfehlbar gehalten? und gesezt, einer oder mehrere irren, so sind ja genug andere da, um sie zu berichtigen. Hier, wie in andern Fällen, heilt die Presse die von ihr geschlagenen Wunden. Auch müssen die Meinungen der Kunstrichter dem freien Kunstvereine wohl nicht so widersprechend vorkommen, als der Berichterstatter Anfangs behauptet hatte; denn er lobte hinterher die Journale, daß sie so einstimmig eine Aenderung in der Kunstjury verlangt, welche über die Aufnahme und Zurückweisung zu unterscheiden hat. Besagte Jury hat diesmal wieder eine Menge Stücke, und zwar einige von angesehenen Künstlern zurückgewiesen; wogegen einige Mitglieder dieser Kunstjury ziemlich mittelmäßige Stücke geliefert haben, welche ohne Weiteres der Aufnahme würdig erachtet worden sind. Dies ist freilich ein Mißbrauch; es wird demselben aber schwerlich abzuhelfen seyn; denn wie man auch immer die Kunstjury zusammensezze, sie wird immer aus Leuten bestehen, welche mit menschlicher Schwäche die eingesandten Stücke richten, das heißt, nicht frei von Vorurtheil, Eifersucht und Neid seyn, sich gegen einige sehr streng, gegen andere hingegen sehr nachsichtig beweisen werden. Zulezt klagte der Berichterstatter darüber, daß die Austheilung der Gold- und Silbermedaillen, welche während der Restauration vom Könige mit vielem Gepränge vorgenommen werden und für die Künstler eine ehrenvolle Erinnerung gewesen seyen, jezt beinahe ganz außer Uebung komme, indem die Belohnungen fast nur noch im Geheimen ertheilt werden. Dies mag die Meinung des freien Kunstvereins seyn, ist aber nicht die mancher unabhängigen Kunstrichter. In alles, was vom Hofe kommt, schleicht sich Gunst ein; daher wurden die Ehrenmedaillen nicht immer nach dem Verdienste, sondern nach dem Einflusse, den die Künstler bei Hofe oder bei den Ministern hatten, ertheilt; auch ließ sich das Publikum die Eintheilung der ausstellenden Künstler in drei Classen (nach den ihnen vom Könige ertheilten Gold-, Silber- und Bronzemedaillen) nicht immer gefallen, sondern stellte die Künstler zuweilen ganz anders, als der Hof oder der Minister, oder der von ihm dazu beauftragte Commis. Einen unfehlbaren Kunstgeschmack traut die Künstlerwelt weder einem Hofe noch einem Minister zu; die beste Kunstrichterin ist die öffentliche Meinung. Freilich kann diese zuweilen irre geleitet werden und eine Zeitlang das Verdienst eines Künstlers verkennen, oder es auch wohl zu hoch stellen; aber zulezt wird das Publikum doch gerecht und sezt jeden Künstler an die ihm gebührende Stelle, besser, als es durch eine königliche Preisvertheilung geschehen kann. So lange dieselbe statt fand, wurden immer Widersprüche gegen das Urtheil des Hofes laut. Man thut daher wohl daran, daß man sie aufgibt, aber Einzelne belohnt und sie durch Ankauf ihrer Kunstprodukte aufmuntert.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 124.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 24. Mai 1839.

— So ist denn Zier
Die Scheinwahrheit, womit die schlaue Zeit
Auch Weise fängt. —

Shakespeare.
Kaufmann von Venedig.

Moden.

Männlicher Haarputz. (Fortsetzung.)

Wir haben im vorigen Artikel (s. Nr. 100 u. ff.) die Geschichte des männlichen Haarputzes bis zu dem Punkt verfolgt, wo das künstliche Haargebäude der Perrücke von allen Köpfen, die sich über den Pöbel erhoben, förmlich Besitz ergriffen hatte. Wir nehmen hier den Faden wieder auf.

Die mit dem siebzehnten Jahrhundert aufgekommene Sitte, das Haar lang und fließend zu tragen, hatte die Perrücken herbeigeführt. Sie waren in ihrem Ursprung Surrogate beim Mangel an eigenen langen Haaren gewesen. Aber wie eine Mode leicht aus einem Nothbehelf zum Selbstzweck wird, so ging es auch hier. Jene Fiktion kam bald ganz in Vergessenheit, und die offenkundig künstliche Haardecke des Hauptes wurde ein integrirendes Stück des bessern Anzugs, so gut wie Rock oder Schuh. Vom lezten Drittheil des Jahrhunderts an konnte sich der anständige Mann, wessen Standes er seyn mochte, öffentlich so wenig im eigenen Haare sehen lassen, als in Hemdermeln oder baarfuß. Der junge Mann feierte das Ablegen der Kinderschuhe und den Eintritt in's Leben damit, daß er, eine seltsame Toga virilis, die Perrücke nahm.

Die Zeit war eine armselige, matte, im Vergleich zum frischen, thatkräftigen sechzehnten Jahrhundert. Der Dogmatismus und Pedantismus drang in die Staatsformen, in Kunst und Wissenschaft; aber auch zum Ceremoniell des gesellschaftlichen Lebens, wie es jezt im ganzen Bereiche der Kultur die höhern Stände aller Länder umfaßt, wurde erst unter den Auspizien der Perrücke die eigentliche Grundlage aufgebaut. Erst jezt wurde im Verkehr zwischen den Ständen und Geschlechtern jenes abgemessen graziöse, handwinkende und handküssende, complimentirende und scherwenzende Manöver organisirt, das sich im Auszug auf unsere Zeiten vererbt hat. Im wissenschaftlichen und Kanzleistyl, in der Kunstmanier, in den Formen des Hausgeräthes und den Phrasen der guten Lebensart wurde Alles gleichmäßig „kapirt" und gekräuselt, gleich den Locken der Perrücke; und in manchen Verhältnissen haben wir noch jezt den krausen Wust schlicht zu kämmen, in andern führt ihn die vornehme Laune selbstgefällig wieder in's Leben ein. — Wie wir schon im vorigen Artikel ausgeführt, hat erst die französische Erfindung der Perrücken den seitdem unerschütterten Einfluß Frankreichs auf das allgemeine europäische Kostüm definitiv begründet, und es ist sehr bezeichnend, daß die Perrückentracht wahrscheinlich die erste Mode war, der sich kein Haupt in Europa entziehen konnte, dessen Besitzer standesgemäß auf Eleganz oder Würde Anspruch

Digitized by Google

machte. Aber die gepuderte Perrücke und die Schlafmütze, welch leztere fortan die nothwendige Hülle des geschorenen männlichen Hauptes im Negligs innerhalb der vier Pfähle wurde, waren bei alle dem die schützende und wärmende Schneedecke, unter der die zarten Keime der allgemeinen Aufklärung in den Köpfen des Säculums sprießten, und als diese Pflanzen im achtzehnten gehörig erstarkt waren, fielen die Perrücken, überlebt, von selbst ab und den Puder verwehten die Frühlingsstürme eines neuen Weltjahrs.

Nachdem Ludwig XIV. sich feierlich die Allongeperrücke aufgesezt und damit der geistigen Pairskammer der Menschheit, dem ganzen hoch-, hochwohl- und edelgebornen, auch hoch-, hochehr- und ehrwürdigen Europa das Signal gegeben hatte, sich gleichmäßig zu bedecken, eilte die Mode schnell ihrer höchsten extensiven und intensiven Entwicklung entgegen. Um's Jahr 1680 wurden zu Paris die ungeheuern Perrücken erfunden, welche über die Schultern fast bis zu den Hüften niederfielen, viele Pfunde wogen und oft tausend Thaler kosteten; auf der Stirne waren sie hoch auf tressirt, was man nach einer Maitresse des Königs, die einen noch höhern weiblichen Kopfputz aufgebracht, devant à la Fontange nannte. Der Name des Erfinders dieser Prachtgebäude ist der Nachwelt unverholen: er hieß Binette. Seitdem wetteiferte Alles in Staat und Kirche, in Antichambern und auf Kanzeln, auf Cathedern und in Boudoirs, das Haupt mit der Wolkenglorie zu umgeben, welche die bene natos vom Pöbel unterschied, gerade wie auf historischen Gemälden der Heiligenschein die heiligen Personnagen von den profanen. Die Anfangs im Gedanken einfache und einförmige Perrücke zerschlug sich bald nach Ständen und Prätensionen in Arten und Spielarten, deren Aufzählung uns hier zu weit führen würde. — Man kann behaupten, daß es aus dem Zeitraum von den sechziger und siebziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts an bis ziemlich tief in das folgende hinein in keiner öffentlichen und Familiengalerie und vor keinem Titelblatt eines Buches ein männliches Porträt gibt, das nicht eine Perrücke trüge; der Mann müßte denn in der Schlafmütze abgebildet seyn, was auch zuweilen vorkommt.

Der Begriff des Wohlanständigen verschlang sich so schnell mit der Perrücke, daß unsere Fürsten bald Niemanden mehr um sich sehen mochten, der sein eigen Haar plebejisch zur Schau trug. Alles an den Höfen, vom Staatsminister bis zum Kammerjunker, und andernseits vom Leibmedicus bis zum untersten Lakaien hatte ungeheure Haarbüsche auf den Köpfen. Friedrich Nicolai gibt in seiner Geschichte der Perrücken einige Memorabilien aus der Zeit des ersten preußischen Königs, da er noch Kurfürst war. Wir führen daraus zur Bezeichnung der damaligen Sitten nur Folgendes an. — Eine Rechnung des Franzosen Savigny vom Jahr 1699 besagt: „Für eine silberfarb blonde (blond d'argent) lange spanische Perrücke für den kurfürstl. Lakaien Rour — 15 Thlr. — Dem Butzmann eine braune Perrücke — 5 Thlr. — Dem Pauker Steindecker eine ditto — 6 Thlr. — Auf Befehl Sr. Durchlaucht dem Schneider Louis einen hellbraunen Bart (barbe cendrée) — 16 Groschen." Derselbe Savigny hatte um dieselbe Zeit für des Kurfürsten höchst eigene Person fünf hellbraune Perrücken verfertigt, deren jede auch nur zu 15 Thalern angesezt ist, also zu nicht mehr als die jenes französischen Lakaien. Die Staatsperrücken kosteten freilich weit mehr und kamen aus Paris; man sieht aber aus den Bildnissen der Zeit wirklich, daß die Perrücken der Hofleute viel größer waren als die, welche Friedrich I. gewöhnlich trug. Man weiß, daß Friedrich der ernsteste und sinnigste Schüler Ludwigs XIV., des großen Begründers der Etikette, war, und so könnte, oberflächlich betrachtet, jene Demuth an demselben befremden. Aber sie war nichts als ein Raffinement weiter: mit der kleinen Funfzehnthalerperrücke war er „in confidenza" gekleidet, während alle seine Hofleute beständig in ungeheuern Funfzigthalerperrücken erscheinen mußten. Dies muß sich so vornehm ausgenommen haben, wie Napoleons kleiner Hut und einfache Uniform unter den starrenden Stickereien seiner Suite. Bei feierlichen Gelegenheiten, en grande tenue, war Friedrichs Kopfschmuck desto ansehnlicher und kostbarer.

(Fortsezung folgt.)

Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten.

(Fortsezung.)

Es ist eine allgemein verbreitete, aber falsche Meinung: das Christenthum habe uns mehr die Geisterwelt aufgeschlossen, und vor allem auf eine Welt jenseits hingewiesen. Wahr ist's, Jesus und seine Apostel haben die Lehre von der Immaterialität unserer Seele, von dem Leben in jener zweiten Welt und von einer göttlichen Vergeltung, was alles schon von griechischen und andern Weisen, zumal von den Eingeweihten in den Mysterien, dunkel geahnet oder geglaubt wurde, aber im rohern Volke niemals Wurzel fassen konnte, durch Leben und Lehre zu einem Hauptpunkt ihrer Volks- und Weltreligion erhoben und geheiligt; sie haben, könnte man sagen, die einzelnen zerstreuten Strahlen mehr in Einem Brennpunkt vereinigt. Aber sie schildern uns die Geisterwelt, den Zustand nach dem Tode nicht in ausführlicher

Digitized by Google

und bestimmter Darstellung; sie reden davon mehr in allgemeinen, unbestimmten, ja zuweilen widersprechenden Bildern; und nur die Wiederkunft des Weltheilandes und das lezte Gericht wird von Jesus selbst und dem Apostel Paulus in dramatisch-lebhafter Anschaulichkeit uns vorgeführt. Dagegen betrachte man die Philosopheme mancher griechischen und römischen Weisen! Im Phädon des Platon, auch noch in andern Schriften dieses poetisch gestimmten Philosophen, finden wir lebhafte Schilderungen des Daseyns nach diesem Leben, der höheren Geisterregion, der herumirrenden Seelen, der abgestuften Bestrafung, je nachdem im Leben diese oder jene Verbrechen begangen worden, und anderes mehr, was hieher gehört.

Auch glaubten die ersten Christen, im Sinne des Stifters ihrer Religion, an ein Reich Gottes auf der Erde selbst, wie ja jezt noch jeder Fromme das Himmlische, oder das Himmelreich in seinem Herzen schon hienieden finden kann. Es war daher eine Abirrung, daß spätere Christen, auf welche die Mönchsascetik der Essener und die mystische Schwärmerei der Pythagoräer und Platoniker gewaltig eingewirkt, die Erde bloß als ein Jammerthal betrachteten, aus welchem man sich wegsehnen müsse in eine bessere Welt. Das Jezтleben, meinten sie, sey nur als Uebung und Vorbereitung für das künftige von einigem Werth; auf dieses müsse man sich durch Selbstpeinigung und alle mögliche Enthaltung vorbereiten. Freilich kommen Anklänge und Wünsche, in welchen sich tiefe Sehnsucht nach einer höhern Welt ausspricht, schon bei dem Apostel Paulus vor, was sich übrigens aus seiner und der ganzen damaligen Zeitlage wohl erklären läßt. Aber schon lange, bevor er spricht vom „Zerbrechen des irdischen Hauses, von dem göttlichen Bau und von der Sehnsucht nach der Behausung, die im Himmel ist," ehe er noch mit erhabener Rührung ausruft: „Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn!" oder den Wunsch äußert: „ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu seyn;" lange vorher schon hatten griechische Dichter und Weise, zumal Platoniker und Stoiker, das Erdenleben nur für einen vorübergehenden Aufenthalt in einer Herberge, den Körper nur für eine Bürde, für einen Kerker angesehen, in welchem die gefangene Seele schmachte, ja sie haben das ganze Daseyn überhaupt, gleich indischen Braminen, als unselig beklagt und den Tod als einen Befreier gepriesen. Selbst bei den Römern, die bei ihrer praktischen Gesinnung, bei ihrem Wirken für die Gegenwart, für das Vaterland und die eigene Ehre, die höhere zweite Welt nur zu leicht vergessen konnten, finden wir solche Ansichten ausgedrückt. Seine eigenen Gefühle und Wünsche in der damaligen Jammerzeit, in der er bald selbst geopfert werden sollte, spricht Cicero aus, wenn er den alten Cato sagen läßt: „Nur als Herberge zum Verweilen, nicht als Haus zum Bewohnen hat uns Gott dieses Daseyn gegeben. O herrlicher Tag, wo ich zu jener göttlichen Versammlung und Gemeinschaft der Seelen abgehen, wo ich aus diesem Wirrwarr, aus diesem Zusammenfluß von Unrath hinwegscheiden werde!" — Und soll ich noch die Freunde und Verehrer des edlen Römers an den „Traum des Scipio" erinnern, eines der schönsten philosophischen Phantasiegemälde aus alter Zeit, zu welchem er aus den Pythagoräern und seinem Platon die meisten Bilder und Farben entlehnt, und in welchem er uns über die himmlischen Feuer und Welten, diese Wohnungen der frommen Seelen, über die Bestrafung und Reinigung der Bösen, und über manches andere Ueberirdische belehrt hat, was der Sterbliche unter dem Mond so gerne ergründen möchte. —

So offenbart sich denn zu allen Zeiten und unter allen Völkern, wenn sie, aus sinnlicher Dumpfheit und unmittelbarer Gegenwart herausgebildet, den forschenden Geistesblick schon freier und höher richteten, der Wunsch und die Sehnsucht, sich die geahnte zweite Welt aufzuschließen und auszumalen, und eine bange Unzufriedenheit mit dem irdischen Leben. Es ist dies die dunkle Sehnsucht der gefangenen Kreatur, die in dem engen Kreise des Daseyns und des Wirkens ihre Befriedigung nicht findet, und über das Stückwerk aller, auch der besten und schönsten irdischen Verhältnisse und Zustände hinaus, einem höheren, reineren, mehr harmonischen Daseyn entgegenstrebt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Blinde.

Hat mich wohl einst auch Weh beschlichen
Ob meiner scheinbar tiefen Nacht:
Nicht jeder Strahl ist mir verblichen,
Ein Frühling oft in mir erwacht.

Ihm droht kein Winter, Mai blüht immer —
Wie wolkenlos das Himmelszelt!
Es liegt ein goldner Sonnenschimmer
Auf meiner innern Friedenswelt.

Dort hört man keine Stürme rauschen,
Es fällt vom Baum kein welkes Blatt.
Ich will mit eurer Welt nicht tauschen,
Behalte Jeder, was er hat.

Wohl schöner meine Blumen prangen,
Wohl reiner glänzt mein Sternenlicht!
Ich seh' euch stets mit Rosenwangen,
Seh' eure greisen Locken nicht;

Digitized by Google

Nicht altern seh' ich Freundeszüge:
In unvergänglicher Gestalt,
Ja, ohne Wechsel, ohne Lüge —
Kein falscher Zug! der Blick nicht kalt!

Mir bleiben Blüthen, Herzen, Sonnen
In meiner Welt sich ewig gleich,
Mir bleibt, was außen längst zerronnen:
Der arme Blinde ist doch reich!

Er ist von Leidenschaft geschieden,
Sein Herz fortan kein tobend Meer,
Es spiegeln sich im Weltenfrieden
Der Himmel und sein zahllos Heer.

Und duldend kennt er nun sein Frommen,
Es stört kein Feind den heil'gen Bann;
In das Gemüth ist Gott gekommen:
Gar hell sieht nun der blinde Mann.

Emma von Nindorf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Mai.

Winterlust. Das Riesengebirge.

Der Winter ist verklungen mit seinen Strauß'schen und Lanner'schen Walzern, seinem Carneval und Schlittengeläut; der Vorfrühling, den in Breslau, Bunzlau und Hainau einzelne Schmetterlinge schon um Weihnachten uns vorlogen, braust uns wirklich um die Ohren, und die Sorge des Armen vor der drohenden Holznoth ist dahingeschmolzen wie der reichliche Schnee. Und es ist bunt und glänzend hergegangen, hier wie in der Provinz, und auch die nachbarlichen Krakauer ließen in unsern Zeitungen rühmen, daß ihr alter Carnevalsgeist in diesem Winter wieder munterer als je erwacht sey, und tolle Früchte getragen habe. Neben der haute volée gaben die hiesigen Studirenden einen besonders glänzenden Ball, und der berühmte Prager Pianist Dreischock, wie der einheimische Musiker Philipp, lieferten dazu einige gefällige Compositionen unter dem Titel: „Viadrina festiva." In Oberschlesien zeichnete sich der Fürst von Pleß durch großartige Arrangements der Winterfestlichkeiten aus. Der wohlhabende Gebirgsschlesier aber verschaffte, wie immer, sich ganz eigene Winterfreuden. Er besucht nämlich den böhmischen Grenznachbar in seinem fröhlichen Weinhause, sobald der Schlittenweg gut ist, während der arme Bewohner des Erzgebirges höchstens zu böhmischem Bier fährt. Der an Schlesien gränzende Theil Böhmens ist ganz verschieden von dem an Sachsen grenzenden, wie ich selbst auffallend wahrgenommen. Hier ist östreichische Sitte und Lebenslust, ein ewiger Sonntag der Gegenwart, aber rein deutsches Element. Dort springt hinter der Grenze der deutsche Charakter plötzlich in's Slaventhum hinüber. Sprache, Sitte, Temperament, Körperbildung und das Land selbst — Alles ist wie mit einem Zauberschlage geändert, sobald man das kaiserliche Zollamt hinter sich hat. Aber Wein und Mahlzeit sind gut und billig; der Schlesier läßt sich wohlbehaglich dabei nieder, und sieht erstaunt in das ihm originelle Treiben, kommt er zum ersten Male in eine der renommirten böhmischen Dorfschenken, die elegant genug sind, namentlich die in Dittersbach, Wiesau, Liebenau und Merkelsdorf. Ein fremder freundlicher Geist waltet magisch in diesen Kreisen; des Schlesiers blaues Auge blickt fragend in das schwarze des Böhmen, in dem der Begriff des Lebens so ganz anders sich wiederzuspiegeln scheint. Er hört gerne die nationalen lockenden Melodien, in denen die Clarinette eine bedeutende Rolle spielt, und der Breslauer Elegant, der 16 Meilen weit nach Dittersbach reist, verschmäht es nicht, mit dem Braunauer Bauermädchen, das im kurzen seidenen Reifrocke und in der blauen Spitzenhaube sich recht anständig bewegt, ganz wacker zu tanzen. Am eigenthümlichsten aber ist diese böhmische Winterwirthschaft in den sogenannten Grenzbauden auf dem Riesengebirge. So heißen die drei obersten und lezten niedlichen Häuser des zerstreuten Dorfes Kleinaupe, wo man, namentlich in dem Hübner'schen, freundliche Räume, einen schönen Tanzsaal, einen Wiener Flügel, ein vorzügliches Lager von Oestreicher- und Ungarweinen, und die comfortabelste Bewirthung findet. Man muß die idyllische Baudenwirthschaft auf dem Riesengebirge kennen, um durch soviel Eleganz und Bequemlichkeit auf dieser einsamen wilden Höhe überrascht zu werden. Die Grenzbauden werden besonders von Schmiedeberg in Schlesien aus am Fuß des Hochgebirgs sehr zahlreich besucht, und fassen oft kaum die Zahl der Gäste. Hinauf fährt man auf sogenannten Hörnerschlitten mit Pferden, hinab aber steigt man auf kleinen Schlitten dieser Art, indem ein gewandter Führer zwischen den Hörnern sitzt und ihn leitet. In kaum einer halben Stunde schießt er von der Höhe über die Schneedecke herab, während zur mühsamen Auffahrt gegen zwei Stunden gebraucht werden. Es erinnern diese Rutschpartieen an ähnliche in der Schweiz, vom Mont Cenis herab, an das sogenannte Ramassen der Engländer. — Der Winterbesuch des Riesengebirges nimmt überhaupt zu, und ein paar Freunde machten sogar am lezten Sylvestermorgen der Riesenkoppe einen Besuch, den sie dann sehr interessant in einem Provinzialblatte schilderten. Man erfuhr daraus zum ersten Male den winterlichen Temperaturgrad auf dieser größten Erhebung des nördlichen Deutschlands. Gegen 8 Uhr Morgens zeigte das Thermometer nur 6½ Grad Kälte, und fiel gegen 11 Uhr bis auf 0. — In unsern Sudeten finden sich sehr viele Naturreste aus der Urzeit, in der jene Berge selbst erst ihre jetzige Bildung unter den Wogen und Fluten eines Oceans erhielten, und G. W. Fiedig in Altwasser erwirbt sich das Verdienst, das größere Publikum mit diesen theotechnischen Hieroglyphen in einem öffentlichen Blatte von Zeit zu Zeit bekannt zu machen. Besonders sind die urweltlichen Incognita der Sudeten sehr merkwürdig, z. B. die sogenannten Wurmzellen oder Wespennester im Kalkstein, und unter mehreren im animalischen Vorreiche die Versteinerungen des ausgegangenen Geschlechtes der Trilobiten, die selten unverlezt bis auf unsere Zeiten gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 125.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 25. Mai 1839.

Hier dacht' ich lauter Unbekannte,
Und finde leider Nahverwandte.
Es ist ein altes Buch zu blättern:
Vom Harz bis Hellas lauter Vettern!

Goethe.

Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten.

(Fortsetzung.)

An diese Bemerkung reiht sich eine andere an. — Unter den Behauptungen, die kühn ausgesprochen und, weil sie den Schein der Wahrheit für sich haben, von unzähligen Andern nachgesprochen werden, gehört auch diese: „schon die Heiterkeit der Griechen, die sich in ihrer Sinnes- und Denkart, in ihrem ganzen innern und äußern Leben ausspreche, stimme nicht zu der finstern Romantik des Mittelalters, namentlich wie wir sie bei den Nordländern finden. Daß jene ewig heitere, die Gegenwart froh und leicht genießende Jünglinge gewesen, beweisen, sagt man, ihre Mythologie, ihre Plastik und Poesie.“ Allein auch hier übertreibt man. Diese gepriesene Heiterkeit ist nur ein Schein, der aus der Form entspringt, aber, dem Wesen nach, wenigstens nicht in der angenommenen Allgemeinheit vorhanden ist. — Die Griechen liebten allenthalben das Maß und die Harmonie, und so sind sie es, denen wir, in Bezug auf Plastik und Poesie, die ewigen Muster des Schönen und Edlen verdanken. Auch das Ernste, Finstere, Schauerliche und Gräßliche mußten sie in einer möglichst schönen Form darstellen, während zum Beispiel in der Mythologie und Poesie der Skandinavier Alles mehr kurz abgestoßen, in schroffen Umrissen, rauher und strenger erscheint. Allein an Ernst und selbst Strenge fehlt es auch der Götterlehre und der Kunst der Griechen nicht. Beide, so wie ihr ganzes geistiges und sittliches Leben, enthalten weit mehr Ernst, als man vermuthen möchte. Der bürgerliche und politische Leichtsinn der Athener, den man besonders heraushebt, um die Griechen überhaupt zu verkleinern, ist ein Erbübel fast aller Freistaaten, und sie haben darin vor den Italienern, und selbst vor uns Deutschen nichts voraus. Doch wir wollen hier besonders von ihrer Mythologie und Kunst reden. Wie gigantisch groß, wie ernst und düster sind ihre ältesten Götterwesen, ihre Titanen- und Gigantenkämpfe! Hier sind ihre Mythen mit denen der alten Hindus und denen der Edda nahe verwandt. Wie furchtbar erscheinen mehrere einzelne Göttinnen, z. B. die Eumeniden, die oben erwähnte dreileibige Hekate, die schwarze Ker, diese furchtbare Todesgöttin. Selbst einigen ihrer schönsten Götterwesen sind Züge des Ernstes, ja der Härte beigemischt; so dem sonst menschenfreundlichen Freudengeber Apollo, der den fröhlichen Reigen der Musen anführt und im olympischen Saale die Cyther spielt, der aber auch furchtbar ist in seiner Rache, wie Marsyas, wie die

Digitized by Google

Söhne der Niobe, wie die Griechen vor Troja, als sie seinen Priester Chryses beleidigt hatten, empfinden mußten. Auch vor dem tanzliebenden, den Menschen sonst so gütigen Pan, der gern in einsamer, bergigter Gegend zu weilen liebte, empfanden die Landleute, wenn sie sich in seiner Nähe wähnten, einen unheimlichen Schauer. Ja, fast jede Erscheinung eines heidnischen Gottes wird wenigstens von einem vermischten Gefühle religiöser Freude und des Schreckens begleitet dargestellt.

Trotz der schönen harmonischen Form, in welcher die Griechen und auch die nachahmenden Römer ihre Gedanken und Empfindungen ausdrückten, trotz der heitern Darstellung von Festen und fröhlichen Aufzügen und Gastmählern, zieht sich fast durch alle ihre Dichtwerke ein ernster, ja klagender Ton. Wie traurig wird allenthalben das Loos der armen Sterblichen geschildert, die, gleich den Blättern des Baumes, jezt grünen und frisch sind, dann in Kurzem verwelken und abfallen. Kein elenderes Wesen, sagen sie, sey vorhanden, von allen, die auf der Erde sich regen und athmen, als der Mensch, dieser Schatten eines Traums!

Gewöhnlich sagt man: die alten klassischen Dichter hätten, im Gegensatz mit den neuern, besonders denen in nördlichen Ländern, es verschmäht, das Wilde und Gräßliche abzuschildern. Allein es verhält sich anders. Ich will hier nicht reden von den Tragikern, bei welchen das Ernste, das Schauerliche, überhaupt dasjenige, was ja von ihnen den Namen hat, schon vorausgesezt wird; höchstens will ich, um Eines aus Vielem anzuführen, an die furchtbare Begeisterung erinnern, in welcher die weissagende Kassandra, den nahen Tod Agamemnons und ihren eigenen ahnend, im Trauerspiel des Aeschylus erscheint. Auch schon Homer, dessen heitere und anmuthige Darstellung so sehr gerühmt wird, ist, abgesehen von seinen Schlacht- und Blutscenen, auch anderwärts reich an Schilderungen des Furchtbaren und des Gräßlichen. Wie schauerlich wird z. B. die Sinnesverwirrung der Freier, die in wilder Lust den Tod ahnen, im zwanzigsten Gesang der Odyssee dargestellt — ihr dämonisches Gelächter, ihre durch göttlichen Einfluß bewirkte Verzerrung des Gesichts! Jezt essen sie Fleisch, von Blut besudelt, und sie merken es nicht; ihre Augen sind mit Thränen erfüllt, ihr Herz umschwebt Jammer. Und wenn nun der Seher Theoklymenos, von dieser Erscheinung ergriffen, ausruft: „Ha, ihr Unglücklichen, welch Unheil duldet ihr! Ringsum in Nacht sind eure Häupter, euer Angesicht, eure Glieder gehüllt. Schrecklich tönt Wehklage; von Thränen sind eure Wangen benezt, Blut träuft von den Wänden, an dem Gebälk herab. Mit Schattenbildern (Idolen) ist die Hausflur, ist der Vorhof angefüllt; sie eilen zum Erebus hinab in die Finsterniß. Die Sonne ist ausgelöscht am Himmel und ein furchtbar Dunkel herrscht rings umher.“ — Und wenn die Freier darauf, die das Alles in ihrer wilden Verblendung nicht wahrnehmen, in ein Lachen ausbrechen, ist das, frage ich, nicht schauerlich genug, und würde es einer nicht hochromantisch finden, wenn er es bei dem Dichter des Macbeth fände?

(Schluß folgt.)

Moden.

(Fortsezung.)

Der künstliche Haarputz wurde bald so sehr als etwas Fremdes, als ein Anzug anerkannt, daß Niemand daran dachte, die Farbe des fremden Haars mit der des natürlichen in Uebereinstimmung zu bringen, oder auch nur beständig gleichfarbige Perrücken zu tragen. Der Mann von gewöhnlicher Extraction wählte die dunklern Nüancen, als die häufigsten und damit billigsten, und zum Negligé begnügte sich damit auch der Vornehmere: aber die Galaperrücke mußte blond seyn, nach Frankreichs Vorgang, und dieser Geschmack gab die nächste Veranlassung zur Einführung des Puders. Der erste Gedanke dabei war, durch leichtes Einstreuen von Puder eine zu dunkle Perrücke zu einer blonden zu lügen. Aber bald wollte Jeder um wohlfeilen Preis modisch blond seyn, und ehe man es sich versah, ging es mit dem Puder wie mit der Perrücke selbst: aus dem anfänglichen Surrogat wurde eine galante Nothwendigkeit. Wie die Perrücke das natürliche Haar völlig verdrängt hatte, so negirte jezt der Puder alle Farbenunterschiede desselben. Er reichte aber bekanntlich weit über die eigentliche Perrückenzeit hinaus; ja seine wahre Despotie begann erst dann, als das natürliche Haar, freilich auf seltsame Weise, wieder in seine Rechte eingesezt war, und die launische und doch so zähe Mode hielt fast ein Jahrhundert lang am Ideale fest, das die mit Vegetation von verschiedenem Wuchs und Kolorit bestockten Gipfel der menschlichen Häupter in starre, gleichförmige Schneekuppen verwandelte.

Die Bildnisse der Regenten und Helden aus den Zeiten nach dem dreißigjährigen Krieg bis gegen den österreichischen Successionskrieg hin geben zu einer Bemerkung Anlaß. Zur Zeit, wo die Sitte, den kriegerischen Leib in Stahl zu kleiden, noch nicht ganz abgekommen oder doch noch in frischem Andenken war, sieht man die Großen der Erde weit weniger in voller Rüstung abgebildet, als später, da nur noch der Brustharnisch als

Digitized by Google

wirkliche Tracht übergeblieben oder selbst alles Stahlgeschmeide aus dem Kostüm verschwunden war. Das Stahlkleid blieb lange gleichsam die offiziell poetische Tracht der Könige, Fürsten und Heerführer auf Bildnissen und Münzen. Solch ein ganz in Stahl gehüllter Mann, der in der Wirklichkeit der kriegerischen Last einer tüchtigeren Zeit gar nicht gewachsen gewesen wäre, hat in der Regel den offenen Turnierhelm und die gekreuzten Panzerhandschuhe neben sich, die dann immer an den Todtenkopf mit den Röhrenknochen erinnern: ein historisches Memento mori. Das Symbol der Heldenhaftigkeit wurde festgehalten, als das todtschlägerische Heldenthum im Sinne des Mittelalters längst zur Fabel geworden war. Man führte zur adulatorischen Verherrlichung der hohen und tapfern Herrn ein Stück Poesie aus einer verlebten Zeit nach, und ungefähr eben so verhält es sich ja auch mit den Lorbeerreisern, womit die allzeit Mehrer des Reichs ihre Perrücken bespickten. Die Herren ließen sich im Harnisch malen, als sie keinen mehr hätten tragen können, und sie belorbeerten sich erst dann, als dieser Schmuck des Helden zur Ironie geworden war.

Aber die mit gewissen Trachten verknüpften Begriffe von Anstand, Würde und dergleichen machen, daß nicht nur in idealer Darstellung, sondern auch in der Wirklichkeit häufig eine charakteristische Tracht der einen Zeit stückweise weit in eine andere hineinreicht und hier aristokratisch spuckt, verspottet von den Klugen, respektirt von den Schwachen und Gläubigen. Dieses Moment spielt in der Geschichte der Trachten eine sehr bedeutende Rolle. Gleich die eben besprochene Rüstung bietet uns ein Beispiel hiefür. Von der Erfindung des Schießpulvers an fiel ein Stück derselben um's andere im kriegerischen Kostüm weg; es läßt sich aber durchweg verfolgen, daß die Edeln und die Kerntruppen in jeder Periode, viel weniger zum Schutz als zur Ehrenauszeichnung, einzelne Armaturen beibehalten, welche der gemeine Haufen längst abgelegt. Als endlich die Entwicklung der furchtbaren Offensivwaffe des schweren Geschützes, und damit einer beweglicheren Taktik, alle schweren Defensivwaffen bei den Truppen völlig aus dem Systeme der Bewaffnung verdrängt hatte, trugen die Offiziere noch lange den Brustharnisch als Reminiscenz an die Zeiten, wo sich der Edle durch vollständigere Wappnung vom Trosse ausgezeichnet. Doch auch dieser Rest des Eisenkleides belästigte am Ende und wurde immer weiter reducirt. — Wir haben schon öfters auf die Aehnlichkeit zwischen den scheinbar willkührlichen Entwicklungen der Menschheit und den Bildungsgesetzen der Natur aufmerksam gemacht; der vorliegende Fall gibt ein augenfälliges Beispiel. Bei den im Raum neben einander lebenden thierischen Geschöpfen sehen wir häufig, daß ein und dasselbe Organ, z. B. eine Zehe, bei den einen eine bedeutende Funktion hat, bei andern an Wichtigkeit zurücktritt, bei noch andern aber ein völlig nutzloser Anhängsel scheint. Die Natur bleibt ihrem Bildungssysteme wunderbar treu: häufig, statt ein Organ wegzuwerfen, das für eine Thiergruppe keine unmittelbare Bedeutung mehr hat, führt sie es eigensinnig nach, aber gleichsam nur pour mémoire, und deutet es im Rudimente an. Ebenso verfährt der menschliche Geist bei seinen stetigen Bildungen in der Zeit, die erst, wenn sie dagewesen, wenn sie verlebt sind, vor dem rückwärts gewendeten Blick sich gruppiren und wie zu individuellen Wesen sich gestalten. Der Geist verfährt so bei seinen höchsten wie bei seinen frivolsten Schöpfungen, und was wir am Oberflächlichsten, an der Tracht nachweisen, wiederholt sich in den tiefsten Kreisen. Statt den Brustharnisch des Anführers, als er sich beschwerlich machte, ganz wegzuwerfen, beschnitt ihn das Zeitalter nur, weil es eigensinnig am Symbol festhielt, und ließ ihn zum Ringkragen einschrumpfen, der jezt noch in den meisten Heeren getragen wird. Dieser winzige Schild am Leibe des wehrlosen Offiziers ist das lezte Rudiment der ganzen Krebsschaale, welche einst den aristokratischen Krieger deckte, und das Merkzeichen einer ganzen Entwicklungsreihe von Formen der kriegerischen Tracht.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Asphalt und Promenadeconcerte. Green.

In England ist Alles nicht nur Mode, sondern Manie. Voriges Jahr hatten wir die Company-Manie, und Asphalt war das Losungswort. Rechts und links, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nichts als Asphalt; bald sollten wir nur auf Asphalt wandern, Asphalt sollte sich über unsere Häupter in Bogen und Dächern wölben. Naturforschende Geister mit leeren Taschen entdeckten plötzlich Länder, deren Bewohner in ihrer Unschuld nie von den verborgenen Schätzen, auf denen sie wandelten, geträumt, die jedoch aus nichts als Asphalt bestanden. Es ist unmöglich, die Anzahl der Gesellschaften, die sich auf diese Asphalte in spe gründeten, aufzuzählen; aber hätte man sich der Produkte aller dieser asphaltschwangern Länder bedienen wollen, so hätte man „die ganze Welt und alle umliegenden Ortschaften" damit pflastern können. Alle Tage las man Ankündigungen von neuen Gesellschaften mit langen Namen und einem Capital von 100,000 Pfund. Bald aber stürzten die Feenpaläste der Phantasie armer hintergangener Speculanten ein, und in diesem Augenblicke ist der Asphalt nichts weiter, als ein Aergerniß für alle Kutscher, die in Oxford Street über ein Pflaster zu fahren haben, dessen erhebende Eigenschaften den Passagier für einige Augenblicke in den Wahn versetzen könnten, er sey

Digitized by Google

in einer Provinzialstadt des Continents. — Jezt haben wir eine Manie ganz verschiedener Art, eine edlere Manie, eine billigere Manie (einen Schilling per Person), und das ist die Musardmanie, die Wuth für Promenadeconzerte — lucus a non lucendo, da man gewöhnlich in diesen Promenaden keine Hand ausstrecken, viel weniger einen Fuß bewegen kann. Drurylane, das erste Nationaltheater, gibt seit drei Wochen für einen Schilling Entrée Conzerte à la Valentino, und ist jeden Abend mit dem gemeinsten Gesindel angefüllt. Einige Dutzend hungrige Fidler werden zusammengerafft und eine „Band of 100 performers, upon a scale never hitherto attempled" (das leztere mag richtig seyn) genannt. Obgleich Strauß mit seiner Bande bereits lange in Wien spielt, so spielt doch hier „Strauß's Bande" alle Abende in der Egyptian Hall, und das St. James Theater füllt sich durch die „powerful attraction of the monkeys" und Strauß „unrivalled band." Es sollte mich nicht wundern, wenn wir bald in Smithfield oder St. Giles Conzerte à la Musard zum Eintrittspreise von einem Penny angekündigt sähen. Es ist übrigens nicht zu wundern, daß die Theaterdirektionen ihre Zuflucht zu dergleichen nehmen müssen, da der Geschmack am Theater sich in England immer mehr zu verlieren scheint. In Cheltenham brannte vor 14 Tagen das Theater ab, und man glaubt nicht, daß sich irgend Jemand finden werde, um dessen Wiederaufbauung zu unternehmen. In London selbst sind die Theater so leer, daß die Direktoren bald in Nachahmung der bekannten englischen Ballade: Meet me by moonlight alone werden singen können: Meet me by gaslight alone.

Green, der berühmte „Segler der Lüfte," hat den Plan, eine regelmäßige Ballonfahrt zwischen London und Cheltenham zu etabliren, und machte vorige Woche eine Experimentalluftfahrt, bei welcher er sich drei Stunden in den höheren Regionen aufhielt. Er sagt, von welcher Seite der Wind auch hier unten blasen möge, so sey er immer Nord oder Nordwest, sobald man 5000 Fuß über die Oberfläche komme; beider Luftzüge könne man sich nach Gefallen bedienen.

(Schluß folgt.)

Breslau, Mai.

(Fortsezung.)

Der Räuber Barfuß. Ole Bull.

Wir dachten schon bei unserer polizeilichen Sicherheit und dem ästhetischen haut gout der Gegenwart, die Vulpiaden, verstaubt und vergessen, hätten nur noch ein Daseyn in den Repositorien der Leihbibliotheken; doch neben den bedeutenden Rollen, die sie noch immer in der niedern Lesewelt spielen, hat die seinige ein schlesischer Rinaldo in der Wirklichkeit, interessant genug, ganz in unserer Nähe abgespielt, wenn auch nicht in so großartiger Abenteuerlichkeit, wie vor zwei Jahren der Ungar Schobri. Ich meine den Dieb und Räuber Johann Barfuß, einen verunglückten Studenten aus östreichisch Schlesien, der seit längerer Zeit sein Wesen dies- und jenseits der Grenze trieb, in unserer Provinz namentlich in den Kreisen Neisse, Grottkau, Münsterberg und Frankenstein, die der sonst gutberathene „Hamburger Correspondent" in der Mittheilung darüber, der geographischen Abwechslung wegen, für diesmal nach Schwaben versezte. Barfuß befehligte, wie man sagt, eine Bande von ungefähr 70 Mann, trat bei einem gefälligen Aeußern mit einer gewissen Politur und überall großer Keckheit auf, und ward im Anfang des Jahres verhaftet. Er sizt in Johannesberg (in östreichisch Schlesien) fest. So heißt das Sommerschloß des Fürstbischofs von Breslau, mit einer Colonie neben dem Städtchen Jauernik. Schon früher war Barfuß hier eingezogen worden, entkam aber, und verlegte zu größerer Sicherheit seine Wirksamkeit auf preußisches Gebiet. Da nun der Wolf gefangen, so hofft man auch ohne große Schwierigkeit sein Nest zu zerstören. — Von edlerem Interesse ist uns die Anwesenheit des jungen französischen Dichters Felix Marande diesen Winter gewesen, der hier, begeistert für deutsche Literatur, Tiedges „Urania" übersezt, die den Franzosen bisher unbekannt geblieben. Die deutsche Dichtung nimmt sich in dem französischen Gesange ähnlich den Poesien von Alphons Lamartine aus, und Tiedge selbst soll sich lebhaft für die Uebersezung interessiren. Sie erscheint in Dresden bei Arnold und in Paris bei Treuttel und Würz. — Anfangs März war auch Ole Bull hier, der phantastische Sohn des hohen Nordens den sein Violinbogen zum Ritter des Wasaordens machte. Er gab drei außerordentlich besuchte Conzerte, die beiden lezten im großen schönen Musiksaale des Universitätsgebäudes, der Aula Leopoldina, die wir von den prachtliebenden Jesuiten überkommen. Es zeigte sich dabei wieder, welch reger musikalischer Sinn bei uns herrscht; denn der Andrang der Hörlustigen beim ersten Conzert war so groß, daß Viele den Virtuosen in einem Nebenzimmer buchstäblich nur hören, nicht sehen konnten. Ole Bull hat hier die glänzendsten Triumphe errungen; der obengenannte junge Franzose Marande nannte ihn in einem Weihgedicht (in der „Breslauer Zeitung") „Roi des accords" und „Scalde des douleurs," und die competenten Kritiker kamen über sein Meisterspiel dahin überein, daß dieses an sich die außerordentlichste eigenthümlichste Technik offenbare, während seinen Compositionen noch der Höhepunkt kunstmäßiger Entwickelung in Maß und Gesez fehle. Am vollendetsten als Musikstück wird das Andante religioso bezeichnet; dagegen steigert die Polacca guerriera durch die Menge bizarrer Züge nur das Staunen des Zuhörers, ohne ihn tiefer zu ergreifen und zulezt harmonisch zu befriedigen. Indem der Künstler vorzugsweise die höchste und tiefste Lage der Violine benuzt, ist sein Ton mehr zart als voll, mehr einer Geister- als Menschenstimme sich nähernd; dann aber forcirt er ihn wieder in plözlicher Laune fast zu schrillenden Accorden, weiß aber dann durch weichste Art die Töne zu verbinden, oder durch leicht ausgeführte ungemeine Schwierigkeiten den stutzig gewordenen Hörer rasch wieder zu fesseln. Er ist 29 Jahre alt, eine Mittelgestalt mit einem blassen, ich möchte fast sagen, elegischen Gesicht, und sein Wesen, obgleich wortkarg und abgemessen, schien mir nichts weniger als arrogant, wie man es anderwärts gefunden haben will; freilich bin ich nur einmal mit ihm in engere persönliche Berührung gekommen. Wie von seinem Vorbilde Paganini erzählt man von ihm sich allerlei Abenteuerlichkeiten, aber auch für einzelne Fälle jenen häßlichen Schachergeist, der den billigsten Anforderungen sich nicht fügt, den pecuniären Gewinn, mit Beeinträchtigung fremder Mitwirkung, für sich allein möglichst auszudehnen sucht, und dadurch zulezt noch ein trübes Licht auf die scheidende Erscheinung der Künstlergröße wirft. Der Künstler muß leben, das versteht sich; aber bei solchem Rang und Glück, wie Paganini, Ole Bull, Clara Novello ꝛc., kann er auch leben lassen, ohne sich sehr wehe zu thun, statt mit gemeinem Geize sich zu beflecken. Bei dem Allem ist Ole Bulls Wohlthätigkeitssinn von auswärts her gerühmt worden. Er reiste von hier eiligst nach Wien.

(Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 126.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 27. Mai 1839.

Was sich einmal im Leben Geltung verschafft hat, und beruhte es ursprünglich auf der albernsten Voraussetzung, das hält der Mensch meist hartnäckig fest und umkleidet es mit Scheinvernunft; er ist nicht so launenhaft, als es aussieht, oder er ist es vielmehr in einem andern Sinne, als dem gemeinen.

Baron Grimm.

Moden.

(Fortsetzung.)

Noch nähere Beispiele derselben Art bietet unsere gemeine bürgerliche Tracht. Wie lange noch gehörten Haarbeutel und Chapeaubashut zum Ceremonial- und Hofstatum, nachdem diese Eleganzen längst von der Straße verschwunden waren! Das habit français sammt Zugehör wurde im Lauf dieses Jahrhunderts ein immer summarischerer Auszug dessen, was einst in Sachen des Anstands allgemein Rechtens war; aber es wird ganz gewiß weder früh noch spät zumal weggeworfen, sondern bis auf's letzte Endchen, wo am Körper dieses nun auch sitzen bleiben möge, abgetragen werden. Denn der Geist ist schwer und ökonomisch in seinen Produktionen und beutet eine Erfindung aus, so weit es immer geht, selbst wenn ihm die Erfindung, wie wir meinen, gar nichts gekostet hat. Denn wenn man ihn in der Geschichte verhört, so verleugnet er meist die Schwerfälligkeit seiner Produktionskraft und antwortet ganz naiv mit Molières bourgeois gentilhomme: „Je n'ai point étudié, et j'ai fait cela tout du premier coup;" er sagt aber meistens nicht die Wahrheit. — Auch unser gemeiner Frack, früher das lebensvollste Geschöpf, ist nachgerade ein vorweltliches Gespenst, das sich immer mehr aus der Sichtbarkeit zurückzieht und fast nur noch bei Taufen, Hochzeiten, vor der Theemaschine, kurz da spuckt, wo nach den immer laxer werdenden Zeitforderungen der Anstand zu wahren ist, welcher nun einmal herkömmlich durch Reminiscenzen einer altväterischen Eleganz repräsentirt wird. Ueber kurz oder lang mag es den Schein gewinnen, als sey der Frack gestorben, weil etwa sein sterblich Theil begraben worden; aber dem, was Geist an ihm ist, vermag das Jahrhundert nichts anzuhaben.

Dasselbe zeigt auch das vorliegende Thema, die Geschichte der Perrücken. Nachdem sie lange aufgehört, gemeiner Schmuck zu seyn, blieben sie das gravitätische Sinnbild von Anstand und Würde. Wir haben schon früher angeführt, daß die protestantische Geistlichkeit aus diesem Grunde die Perrücken fast nicht los werden konnte, und werden noch einmal darauf zurückkommen. Aber auch Parlamenten, Landständen und hochweisen Magistraten machte der Zeitgeist in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Perrücken zur Pflicht. Erst die französische Revolution bewerkstelligte die definitive Scheidung der Begriffe Perrücke und deliberirende Körperschaft. Nur Ein Beispiel, wie tief, ein wahrer Aberglauben, das Ansehen einer Tracht gewurzelt war, die sich hundertfünfzig Jahre früher als stutzerhafte Neuerung eingeschlichen hatte. Als im Jahr 1798 Genua auf ganz kurze Zeit von den

Digitized by Google

Franzoſen geräumt war, hatte die proviſoriſche Regierung nichts Eiligeres zu thun, als ſich wieder in das alte Amtskoſtum mit den Wolkenperrücken zu ſtecken. Heutzutage verglimmt um den Scheitel des höchſtgeſtellten Beamten eines großen Volks der lezte Schimmer einer untergegangenen Zeit; die große Perrucke des Lordkanzlers von England iſt das lezte Lächeln einer Laune, welche hundert Jahre und länger vielen Ständen ihre Hauptphyſiognomie gab; aber in dieſem altväteriſchen Kopfvließ neben den faſhionabel zugeſtuzten Köpfen der jungen Pairs ſymboliſirt ſich recht eigentlich das Weſen der engliſchen Verfaſſung.

Von dieſer Abſchweifung kehren wir zu dem Punkte zurück, der uns dazu Anlaß gegeben.

Der Anachronismus der Hofmaler und Medailleurs, welche weit in's achtzehnte Jahrhundert herein ihre gnädigſten Herrn, die deutſchen und andere Friedensfürſten „complete in steel“ darſtellten, iſt durch die obigen Bemerkungen genugſam erklärt. Höchſt ſonderbar und doch eigenthümlich maleriſch iſt die Vermählung der Allongeperrücke mit der vollen Rüſtung. Um die Zeit, da ſich die Perrücken völlig feſtgeſezt hatten, kam es nun aber auch auf, die wirklichen und die präſumtiven Helden in antik römiſchem Koſtüm darzuſtellen, und auch mit dieſer idealen Tracht wurde die Perrücke gepaart. Gehen wir etwas weiter herauf zu der Zeit, wo die Perrücke der Puderfriſur Platz gemacht hatte, ſo ſehen wir auf den Monumenten bald die mittelalterliche Rüſtung, bald den römiſchen Panzer ſammt der Toga angewendet, dabei aber die aufgezogenen Rollen über den Ohren oder die ailes de pigeon feſtgehalten, den Zopf dagegen nur des Haarbeutels oder des ſteifenden Bandes entledigt und loſe gebunden, wie man ihn im Negligé trug. Dieſes rückſichtsloſe Kleben am Haarputz quand même zeigt, wie dieſer Theil der Tracht von viel entſcheidenderer Bedeutung iſt als jeder andere, wie der Styl der Haare vor Allem in jeder Periode den allgemeinen phyſiognomiſchen Ausdruck beſtimmt, mit dem und innerhalb deſſen ſich das individuelle Geſicht Geltung zu verſchaffen hat. Jene Künſtler aus der Perrücken- und Puderzeit fühlten wohl, daß ein fremdartiger Rahmen, und wäre er noch ſo ideal, mehr als jedes andere Phantaſieſpiel mit dem Koſtüm, die Individualität des Dargeſtellten in der Einbildungskraft der Zeitgenoſſen verwiſcht; ſie nahmen daher keinen Anſtand, Ihre Majeſtäten, Hoheiten und Excellenzien am Körper „sous les traits de Trajan u. dgl.“ abzubilden, aber ſie reſpektirten das heilige Siegel der Zeit um Stirne und Schläfe, und bedachten weiſe, daß allerdings ſchon der Schneider, aber in höherer Potenz der Friſeur es iſt, der Menſchen macht.

Wie ſchon geſagt, wetteiferten in den lezten Jahrzehnten des ſiebzehnten Säculums alle höhern Stände in Europa in der Pracht und Größe der Perrücken. In Deutſchland aber zeichnete ſich in dieſem Punkt vorzüglich die hohe proteſtantiſche Geiſtlichkeit aus, nachdem einmal die im vorigen Artikel geſchilderte Oppoſition überwunden war. Stößt man auf ein Bild mit einer recht ungeheuern Perrücke, ſo iſt es ſicher, je nach dem Schnitt derſelben, entweder ein Miniſter, Ambaſſadeur oder dgl. oder aber ein lutheriſcher Abt, Generalſuperintendent oder Kanzler. Es war, als wollten ſich dieſe Wurdenträger der gereinigten Kirche, zum Preis der ſymboliſchen Bücher und des im weſtphäliſchen Frieden garantirten Kirchenguts, dem katholiſchen Clerus gegenüber recht vornehm weltlich breit machen. Lezterer konnte ſich allerdings nicht mit derſelben Behaglichkeit in den Strom der Mode werfen. Gleich den erſten Verſuchen der Cleriker, ihre Häupter in modum seculi zu ſchmücken, traten glühende Eiferer aus ihrer eigenen Mitte entgegnen, und dieſe hatten am heiligen Stuhle einen Rückhalt, der den evangeliſchen Perrückenantagoniſten fehlte. Beſonders heftig trat der Pariſer Doktor Thiers in ſeiner im Jahr 1690 erſchienenen Histoire des perruques auf. Ihm war die Modelaune der Zeit ein ſo großes Aergerniß, wie ſeinem berühmteren Großneffen die pensée immuable; er donnerte gegen die falſchen Haare des Clerus mit ſo viel Beredtſamkeit, wie der heutige Thiers für die Wahrheit des Repräſentativſyſtems; ja er ſcheute ſich nicht, den Bannſtrahl des Vatikans gegen die Perrücken am Altar und im Chorſtuhl herauszufordern. Mehrere Päpſte, wie Clemens XI. (1703) und Benedikt XIII. (1725) erließen nun allerdings Verordnungen gegen das Tragen der Perrücken von Seiten der Geiſtlichkeit und bedrohten die Widerſetzlichen zum Theil mit harten Strafen. Indeſſen wurde der Ungehorſam doch nie ein ſogenannter casus papalis und die Biſchöfe konnten Diſpens ertheilen; wie denn der Biſchof von Speyer lange die Prieſter für vierzehn Gulden in den Orden der bien coiffés aufnahm. Eine eigenthümliche Schwierigkeit ſezte aber die Köpfe wenigſtens der fungirenden Prieſter und die Perrücken in Antagonismus: von jeher beſtand das ausdrückliche kirchliche Gebot, daß der Prieſter bei gewiſſen Theilen der Meſſe das Haupt entblößen muß. Doch auch hier wußte man ſich zu helfen: man ließ die Perrücke ſo einrichten, daß der obere, der Tonſur entſprechende Theil aufgeklappt werden konnte. Alles dies, in Verbindung damit, daß auch das übrige, zur Perrücke nicht paſſende Koſtum der katholiſchen Geiſtlichkeit ein ſtrengeres war, machte, daß ſie in dieſer weltlichen Eleganz niemals mit den Kanzlern und Beichtvätern des corpus evangelicorum in die Schranken treten konnte.

(Fortſezung folgt)

Digitized by Google

Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten.

(Schluß.)

Und die griechische Plastik! — Wer nur mit einiger Kunstkenntniß, und noch mehr Empfänglichkeit für das Alterthümliche in einem Antikensaal voll hoher Göttergestalten herumwandelt, wird sich nach und nach von einem Ernst ergriffen fühlen, der aus dem Angesicht, den Mienen, der Haltung dieser Kunstwesen, auch selbst derjenigen, die man schön und anmuthig nennt, in ihn übergegangen ist. — Man könnte sagen, Ernst und Erhabenheit sey der Charakter der griechischen Kunst überhaupt. Selbst in ihrer Komik zeigt sich dies. Wenn Aristophanes mit zügellosem Uebermuth seine genialische Laune aussprudelt, so geschieht es doch immer in edler, schöner Form, selbst in solcher, welche er den Tragikern nicht bloß der Parodie wegen abgeliehen; ja, er läßt unmittelbar auf die Darstellung des Lächerlichen und Possenhaften hochpoetische Chorgesänge erschallen, deren der ernsteste Tragiker sich nicht schämen durfte, etwa wie umgekehrt Shakespeare, das Leben nachbildend, wie es ist, mitten in die ernsten und ergreifenden Scenen seiner Tragödien Komisches und Albernes als Dissonanzen einmischt. Weit heiterer als die griechische plastische Kunst — denn von ihrer malenden wissen wir nur wenig durch Anschauung — ist die neuere der italienischen und anderer Maler, nicht nur dem Wesen nach, worin Malerei und Plastik sich unterscheiden, sondern auch aus nationalen und Zeitursachen. Man denke an Raphael und seine göttlich anmuthigen, herzerfreuenden Gebilde, an den Maler „der Nacht," an Titian, an den herrlichen Spanier Murillo, der, gleich dem erwähnten englischen Dichter, eben so gut das Erhabene und Schöne, als das Niedriggemeine zu schildern versteht.

Schließlich noch folgende Bemerkungen, welche die ganze Denk- und Sinnesart der Alten betreffen. — Die Griechen und Römer mußten fast allenthalben in der Natur und im Menschenleben Stoff finden zur Unruhe, zur Sorge und Furcht, von denen zwar einzelne Weise und Naturforscher, besonders manche Akademiker und die Epikuräer, zu befreien suchten, denen aber selbst Stoiker, Platoniker und Pythagoräer nicht fremd geblieben sind. Sollten wir es ihnen verargen? Sehen wir doch, wie das Volk der Christen noch heutiges Tags in verschiedenen Ländern mehr oder minder sich dem Hang zu düsterem Aberglauben hingibt, der, um es noch einmal zu bemerken, in der menschlichen Natur gegründet zu seyn scheint. Zwar der wahre Christ sucht sich davon zu befreien; ihm spucken die alten Dämonen nicht mehr, er ist heiter ernst, weil er die Natur mit heitern Augen betrachtet, weil er den erhabenen Leichtsinn, den das Christenthum gebietet und der aus einem festen Glauben an die Vorsehung hervorgeht, in seinem Herzen trägt. Vermöge jener stoischen Sympathie, von der Cicero in seiner Schrift „von der Weissagung" redet, jenem geheimen Zusammenhang in der ganzen Natur, der sich uns deutlicher oder dunkler ausspricht, mußten die Alten in ganz gewöhnlichen Naturerscheinungen und Ereignissen, wie viel mehr erst in seltsamen und auffallenden, etwas Vorbedeutendes, Unheimliches, Unheilverkündendes erblicken und vernehmen. Ließ sich irgend eine Stimme hören, deren Ursprung man nicht sogleich entdeckte: es war die Stimme von Dämonen, von Faunen, die umher schwärmten und Unheil oder doch sonst etwas Ungewöhnliches verkündeten. Das Geheul der Eulen, das Krächzen der Raben und Krähen, das Geschrei anderer gewisser Vögel und Thiere vernahmen sie, als schlimme Vorbedeutungen, mit Schauer, wie jetzt noch unzählige Christen, die in dieser Hinsicht vor den alten Heiden nichts voraus haben.

Gottlieb Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Mai.

(Fortsetzung.)

Holtei. Johann Schön.

Eine freundliche Erscheinung war uns Karl v. Holtei, der, nach der Auflösung seines Verhältnisses zum Theater in Riga, im vorigen Monat nach seiner v. g. Vaterstadt Breslau zurückkehrte, und hier zum ersten Male seine ausgezeichneten dramatischen Vorlesungen vor einem sehr gewählten Publikum gab, während er bei seiner Anwesenheit 1834 unsere Bühne selbst betrat, auf der er, ein zweiter Wilhelm Meister, gegen das Ende des zweiten Jahrzehnts, unverdrossen durch alles Mißlingen, ungeschreckt durch herben Tadel, die dramatischen Sporen zu verdienen bemüht war, und den Grundstein zu seinem bewegten Künstlerleben legte. Ein wenig wohlgefälliges Sprachorgan war es namentlich, weshalb man ihm damals allen höhern Beruf für die Bühne absprach. Alle, die, wie ich selbst, darin übereinstimmten und Holtei bei seinem letzten Auftreten nicht gesehen hatten, erstaunten nun, wie er in glücklicher Beharrlichkeit, gleich dem Demosthenes — wenn auch nicht mittelst Kieselsteinen — die Mängel oder Angewöhnungen seines Organs überwunden. Ja, es wirkte seine ganze Individualität nun ungleich entschiedener, und die poetische Begeisterung, mit der er Shakespeares „Julius Cäsar" las, sowie seine ausgezeichneten Mittel dazu, rissen Alles zum lebhaftesten Beifall hin. Nicht minder sprach der frische Humor an, mit dem er Holbergs „Gert Westphaler," das Vorbild von Raupachs Barbier Schelle, folgen ließ, und wer Tieck und Holtei lesen hörte, wird vielleicht gern dem Urtheil beitreten, daß bei Jenem das Idealistische, bei diesem das Charakteristische vorwalte.

Digitized by Google

Karl Schall, den die Breslauer vor vierzehn Jahren lesen hörten, besaß bei aller Sachkenntniß keine genügende Stimme, besonders für affektvolle Scenen. — Des Bühnenlebens überdrüssig, weiß Hottei im Augenblick wohl selbst noch nicht, wie und wo er nächstens sich niederlassen werde. Arion sprach: „ein wanderud Leben gefällt der freien Dichterbrust.“ — Manche sich widersprechende Berichte sind über die Ideen verwerthältnisse Rigas in Umlauf gekommen. Die Wahrheit davon ist mit wenig Worten, daß Hottei zunächst durch den Tod seiner Frau zu dem Vorschlage an das Theatercomité veranlaßt ward, ihm der unumschränkten Direktion auf eigene Rechnung, zu der er kontraktlich sich verpflichtet, vorzeitig wieder zu entbinden. Lange aber fühlte er wohl schon, daß er zum Theaterdirektor nicht tauge, weil er — nach seinen eigenen Worten — nirgend Nein sagen könne. — Ich komme nun zu einem Todesfall, der alle hiesigen Freunde der Wissenschaft tief erschüttert hat, besonders da ihm die traurigsten Umstände vorausgingen. Er betraf Johann Stahr, ordentlichen Professor der Staatswissenschaften an der hiesigen Universität, Doctor der Rechte und Philosophie und Redakteur der „Schlesischen Zeitung.“ Geboren zu Langendorf in Mähren, den 31ten November 1802, fand er auf einer gelehrten Reise von Wien aus, wo er seine Studien beendet, seit 1828 in Breslau einen seinen Neigungen und Gesinnungen angemessenen Thätigkeitskreis, und schied für immer aus von seinem eigentlichen Vaterlande, indem er in Preußen völlig sich niederließ. Anfangs als Privatdocent, seit 1836 als ordentlicher Professor der philosophischen Fakultät wirksam, fand er ungewöhnliche Auerkennung, und zeichnete sich in seinen Schriften durch Gelehrsamkeit, hervorstechende Eigenthümlichkeit der Bearbeitung, scharfsinnige Kritik, gefällige Darstellung aus. Seine schon in Oesterreich verfaßten poetischen und historischen Versuche, gehörtentheils lyrischen Balladen und eine mythische Tragödie: „der Sieg des Glaubens“ (Leipzig 1828; später unvergearbeitet), erschienen 1824 bis 1828 meist in v. Hormayrs Archiv und historischem Taschenbuch, sowie in Castellis, Tolds, Kuffners und Anderer Taschenbüchern und Zeitschriften. Im Allgemeinen waltet darin die Beschaulichkeit vor; die Freigeisterei der frühen Jugend stellt sich als überwunden dar, und es ist das Streben sichtbar, das Reale und Geschichtliche zum eigenen Troste mit dem räsonnirenden Verstande aufzufassen. Unter seinen historischen Versuchen ist am schätzbarsten eine Nachricht über einen böhmischen Codex im Königsberger Archiv, der zur Hebung eines für Böhmen sehr wichtigen Urkundenschadens Veranlassung gab.

(Schluß folgt.)

London, Mai.

(Schluß.)

Lady Bulwers Roman. Pauline Garcia.

Lady Bulwers Roman: „Cheveley, or the Man of Honour,“ macht sehr viel Aufsehen in den höheren Classen, denen viele darin vorkommenden Charaktere entlehnt sind. Die Verfasserin hatte dabei keinen andern Zweck, als den Charakter Bulwers in den grellsten Farben dem Publikum preis zugeben. Die Farben sind jedoch so dick aufgetragen, daß alle Wahrscheinlichkeit verschwindet. Ein Pamphlet ist erschienen, wie man sagt, von Bulwers eigener Hand, in welchem die schlechte Tendenz, die Unwahrscheinlichkeit und Immoralität dieses Romans (dem jedoch Witz und treffende Satire nicht abzusprechen sind) auseinandergesetzt wird. Auf jeden Fall enthüllt dieses Genre von Romanen, so gerne man es auch verbergen möchte, mehr und mehr die Immoralität des englischen Adels. — Ein Strikter in Blackwoods Magazin behauptete vor einiger Zeit in einem Artikel über deutsche Literatur, die Deutschen haben „weder Moral noch Literatur.“ Ich charakterisirte die Ansichten des neuheuchlerischen Puritaners für die Leser hinreichend, wenn ich sage, daß er Goethes Wahlverwandtschaften als den Sittenspiegel der deutschen Nation aufstellt. Was sagt dieser englische Moralist zu Hoods (unstreitig der beste englische Sittenmaler jetziger Zeit) letzten Roman, dessen Held, nachdem er zwei Frauen verführt, mit der ersten einen Sohn gehabt und die zweite aus ihres Mannes Hause genommen, ein junges Mädchen heirathet, das er bald darauf des Ehebruchs mit seinem eigenen Sohne (dem von seiner ersten Geliebten) bezichtigt? Die Engländer hatten sich seltsamer Weise für das moralischste Volk auf Erden; der respektable Theil der mittleren Classen, nämlich der kaufmännische, ist hier auch gewiß sittlicher als in irgend einem Lande, aber weiter oben herrscht die schändeste Heuchelei. Wie ließe sich sonst im häuslichen Allerheiligsten jeder Dame von Rang der „Satirist“ antreffen, ein Blatt, von dessen Inhalt sich jedes wohlerzogene deutsche Frauenzimmer erröthend abwendete? Mit der ehelichen Treue steht es unter der Aristokratie sehr schlimm aus, in den mittleren Classen hört man dagegen selten von einem Fehltritt. Viel thut das bei freilich die Furcht vor dem Skandal, und die Erfahrung lehrt, daß der eigentlich barbarische und unsern Gefühlen so sehr widersprechende Brauch, Ehescheidungen vor einen Gerichtshof zu bringen, der dann nach mathematischer Berechnung entscheidet, wieviel Pfund und Schillinge die verletzte Frau werth gewesen, wenigstens hier zu Lande nicht ganz verwerflich ist.

Pauline Garcia, die Schwester der gefeierten Malibran, hat vor Kurzem als Desdemona im Othello glänzend debutirt. Es steht ihrer Stimme zwar noch an Kraft, um das ungeheure Opernhaus auszufüllen, außer in manchen Augenblicken, wo sie, hingerissen, selbst dieses physische Gebrechen überwindet und das Publikum in Erstaunen setzt. Man muß jedoch bedenken, daß sie erst achtzehn Jahre alt ist; ihr Vortrag und ihr Spiel sind glänzend, und ich zweifle nicht, daß sie einst zu den ersten Künstlerinnen Europas gehören wird. Ihr Aeußeres ist sehr einnehmend: eine schöne schlanke Figur und eine interessante spanische Physiognomie, in der jedoch nur die Augen an die Malibran erinnern. Sie wird, wie ich höre, während dieser Saison nur sechs Mal auftreten. Wir haben gegenwärtig viel wenniger fremde Künstler hier als gewöhnlich, und im Ganzen ist der Londoner Winter (bei uns Sommer genannt) diesmal ziemlich still. — Es ist bekannt, daß Großbritannien vor wenigen Tagen mit einer Torpregierung bedroht war, daß aber die Gefahr für den Augenblick vorüber ist. Beim gegenwärtigen Zustand des Landes hätte Peel schwerlich regieren können, und der weibliche Haushalt der Königin war für ihn der geringste Stein des Anstoßes. Von Irland gar nicht zu reden, ist die Gährung im Westen Englands und in Wales sehr groß, nur die entschiedenen Maßregeln der Regierung haben bis jetzt einem allgemeinen Aufruhr der Mißvergnügten vorgebeugt. Auch in London selbst vermehrt sich die Anzahl derselben, und die Chartisten bilden bereits eine furchtbare Partei, besonders da sie, wie es scheint, überall mit Waffen versehen sind. Vorgestern sah ich die Bittschrift der Chartisten an das Parlament auf einem Karren nach dem Hause fahren; sie ist anderthalb Meilen lang und zählt 1,500,000 Unterschriften.

Vom Großfürsten Thronfolger wußte ich nichts zu melden, womit mir die politischen Blätter nicht lange zuvorkommen würden, und was ich etwa über den hohen Reisenden mittheilen könnte, paßt ohnehin nicht in diese Blätter.

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 127.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 28. Mai 1839.

Rebellion
Came like itself, in base and abject routs,
Led on by bloody youth, guarded with rage,
And countenanc'd by boys and beggary.
Shakespeare.

Physiognomie der Emeute.

Zwei Blätter aus dem Tagebuch eines Müßigen, von J. B.

I.

Paris, den 12ten Mai 1839.

Auf gutes Wetter hoffend, hatten wir gestern verabredet, heute früher als gewöhnlich zu speisen, um nach Tisch einen Ausflug machen zu können. Ein kalter Nordwind, der heute wehte, hatte schon halbwegs unsern Plan zerstört, als Clara nach Tisch, während ihr Bruder sich ankleidete, ganz erschreckt in dessen Schlafzimmer trat und uns mit dem Rufe begrüßte: „Es ist Revolution in Paris!" Da war nun freilich an kein Spazierengehen für Frauenzimmer mehr zu denken. Wir wollten unterdeß wenigstens wissen, was an dem Gerüchte sey, und so gingen wir, P. und ich, zu dem Ende zusammen aus.

Auf dem Pont St. Michel fanden wir eine bedeutende Menschenmenge versammelt. Als wir die Höhe der Brücke erreicht hatten und das gegenüberliegende Ufer, so wie die Straße, die an dem Palais de Justice vorbeiführt, übersehen konnten, bemerkten wir in der Ferne einen Trupp Bewaffneter, der, vom Justizpalast kommend, auf die Brücke zuging, und den wir erst für Aufrührer ansahen, da die meisten in Bürgerkleidern waren. Bald aber gewahrten wir darunter mehrere Sergents de ville in Uniform und mit Militärgewehren, und es zeigte sich, daß wir einem etwas bunten Peloton der Vertheidiger der Ordnung gegenüberstanden. Dies flößte uns Vertrauen ein und wir gingen getrost weiter. Nach ein paar Schritten aber sahen wir, daß einer der Bewaffneten uns winkte, uns zurückzuziehen, und die Uebrigen sogleich auf uns anlegten. Alles stob auf der Brücke auseinander, und wir gaben Fersengeld, wie die besten Helden des Alterthums. Unser heldenmüthiger Rückzug mag lustig genug ausgesehen haben und ging munter genug von Statten, denn die große Mehrzahl der Fliehenden schien nichts weniger als durch die Angst getrieben zu werden, sondern nur keinen besondern Beruf zu haben, sich für nichts und wieder nichts ein Loth Blei in Kopf oder Brust gießen zu lassen.

Fliehend und lachend kamen wir ungefähr aus der Schußlinie und sahen uns dann aus sicherer Weite unsere tapfern Gegner an, die, wenn sie ein Bischen Humor im Leibe hatten, noch ganz anders über uns gelacht haben mögen. Gerade als ich hinsah, schoß einer der Sergeanten sein Gewehr in der Richtung der Rue Dauphin ab. Es sollte das wohl nur ein Lärmschuß seyn, da überdies der Mann über die Häuser weg zu zielen schien. Als ich diesen Abend durch die Rue Dauphin nach Hause

Digitized by Google

gehen wollte, sah ich an der Ecke derselben eine Menge Menschen versammelt, und man erzählte mir, daß gegen ¼4 Uhr ein hier wohnender Maler, der in seinem Fenster lag, zufällig, ohne daß man recht wisse, wie und durch wen, todtgeschossen worden sey.

Wohl eine Stunde blieb ich auf dem Pont-neuf und sah den Manövers, die von der Präfektur aus geleitet wurden, und hörte den Gossen, die meine Nachbarn über dieselben machten, zu. Mehrere Bataillone Linientruppen, mehrere Schwadronen Communalgarde, jeden Augenblick ein Adjutant, der von den Tuilerien kam oder nach denselben eilte, zogen an uns vorüber. Ein paar Mal sahen wir in der Weite Gefangene der Präfektur zuführen, dann rückten National- und Communalgarden aus derselben aus. Einmal sprengten die Leztern die Menge von dem quai aux fleurs weg, und obgleich wir auf dem Pont-neuf beinahe funf Minuten von dem Schauplatze dieser Heldenthaten entfernt waren, sezten sich doch schon die meisten meiner Nachbarn in Bewegung, um dem Beispiele zu folgen, das ihnen in weiter Ferne gegeben wurde.

Einer meiner Freunde, der sich der Gegend, wo der Kampf Statt fand, näher gewagt hatte und der über den Pont-neuf zurück nach Hause wollte, erzählte mir, er habe die Leiche eines Munizipalgardisten und einen zweiten tödtlich verwundet vorbeitragen sehen. Die Sache war also ernsterer Art. Auch hörte ich hier, die Aufrührer haben einen Wachposten am Palais de Justice mit Sturm weggenommen und einen Offizier und mehrere Soldaten getödtet; sie seyen auch eine Zeitlang Meister des Hotel de ville gewesen.

Neugierde, theilnahmloses Gaffen war im Allgemeinen der Charakter der Menge. Wo sich Gruppen bildeten und ein Gedanke laut wurde, hieß es ungefähr: „On a fait sauter des maisons à Lyon, pour se fortifier à Paris.“ Ein Anderer fragte: „Mais que veulent-ils? pourquoi ont ils commencé sans cause?“ Und ein dritter, ein anständig gekleideter Mann, antwortete: „Il faut aller le demander à Mr. Gasparin.“ Ich sprach hier ein paar eifrige, sehr feurige und vielgeltende Republikaner, und sie versicherten mich, daß auch fur sie der Schlag wie aus heiterem Himmel gekommen. Ein Mann aus der Mittelclasse, der aus der Rue St. Martin kam, wo nach seiner Angabe jezt der Mittelpunkt der Emeute war, behauptete, um drei Uhr habe die Zahl der Aufrührer sich auf drei- bis vierhundert Mann belaufen, und jezt seyen deren höchstens noch zwanzig bis dreißig in der Rue St. Martin. Endlich trat ein großer, kräftiger Mann im Kittel zu uns, dessen kleiner Schnurrbart und eckige Bewegungen beinahe auf einen Soldaten schließen ließen. Dieser erzählte ebenfalls, er komme aus der Rue St. Martin, wo er die Aufrührer gesehen; ihrer seyen funfbis sechshundert, sie haben sich auf dem Greveplatz sehr tapfer geschlagen ꝛc. Er war gut unterrichtet, mußte die Sache in der Nähe gesehen haben, und ich weiß nicht, warum es mir bald so vorkam, als dürfe man in seiner Gegenwart nicht zu laut sprechen. Seine Blouse war ganz neu, seine Hände nicht die eines Arbeiters, und ich hatte ein Gefuhl, als ob er nur nach Hause zu gehen brauchte, um seine Gensdarmenuniform anzulegen.

Am Ende aber fing mich das Gaffen, das Hin- und Herplaudern und Horchen an zu langweilen, und so ging ich planlos weiter. Indem ich so durch die bewegten Straßen schlenderte, wuchs in mir das Verlangen, die Emeute und ihre Heroen etwas näher, und wo möglich von Angesicht zu Angesicht zu sehen. War ich doch schon so lange in Paris, ohne so eigentlich diese ehrenwerthe Bekanntschaft gemacht zu haben. Im April zwar hätte mich ein ähnlicher Versuch beinahe meine gesunden Glieder gekostet. Wer weiß aber? vielleicht war ich diesmal glücklicher.

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Hier ist der schicklichste Ort, des Bartstyls in dieser und den folgenden Perioden Erwähnung zu thun, wenn wir auch damit die Geschichte etwas unterbrechen. Anfangs, so lange sich noch die Perrücke den Formen des natürlichen langen Haares anschloß, ging mit ihr der aus dem sechzehnten Jahrhunderte überlieferte starke Knebel- und spitze Kinnbart ganz gut zusammen. Als aber die Perrücken zu ganz unnatürlichen Wulsten aufquollen, da gebot schon das Geschmacksgesetz des Abstichs, den Bart zu beschränken und Haupt und Gesicht nicht völlig in Haar aufgehen zu lassen. Unter den großen Perrücken zog sich der Bart, nachdem ihm in den verflossenen Jahrhunderten fortwährend und in allen Ständen eine bedeutende Entwicklung gegönnt worden, schnell zu jenen diminutiven, weit auseinanderstehenden Strichen zu beiden Seiten der Oberlippe zusammen, welche auf Bildnissen nicht selten den Effekt von Schönpflästerchen machen. Solche Bartreslchen trugen bald, nach dem Beispiel Ludwigs XIV., die deutschen Großen, und nach ihnen die ganze Perrückenwelt, auch die Geistlichen. Ein solches Bärtchen hieß damals in Niederdeutschland ein 101er: jedes Zwickelbartchen auf den Seiten galt fur Eins, und in der Mitte war Nichts = 0.

Die ganze Richtung des Kostüms auf's Süßliche, Weichliche mußte indessen die völlige Verleugnung des physiologischen Merkmals der Männlichkeit herbeifuhren.

Digitized by Google

Doch weniger die Perrücke selbst, als vielmehr der Puder war es, der, ein böser Mehlthau, die Vegetation des Barts auf lange hin vernichtete. Erst im zweiten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts, unter dem Regenten Orleans, kam der Puder eigentlich, als fixer Bestandtheil des Kopfputzes auf; dieser Sitte lag die Idee zu Grund, „d'adoucir les traits“ und die Lebensalter in Einem physiognomischen Ausdruck möglichst zu vermischen; damit wurde aber von selbst der Bart negirt, der besonders in das ältere Gesicht so harte Charakterstriche zeichnet. Man kann es sagen, die süße, duftige und dabei steife Puderfrisur setzt ein für allemal ein glattes, bartloses Gesicht voraus; und wenn daher den Kriegsmännern aus dem spanischen Successionskrieg, so wie den Diplomaten und Gelehrten dieser Zeit das kleine Knebelbärtchen zu der dunkeln oder nur leicht mit Puder bestäubten Lockenperrücke noch ganz vortrefflich steht, so mußte jeder Schein von Bart, jeder charakteristische Schatten von Männlichkeit im Gesicht wegfallen, sobald mit der Schneelinie der „Vergette“ das despotischste Niveau gezogen wurde, dem vielleicht je die Menschheit im Gebiete des Kostüms gehorcht hat. Betrachtet man die Monumente des ganzen achtzehnten Säculums, so ist es auch wirklich, als ob das Bartlehen, das dem Europäer, der farbigen Menschheit gegenüber, als Voraus zugefallen, von der Natur zeitweise wäre zurückgenommen worden.

Sogar der Krieger des achtzehnten Jahrhunderts beugte sich überall vor dem allgemeinen Gesetz und entsagte, indem er die Frisur nahm, ohne Murren, dem martialischen Bart. War dies Verleugnung? oder war es unkriegerischer Dienst einer Mode, mit der sich einmal der Bart schlecht vertrug? Nach unsern jetzigen Begriffen von kriegerischem Habitus konnte dies fast scheinen; aber genauer betrachtet, verhält es sich nach unserer Meinung nicht so. — Der Bart, als ein allgemeines männliches Merkmal, kann an sich nicht die Idee des Martialischen, des Kriegerischen erwecken, sofern man hiemit noch einen andern, engern Begriff als den des Männlichen überhaupt verbindet. So lange irgendwo im gesellschaftlichen Verbande alle Männer, oder doch fast alle zum Waffenhandwerk berufen sind, ist es gleich kriegerisch, ob sie den Bart abschneiden, oder so und anders stutzen, oder aber wachsen lassen. Macht sich dagegen in einem Land oder in einer Zeit der Begriff der Martialität des Bartes geltend, so wird dies ein Beweis seyn, daß sich der Kriegerstand von den übrigen ganz ausgeschieden hat und für den Repräsentanten der nationellen Männlichkeit gilt, als deren Symbol er den Bart zur Schau trägt. Dieser Scheidungsprozeß, aus dem der Soldat als ein ganz spezifisches Wesen hervorging, fällt in Europa bekanntlich in das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert. Aber in diesen Zeiten war der Bart in größerer oder geringerer Entwicklung mehr oder weniger allgemeine Tracht. Im stattlichen Bart saß nicht nur die besoldete Herzhaftigkeit, sondern jede Zier des reifen Mannes, Gelahrtheit, Wohlweisheit, Ehrsamkeit, Würde. Der Bart war die Auszeichnung des Meisters neben seinen jungen Gesellen, des Doktors auf dem Katheder den milchbärtigen akademischen Bürgern gegenüber. Nur die katholische Geistlichkeit, mit Ausnahme einiger Orden, trug, als conventionelles Zeichen der Demuth, ein glattes Kinn; gerade zum Widerspruch ließen nun die Streiter der protestantischen Kirche im sechzehnten Jahrhundert ihre Bärte recht lang wachsen, vom selben Instinkt geleitet, der sie bewog, den Kalotten der Priester die Wolkenperrücken entgegenzusetzen, als im Jahrhundert darauf die langen Bärte aus der Mode gekommen waren. — Wir sehen in diesen Zeiten alle Stände an den Phasen des Bartes so ziemlich gleichmäßig Antheil nehmen; noch der letzte neckische Bartrest, wie er zur großen Perrücke getragen wurde, ist dem Militär, dem Staatsmann, dem Gelehrten, dem Stutzer und dem beweibten Abt gemeinschaftlich, und der Kriegsmann dachte nicht daran, im allgemeinen, durch die Haartracht bestimmten Gesichtstypus der Zeit, sich durch Bartkultur einen besondern physiognomischen Ausdruck zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

Künstlicher Frühling. Nachlassende Baulust.

Schnee und Eis hatten sich bis tief in den verflossenen April so sehr eingebürgert, daß zwei unter Glas und Rahmen gezogene, prachtvolle Duodezexemplare eines künstlich hervorgebrachten Frühlings uns in desto größere Freude versetzten. Das eine fand man in den Gewächshäusern des um die hiesige Blumenkultur seit einer Reihe von Jahren bereits verdienten Kunstgärtners Seidel, in der äußeren Rammischen Gasse. Neben vielen andern, namentlich den in den ersten Monaten jedes Jahres den wesentlichsten Theil der sogenannten Zimmergärten ausmachenden Zwiebelgewächsen, nahm vorzüglich eine überaus große, durch Schönheit, Mannigfaltigkeit und zum Theil auch Neuheit sich empfehlende Sammlung von Camellien die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Diese schöngefüllten Gewächshäuser standen Jedermann zu freiem Eintritt offen, und der diesmal so ganz unverwüstliche lange Winter hatte wenigstens das eine Gute, dieser köstlichen Blumenpracht eine ungewöhnliche Dauer zu ertheilen. Den zweiten Frühling in Taschenformat lieferte die um diese Jahreszeit gewöhnliche öffentliche Blumenausstellung, welche, wie meistens, im vormaligen Doublettensaale auf der Brühlischen Terrasse stattfand. Behaupteten die Seidelschen Glashäuser, vornämlich durch den imposanten Reichthum ihrer zum Theil an Spalieren mit hunderten von Blumen prangenden Camellienstöcke, einen

Digitized by Google

Vorzug vor dieser Blumenausstellung, so gewährte letztere dagegen durch die, aus den meisten der vorzüglichsten Gartenanstalten zusammengeflossenen Beiträge, 8000 an Zahl, eine weit größere Mannigfaltigkeit der Pflanzengattungen, von denen die meisten in der Blüthe standen. Die Riesengröße einiger Camellien und anderer Blumen und Sträucher, verbunden mit dem lebendigsten Sinne für geschmackvolle, landschaftliche Anordnung, den das Ganze aussprach, machte einen überaus angenehmen Eindruck. Mehrere in Dresden zum ersten Male zur Blüthe gekommene freundliche Frühlingskinder, zu der Primelnfamilie gehörig, soll der König selbst im vorigen Jahre beim Botanisiren in Dalmatien gefunden haben. Gewiß würde sich die Direktion, deren zweckmäßige Veranstaltungen Anerkennung finden, noch einen aufrichtigen Dank mehr von den Besuchen erwerben, wollte sie jedesmal durch ein Verzeichniß der neuerlangten vorzüglichsten und wichtigsten Pflanzen, einen Fingerzeig auf diese geben, weil ausserdem manche davon, in der großen Anzahl blühender und nicht blühender Gewächse, nur allzuleicht übersehen werden können.

Endlich beginnt der hiesige Enthusiasmus für die Erschaffung neuer Häuser, wenn auch nicht ganz zu verschwinden, doch ein wenig Athem zu schöpfen. Das davon oft unzertrennliche finanzielle Manoeuvre, zuweilen auf Kosten der Dauer, mit möglichster Ersparniß Gebäude aufzuführen und dann zu verkaufen, kam immer gewaltiger in Schwung. Der Käufer pflegte gewöhnlich, unter Bemerkung des bezahlten hohen Preises, die Miethbewohner bedeutend zu steigern. Hierdurch stieg auch die Verzinsung des Kaufpretiums, und es gelang dem Käufer nicht selten ein recht vortheilhafter Wiederverkauf. Nur der kleinste Theil der Miether entschloß sich, das Verlassen der Wohnung der mitunter enormen Mehrforderung vorzuziehen; der größte Theil fügte sich in letztere schon wegen des manchmal sehr großen Aufwands für die innere Einrichtung. Allein je bekannter dieses, bei den Miethern natürlich nicht sonderlich beliebte Manoeuvre wurde, desto mehr fing man an, sich zu bedenken, ehe man in die Falle ging. Daher findet man denn an den Thüren oder Fensterladen neuer, und sogar recht einladend gelegener Häuser wieder Zettel, welche zu vermiethende Quartiere anbieten, eine Maßregel, die eine Zeitlang gar nicht nöthig gewesen war, da die neuen Wohnungen schon lange zuvor, ehe sie fertig wurden, sich vermietheten. Auch sollen jetzt Beispiele vorhanden seyn, daß Häuser, in Folge der Miethzinssteigerung durch die Käufer derselben, beinahe sämmtliche in ihnen zur Miethe Wohnende verloren und für die leer stehenden Quartiere noch immer keine Abnehmer gefunden haben. Ueberhaupt haben sich innerhalb des ganzen Umkreises von Dresden die Wohnungsanerbietungen durch Anschlagzettel und im hiesigen Anzeiger sehr vermehrt, weil nun, in Folge der fast zahllosen neuerrichteten Gebäude, wirklich die Menge der Wohnungen das Bedürfniß um Vieles zu übersteigen scheint. Mehr als zuvor denkt man jedoch darauf, alte gebrechliche Häuser durch neue, zweckmäßige zu ersetzen. In einem der vormaligen Seevorstadt angehörigen dieser Art, welchem so eben eine solche Erneuerung bevorsteht, wurde beim Aufgraben des Grundes ein menschliches Skelett aufgefunden. Die wohlerhaltenen zwei Zahnreihen des Schädels sollen auf Jugend schließen lassen. Da das nunmehr eingerissene Haus ziemlich lange schon ein wildes, unheimliches Ansehen hatte, so erzählte man sich häufig, daß es darin nicht richtig sey und sich besonders zu gewissen Zeiten im Jahre graue Gestalten sehen lassen, die in unserer Sinnenwelt eigentlich nicht zu Hause seyen. Man kann denken, daß von dem neuaufgefundenen Todtengerippe manche damit im Zusammenhang stehende Conjektur abgeleitet wird, die den Freunden des Schauerlichen mehr oder weniger plausibel erscheint.

(Fortsetzung folgt.)

Breslau, Mai.

(Schluß.)

Literarisches.

Seit 1836 stand Schön der schlesischen Zeitung vor und erhob sie zu einem geachteten Organe der Provinz. Am bedeutsamsten in seiner literarischen Thätigkeit treten indeß seine vier größern staatswissenschaftlichen selbstständigen Werke hervor, wovon er das Erscheinen der zweiten Auflage seiner „Staatswissenschaft," bereits im Druck begriffen, nicht mehr erlebte. Für seine in's Französische und in Philadelphia wahrscheinlich auch in's Englische übersetzte „Geschichte und Statistik der europäischen Staaten" (1834) ertheilte ihm die Pariser Gesellschaft für allgemeine Statistik eine goldene Medaille. Mitten in seiner vielseitigen einflußreichen Thätigkeit, freilich seit Jahren schon durch Kränklichkeit unterbrochen, ward er am Morgen des 15. März, im kräftigen Mannesalter von 56 Jahren, vom Tode weggerafft. — In der Literatur machte sich bemerkenswerth: „die objektive Erkenntniß der Offenbarung Gottes im erscheinenden Weltsysteme, von C. G. Fr. v. Stechow." (Breslau, Aderholz 1838). Der Verfasser ist Gutsbesitzer, unter denen Schlesien mehrere Philosophen zählt, und wir sehen die Philosophie somit nicht bloß vom Himmel auf die Erde, sondern auch auf die ländliche Rasenbank gebracht, wo die Spekulation wohl höhern Reiz haben mag, als auf dem Katheder. In dem genannten Werke spricht übrigens eine unläugbare philosophische Ansicht und Bildung sich aus. — Doktor Elvenich, der Herausgeber der „Acta romana" und Wortführer der Hermesianer, hat (bei Hirt) eine Vertheidigungsschrift gegen die Angriffe der „Münchener Zeitung" erscheinen lassen. Von Urban Kerns Verlagshandlung aber ist ein Taschenbuch für Lust- und Badreisende in's Gebirge, unter dem Titel: „Der Sudetenführer" angekündigt, das ebenso dem rein praktischen Bedürfniß der Sudetenwanderer abhelfen, als auch als unterrichtende Lectüre dienen soll, worin die neuesten wissenschaftlichen Erfahrungen über unser Gebirgsland niedergelegt sind. Es erscheint binnen wenig Wochen in elegantem Taschenformat zu sehr billigem Preise, nebst einer vorzüglich gearbeiteten Karte. — Auch in artistischer Hinsicht anerkennenswerth ist das vor Kurzem erschienene numismatische Werk zur Geschichte Polens von dem rühmlichst bekannten Grafen Eduard Raczynski (französisch und polnisch unter dem Titel: „Le medailler de Pologne"). — Im lieben Theater hat man uns diesen Winter mit französischen und deutschen Neuigkeiten den Magen überladen; es war aber auch meist unverdauliche Waare. Mit der verwaisten Oper scheint es besser werden zu wollen. — Längst vorüber ist die Zeit, wo auf unsern städtischen Turnplätzen das langlockige, leinenhosige junge Deutschland erzogen ward. Die Regierung mußte damals das Kind mit dem Bade ausschütten, und die für physische Erziehung so wichtige Turnanstalt aufheben. Jetzt hat auch bei uns das ursprünglich Gute sein Recht wieder errungen, und ein Herr Kallenbach eine soche Anstalt errichtet, deren Besuch bereits die erfreulichsten Resultate bei den Schaudarstellungen ergab. — In unserer Stadt ist auch ein Jünger der Kunst Boscos erstanden, der Mechanicus Schulz, der bereits mehrere sehr empfehlenswerthe Darstellungen gab.

J. Kr.

Beilage: Kunstblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 128.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 29. Mai 1839.

— Daß wir sind, macht eben
Selbst nach der herbsten Frucht des Grams uns streben,
Die, wie die Aepfel an dem todten Meer,
Nach Asche schmeckt.

Byron.

Kampf und Versöhnung.

Von Ludwig Wihl.

Zerstören möcht' ich oft, was um mich liegt,
Vernichter, doch im Großen, werden,
Dem Gotte gleich, der hoch in Wolken fliegt
Auf nimmermüden Donnerpferden!

Ein Feuerbrand im Erdenmittelpunkt,
Der sollte weit die rothe Zunge strecken,
Daß auch das Höchste, in die Glut getunkt,
Ein Lavastrom chaotisch müßte decken.

Doch würd' ich selbst in Todes bleicher Hand
Recht menschgebührlich mich verhauchen,
Und mit dem Seyn und Leben blutverwandt,
In eine Strömung mit verrauchen.

Sagt nicht, erschreckt, ich hab' am Schlechten Lust,
Wenn mich dämonisch so die Nacht umhüllet:
Es ist der harte Kampf in meiner Brust,
Der sich in diesem einen Wunsche stillet.

Es ist der harte Kampf, der mich entzweit,
Dem auch das Gute schwarz sich kleidet —
Der Kampf des Geistes mit der Endlichkeit,
Der sich im lezten Hauch allein entscheidet.

Es ist die Trennung von dem Urbeginn,
Das großgedruckte dunkle Fragezeichen:
Warum ich auf der alten Erde bin?
Wozu die Leiche zu den andern Leichen?

Und doch, wenn dann ein Frühlingsathem weht,
Wenn Gold die Sonne in die Thäler streuet,
Wenn Wald und Flur in Pracht und Blüthen steht,
Wenn Gott sich mit der schönen Erde freuet;

Wenn Liebe Mund an Mund sich schließt,
Wenn eine große That die Welt erneuet,
Wenn unsre Schmerzen auch die Kunst versüßt,
Aus unsern Thränen Perlenschnüre reihet:

Dann freu' ich mich so recht, ein Mensch zu seyn,
Mit meiner Ohnmacht, meinen Herzenleiden,
Und sehe Rosen, keinen Leichenstein,
Und möchte niemals von der Erde scheiden!

Hamburg, 17ten April 1839.

Digitized by Google

Moden.

(Fortsezung.)

Dies hängt zunächst und ganz natürlich damit zusammen, daß zur Zeit, wo der Soldat langsam aus dem Menstruum der Gesellschaft herauskrystallisirte, auch das ganze kriegerische Kostum sich nur allgemach vom gemeinen bürgerlichen losriß. So lange jeder Freie zu der Tracht seines Standes oder seiner Laune sich bewaffnete, trug auch das eigentliche Kriegsvolk weder ein gleichförmiges, noch ein vom bürgerlichen auffallend ausgezeichnetes Kleid. Ja, als in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts erst eigentlich das aufkam, was man seitdem Uniform nennt, war diese geradezu nach dem Muster der landesläufigen Tracht zugeschnitten, und blieb so bis auf die große Staatsumwälzung. Schon der Umstand, daß die höhern Stände immer noch das Seitengewehr trugen, machte, daß der Krieger in der äußern Erscheinung der Masse nicht so schroff gegenüber stand wie jezt. Noch im ganzen achtzehnten Jahrhundert war der Galanteriedegen das Sinnbild der alten allgemeinen Bewaffnung, und im Maße, in dem der Gentleman einen Bewehrten vorstellte, hatte der Offizier das Ansehen eines Modemanns. Daß noch bis zur Revolution zwischen der militärischen und der modischen Tracht keineswegs die jetzige Kluft befestigt war, zeigt besonders auch der Umstand, daß die Eleganten häufig, einzeln und in Coterien, sogenannte „Uniformes de fantaisie" mit militärischen Abzeichen trugen, was jezt nicht nur keinem vernünftigen Menschen einfallen könnte, sondern, bei uns wenigstens, selbst die Polizei auf die Beine brächte. — Hinsichtlich der frühern wesentlichen Uebereinstimmung beider Trachten erinnern wir nur an die Kopfbedeckung. Abgesehen von den Grenadiermützen, welche die englischen Puritaner während ihrer Herrschaft, in höhnischer Nachahmung der papistischen Bischofsmützen, erfunden, trugen alle Heere den gemeinen Hut, wie er eben Brauch war. Aber mit dem Hut ging auch die Frisur, welche er bedeckte, zusammen, und wenn es sich von selbst verstand, daß der Held des österreichischen Successionskriegs und des siebenjährigen Kriegs mit Puder und Zopf der Sitte der Zeit sich fügte, so konnte er auch den Bart nicht festhalten und nicht desideriren, nachdem er einmal aus dem allgemeinen Kostum verschwunden war. Die Generale Friedrichs des Großen, deren Marmorbilder er zu Berlin aufgestellt, sind so hübsch frisirt und so bartlos, als irgend ein Weltmann der Zeit, bis auf den Husaren Ziethen, der den Schnurrbart trägt. Schon seit längerer Zeit hatte man besondere Truppengattungen, Husaren, Uhlanen, Panduren u. s. w., welche ursprünglich slavische Völker waren und später dies vorstellen sollten: diese trugen zum fremden Kostum auch den slavischen Schnurrbart; aber diese Ausnahmen machen die Regel nur deutlicher.

Noch der Offizier des vorigen Jahrhunderts war geistig weit mehr als jezt mit dem Körper der Nation, wenigstens mit den ihm ungefähr parallelen Ständen verschmolzen, und zwar durch den sittlichen Ehrenpunkt, der seinem nicht soldatischen Widerpart so gut und so rasch wie ihm die Hand zum Degengefäß führte. Diesem entsprechend, verknüpften ihn die bedeutsamen Bande von Hut und Frisur, von Jabot und Manchetten unmittelbar mit der modischen Welt; er war in keinem Betracht ein so exceptionelles Wesen wie der jetzige gebildete Krieger, und so wenig „bearded like the pard" als irgend ein anständiger Mann, aber deßhalb doch so

> Jealous in honour, sudden and quick in quarrel,
> Seeking the bubble reputation
> Even in the cannon's mouth,

als der deutsche bärtige Held, der seit fünf-und-zwanzig Jahren dem Ausbruch der Feindseligkeiten entgegensieht, deren Keime immer wieder zerschmelzen, wie Wolken am Sommertag, wenn das Wetterglas hoch steht.

Wir werden bald sehen, daß die Reaction gegen die Perrücken im Grunde ein von einem deutschen Monarchen geleiteter Militäraufstand war, und daß es in den Anfängen einer später so allumfassenden und despotischen Mode militärisch ließ, wenn man, statt der Perrücke, Zopf oder Haarbeutel trug. Durch diesen Umstand wird der eben besprochene Punkt vollends in's Licht gesezt.

Der Schlag der französischen Revolution, der auf die Masse der europäischen Bevölkerung wirkte, wie der galvanische Strom auf die chemische Mischung einer Flüssigkeit, der fast plözlich die allgemeinen Begriffe von den Rechten Aller und der Einzelnen, vom Staat und Staatshaushalt umwandelte, oder vielmehr nur die längst aus ihren alten Verbindungen flüssig gewordenen moralischen Elemente rasch in neuen Mittelpunkten anschießen ließ — dieser welthistorische Prozeß mußte nothwendig auch die äußern Lebensformen vielfach verwandeln und mit den Begriffen in den Köpfen auch die äußere Ausstattung derselben anders gestalten. Die Verfassungen, die man in Frankreich auf dem vermeintlich rein abgeräumten Boden nach abstrakten Ideen aufgebaut, stürzten schnell wieder zusammen, und die entsprechenden Versuche, ein ganz über die bisherige Sitte und Tradition hinausfallendes, antilisirendes Kostüm zu schaffen, erstickten in der Geburt. Bald sezte sich Alles wieder in ein gewisses äußeres Gleichgewicht, und betrachtet man den gesellschaftlichen Zustand nach seinen innern und äußerlichen Momenten um die Zeit der Auflösung des deutschen Reichs, so wird auch dem flüchtigen Blick klar, daß die Reformen

Digitized by Google

im Kostüm, statt radikaler zu seyn als die tiefgreifenden Veränderungen im ganzen Staatsleben, kaum Schritt damit hielten. Heilige Verträge und Privilegien hatten sich wandelbarer gezeigt als Hauben und Hute, Dynastien waren leichter reducirt als Rockschöße, und die Landkarte von Deutschland hatte sich ungleich mehr verändert als die männliche und weibliche Toilette.

Die hauptsächlichste, bedeutsamste und einflußreichste Veränderung in der männlichen Tracht war nun aber ohne Zweifel die Verbannung der Frisur mit Zopf und Puder, welche sich im Großen vom Wechsel des Jahrhunderts her datirt. Der Mann sah sich jezt mit so manchem unveräußerlichen Recht auch Haar und Bart wieder zur freien Disposition gestellt, aber er wußte bei diesen wie jenen nicht recht, was er damit anfangen sollte, und er weiß es noch nicht. Seit es für den anständigen Mann kein festes Richtmaß im Haarputz und Bartstyl mehr gibt, herrscht in diesen wesentlichen Punkten ein Naturalismus, der dem Mangel an socialem Glauben in den Köpfen und dem Schwanken der Gewalten in der Gesellschaft vollkommen entspricht. Nicht eher wird wieder ein allgemeiner Glaube, sey es an was es wolle, in der Welt herrschen, als bis wieder ein durchgreifendes System des Haarputzes hergestellt ist, und erst wenn man dem Mann an Haar und Bart wieder ansieht, was er ist und was er bedeutet, wird die Hauptquelle der jetzigen geistigen Irritation, der Mangel an einer fest abgestuften Hierarchie in der Gesellschaft, verstopft seyn. Herr Guizot ist gewiß mit dieser doktrinären Prophezeiung einverstanden, wenn er sie auch weder auf dem Lehrstuhl, noch auf der Rednerbühne ausspricht. — Am charakteristischsten ist aber in der gegenwärtigen Haarverwirrung das Verhalten des Barts. Es wäre dies das fruchtbarste Kapitel; wir deuten aber unsere Ansichten nur mit Wenigem an.

(Fortsetzung folgt.)

Physiognomie der Emeute.

(Fortsetzung.)

So war ich bis zum Ende der Rue St. Honoré gekommen. Hier stand ein Häuflein Neugieriger, die den Kopf um die Ecke vorbeugten und bedächtig den Leib in der Straße zurückhielten. Ich hatte keinen Grund, verwegener zu seyn, und that daher wie sie, denn ich dachte, wir müßten den Barrikaden ganz nahe seyn. Zu meiner Verwunderung aber sah ich in der Straße auf- und abwärts viel Volk, Männer, Weiber und Kinder, hin und hergehend, sich befragend, sich erzählend, und nach allen Richtungen hingaffend; die Aufrührer aber waren unsichtbar. Mir schien es sogar, als wäre hier nicht die geringste Gefahr, und so wollte ich der Rue St. Denis zuschreiten. Da faßte mich ein junger wohlgekleideter Mann beim Arme und sagte „Mein Herr, seyen sie nicht unklug; dort, hundert Schritte weit von hier, ist eine Barrikade, und von Zeit zu Zeit schicken die Aufrührer ein paar Kugeln in die Straßen.“ Ich habe allen möglichen Respekt vor solchen Kugeln, die auf gut Glück in den Straßen herumspazieren, und die der Zufall regiert. Ich blieb einige Augenblicke stehen, den wohlgemeinten Rath überlegend.

Vor Zeiten habe ich einmal Strategie studirt, und weiß von daher noch, daß die Flankenangriffe die sichersten sind. So beschloß ich denn, meine Barrikade von der Flanke anzugreifen. Ich ging also ein paar hundert Schritte zurück, und dann aus der Straße St. Honoré zum Marché des Innocens, von wo ich an die Ecke der Rue St. Denis gelangte, wo nach der Angabe meines Warners die erste Barrikade seyn mußte. Als ich beinahe die Ecke erreicht hatte, stob auf einmal Alles auseinander und lief nach allen Seiten hin. Ich stutzte und machte mich ebenfalls zum Rückzuge bereit; beruhigte mich aber halbwegs, da ich keine Schüsse hörte, und überdies bedachte, daß die Kugeln nicht um die Ecke gehen. Im nächsten Augenblicke trat die eben gestörte Ruhe wieder ein, die Fliehenden kamen allmählig wieder zurück, und die Straße füllte sich von Neuem. Aber auch hier fand ich noch keine Barrikade. Als ich ihr nachfragte, antwortete man mir: „Weiter oben.“

Nach meinem Plane, dem Feinde in die Flanke zu fallen, mußte ich ein zweites Manoeuvre beginnen. Ich zog mich zurück, drang durch ein Dutzend kleiner Gassen durch, und gelangte so unangefochten bis an den Theil der Rue St. Denis, der von den Insurgenten abgeschlossen war. In jenen Gassen sah es nicht geheuer aus, wenig Leute waren auf den Straßen, und eilten rasch über dieselben weg, und aus allen Fenstern sahen erschreckte und zerstörte Gesichter. Ich begegnete ein paar vereinzelten Bewaffneten, die ich zuerst für Nationalgardisten ohne Uniformen hielt, da sie so offen und unbefangen hin- und herspazierten, und mit den ihnen Begegnenden plauderten, als ob es so seyn müßte.

Als ich endlich an der Rue St. Denis ankam, sah ich die ganze Straße menschenleer, und nur hier und dort guckte ein Vorwitziger zum Fenster heraus. Zwanzig Schritte rechts von der Rue Mauconseil, in der ich bis zur Rue St. Denis gelangt war, sah ich dann die formidable Barrikade und die verwegenen Insurgenten. Die Barrikade bestand aus einem umgestürzten Omnibus und einem Fiaker, und diese füllten die Breite der Straße nur dann aus, wenn man die beiden Deichselbäume mit zur Barrikade rechnete. Vier bis fünf jüngere

Digitized by Google

und ältere Leute mit Militärgewehren — das war alles, was ich von der Aufstandsmacht bemerkte. Die schienen Arbeiter zu seyn und sahen entschlossen genug aus. Ein siebzehnjähriger Gamin stolzirte an dem Omnibus auf und ab, als ob er die Wache habe, die übrigen gingen ab und zu. Ich gestehe, daß mir die ganze Sache wunderbar verwegen, beinahe lächerlich vorkam. Mit zehn entschlossenen Soldaten hätte ich mich anheischig gemacht, diesen furchtbaren Posten zu nehmen. Auf einmal zogen sich meine paar Nachbarn eilig zurück, und als ich mich nach der Ursache umsah, bemerkte ich, nach der andern Richtung der Straße St. Denis hin, einen sechsten Insurgenten, der wirklich auf uns angelegt hatte und dann, als er die Flucht meiner Nachbarn sah, lachend das Gewehr wieder auf die Schulter legte und sich in eine Art Mauernische zurückzog. In demselben Augenblicke hörte ich in der Richtung der Porte St. Denis schießen, erst einzelne, dann zwanzig, dreißig Schüsse, worauf es bald wieder still wurde. Nach einer Weile fielen auch in einer der hinter mir liegenden kleinern Straßen mehrere Schüsse, was der Sache und meiner Stellung ein etwas bedenklicheres Ansehen gab, denn auch das wußte ich noch von meinen strategischen Studien, daß man Flankenangriffe am sichersten durch Flankenangriffe zurückwirft, und so ließ ich als kluger Feldherr, der seine Soldaten nicht nutzlos aussetzen will, zum Rückzuge blasen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

(Fortsetzung.)

Neue Gemälde. Eisenbahn.

In den merkwürdigen Gebäuden, an denen noch fortwährend gearbeitet wird, gehört ein Haus in der langen Gasse, hauptsächlich darum, weil der Besitzer, unser, wie als Bildhauer, so auch als Lehrer bei hiesiger Kunstakademie hochverdienter Professor Rietschel, seine Aussenseite mit sechs Bildnissen schmückte, welche die Heroen der Skulptur: Ghiberti, Peter Vischer, Michel Angelo, Canova, Thorwaldsen und Rauch darstellen. Gelegentlich ist hier zu erwähnen, daß der Künstler in seinem Atelier auf der Brühlschen Terrasse so eben mit Fertigung des Modells zu einem für Leipzig bestimmten Grabmale des bekanntlich in der dortigen Thomaskirche ermordeten Diezmann, eines Bruders des Markgrafen von Meißen, Friedrichs des Gebissenen, sich beschäftigt.

Unter der beträchtlichen Zahl größtentheils recht vorzüglicher Gemälde, welche jezt im hiesigen Kunstvereine zur Schau hängen, scheinen drei besonders anzuziehen. Das erste ist das in Oel gemalte Brustbild der Gemahlin des Prinzen Johann, vom Hofmaler Stieler in München. — Der Landschaftmaler Erola, sonst immer durch zum Theil edelliche Baumgruppen im Vordergrunde so willkommen, hat diesmal auf einer großen Landschaft fast gar nichts von Bäumen in der Nähe angebracht. Aber die weite, nur mit wenigen, einzelnen Höhen versehene Gegend, welche wie freudetrunken in der Fülle des Sonnenlichts sich vor uns ausbreitet, der mit Sommergewölk nur etwas überflogene, klare, blaue Himmel, der auf ihr liebend ruht, erwecken durch ihre Naturwahrheit und das durchsichtige Leben darin dem Beschauer ein wahrhaftes Wohlbehagen. Dieses erhöht noch der Gedanke, daß das herrliche Tableau nicht nur in der Wirklichkeit vorhanden, sondern sogar der Schauplatz der Thaten unserer Freiheitskrieger unter dem Cheruskerfürsten Hermann ist. Mit dieser, mit Sonnenschein reichlich gesättigten Landschaft steht eine von L. Richter, die den Charakter des Sturmes ausspricht, in grellem Contrast. Luft und Bäume hängen voll düstrer Nebel. Unten an den dunkeln Bergen eilen weißgraue Wolken hin und einem befahrten, über die Unbehaglichkeit der Witterung verdrießlich erscheinenden, mit Reisegepäck auf dem Rücken belasteten Wanderer, nebst einem Knaben und einem Hunde, werden die müden Füße wider Willen vom Winde beflügelt. Die Landschaft gewährt eine so richtig gedachte, als anziehend ausgeführte Darstellung.

Durch Vollendung der Leipzig-Dresdener Eisenbahn ist bereits die Lebendigkeit Dresdens ansehnlich erhöht worden. Die Masse der täglich ankommenden Fremden vergrößert sich zusehends. Sie würde noch um Vieles mehr anwachsen, wenn nicht der vergangene Monat sich so unverzeihlich vergriffen und uns statt der weißen Blüthenflocken ordentliche Schneeflocken zugeworfen hätte. Im Allgemeinen fehlt der in jeder Hinsicht gelungenen Ausführung der stattlichen Dampfwagenfahrt die Anerkennung nicht. Einzelne Anstellungen an dieser und jener Einrichtung verlauten zwar allerdings auch, doch betreffen sie in der Regel nur Nebendinge, die gewiß nach und nach die gewünschte Berücksichtigung erhalten werden. So klagt man z. B., daß gegen die kostbarste Wagenclasse die andern zwei allzu stiefmütterlich behandelt seyen, so daß jene wie die herrschaftlichen, die beiden andern aber wie bloße Dienstbotenreisegelegenheiten erscheinen. Jedenfalls ist wohl das ein eigentlicher Fehler, daß die Passagiere nur zu der ersten Wagenclasse Billets erhalten, worauf die Nummer ihres Sitzes bemerkt steht, den mit den andern beiden Classen Fahrenden aber der Vortheil, bis zum Ablaufe der festgesezten Frist immer auf einen gewissen Platz rechnen zu können, versagt ist, da ihre Billets auf keine bestimmte Nummer lauten, auch die Plätze im Wagen gar nicht numerirt sind. Je mehr dieser Fehler in die Augen springt, desto gewisser darf man wohl eine recht baldige Abänderung erwarten. Eine andere Klage betrifft den Umstand, daß die Funken der Locomotive, im Falle der Wind dem Wagenzuge entgegen kommt, zuweilen noch brennend in die Wagen fliegen und nicht selten schon Beschädigungen an den Kleidern der Reisenden und an den aufgeladenen Gütern verursacht haben sollen. Gewiß wird die Direktion durch zweckmäßige Vorkehrungen diesen Uebelstand ebenfalls thunlichst zu beseitigen suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 129.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 30. Mai 1839.

— Never yet did insurrection want
Such water-colours, to impaint his cause,
Nor moody beggars, starving for a time
Of pell-mell havock and confusion.

Shakespeare.

Physiognomie der Emeute.

(Fortsetzung.)

Dies war unterdeß etwas schwerer geworden. Ich wollte geradewegs in die Rue Montorgueil eindringen und stand, als ich eben um eine Ecke wendete, vor einem Trupp von zehn bis zwölf Mann, die nicht eben friedlich aussahen. Ich mußte zurück und stieß in der nächsten Straße wieder auf Bewaffnete, und mußte abermals einen andern Ausweg suchen. Mir wurde etwas unheimlich zu Muthe; denn ich fing an, zu befürchten, umzingelt zu seyn, und war froh, als ich endlich nach einigen weitern vergeblichen Versuchen wieder in vollbelebte Straßen gerieth. „Mitgefangen, mitgehangen!" dachte ich mehr als einmal mit dem unbehaglichsten Gefühl. Einer unserer Landsleute hatte vor fünf Jahren im April eine ähnliche Wißbegierde, wie die meinige, theuer genug bezahlt. Er gerieth zwischen eine Barrikade und ein Bataillon der Linie; beide gaben zumal Feuer und er erhielt eine Kugel in den Schenkel, von der er nicht einmal sagen konnte, ob sie dem Freunde oder dem Feinde angehörte. Doch kam er nicht einmal mit dieser durch; von vorne und von hinten bedroht, flüchtete er in eine offenstehende Thüre und mußte, da der Gang, in den er gerathen, gesperrt war, die ganze Nacht in demselben, und als die Soldaten endlich vordrangen und in das Haus hineinschoßen, sogar auf dem Bauche liegend zubringen. Am andern Morgen wurde er erlöst, d. h. gefangen genommen, und büßte dann den Rest seiner Schuld mit zehn Wochen Gefängniß ab. Er verstand zu seinem Glücke als braver Schneidergeselle kein Wort Französisch, und so ließ man ihn am Ende laufen. Ich hätte nicht einmal diese stumme Vertheidigung für mich sprechen lassen können.

Genug, mir wurde erst wieder ganz wohl, als ich die Menge der Spaziergänger wieder um mich sah, und ich nahm mir ernstlich vor, in Zukunft vorsichtiger zu seyn. Ich konnte jezt von der Farbe sprechen, denn ich hatte sie gesehen und mich überzeugt, daß man mit einem einzigen Bataillon der ganzen Sache in einer Stunde hätte ein Ende machen können. Ich hatte das Centrum der Operationen des Aufstandes durchzogen und höchstens 25—30 Mann bemerkt. Entschlossenheit sprach aus ihrem ganzen Wesen, das läßt sich nicht leugnen, aber die Theilnahmlosigkeit, mit der man sie allwärts betrachtete, zeigte, daß, wenn sie auch nicht mehr auf den frühern Fanatismus des Juste-Milieu stießen, sie jedenfalls vereinzelt waren. Der Eindruck, den die formidable Barrikade auf mich gemacht hatte, wurde zwar durch die kleinen Hinterhalte, denen ich mehrfach begegnete, wieder etwas verwischt; doch hatte dies Alles nicht das Ansehen eines Aufstandes,

Digitized by Google

sondern nur das eines verwegenen Handstreichs von ein paar Dutzend lebensmüder, unglücklicher Arbeiter und ein Paar sich langweilenden, verzweifelnden hommes de lettres, deren sicher mehrere mit im Spiele waren, obgleich ich nur einen einzigen Mann im blauen Ueberrocke unter den Aufrührern gesehen hatte. Genug, ich wußte, daß die ganze Sache nichts auf sich hatte.

Im Palais-royal angekommen, begegnete ich hier meinem Freunde L., der ruhig nach Hause gehen wollte, und noch nicht ahnete, daß in Paris bereits seit vier, fünf Stunden der Bürgerkrieg wüthete. Wir gingen zusammen auf die Boulevards, wo die gedrängte Volksmenge und die von Minute zu Minute sich mehrende Militärmacht ein sehr lebendiges Schauspiel darboten. Wir versuchten es gegen Abend noch einmal, in die Straße St. Denis vorzudringen, wo wir dann zweimal mit der ganzen Volksmenge erst bei einem panischen Schrecken, dann vor einer viel reelleren Gefahr, einem rasch fahrenden Fiaker, die Flucht ergriffen, und ob der wie toll ausreißenden bunten Menge der Männer, Weiber und Kinder, den erschreckten Gesichtern, den purzelnden und sich wieder rasch aufraffenden Philistern in das gesundeste, herzlichste Lachen ausbrechen mußten. — Gegen halb acht Uhr zogen wir uns über den Börsenplatz zurück. Die Dämmerung vergrößerte die dunkeln Punkte der Gruppen und gab der Physiognomie der Straßen und der Volksmenge ein fast schauerliches Ansehen. Auf einmal liefen auf dem Börsenplatze zwei Leute, in Kitteln und mit Munitionsgewehren bewaffnet, an uns vorüber, ohne daß ein Mensch von den Tausenden, die hier hin und her zogen, versucht hätte, sie aufzuhalten. In der Rue Vivienne, dreihundert Schritte vom Palais-royal, liefen wieder vier bewaffnete Arbeiter ungestört an uns vorüber, und bald sahen wir dann ein Bataillon Nationalgarden die Straße hinaufziehen.

Im Palais-royal hörten wir den Messager ausrufen und kauften ein Exemplar. Dasselbe kostete für heute einen Franken, während es sonst nur zehn Sous kostet. Représentation extraordinaire! Das Bürgerblut in den Straßen brachte heute dem Eigenthümer des Messager 10—20,000 Fr. ein. Als wir, nachdem wir den Messager gelesen hatten, in die Straße St. Honoré kamen, war auch dort Lärm und Schrecken, und auf einmal stürzte die Menge uns entgegen wieder zum Palais-royal zurück. Es war unterdeß dunkel geworden und Alles hatte ein gespensterartiges Ansehen. Wir mußten einen andern Weg, über den Carrousselplatz einschlagen, wo wir dann Kavallerieregimenter und Kanonen stehen sahen, und gelangten so auf die andere Seite der Seine und zu unsern Wohnungen.

All diese Scenen hatten einen tiefen, unbehaglichen Eindruck auf mich gemacht, der, als ich zu Hause Alles ruhiger überdachte, nur noch schmerzlicher wurde. Der Bürgerkrieg an und für sich würde nicht diesen Eindruck auf mich machen. Er kann natürlich seyn, wenn beide Parteien wissen, wofür sie sich schlagen, wenn eine höhere Idee sie begeistert und sie vergessen macht, daß sie Söhne desselben Volkes sind. Aber ich hatte beide Parteien heute näher gesehen und auch nicht eine Spur von Begeisterung bemerkt. Die Soldaten und die Nationalgarden, so viele der lextern zusammenzubringen waren, zogen schweigend und trauernden Blickes durch die Straßen; und auch die Aufrührer waren kalt und ruhig, und Nichts in ihrem Wesen und Benehmen ließ ahnen, daß eine höhere, eine belebende Idee sie leite und zum Handeln antreibe. Ein Körper ohne Geist, ein Gespenst war für mich das Bild dieser Bewegung, und am Abende, als ich in der Rue Vivienne jenen vorübereilenden Insurgenten begegnete, die zwischen Tausenden friedlicher Spaziergänger wie Schatten dahinschwebten, wurde der Gespensterglaube in mir noch lebendiger, und die dunkeln Massen der Soldaten auf dem Carrousselplatze und die Kanonen, an die abermals die Schatten der Soldaten schweigend angelehnt standen, gaben endlich diesem Bilde einen noch schauerlicheren Hintergrund. Und dann jenes alte Weib hinter dem Eisengitter des Palais-royal, das die Zeitung mit heiscberer, kreischender Stimme ausrief, die feile Spekulation, der Calkul mit dem Höchsten, der unsere Zeit, wie der Wurm den Baum, an der Wurzel anfrißt! — Corruption und Theilnahmlosigkeit — das ist die positive und zugleich die negative Ursache, die solche Emeuten hervorruft, die sie möglich macht.

(Schluß folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Das durch den westphälischen Frieden begründete Staatensystem brachte es nothwendig mit sich, daß sich der Soldat immer mehr vom Bürger sonderte. Diese schon im vorigen Jahrhundert entschiedene Trennung kam aber der Welt erst durch die Folgen der Revolution ganz zum Bewußtseyn und wurde jetzt förmlich sanctionirt. Erst in der jetzigen Verfassung Europas ist durch die Conscription, durch die Aufstellung von Nationalheeren, das, was früher ein Gewerbe war, ein großer, geschlossener Stand geworden, der nach unten mit dem Volk, nach oben mit den Herrschenden gleich stark verwachsen ist. Auf lezteres Verhältniß werden wir noch zurückkommen; hier ist zunächst in's Auge zu fassen, wie

Digitized by Google

durch die Revolutionskriege der Bart wieder in die Welt kam. — Es ist Thatsache, daß die Puderfrisur nicht durch eine revolutionäre Laune der Hauptstadt, sondern in den französischen Heeren ihr langes Leben endigte. In der ungeheuern Aufregung der Zeit, zumal unter den Anführern, welche die Umwälzung an die Spitze gestellt, verfiel der Zopf- und Kamaschendienst, und in der Begeisterung vergaß der Soldat Puder und Zopfband, welche im vorigen Jahrhundert sogleich wieder ihre Rechte behauptet hatten, nachdem das Blut der Schlacht abgewischt war. In Paris aber wollte jeder Incroyable die Idee erwecken, als ob er bei der Armee gewesen wäre, und so wurde ein naturalistischer Haarputz zur Mode, in deren Folge das männliche Haupthaar in ganz Europa nach und nach emanzipirt worden ist.

Durch die Sitte des ganzen vorigen Jahrhunderts war die männliche Welt des Barts völlig entwöhnt worden, und der Offizier hatte, wie schon bemerkt, keinen Grund gehabt, sich in dieser Beziehung vom feinen Mann loszusagen, der überhaupt sein Vorbild war. Jezt aber, in der Anarchie, die auch in das Kostüm gedrungen war, da Alles, mehr als je, auf des Schwertes Spitze stand, führte der Soldat das große Wort, und es war jezt natürlich, daß er, der heroische Vertheidiger, den glatten, weibischen Gesichtern der Vertheidigten gegenüber, im Merkmal der Männlichkeit eine Auszeichnung suchte und fand. Aber wie die revolutionäre Willkühr in Allem schnell wieder in die Schranken der Ordnung zurückgedämmt wurde, so konnte auch der soldatische Bart nicht in's Maaßlose ausarten, sondern er unterwarf sich bald auch der nothwendigen Disciplin und Gleichförmigkeit.

Jeder Zeitgenosse weiß, wie vor etwa vierzig Jahren mit dem ungepuderten, rund verschnittenen Haar auch die längst vergessene Sitte, dem Bart einigen Wuchs zu gestatten, aus den Feldlagern in die bürgerliche Tracht überging, und zwar zunächst in der Form des Backenbartes, der bald ein Schooskind der männlichen Eleganz wurde, wie schon sein französischer Taufname „favori" beweist. Aber der Schnurrbart, der viel bedeutenderen Einfluß auf den physiognomischen Ausdruck hat, sezte sich auch beim Soldaten, wenigstens als ständige, obligate Tracht und in den höhern Sphären des Standes, nur langsam fest. Der Hauptgrund war wohl, daß sich die ältere militärische Generation weit aus dem vorigen Jahrhundert vom bartlosen Ideale des Anstandes und der Eleganz nicht mehr trennen konnte; es war die Mission des avancirenden Nachwuchses, den Knebelbart in immer höhere Chargen einzubürgern, bis endlich der Zeitgeist auch den Prinzen und Kriegsherrn, als Kriegern per se und natürlichen Trägern des Rocks der Ehre, den bedeutsamen martialischen Circumflex in's Angesicht zeichnete. In diesem Falle war der Zug der Mode von unten nach oben so sehr in der Natur der Sache gegründet, als sonst und in der Regel der umgekehrte Verlauf. Die förmliche Nobilisirung des Knebelbartes wurde nun aber für die Haltung und die Manieren des gegenwärtigen Geschlechts von großer Bedeutung.

Sobald die „grimme Heraldik" des Schnurrbarts, wozu oft noch der spitze Kinnbart kam, als gemeine soldatische Tracht auch von den Großen angenommen war, mußte sich sogleich nicht nur die Idee des Martialischen, sondern auch die des Adeligen, Ritterlichen, Mannhaften überhaupt daran knüpfen. Eingedenk seines alten Zusammenhangs mit dem Kriegerstande, oder vielmehr seines Ursprungs daraus, nahm der Adel schnell und mit Wohlgefallen eine Tracht an, welche ihm in der so schauerlich homogen und eintönig gewordenen Gesellschaft eine sinnliche Auszeichnung versprach. Aber wie sich die Welt einmal gemacht hat, ist die Concurrenz fast aller Stände auf der Rennbahn der Eitelkeit und Fashion noch weniger beschränkt als der geistige Wetteifer. Fast nichts, was der Schneider schafft, und gar nichts, was der Barbier stehen läßt, vermag heutzutage eine feste Auszeichnung zu begründen. So zeigte es sich bald, daß auch der vornehme Bart unmöglich in eine Partei einzuschließen, sondern daß die Frage dieser Tracht, nach dem englischen Parlamentsausdruck, eine offene sey. Vor etlichen und zwanzig Jahren noch war so ziemlich die ganze männliche Welt um Mund und Kinn glatt gewesen; seitdem aber bildete sich aus den verschiedensten Ständen in der Gesellschaft gleichsam eine zweite Gesellschaft, deren Mitglieder, bei den abweichendsten Qualitäten und sonstigen Ansprüchen, in dem Gedanken übereinkamen, dadurch, daß sie nach dem Vorgange des Soldaten den Haarmanipel auf der Oberlippe aufsteckten, ihrer Physiognomie einen bedeutenden, distinguirten Ausdruck zu geben und zugleich die Idee der Mannhaftigkeit zu erwecken. Dies machte sich in der Vorstellung um so leichter, da im langen Frieden auch der bei weitem größte Theil des Soldatenstandes unter uns nur aus designirten Helden bestand, und Jeder, wer er auch sey, wenn er nur über einen Bart gebot, die Vermuthung des eventuellen Heroismus für sich hatte. Etwas komisch nimmt es sich freilich aus, wenn der Ladendiener oder der Familientaugenichts, dem sein Vater einen Ersatzmann gekauft, im selben Jahr sich einen Schnurrbart erzwingt.

Zu oberst in dieser buntscheckigen Genossenschaft stehen die vornehmen Krieger und der Adel sammt Allem, was sich das Colorit desselben zu geben weiß oder sucht, zu unterst der gemeine Soldat und das Dienstpersonal der andern nobeln Passionen, Jäger und Piqueur, Jockey, Reitknecht, Kutscher. Als Mittelstände schieben sich ein die feinen Jungen aller Classen, welche am Bart die Distinktion lieben und den geheimen, aber unzweifelhaften

Digitized by Google

Rapport mit den Gefühlen des schwächern Geschlechts, und die studirende, künstlerische und schriftstellerische Jugend, welche der Romantismus des Bartes antreibt, ein Feld zu kultiviren, das leider nur zu oft magere und verspätete Saaten trägt.

Dabei zeigt sich aber recht, wie der raffinirte Kulturmensch in jeder Periode des Kostüms an irgend einer Partie des Haars seinen besondern Stolz, und als Gegengewicht seine eigene Plage hat. Wie im vorigen Jahrhundert die Frisur, so ist jezt der Bart für den Eleganten der Gegenstand immer zährender, süßschmerzlicher Beschäftigung. Aber der Comfort bringt in alle Lebensverhältnisse und erleichtert auch den fashionablen Kummer. Die sorgfältige Puderfrisur war ein noli me tangere; der galante Träger durfte keinen Augenblick sein Bewußtseyn von der Schildwache dabei abrufen, damit nicht irgend etwas mit seinem Haupt in Berührung komme oder er selbst in der Zerstreuung hinaufgreife und das mühsame Kunstwerk zerstöre. Auch beim Schnurrbart, so wie beim sogenannten Bart en collier oder à la jeune France, ist der Pflege und der Sorgen kein Ende, schon bis er überhaupt zur Stelle ist. Aber wie viel bequemer hat es das Selbstbewußtseyn dabei, weil die Aufmerksamkeit nicht negativ, sondern positiv wacht, indem die Hand behaglich das Idol liebkost, streicht, dreht und windet!

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

(Fortsezung.)

Eisenbahn. Theater. Physikalische Versuche.

In den ersten Wochen sind auch allerdings manche, zum Theil sogar mit Gefahr verbundene Verspätungen der zwischen drei und vier Stunden berechneten Ankunft [*] der Dampfwagen hier und in Leipzig, und mancher von Mangel an Vorsicht und Aufmerksamkeit herrührende Unfall eingetreten, von denen übrigens glücklicherweise nur wenige bedeutende Verletzungen der Reisenden zur Folge gehabt haben. Bedenkt man aber die gänzliche Verschiedenheit zwischen dem neuen Reisefortkommen und den seitherigen Transportmitteln, so kann man darüber kaum erstaunen. Die seitherigen Personen- und Waarentransporte auf der Landstraße geschahen gemeiniglich durch Thiere, die wenigstens so verständig sind, um dann inne zu halten, wenn ihnen beim weitern Vorschreiten der eigene Untergang vor Augen liegt. Die mit Leitung der Thiere oder Aufsicht über die Wagen Beauftragten hatten daher in vielen Fällen gar keine besondere Aufmerksamkeit bei ihrem Geschäfte nöthig. Daß ein vom menschlichen Verstande ausgeklügeltes Werk, wie eine Locomotive der Eisenbahn, nicht nur eine noch unvernünftigere Bestie, als jedes andere Thier sey, sondern auch nicht ein Fünklein Verstand haben könne, vielmehr ihr eigener Ruin ihr gerade so gleichgültig erscheine, wie der Untergang Anderer und selbst der ganzen Welt, das war den Leuten gar nicht eingefallen. — Erfahrung allein, welche, wie man sagt, klug macht, aber nicht reich, wird gewiß recht bald auch hier die wirksamste Lehrerin werden.

Ohne Zweifel ist es diesen Unfällen mit zuzuschreiben, daß die Frequenz der Reisenden auf den Dampfwagen nicht ganz im Verhältnisse gewesen ist zu der eben abgelaufenen Leipziger Jubilatemesse und der zu ihr hin- und von ihr hinwegströmenden Menge der Verkäufer und Einkäufer. Dieselben Unfälle mögen auch wohl zum Theil Veranlassung zu dem dermalen niedergedrückten Stande der Aktien seyn. Mehr Antheil an der jezigen geringen Nachfrage hat ohne Zweifel die eben erst beendigte Zahlwoche und das in dieser allzeit ungemein vermehrte Bedürfniß des baaren Geldes. Die den 15ten dieses Monats zu haltende Generalversammlung wegen der Eisenbahn wird hauptsächlich die Kosten wegen der so nöthigen Herstellung eines zweiten Gleises, die Vermehrung der Locomotiven und manches andere zur zweckmäßigen Beförderung des so nüzlichen Werkes noch erforderliche Hülfsmittel zum Gegenstande haben.

Unter mehreren hier anwesenden, bekannten Gelehrten befand und befindet sich vielleicht noch der Freiherr von Rumohr, der den guten Geschmack, welchen im Spirituellen seine Novellen darthun, auch bekanntlich im Materiellen durch ein vielgerühmtes Werk über die Kochkunst beurkundete. Auf unserer Bühne wurde ein Schauspiel nach Sheridan Knowles, von Treitschke: „des Stranders Tochter," wiederholt mit Beifall gegeben. Ebenfalls neu war ein kleines Schauspiel: „Pflicht und Liebe." Der Umstand, daß kein Autorname genannt war, gereichte dem neuen Werke zur besten Empfehlung, welche auch durch den glänzenden Erfolg bei der Aufführung vollkommen gerechtfertigt wurde. Die im Sommer gewöhnlich vorkommenden Gastvorstellungen begannen bereits. Gerade weil erst seit wenigen Tagen der Frühling sein winterhaftes Wesen ablegte, erfreuten dergleichen in die Mauern der Häuser verpflanzten Erquicklichkeiten desto mehr.

Daguerres vielbesprochene treffliche Erfindung, die Lichtbilder festzuhalten, sezt hier immer mehr Forscher in Bewegung. Auch der durch seine schöngemalten Dioramen und mikroskopischen Darstellungen bekannte Enslen hat die Sache fortdauernd in's Auge gefaßt und recht interessante Resultate gewonnen. In einer vor wenigen Tagen im Saale des naturgeschichtlichen Museums vor einer zahlreichen Versammlung gehaltenen Vorlesung sprach sich ein anderer rastlos forschender Gelehrter, der praktische Arzt Dr. Pezhold, hauptsächlich über den wichtigen Unterschied zwischen den so vollkommenen Leistungen Daguerres und denen des Engländers Talbot sehr vollständig aus. Dabei zeigte er mehrere von ihm selbst angestellte, recht interessante Versuche vor, bemerkte jedoch, daß allein bis jezt von Andern, als Daguerre, in dieser Angelegenheit Geschaffenen und zur öffentlichen Kunde Gelangten einzig die Talbotsche Methode zum Grunde liege.

(Schluß folgt.)

[*] Neuerlich dauert die Fahrt in der Regel drei und eine halbe Stunde.

Beilage: Kunstblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 130.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 31. Mai 1839.

— Credam dignos barba dignosque capillis
Majorum?

Juvenal.

Moden.

(Fortsetzung.)

Ein gewisser Theil der Jugend, namentlich der studirenden, der artistischen und belletristischen, sucht Bedeutung darin, daß sie dem Bart, über die Grenzen der Fashion hinaus, bedeutende Entwicklung gibt, wenn die Adepten anders die natürlichen Mittel dazu haben. Dies paßt vortrefflich zu ihren Ansprüchen auf frühreife Weisheit, dominirende Weltanschauung und Weltverbesserung. Es ist jezt gerade umgekehrt wie in frühern bärtigen Jahrhunderten. Wenn einst der struppige, weiß durchschossene Bart das aufwachsende Geschlecht im Respekt hielt, so soll jezt der junge, gekämmte und mühsam gehegte Bart den ältern Glattschnäbeln imponiren, welche in der Schätzung der Jugend ungefähr die Bedeutung haben, welche früher den Gelbschnäbeln in den Augen des reifen männlichen Alters zukam. Tritt so ein bärtiger junger Mann in ein Geschäftsleben ein, mit dessen Kostüm sich die cinquecentistische Maske nicht verträgt, so sträubt er sich wohl eine Weile und spricht mit Simson: „Wenn ich mich beschöre, so wiche meine Kraft von mir, daß ich schwach würde, wie alle andere Menschen.“ Aber der Despotismus der Sitte ruft ihm zu: „Philister über dir!“ und raubt ihm das, „worinnen er solche große Kraft hat.“ — Da gegenwärtig in manchen Ständen dem geschorenen Mannesalter eine Jugend im Barte mit so philosophischen Ansprüchen gegenübersteht, so sieht es nicht anders aus, als ob dem Manne, lange vor der Zeit, wo ihm die Zähne ausfallen, der Bart und damit die Weisheit ausginge.

Durch diesen Excurs über den Bart ist die Geschichte des eigentlichen Haarputzes unterbrochen worden. — Wir haben vorzüglich noch den Uebergang der Perrücke in den Zopf und Haarbeutel zu besprechen, und fassen uns dabei vollends möglichst kurz.

Die Herrschaft der Perrücken war kaum ein Menschenalter lang recht fest begründet und allgemein anerkannt, so erhielt sie einen Stoß von einer Seite her, von der man es am wenigsten erwartet hätte. Es thut sehr wohl, wenn man in der Tracht, deren Geschichte sonst die deutsche Nation der schwachherzigsten Abhängigkeit von fremden Launen verklagt, einmal deutschen Gedanken und deutschem Einfluß begegnet. Friedrich Wilhelm I. von Preußen war es, der die Perrücke verwarf, wieder das eigene Haar aufnahm und dadurch den Anstoß zu einem ganz neuen System des Kopfputzes gab. Sein Zopf war ein Gedanke großartiger militärischer Einfachheit, und er ahnete nicht, daß die Frisur, welche er herbeiführte, die Köpfe noch mehr peinigen sollte als der

Digitized by Google

Lockenwust, den er bekämpfte. Befangen im Haardogmatismus seiner Zeit, konnte er sich so wenig zur Idee des natürlichen, fesselosen Haares erheben, als die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts zu der Anschauung heutiger rationalistischer Bibelerklärer. Aber, wie jene, stiftete Friedrich Wilhelm ein Schisma in der bisher einigen und allgemeinen Perrückenwelt, und die barocke Form, in der er das natürliche Haar wieder zu Ehren brachte, war dazu ausersehen, die Menschen nach und nach wieder vom Zauber der falschen Haare loszuketten.

Friedrich Wilhelm I., das Widerspiel seines majestätischen Vaters, begann seine Regierung (1713) damit, daß er am Hofe allen Prunk und alle Ceremonien wegwarf. Am Tage seines Regierungsantritts verabschiedete er acht-und-achtzig Kammerherrn und eine Menge anderer Hofbedienten, welche sämmtlich mächtige Perrücken trugen. Wenige Monate darauf — er mußte doch sein eigen Haar zuvor wachsen lassen — warf er auch seine Perrücke weg, nebst aller Kleiderpracht, und trug beständig den simpeln soldatischen Rock und sein eigenes, nach hinten gestrichenes Haar, ganz einfach in einem mit schwarzem Band umwundenen Zopf. — Diese seine Entschließungen sollten nicht nur für seinen Staat, und damit auch für andere, vom bedeutendsten Einfluß werden; er leitete damit unbewußt auch eine wichtige Reform in den Sitten der Großen und im allgemeinen Kostüm ein.

Die Sparsamkeit und Ordnung, die er am Hofe und in der Staatsverwaltung einführte, die soldatische Ordonnanz, nach der er alle Theile der Regierungsmaschine manövriren ließ, ist seitdem Hauptcharakter der preußischen Monarchie und der Kern ihrer Macht geblieben. Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, über deren Horizont noch die Perrücken in bedeutenden Wolkenmassen standen, sprachen es geradezu aus: das preußische Landrecht wäre nimmermehr ein so treffliches Werk geworden, wenn die Justiz in preußischen Landen fortwährend die Quarréperrücke getragen hätte; in die österreichische Monarchie sey ein ganz anderer Geist gekommen, nachdem später Joseph II. die steife spanische Hoftracht und die großen Perrücken abgeschafft, welche über ein Jahrhundert lang zu Wien am Hof und im Staatsrath für unerläßlich gegolten; und in England, wo man von so vielen Vorurtheilen frei seyn wolle, könne keine Reform des veralteten, verwickelten Rechts zu Stande kommen, weil es unter dem Vorsitz großer Perrücken verwaltet werde.

(Fortsetzung folgt.)

Physiognomie der Emeute.

(Schluß.)

II.

Paris, den 12ten Mai.

Der heutige Tag brachte nur das Nachspiel des gestrigen. Ein eigentlicher Kampf fand nicht mehr Statt, und nur noch ein paar vereinzelte Flintenschüsse warfen hier und dort Unruhe und Aufregung unter die Bürger. Die Zahl der Verwundeten und Getödtten ist groß, gegen 500. Viele der bedeutendsten Tage der ersten Revolution, die des Vendemiaire und selbst die des Thermidor, haben nicht mehr Blut gekostet, als gestern zweck- und nutzlos geflossen ist.

Daß man sich von beiden Seiten sehr tapfer, mit der höchsten Kälte und der größten Entschlossenheit geschlagen hat, ist keinem Zweifel unterworfen. Ich sprach heute einen glaubwürdigen Mann, einen Schweizer, der Augenzeuge des Sturmes jener improvisirten Barrikade war, die ich gestern in der Rue St. Denis gesehen hatte. Zweimal wurden die Soldaten, die, ohne einen Ruf auszustoßen, ohne ein Wort zu sagen, anmarschirten, zurückgeworfen, und verloren, ehe sie Meister dieser beiden umgestürzten Wagen wurden, fünf Offiziere, auf die die Aufrührer ganz besonders zielten, und mehrere Soldaten. Welchem Volke und welcher Partie man auch angehören mag, man muß gestehen, daß, wo man sich, ohne zu wissen wofür und warum, so schlägt, wie hier, man keine Macht der Welt zu fürchten hat, und es ist nur um so trostloser, wenn dies edle Blut nutzlos vergeudet wird. Doch an wem liegt die Schuld?

Eine Verschwörung oder eine polizeiliche Combination sollen meist Alles erklären, je nachdem man ein Freund oder Feind der Regierung ist. Es heißt das in einer Blüthe, die eine Frucht bringt, die Wurzel des Baumes suchen. Diese liegt tiefer.

Es gibt Zeiten und Völker, in und bei welchen eine solche Verschwörung, eine solche polizeiliche Combination unmöglich sind. Weßwegen sind sie jezt in Frankreich nicht nur möglich, sondern sogar natürlich, weßwegen können beide Parteien, die sich die Zukunft streitig machen, das Königthum und die Demokratie zugleich als Ursache dieser Scenen angeklagt werden? Die Antwort auf diese Frage würde die Wurzel, den Keim zeigen, dessen Blüthe und Frucht wir gestern und so oft schon und sicher leider nicht zum lezten Male gesehen haben.

In Frankreich kam es am Ende des vorigen Jahrhunderts zu einem nothwendigen Bruche zwischen den Rechten Aller und den Vorrechten Einzelner. Aber Jahrhunderte des Unrechts waren nicht nur zu söhnen, sie

Digitized by Google

forderten leider auch — nach der Natur des Menschen, nach den Gesetzen der Geschichte — Rache. Und das Werk der Rache, abermals nur zu natürlich, störte das Werk der Aussöhnung, der Haß besiegte die Liebe. Und so versäumte man die Zeit, wo man Neues hätte schaffen können, indem man die blinde Wuth an den Trümmern des Alten ausließ, ohne dieses selbst vernichten zu können. Nur ein Theil der Kämpfer wußte seine Beute zu sichern; und diese fingen bald an, sich vor ihren frühern Kampfgenossen zu fürchten, da sie voraus sahen, daß dieselben endlich auch des Kampfes müde werden und, zur Ruhe gelangend, von ihnen Rechenschaft fordern würden. Das sahen denn die ehemaligen Feinde Beider, und lernten die Sprache der Fürchtenden, und drängten sich an diese heran. Und im Namen der Grundsätze, durch die sie selbst einst besiegt worden waren, schlossen sie mit ihren ehemaligen Siegern ein Bündniß gegen diejenigen, die nicht gleich vom ersten Siege Nutzen zu ziehen gewußt hatten. Die alten Leidenschaften entlehnten die Sprache der neuern Zeit, die alten Vorrechte reichten den Grundsätzen der Gleichheit die Hand, um, für sich selbst kämpfend, auf lezteren zu fußen. So entstand ein Widerspruch, der sich selbst aufhebt, an den keine Seele glaubt, für den kein Herz schlägt, und für den und gegen den sich Frankreich in zwei Hälften spaltete, die sich wechselseitig zerfleischen, ohne sagen zu können, weßwegen. Wer im Namen der Freiheit spricht, hört ein doppeltes Echo in beiden Feldlagern; wer die Fahne des Rechts entfaltet, sieht Freund und Feind sich unter dieselbe stellen, um sich unter derselben auf Leben und Tod zu bekämpfen; wer die Gleichheit predigt, dem horchen Alle zu; denn Alle verstehen unter Worten: Freiheit, Recht und Gleichheit etwas Anderes; der Egoismus hat die Sprache der Ergebenheit gelernt und sich dieselbe angeeignet; das Vorrecht prunkt im Mantel des Rechtes; die Freiheit selbst hat ihre Ketten — freilich heute von Gold oder wenigstens wie Gold glänzend — gefunden, und ziert sich damit wie ein kokettes Mädchen, das zuerst einen Halsschmuck erhält. Die gränzenloseste Sprach- und Gedankenverwirrung ist auf diese Weise entstanden, so daß Louis Philipp im Namen der Volkssouveränität die Emeute besiegt, die im Namen der Volkssouveränität auf die Tuilerien einstürmt, so daß der König der Franzosen an seinem Festtage die Marseillaise selbst anstimmt, und seine Feinde ihm mit Hohn den Refrain zurückschicken.

Es ist eine trostlose Zeit, wo die Menschen ihre eigene Sprache nicht mehr verstehen, wo das Wort, hohl, wie die Glocke, wohl zum Sturme aufrufen kann, aber ebenso nutzlos, wie die Glocke, die man beim Gewitter läutet, ihn nicht zu beschwören im Stande ist. In dieser Sprachverwirrung, der Folge des Hasses, der halbgestillten Rache, bleibt nur ein Lebenselement übrig, der Eigennutz, das Interesse, und das allein wurde zum Interpreten jener Worte, die ihre Bedeutung verloren haben. Die Freiheit — wie viel bringt sie mir ein? — Die Gleichheit — was kostet sie mich? — Die Menschheit — wie hoch? wie theuer? — Gräßlich!

Eine Zeitlang konnte man sich wechselseitig über den unterstellten, sich aufhebenden und sich ausschließenden Werth dieser Worte, je nachdem sie hier oder dort ausgesprochen werden, täuschen. Ja als die Restauration im Kampfe für Vorrechte Einzelner und gegen das Recht Aller ihnen auf Augenblicke wieder die alten Begriffe unterlegte, wurde die Täuschung wieder ziemlich allgemein, bis der Sieg der Bourgeoisie im Jahre 1830 und die Folgen dieses Siegs abermals zeigten, daß man sich nicht verstanden, und dann der Widerspruch greller, der Bruch tiefer wurde, als je vorher. Von diesem Augenblicke an bekämpft man sich wechselseitig in einer Sprache, die Niemand mehr versteht, weil sie für Jeden den Worten andere Begriffe und Ideen unterlegt. So kam die trostlose Zeit, wo Jeder weiß, was er nicht will, und Niemand, was er will, wo die Verzweiflung zum Angriffe aufruft und die Hoffnungslosigkeit den Angriff abwehrt. Der Gedanke wurde getödtet und nur das Wort blieb aufrecht stehen; man will der Idee nicht mehr das Recht widerfahren lassen, als Keim die Frucht zu zeugen. Und deßwegen ist man gezwungen, das Factum, die That allein zu beachten und von ihr die Zukunft zu hoffen. Man hat die Liebe nicht gewollt und deßwegen den Haß geerntet. Wo aber der Gedanke, die Idee, die Liebe fehlen, da bleibt nur das materielle Interesse übrig, und von diesem dürren Stamme hat man eine Frucht verlangt, auf diesen von jedem Winde fortgetriebenen Sand einen Staat bauen zu können geglaubt, und nicht gesehen, daß das materielle Interesse da, wo es allein gilt, stets die unendliche Mehrzahl des Volks zum Feinde derjenigen machen muß, die als Minorität im Stande waren, ihr materielles Interesse zu sichern. Das Interesse, wobei man, wie gegenwärtig in Frankreich, kein höheres Staats- und Lebensprinzip kennt, ruft die unendliche Menge, die eben kein Interesse zu vertreten hat, die arbeitet und hungert, die sich abmüht und am Ende nur den Tod des Bettlers hoffen kann, zum Kampfe auf.

Mir scheint es, daß es hiernach eher zu verwundern ist, wenn nicht alle Tage dem gestrigen gleichen, als wenn Scenen, wie die gestern erlebten, sich von Zeit zu Zeit erneuern. Die alten Losungsworte der Völker haben keine Bedeutung mehr in Frankreich. Aber die Zeit muß nahe seyn, wo man ihnen eine neue Bedeutung geben wird, um das Volk zu retten. Und käme diese Zeit nicht bald, so müßte man glauben, daß überhaupt die Epoche der Kraft und des Schaffens für ein Hauptvolk Europas, für viele vielleicht, vorüber ist, und sie der Auflösung,

Digitized by Google

ihrem Tode als Volk entgegengehen. Denn das Wort ohne Gedanke, die That ohne Idee, sind nur ein Leib ohne Seele — eine Leiche.

Römische Erziehung.

Ein kürzlich in den Notizie del Giorno (dem Donnerstagsblatte des Diario di Roma) erschienener Artikel, welcher den ganzen Bericht aus Rom bildet, charakterisirt das Blatt selber, italienische Publicität, das hiesige Unterrichtswesen und den Bildungsgang, welchen der römische Adel einschlägt, allzu treffend, als daß er nicht eine Uebertragung verdiente. Er lautet:

„Als Muster für edle Jünglinge, welche, anstatt ihren angebornen Adel, ihre Reichthümer für hinreichend zu erachten, es für Pflicht halten, ihren Geist mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern, stellen wir hier die erste Prüfung auf, welcher sich der Herr Pius Baron Grazioli in seinem eigenen Palast am 22sten dieses Monats in Gegenwart seiner geliebten Aeltern und vieler durch Rang und Gelehrsamkeit ausgezeichneter Personen unterworfen hat. Dieser eben so liebenswürdige als fleißige, kaum fünfzehnjährige Jüngling, hervorragend durch wahrhaft glänzende Talente und eine seltene Frömmigkeit, vermochte nach der Erziehung, welche er durch den Herrn Abate Luigi Leute, jezt Cameriere di Onore Sr. Heiligkeit, empfangen hatte, zu vollkommener Zufriedenheit der Anwesenden, die lateinische, französische und italienische Grammatik zu erläutern, und bewies nicht nur, daß er alle Regeln und Vorschriften wohl kenne, sondern auch, daß er gleich geübt in deren Anwendung sey, indem er aus allen Autoren, welche er in den drei Sprachen früher gelesen hatte, Stellen hersagen und erklären konnte. Mit gleichem Erfolge unterwarf er sich einem rigorosen Examen in der Geographie, in der ihn der gelehrte Herr Jonve unterrichtet hatte, in der heiligen und römischen Geschichte, der Chronologie und Heraldik, in der Lehre von den Ritterorden und der Mythologie, und bestand rühmlichst in allen Fächern, trotz der verschiedensten und vielfachen Fragen, welche an ihn gerichtet wurden. Endlich, um die Sache zu krönen, zeigte er seine Fertigkeit in der Musik, in welcher der ehrenvoll bekannte Herr Candido Zannetti sein Meister gewesen war, und beschloß mit eben so reizenden als schwer zu spielenden Sonaten auf dem Piano, welche er theils allein, theils vierhändig ausführte, theils auch indem er die Begleitung des Gesanges spielte, diese schwierige Prüfung unter dem rauschenden Beifall und den herzlichsten Glückwünschen der erhabenen Versammlung, bestehend aus den Eminenzen de Gregorio, Della Porta, Polidori und Ciacchi, dem Erzbischof von Palermo, dem neapolitanischen Gesandten, Sr. Excellenz dem Principe Albani, vielen andern Bischöfen und ausgezeichneten Prälaten, dem Marchese Biondi, den Wissenschaften ein so theurer Name, und vielen andern hochgeborenen und achtungswürdigen Bewunderern. Hierauf wurde er von den ihn zärtlich liebenden Aeltern, als wohlverdienter Lohn seiner Fortschritte und der bewiesenen Geschicklichkeit, mit vier goldenen Medaillen beschenkt, welche zu diesem Zwecke geprägt (wohl gar auf das Wunderkind selber?) und mit passenden Inschriften versehen waren. Die obengenannten Herrn Kardinäle überreichten sie ihm unter dem lauten Zujauchzen der edeln Versammlung. Heil den Söhnen, den Aeltern, den Lehrern, welche ein so lobenswürdiges Beispiel wahrnehmen und nachahmen!"

„Geschrieben von einem der Zuhörer."

F. F. G.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

(Schluß.)

Erziehungswesen. Dresdener Anzeiger.

Ein wahrhaft wohlthuendes Zeichen unserer Zeit ist der Ernst und die Liebe, mit welcher, vielleicht mehr als jemals, die Erziehung von allen Seiten erwogen, befördert und den Bedürfnissen der jetzigen Bildungsstufe immer angemessener eingerichtet wird. Das Zweckmäßige und Unerläßliche solcher Bestrebungen kann sich wohl noch nie so herausgestellt haben, als eben jezt. Auch hier wurde vor Kurzem wieder in der Johannisgasse, ein, einer neuen Anstalt dieser Art ganz würdiges Gebäude aufgeführt und die mit den Büsten Pestalozzis und Dinters geschmückte Anstalt selbst öffentlich recht angemessen eingeweiht. Die Zahl der Zöglinge soll bereits 500 betragen. Im nahen Zusammenhange hiermit stand eine Feier zu Ehren des geheimen Kirchenraths Dr. Schulze. Schon während seines früheren Wirkungskreises, als Kirchen- und Schulrath in der Lausiz, hatte der ausgezeichnete Mann unter anderm auch der Erziehung besondere Aufmerksamkeit mit segenreichem Erfolge gewidmet. Später nach Dresden in das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts berufen, gehörte er unter diejenigen, welche zu der gänzlichen Umschaffung des inländischen Schulwesens am thätigsten mitwirkten. Ihn hatte auch das ohne seinen Namen im Jahre 1835 erschienene Werk: „Das Volksschulwesen in den königlich sächsischen Landen, von seiner mangelhaftesten und hülfsbedürftigsten Seite dargestellt." zum Verfasser. Der 25ste April war sein sechzigster Geburtstag, und von Seiten des Cultusministeriums, der Geistlichkeit und der Schulen des ganzen Landes strömten Deputationen in seine Wohnung, mündliche und schriftliche Glückwünsche, Gedichte und Ehrenbezeigungen aller Art zusammen. Es war offenbar ein Fest der Herzen, die sich des lange gefühlten Bedürfnisses entledigten, dem in bescheidener Stille fortdauernd so wohlthätig wirksamen Manne Dank und Huldigung auszusprechen. — Ferner hat seit des Lieutenants Dr. Werner Abgange nach Dessau der anerkannt geschickte Lehrer der Gymnastik, Gubner, im hiesigen Tageblatte angezeigt, welche zweckmäßige Maßregeln er genommen, um Werners mit vielem Beifall gekrönten Bemühungen, diese zur körperlichen Gesundheit und Ausbildung so nützliche Wissenschaft auch auf das weibliche Geschlecht zu erstrecken, im Geiste seines Vorgängers fortzusetzen. — Dem unter dem Titel „Dresdener Anzeiger" erscheinenden Tagblatte darf man nachrühmen, daß die jetzige neue Redaktion eine durch den frühern Mitbesitzer des Blattes, den Buchhändler Arnold begründete, und von diesem selbst mit zahlreichen, zum Theil recht wichtigen Beiträgen unterstützte Rubrik darin, die in der vorletzten Zeit unberücksichtigt geblieben war, wieder an's Licht gezogen hat. Unter der Ueberschrift: Oertliches stand nämlich Jedermann frei, allerlei auf die Localität Dresdens Bezug habende gemeinnützige Bemerkungen, Winke und Wünsche zu äußern. Man vermißte diese Rubrik nur ungern, weil durch die unter ihr geschehenen Aeußerungen in der That gar manche, noch bestehende nützliche Veränderungen und Einrichtungen in's Leben getreten sind.

Beilagen:
Literaturblatt Nr. 55 und Monatsregister Mai.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1839.

Juni.

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu verräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des Kunstblatts als regelmäßiger Beilage des Morgenblatts veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Gedichte von Ludwig Seeger. 134.
Der Mönch vor Heinrichs IV. Leiche. Von C. W. Müller. 141.
Bei einem Schneckenhause. Von Justinus Kerner. 149.
Sonettenkranz an W. H. Von Karl Gödeke. 154. 155.

Erzählungen.

Rousseau's Jugendjahre. Vom Freih. v. Sternberg. 138—139.
Zwölf neue Stücklein. Von Wilhelm v. Chezy. — Des Zöllners Drangsale. 147—149.
Die Bibliothek meiner Großtante. 151—154.

Länder- und Völkerkunde.

Reise- und Lebensbilder. Von Franz Freih. Gaudy. 131. 132. 135. — 135. 136. 137. 138.
Bilder aus Savoyen. 140—146.
Aus dem Leben der Deutschen in Rußland. 142.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Moden. 131. 132.
Aus der Sittengeschichte der Deutschen. 136. 138. 139. 140. 141. 143.
Die Heiligsprechung. 139. 140.
Literarische Grillen. 143—150.
Caroline Murat, Napoleons Schwester. Von Helmine v. Chezy. 150—155.
Etwas von Küssen. 155.

Korrespondenz.

Baden-Baden. 131. — Wien. 132. 133. 134. — 150. — Paris. 134. 135. 136. 137. — 147. 148. 149. — Berlin. 138. 139. 140. 141. 142. — Prag. 142. 143. 144. — Rom. 144. 145. 146. — Genf. 151. 152. 153. — Florenz. 153. 154. 155. — Stuttgart. 154. 155.

Literatur-Blatt.

Nro. 56.

Neue Reisen. *) Wissenschaftliche Reise durch das südliche Deutschland, Italien, Sicilien und Frankreich. Herausgegeben von F. J. Fleck, Prof. in Leipzig. Zwei Bände in fünf Abtheilungen. — 4) Hesperien. Ein Cicerone für Italien, vornämlich für Rom und Neapel. Von F. W. Richter. — Werke über Spanien. Geschichte des Aufstands, Befreiungskriegs und der Revolution in Spanien, vom Grafen Toreno. Fünfter Band.

Nro. 57.

Criminalwissenschaft. 1) Versuch eines direkten Beweises der Rechtmäßigkeit der Todesstrafe. Von Johann Sporschil. — 2) Wissenschaftlich-praktische Beurtheilung des Selbstmords. Von Prof. F. J. Tyro. — 3) Der Selbstmord, psychologisch erklärt und moralisch gewürdigt von A. v. Blumröder. Zwei Theile. — Lyrische Dichtkunst. 10) Reliquien Dr. F. L. Weidigs, gewesenen Pfarrers in Oberglecn im Hessen. Zum Besten seiner Wittwe herausgegeben von einigen Freunden.

Nro. 58.

Criminalwissenschaft. 4) Gerichtsärztliche Arbeiten von K. F. Burdach, königl. preuß. Geh. Medicinalrath und Professor zu Königsberg. Erster Band. — 5) Merkwürdige Criminalrechtsfälle, herausgegeben von Dr. Bischoff. Dritter Band. — Dramatische Dichtkunst. 8) Das Mädchen von Lyon oder Liebe und Stolz. Ein Schauspiel in fünf Akten von E. L. Bulwer. Aus dem Englischen von Otto von Czarnowsky.

Digitized by Google

Nro. 59.

Dramatische Dichtkunst. 9) August Graf von Platens gesammelte Werke. Ausgabe in einem Band. Mit des Verfassers Bildniß in Stahl und einem Facsimile seiner Handschrift. Zweite Lieferung. — 10) Dichtungen von Hermann Neumann. Drei Bände. — Badeschriften. 1) Jahrbücher für Deutschlands Heilquellen und Seebäder. Herausgegeben von C. von Gräfe ꝛc. und Dr. M. Kalisch. Dritter Jahrgang. — 2) Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. Von Dr. K. Chr. Hille. Viertes Heft. Die Nord- und Ostseebäder. — 3) Das Seebad von Scheveningen. Von Dr. J. Fr. d'Aumerie. — 4) Die Brunnen- und Molkenkuranstalt zu Salzburg. Von Geh. Hofrath Dr. Zemplin. Vierte Auflage. — 5) Fürstenstein in der Vergangenheit und Gegenwart. Von demselben. — 6) Wildungen und seine Umgebungen, mit besonderer Hinsicht auf seine Mineralquellen, von Apotheker Fischer.

Nro. 60.

Geschichte. Geschichte der französischen Gerichtsverfassung vom Ursprung der französischen Monarchie bis zu unsern Zeiten. Aus den Quellen dargestellt von J. P. Brewer. Zweiter und dritter Theil. — Italienische Zeitschrift. Echo. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben in Italien. Siebenter Jahrgang 1839. — Badeschrift. 7) Der Geist der Gräfenberger Wasserkur. Von Rausse.

Nro. 61.

Länder- und Völkerkunde. 1) Allgemeine Länder- und Völkerkunde. Ein Bildungsbuch für alle Stände von Dr. H. Berghaus. Dritter Band. — Romane und Novellen. 55) Bibliothek klassischer Schriftsteller Nordamerikas. James Pauldings: Wohlauf nach Westen! Zwei Theile. — 56) José Antonio, der Wilde aus Paraguay. Von Ewald Herrmann. — 57) Novellen von Julius Seidtig.

Nro. 62.

Länder- und Völkerkunde. 2) Almanach für 1839, den Freunden der Erdkunde gewidmet von Heinrich Berghaus. — Lyrische Dichtkunst. 10) Gedichte von C. Blessing. — Geschichte. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Fr. Raumer. 10r Jahrgang.

Nro. 63.

Criminalwissenschaft. 6) Handbuch der Literatur des Criminalrechts und dessen philosophischer und medizinischer Hülfswissenschaften für Rechtsgelehrte ꝛc. Von Friedrich Kappler. — 7) Die Hexenprozesse zu Freiburg im Breisgau, Offenburg und Bräunlingen, aus den Archiven mitgetheilt von Dr. H. Schreiber. — 8) Die Hexenprozesse der ehemaligen Reichsstadt Nördlingen in den Jahren 1590 bis 91. Aus den Akten von J. F. Weng. — Ordenswerk. Ritterorden und Ehrenzeichen des Königreichs, Großherzogthums und der Herzogthümer Sachsen. Herausgegeben von C. H. von Gelbke. Mit 5 illum. Tafeln.

Nro. 64.

Volkssagen. Polnische Volkssagen und Mährchen. Aus dem Polnischen des K. H. Moycicki von F. H. Lewestam.

Nro. 65.

Deutsche Geschichte. 1) Geschichte Kaiser Sigmunds von Dr. J. Aschbach. Zweiter Band. — 2) Die Vorzeit der Länder Kleve-Mark, Jülich-Berg und Westphalen von Montanus. Zweiter Band. — Romane und Novellen. 58) Taschenbuch der Novelletten und Humoresken für 1839 von Julius Sincerus. — 59) Aus dem Leben eines Gespenstes. Von Brennglas.

Nro. 66.

Deutsche Geschichte. 3) Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens von Johannes Voigt. Achter Band, 1441—1467. — Vermischte Schriften. Gedanken der Frau Fürstin Constantia von Salm. Aus dem Franz. — Romane und Novellen. 60) Bilder aus Paris, herausgegeben von Fr. v. R. Zwei Bände.

Kunst-Blatt.

Nro. 45.

Die Pariser Kunstausstellung. 1839. (Fortsetzung.) — Museen und Sammlungen. — Bauwerke. — Sculptur. — Erzguß. — Plastik. — Denkmäler. — Numismatik.

Nro. 46.

Handzeichnungen von Genelli. — Die Pariser Kunstausstellung. 1839. (Fortsetzung.) — Medaillenkunde. — Malerei. — Alterthümer und Ausgrabungen. — Statistik der Kunst. — Exhibition der Kunst. — Neue Stiche und Lithographien. — Kupferwerke.

Nro. 47.

Carl Friedrich Lessing. — Kupferwerke. — Literatur.

Nro. 48.

Nekrolog. Philipp Friedrich von Hetsch. — Römische Topographie. Roma nell' anno MDCCCXXXVIII. descritta da Antonio Nybby. — Nekrolog.

Nro. 49.

Nekrolog. Philipp Friedrich von Hetsch. (Beschluß.) — Persönliches. — Technisches. — Kunstausstellungen.

Nro. 50.

Sculptur. Ludwig Schwanthalers Werke. 1. Abtheilung: Mythen der Aphrodite. — Kunstausstellungen. — Versteigerungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 51.

Düsseldorf im Mai 1839. — Altdeutsche Baukunst. Alterthümer und Kunstdenkmale des Erlauchten Hauses Hohenzollern. Herausgegeben von Rudolph Freiherrn von Stillfried. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 52.

Reclamation. — Bauwerke. — Skulpturen. — Erzguß. — Denkmäler.

Digitized by Google

№ 131.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 1. Juni 1839.

Festtag ist's und belebt sind Zellen und Gänge des Klosters.
Platen.

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

Der Markt von Grotta-ferrata.

Am Tage der Verkündigung Mariä (den 25sten März) findet in Grotta-ferrata der erste jener berühmten Jahr- und Viehmärkte Statt, welche Rom und die ganze Umgegend herbeilocken. Ominös genug verlegt der römische Kalender auf den nämlichen Tag die Feier vom heiligen Disma, genannt il buon ladro. Roßtäuscher, oder, nach Lichtenberg, Männer die mit Rossen täuschen, haben daher unter den Patronen des Tages die Wahl und können abwechselnd zur Madonna und zum guten Spitzbuben beten — einer von Beiden hilft gewiß.

Mit Tagesanbruch verließ ich Frascati und wanderte nach dem kaum stundenweiten Grotta-ferrata hinüber. Ein weißes Nebelmeer überfluthete die weite Campagna; nur der sonnenbeglänzte Lateran erhob sich in der Ferne wie ein leuchtender Felsen aus dem Duft, zu Füßen des Berges die rundlichen Kronen der Pinien. Die Gipfel der Sabinergebirge waren wolkenfrei und winkten in dunkler Bläue den Albanerbergen ihren Morgengruß zu. Der Weg führt zwischen den Villen Borghese und Conti hindurch. Ein unnennbarer Zauber umweht jene echt fürstlichen Landsitze. Aus allen Anlagen spricht ein großartiger Sinn; sie tragen das imponirende Gepräge der Würde, des Stolzes, und repräsentiren das entschwundene Jahrhundert in seiner gediegenen Größe, ohne an dessen krankhaften Auswüchsen zu leiden. In jeder herrscht ein transscendenter Zopfstyl — und er ist hier am rechten Ort. Heischen doch die ehrwürdigen Bäume, welche sich hier zu unvergleichlicher Schönheit entfalten, selber gleich große und ernste Bauten; es ist, als müßten sie mit Verachtung auf eine moderne, flaue Villa herabschauen, als könnten sie nur im ehrenfesten Schritt und Tritt gedeihen. Terrasse thürmt sich auf Terrasse, alle überragt der schweigsame, verlassene Fürstensitz mit seinem weiten Blick über die Hügel der Campagna, nach Rom, nach dem Meere: es ist Belvedere, der Sitz der Borghesen. Mährchenhaft öffnen sich die grünen Gewölbe der immergrünen Eichen in Villa Conti zur Rechten; sie führen alle nach der hochsprudelnden Fontaine, deren Wasser in reichen Cascaden den Berg hinabrauscht; Marmorbilder lauschen aus der Myrtenhecke, die Nymphe aus der von Tuffstein gethürmten Grotte, und der Pfau läßt den langschleppenden, schillernden Schweif über die mit Aloevasen besetzte Balustrade hängen. Als ich durch das Eisengitter in den schönen Garten schaute, glaubte ich einen Blick in eine Eichendorffsche oder Brentanosche Novelle zu thun.

Digitized by Google

Ich schritt an einigen in den Fels gehauenen Höhlen, deren Wände noch Spuren von altem, netzförmigem Mauerwerk tragen, und an der hoch auf dem Berge liegenden Villa Bracciano vorüber, durch ein Wäldchen, dessen herrliche Eichen mich mein günstiges Geschick preisen ließen, daß es mich nicht zum Landschafter bestimmte und somit auf Zeitlebens in diesen Zauberhain bannte. Hinter ihm führt eine Ulmenallee bergauf nach Grotta-ferrata. Schon von fern schimmerte das Kloster mit seinen Ringmauern und niedern, runden Thürmen und Zinnen wie ein altes Kastell durch die Bäume. Zur Linken schaute der Monte Cavo mit seinem Passionistenkloster klar und duftig hernieder: die Conture des Berges sind so zart und weich, man möchte sie mit streichelnder Hand verfolgen. Aus weiter Entfernung dröhnt der verworrene Lärm des Jahrmarkts herüber, das gellende Geschrei der Verkäufer, das Brüllen der Stiere, die ohrzerreißenden Elegien der Esel, das Wimmern der mit der Blechbüchse klappernden Bettler. Aus der Ebene herauf, von den Bergen herab steigen die Schwärme der Landleute in ihrer zierlichen Festtracht, die Bursche mit buntem Gürtel und glänzender Manchesterjacke, die Dirnen mit wallendem Schleier oder scharlachrothem, gelbgerändertem Kopftuch von Wolle. Hier lenkt eine Schöne mit sicherer Hand ihren sommaro, dort umklammert sie rücklings den Reiter, und anderswo rollt sie auf einem jener ungeschlachten, zweirädrigen Karren einher, auf welchem zu Ehren des Fest- und Freudentages einige Rohrsessel festgebunden sind. Die ganze weite Ebene vor dem Kloster ist mit Landvolk und Vieh bedeckt, die Baumgänge, in welchen die leblosen Waaren feilgeboten werden, gedrängt voll. „Der ganze Strudel strebt nach oben, du glaubst zu schieben und du wirst geschoben."

Der Markt von Grotta-ferrata heißt bei den Römern la fiera di presciutto e salami, und wahrlich nicht mit Unrecht. Ich glaubte das leibhaftige Schlaraffenland zu beschreiten, als ich durch die Trancheen von Schinken, Schlackwürsten und Rauchfleisch, an den Montalembertthürmen von Parmesankäsen, an den Kugelhaufen von Büffelkäsen vorüberzog. Christen und Hunde waren hier gleich übel dran, und mußten sich mit dem Anschauen der animalischen Schätze begnügen: die Christen oder Katholiken (was in römischem Munde synonym ist), weil die Despotin Fastenzeit noch ihren von Maccaronistengeln geflochtenen Scepter schwang, leztere, die Hunde, weil diese Entsagung für sie ein ganzes Hundeleben währt, und sie von Fleisch selten etwas anderes zu beißen bekommen, als sich selber. Freigeister und Häretiker, welche einer Wurst das Fell abzogen, fesselten einen ganzen Himmel schmachtender Augensterne, und über ihre Bissen schien die doppelte italienische Buchhaltung geführt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Friedrich Wilhelm vereinfachte bedeutend die Tracht in seinem Heere, worin es bald das Muster für alle europäischen Armeen wurde, und indem er den simpeln Ordonnanzrock zu seiner eigenen gewöhnlichen Tracht wählte, sprach er zuerst völlig den Gedanken aus, der jezt beim Stande des allgemeinen Staatensystems ein natürlicher und nothwendiger war und gleichsam der Zeit schon lange auf der Zunge geschwebt hatte, den Gedanken, daß fortan der Regent äußerlich nicht den gesunkenen Adel der Nation, sondern die schlagfertige Macht derselben zu repräsentiren habe, daß er nicht im Hof- und Staatskleide, sondern in der Uniform der Idee des Jahrhunderts vom Herrscherthum entspreche. Seitdem wurden alle Monarchen gleichsam die heiligen Väter in der Hierarchie des Soldatenstandes, die idealen Träger der soldatischen Ehre und Würde. Wenn im Jahrhundert zuvor die Majestäten und Hoheiten vielfältig die militärischen Spektakel im Ceremonialkostüm, umgeben vom Hofstaat beiderlei Geschlechts, in der Staatskarrosse mit angesehen hatten, so bildete es sich jezt immer mehr zur gebieterischen Mode aus, daß sie zu Pferd in Uniform, und statt mit Kammerherrn und Hofdamen, mit kriegerischen Prinzen und Adjutanten vor der Fronte erschienen, und das Mustern, das Paradiren- und Manövrirenlassen der Truppen wurde, wenn auch invito Marte, zur obligaten Beschäftigung und zum gezwungenen allerhöchsten Plaisir. Auch hier, wie so oft, trat eine historische Entwicklung in der frivolen Maske einer Mode auf. Dieser, vom kriegerischen deutschen Norden ausgegangene Geschmack war aber Anfangs manchem Monarchen höchlich zuwider. Namentlich fügten sich die spanischen und französischen Bourbons nur mit Widerstreben in eine Sitte, welche ihren Begriffen von Ceremoniel und Anstand widersprach und ein unbeschreiblich unangenehmes parfum de caserne mit sich führte. Ludwig XV. lernte dieses Verhältniß des Königthums zur Soldateska nie begreifen. Als man zu Versailles nach dem siebenjährigen Krieg die ganz à la prussienne ausstaffirte Armee vor ihm defiliren ließ, sah er auf's Herzlichste gelangweilt zu und sagte endlich seufzend: „Je crois, que cela ne finira jamais!" ein höchst unköniglicher Gedanke, der jezt, wo man seine Größe allgemein nach der Länge seiner Colonnen mißt, kaum einem in die Seele, viel weniger auf die Zunge kommen könnte. Auch Ludwig XVI. repräsentirte schlecht vor den Truppen und fühlte sich viel wohler im Hofkleide als in der Uniform.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm I. ſezte abſichtlich dem höfiſchen Pomp und Flitter die Auſterität ſeiner ſoldatiſchen Tracht gegenüber; aber ein Hauptſtück derſelben war nun eben das natürliche, jedoch gepuderte Haar, ſammt dem Zopf. Dieſer Haarputz machte in ganz Europa das größte Aufſehen; aber die erſten Monumente deſſelben ſind die von 1718 an geſchlagenen preußiſchen Dukaten, welche das Bildniß des Königs mit dem Zopf zeigten, und überall in Deutſchland **Schwanzdukaten** hießen. Der große Reſpekt, in dem die preußiſche Kriegsmacht ſeit dem großen Kurfürſten ſtand, verbreitete dieſe Tracht bald unter den Armeen, wenigſtens was den gemeinen Mann und den Subalternen betrifft. Philipp von Orleans, der Regent von Frankreich, führte ſie nach wenigen Jahren bei der franzöſiſchen Kavallerie ein; nur konnte es der franzöſiſche Genius nicht unterlaſſen, ſogleich ein phantaſtiſches Stück dazu zu erfinden; die Haare wurden nämlich dort nicht in einen Zopf, ſondern in einen **Haarbeutel** geſteckt; und dieſes ſeltſame gefügelte Unding war dazu auserſehen, auf einem militäriſchen Ordonnanzſtück die höchſte Galanterie zu werden.

Damit, daß ſich die Franzoſen der preußiſchen Neuerung bemächtigt hatten, war ihr Glück gemacht, und das Reich der Perrücken in ſeinen Grundveſten erſchüttert. Sie wurden zwar keineswegs ſo bald dadurch verdrängt; aber kaum hatte ſich der Begriff von der Eleganz der neuen militäriſchen Friſur geltend gemacht, ſo wurde der Einfluß hievon auf den Schnitt und namentlich den Umfang der Perrücken ſehr merklich. Sie wurden jezt bei ſeinen Leuten immer kleiner und näherten ſich dem neuen Zopf- und Haarbeutelkypus, und die erſte Frucht dieſer Allianz war die ſogenannte Beutelperrücke. Weit im achtzehnten Jahrhundert herauf ſind die Annalen der Mode mit dieſem Kampf zwiſchen der eigenen Puderfriſur und der Perrücke ausgefüllt; er fällt aber noch lange ganz zu Gunſten der lezteren aus. In den vierziger Jahren trug bei uns noch Alles, der jüngſte wie der älteſte Mann, Perrücken, nur immer kleinere und zierlichere.

Ein Hauptgrund, warum die Reform nicht raſcher vor ſich ging, liegt wohl darin, daß die Perrücke, als Staatstracht der höchſten Stände, den zäheſten Widerſtand leiſtete. Dem Nimbus von Hoheit und Würde, den die prächtig auf die Schultern niederfallenden Locken ertheilten, entſagte man ungern und langſam; man ließ ſich nur allgemach von der Mode den Muskeltierzopf und den Dragonerhaarbeutel aufdrängen, gerade wie in neuerer Zeit der gemeine ſoldatiſche Schnurrbart nur langſam avancirte, bis er endlich das Adelsdiplom erhielt. In allen Staaten, Preußen ausgenommen, wurden von den hohen Beamten, in allen Armeen, nur nicht in der preußiſchen, wurden von den Generalen und höheren Offizieren noch ſehr lange mächtige Perrücken getragen. Ein Grenadieroffizier zu Pferd, aus den vierziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, mit der Bärenmütze auf der dicken Perrücke à la Brigadière, iſt ohne Zweifel eine der impoſanteſten hiſtoriſchen Figuren. Noch Georg II. von England bei Dettingen und Prinz Carl von Lothringen bei Czaslau ſtecken ihre Lorbeern auf ſpaniſche Perrücken, und Feldmarſchall Daun trug eine dergleichen gar noch im ſiebenjährigen Krieg. Auch die franzöſiſchen Großen, bis über die Mitte des Jahrhunderts herauf, wie die Marſchalle Belleiſle, Maillebois, Noailles u. ſ. w. ſieht man mit Allongeperrücken abgebildet.

In der eleganten Welt griff der neue Typus indeſſen immer weiter um ſich, und gegen das Ende der fünfziger Jahre kann man ſeinen Sieg als entſchieden betrachten; um dieſe Zeit verſchwanden die lezten Staatsperrücken vollends und die Friſur ſchwenkte ihr ſchneeweißes Banner auf den vornehmſten Häuptern. — Die Perrücke war nun zwar als überreife Frucht vom Baum der Sitte abgefallen, aber an der todten Schaale haftete, nach dem Geſetze, das wir ſchon oben beſprochen haben, noch immer ein gewiſſer Geruch der Heiligkeit. Der Weltmann mochte die Perrücke nicht mehr tragen; aber ſie blieb noch lange in der Einbildungskraft der Menge das unentbehrliche Zeichen amtlicher Gravität und geiſtlicher Würde. Der Richter, der Rathsherr ſchmückten ſich damit nur in der Sitzung, indem ſie den altväteriſchen Amtsſtaat über die moderne Friſur ſtülpten. Aber auf den Köpfen der Geiſtlichkeit, namentlich der proteſtantiſchen, blieb die Perrücke feſtſizen und wurde im lezten Drittheil des Jahrhunderts, und noch ein Stück in das jezige herein, das eigentliche Wahrzeichen des geiſtlichen Standes. Der jüngſte Candidat, noch bevor er die licentia concionandi erhalten, eilte, ſich in die ehrwürdige Uniform der Corporation zu ſtecken.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, Mai.

Das Converſationshaus.

Das Converſationshaus mit ſeinen neuen prachtvollen Einrichtungen hat mit dem 20ſten Mai, wie mehrere öffentliche Blätter es vorher angekündigt hatten, ſeine Pforten für die diesjährige Saiſon aufgethan, und eine für die frühe Zeit überraſchend große Zahl von Gäſten drängte ſich alsbald hinzu, um zu ſchauen und zu bewundern, ſo wie, um dem grünen Tiſch ihren Tribut darzubringen. — Die Einrichtung des, um mehrere bedeutende Räume vergrößerten Hauſes iſt wahrhaft fürſtlich, und hat auch die am höchſten geſpannten Erwartungen noch übertroffen, weil deutlich zu erſehen, wie

Digitized by Google

der gute Geschmack und eine künstlerisch ausgebildete Phantasie überall den reichen Stoff beherrschen und den Aufwand an großen, kostbaren Mitteln durch den sinnig ordnenden Geist beseelen, in erfreulichem Gegensatz zu manchen andern Anstalten, welche, obwohl sie nicht ein Viertel des hier aufgewendeten Gelder kosteten, dennoch durch den Reichthum den beleidigten Geschmack zu verspotten oder zu verblüffen wähnen. Das Conversationshaus von Baden ist in seiner neuen Gestalt einer anmuthigen märchenhaften Dichtung zu vergleichen; drei Hauptabschnitte sind vor allem andern darin zu bemerken: für die Masse, welche der weite Raum umfassen soll, der große Saal; für den sinnigen Beschauer der, die Phantasie zum derbar ansprechende Renaissancesalon; für den, welcher die Freuden der Tafel und den edlen Duft feurigen Weines in eleganter Umgebung liebt, der Speisesaal der Restauration. Vergönnen Sie mir, von dem zweiten der genannten Gemächer zuerst zu reden, und somit hauptsächlich auf die Classe von Lesern Rücksicht zu nehmen, welcher vor allen diese Blätter vor die Augen zu kommen pflegen. Zwar soll damit nicht gesagt seyn, als ob die übrigen Räume der Aufmerksamkeit der eleganten Welt, welcher sie ja ausschließlich gewidmet sind, minder würdig wären; aber es wird eine große Masse von wohlerzogenen und wohlgekleideten Leuten hieher kommen, welche dennoch mit bilden Augen anstarren werden, was in seinem innern, ich möchte sagen poetischen Werth zu würdigen, nicht Jedem und Jeder gegeben seyn dürfte. Den Reichthum der Stoffe und der Arbeit wird freilich bei dem ersten Anblick auch das ungeübte Auge auffassen; er ist nicht zu verfennen in den Draperien der Fenster und Thüren, deren in Gold damassirter rother Zeug, mit weißer Seide gefüttert, großartige, malerische Falten wirft, die sich unter der breiten goldenen Einfassung oben verlieren, — in den prachtvollen Spiegeln, von denen die beiden an den Hauptwänden eine schier unglaubliche Größe haben, — in den bis zauberlichen sanggestreckten Sophas, den Lehnsesseln und Stühlen mit ihrem goldenen kunstreichen Schnitzwerk und ihren reichen Ueberzügen von dem Stoff, aus welchem die Vorhänge gemacht sind, und welcher zugleich, mit glücklichem Pinsel nachgeahmt, den obern Theil der Wände zu bedecken scheint — in den Oelgemälden des Plafonds, den Verzierungen der Wände und den zahllosen Vergoldungen der Rahmen, Leisten, Rosetten, und was sonst noch dazu gehört. Den Reichthum aber macht die Ausführung zur freilich unentbehrlichen, doch immerhin zur Nebensache. Da ist auch nicht der kleinste Gegenstand, welcher nicht stufgemäß dem sodngeordneten Ganzen sich anpaßte, und dazu beitrüge, die Illusion vollständig zu machen, welche schon beim ersten Anblick uns entgegentritt. Irgend ein Zeitungsbericht sagt ganz passend von diesem eigentzümlichen Gemach, es scheine zur Aufnahme der geistreichen Königin von Navarra bestimmt, jener Margarethe von Valois, deren gesammelte Novellen nur unvollständig auf unsere Zeit gekommen sind. Und das Bild ist wahrlich nicht übel gewählt; ich liebe es, mir als die Herrscherin dieses Salons die muntere Erzählerin zu denken, welche deshalb als eine so bewundernswerthe Schriftstellerin erscheint, weil sie in der heutigen Bedeutung des Wortes eigentlich keine war; — welch angenehmer Gegensatz zu unserer Zeit, in der man öfters meinen möchte, es gelte die Rettung eines Capitols! — Wie in dem Renaissancesalon neben dem Reichthum der ernste historische Styl das vorherrschende Element, so ist im großen Hauptsaal dagegen die Heiterkeit der bezeichnende Zug; in dem weiten hellen Raum mit seinen vielen Spiegeln und Glasthüren strahlen die weißen Wände von goldenen Arabesken, deren sich Pfeiler und Säulen in gleicher Zierde, gekrönt mit goldenem Blätterwerk, glänzt über der breiten Guirlande die Decke, an der grüne Felder die Goldrosetten von dem weißen Grunde trennen, und so dem Spiel der vorherrschenden Farben eine anmuthige Abwechslung verleihen. Die Pracht der lichten Farben tritt am besten dann hervor, wenn von den Kronleuchtern die Campen herniederleuchten, ihren Glanz mit dem der 52 hellen Kugeln vereinend, die ringsum an den Wänden auf hohen Candelabern ruhen; dann erscheint der großartige Raum, der bei 150' Länge und 50' Tiefe, 50 Schuh in der Höhe mißt, wie eine liebliche Fata morgana, hell, durchsichtig und blendend, vom Erdstein bis zum Kleinsten in solch reicher Eleganz durchgeführt, wie sie ihres Gleichen vielleicht in Palästen findet, sicherlich aber nicht wieder in irgend einem Raum, welcher jeglichem Besucher offen steht, der nicht allzuschlicht der Roture angehört, und in welchem Niemand gezwungen ist, sein Sodersein zum Ersatz der Kosten beizutragen. Um gerecht zu seyn, muß man dabei noch bemerken, daß alle die Pracht eigentlich und hauptsächlich zum Vergnügen derjenigen hergestellt ist, welche nichts daran bezahlen; denn wen die finstere Leidenschaft des Spieles drängt und treibt, der sucht nur den verhängnißvollen Teppich, und der Glanz des ungemünzten Goldes ist ihm eben so gleichgültig, als ihm früherhin die grauen nackten Wände waren, deren Blöße jetzt unter kunstvoller Arbeit sich birgt.

Die Räume des Neubaus sind dem Publikum noch nicht geöffnet, und konnten auch noch nicht ganz vollendet werden, weil bei der langanhaltenden feuchten Witterung die Nässe sich noch nicht ganz aus dem Mauerwerk gezogen hat; aber die kostbaren Tapeten liegen bereit, und werden in Kurzem, sobald es mit völliger Sicherheit geschehen mag, aufgeklebt werden; unterdessen sind die Malereien des Plafonds, die reichen vergoldeten Gesimse fertig, so wie die kunstreichen durchsichtigen Fensterrouleaux, ein Erzeugniß vaterländischen Kunstfleißes*. — Die Restauration im rechten Flügelgebäude ist dagegen ganz vollendet, und namentlich darin vor allem der Speisesaal bemerkenswerth, dessen Verzierungen an den Wänden und der Decke auf aufgeklebten Oelmalereien bestehen, deren Ausführung sie in einen höhern Rang erhebt, als der gewöhnlichen Zimmerdecorationen. Es ist fast überflüssig, hinzuzufügen, daß die fahrende Habe dieser Abtheilung der großartigen Anstalt an Glanz und Werth der Oertlichkeit angemessen ist; der Gast darf hier auch mit dem Auge schweigen, während die untergeordneteren Sinne befriedigt werden, und die Stillung des Hungers und Durstes gewinnt einen besondern Reiz durch die Umgebung und die ausgezeichnet schönen Gerüthschaften, welche den verfeinerten Genüssen dienen. Das sinnig geordnete Ganze bringt einen Eindruck hervor, den seine Beschreibung wiederzugeben im Stande ist. Der Unternehmer, Herr Benazet, hat damit bewiesen, daß er auf der Höhe der Verhältnisse steht, und nicht allein dem Gewinn nachstrebt, sondern auch es sich zur Ehrensache gemacht hat, mehr zu thun, als das in ihn gesetzte Vertrauen nur zu rechtfertigen. Die Forderungen, welche bei Abschließung des Vertrags die Fürsorge der Regierung an ihn stellte, waren nicht gering, dennoch hat er mehr ausgeführt, als verheißen, und so große Summen über den versprochenen Aufwand aufgegeben, daß es dem Uneingeweihten nicht mehr möglich ist, auf 100,000 Francs mehr oder minder nachzurechnen.

* Anm. Der Theatermaschinist Crabadki in Carlsruhe hat diese Rouleaux in ihrer jetzigen Vervollkommnung erfunden, und sie begannen, ein modischer Gegenstand eleganter Zimmerdecorierung zu werden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 132.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 3. Juni 1839.

— Tamquam famae discrimen agatur
Aut animae: tanta est quaerendi cura decoris.
Juvenal.

Moden.

(Schluß.)

Zopf und Haarbeutel gelten uns jezt als Sinnbilder alles Steifen, Pedantischen; aber unter der Herrschaft dieser Galanterien kam die Aufklärerei, die Religionsspötterei und der Atheismus in die Welt und brach die französische Revolution aus, ein abermaliger Beweis, daß der Mensch immer mit seinen Ideen seinem Kostüm vorauseilt, und daß die Mode im Großen keineswegs das leichtfüßige Wesen ist, für das man sie hält, wenn man nur ihre nichtssagenden Launen in's Auge faßt. Es ist nun aber sehr bedeutsam, daß in jener Periode der Zeitgeist den Lehrern der Religion eine Kopfzier aufzwang, welche, als verlebt, in den Augen der sogenannten Aufgeklärten und Superklugen bereits zum Spott und zur Vogelscheuche geworden war, während sie dem Volk und der Kinderwelt, gerade als altväterisch oder vielmehr alterväterlich, achtunggebietend und ehrwürdig erschien. Der Verfasser dieser Zeilen kann aus seiner eigenen Familie eine Geschichte erzählen, welche für den kindlichen Glauben an die Perrücken und die damalige Haltung der Geistlichkeit gleich bezeichnend ist. Ein lutherischer Prälat, im vollen Amtsornat mit der prächtigen, schneeweißen, lockenreichen Perrücke, speiste um's Jahr 1778 bei einem mit einer zahlreichen Familie gesegneten höhern Schulmann. Die Blicke der Kinder hingen voll Verwunderung und Ehrfurcht am Mann Gottes, aber ein Mädchen von sechs Jahren fragte den Vater leise: „Vater, ist dies unser Herrgott?“ Lachend erzählte der Mann die Naivetät des Kindes Sr. Hochwürden, und dieselben erwiderten lächelnd, mit abwehrender Handbewegung und demüthiger Geberde: „Liebes Kind, da haben wir noch weit hin!“

Es ist die Notiz aufbewahrt worden, daß Dr. Randolf, Bischof von Oxford, in den lezten Jahren des Jahrhunderts der erste englische Prälat war, welcher es wagte, sein eigenes Haar zu tragen. Aber von Collegen wie von Laien mußte er deßhalb manches Bittere hören; er berief sich zwar auf ein Gesetz Karls II. (um's Jahr 1670), das dem Buchstaben nach noch gelte und ausdrücklich den Geistlichen verbiete, Perrücken zu tragen; er gab indessen endlich den Vorstellungen nach, ließ sich wieder eine Perrücke machen, „und darüber entstand allgemeine Freude.“ — Die evangelische Geistlichkeit war beim Wechsel des Jahrhunderts wirklich übel daran: der eigene Trieb zur Modernisirung und der Spott der Weltkinder rüttelten an der Perrücke; die mit derselben verwachsenen religiösen Skrupel des Volks machten es bedenklich, sie fahren zu lassen. So büßte das in einer Zeit unauflöslicher Widersprüche lebende Geschlecht hart für den Stolz, womit

Digitized by Google

in einer kirchlicheren Periode seine Vorgänger im Amt sich des weltlichen Staats der Perrücke bemächtigt, ja denselben in protestantischer Siegestrunkenheit übertrieben hatten. Indessen zog bald der ausgebrochene allgemeine Krieg die Aufmerksamkeit von der Kirche und ihren Dienern ab, und in der Verwirrung konnten sie allmählig mit den Köpfen unter das Niveau der Gesellschaft tauchen. — Während des Waffenlärms überall hatten die Fehden im Schooße der Kirchen geruht; nach dem allgemeinen Frieden entbrannten sie von Neuem. Als nun der Rationalismus dem Supernaturalismus offen den Handschuh hinwarf, als auch die katholische Kirche wieder die Trommel rührte, da erschienen die Streiter bunt durcheinander im platten, hängenden Haar des Puritaners und im zierlich verschnittenen Schopf des Weltmanns, in der gelehrten Glatze und im cynischen Haarbusch, ja selbst im Backenbart.

Wie wir gesehen haben, war die Puderfrisur mit Zopf oder Haarbeutel, welche nach der Mitte des Jahrhunderts die allgemeine Tracht anständiger Leute wurde, in ihrem Ursprung eine soldatische Vereinfachung. Aber unter den Händen französischer Haarkünstler wurde sie alsbald eine neue Modethorheit und eine schlimmere Plage als die Perrücke. Bisher hatte der Mann eine oder mehrere wohl staffirte Perrücken in Bereitschaft gehabt, und wenn er auszugehen oder Jemanden zu empfangen hatte, so brauchte er nur die Schlafmütze wegzuwerfen und die Perrücke aufzusetzen. Jezt aber war der Kopf selbst der Perrückenstock, auf dem oft stundenlang, und oft mehrmals am Tage, das Haar gezerrt, tapirt, gesalbt, geschnürt und bestäubt wurde. Es ist unglaublich, wie viel Zeit Jeder, der überhaupt etwas auf seinen Kopf hielt — von den Stutzern gar nicht zu reden — über dieser täglichen, unumgänglichen Operation verlor. Man sollte meinen, die spöttische Skepsis der Zeit und ihre galante, tändelnde, frivole Poesie, jene ganze, aus Materialität und Spiritualität seltsam gemischte, nach Pomade duftende Literatur sey vornehmlich in den Stunden empfangen worden, wo das Haupt von Kamm und Puderquaste sanft geschwungen wurde.

Der Zustand des Haars den Tag über gab damals die Abstufungen der eleganten Tracht nach den Tageszeiten viel schärfer, man möchte sagen natürlicher an, während jezt das Festhalten der Begriffe des Negligé, des halben und ganzen Anzugs vielmehr absichtlich und gezwungen, als in irgend einem Verhältnisse begründet erscheint. Das männliche Negligé bezeichnete man damals vortrefflich mit dem Ausdruck: en chenille, als Raupenzustand. In losen, ungepuderten Haaren, oder auch mit einer nonchalanten Perrücke bedeckt, kroch die Raupe Morgens umher. Gegen Mittag spann sie sich unter den Händen des Friseurs ein und ging aus denselben als glänzender Schmetterling hervor mit zierlichen Flügeln voll schneeweißen Blüthenstaubs und mit einem Schwanz von glänzendem Taft.

Der Frisur kam als Barometer des Menschenwerthes in jeder Beziehung eine Bedeutung zu, welche jezt kein Hauptstück des Kostüms auch nur entfernt erreicht. Nur Ein Zug, der Menschen und Sitten der Zeit frappant zeichnet. Wenn Carl, Herzog zu Wirtemberg, der fürstliche Erzieher Schillers, Danneckers, Kielmayers, Cuviers, einen sehr gesitteten, hoffnungsvollen Zögling loben wollte, so konnte er sagen: „Der N.N. ist ein Muster von Conduite und Vergette."

Hier findet noch eine physiognomische Bemerkung Platz. — Wir haben im vorigen Artikel auseinandergesezt, wie jeder herrschende Kopfputz den Gesichtern der von ihm Beherrschten einen gewissen übereinstimmenden Ausdruck ertheilt. Aber bei keiner der sich ablösenden Trachten tritt dies auffallender hervor als bei der steifen, architektonischen Puderfrisur. Keine war unerbittlicher und starrer, und sie zieht für unser Auge auch die Gesichter in ihre Starrheit und Uniformität hinein. Dies geht soweit, daß wir auf den Zeitbildnissen sogar das Alter der Individuen oft nur ganz ungefähr schätzen können. Es rührt dies natürlich daher, daß das Haupthaar mit allen seinen Qualitäten, welche sonst das Urtheil über Charakter und Alter vielfach bestimmen, völlig neutralisirt ist, wozu noch die gänzliche und durchgreifende Bartlosigkeit kommt. Ueber jedem Gesicht, auf der jugendlichsten wie auf der ältesten Stirne schwingt sich die Schönheitslinie der Zeit, die krumme Puderlinie, jeden Scheitel deckt den Schnee des höchsten Alters, und in jedem Nacken klebt, wie der Henkel am Topf, der Zopf oder Haarbeutel. Am deutlichsten wird einem dies, wenn man Lavaters physiognomische Fragmente durchgeht. Sie enthalten viele hundert Profilzeichnungen und Silhouetten der Zeitgenossen, deren jede auf der Stirne das steile Toupet und hinten den galanten Anhängsel zeigt. Lavater war vielleicht zu seiner Zeit für seine Betrachtungen ungleich günstiger gestellt, als unter der Herrschaft eines natürlicheren Kopfputzes; denn ihm war die Frisur eine natürliche Voraussetzung, sie ließ eine entscheidende physiognomische Partie, die Stirne, ganz frei, und überhaupt konnten die Nüancen von Haar und Bart sein Urtheil nicht stören. Wir aber werden durch die ungewohnte, barocke Fassung, in der sich in seinem Werke der Juwel des menschlichen Angesichts immer zeigt, befangen und von der Hauptsache abgezogen, und können auf den Gesichtern eine Menge Dinge nicht sehen, die er so fertig von denselben herunterliest.

Der Uebergang der Frisur in den jetzigen natürlichen, aber schwankenden und ungleichförmigen Haar- und Bartstyl haben wir schon oben flüchtig skizzirt. Den Aeltern der jezt Lebenden ist es noch im Andenken, daß der Puder in manchen Ecken der Gesellschaft noch lange so zäh auf

Digitized by Google

den Köpfen sitzen blieb, wie im Frühjahr der Schnee in den Mulden der Bergseiten, und daß bei manchen Ständen und Individuen die Amputation des Zopfes eine langwierige und schmerzhafte Operation war. Noch lange blieb die Spitze des niedergehenden Zopfes über dem Horizont sichtbar, und erst jezt ist der schauerliche Komet, der die französische Revolution ansagte, völlig untergegangen, sogar in der Breite von Kurhessen. Aber lange sagte die Zeit mit ihrem Haarschnitt, gerade wie mit ihrem politischen Trieb, im Grunde nur, was sie vom Traditionellen nicht mehr wollte; beide waren fast nur Negationen, und das Positive daran hatte keinen Styl. Erst jezt fängt in beiden Beziehungen die Zeit an, das, was sie will, wo sie hinaus will, einigermaßen deutlicher zu zeichnen. Offenbar zeigen gegenwärtig Haar und Bart der tonangebenden Jugend beiderseitig die Tendenz, sich zu verlängern. Der Menschenfreund, der im Spiegel der Vergangenheit die Zukunft erblickt, sähe hierin sehr gerne Zeichen, daß die Tracht in diesem Punkte einem festen, charakteristischen Abschluß entgegengeht. Wäre dies der Fall, so müßte über kurz oder lang Bart oder Haar das Wachsthum einstellen, um vielleicht dem andern Theil desto mehr Entwicklung zu gönnen.

Erst wenn sich im Haarputz, und so auch im übrigen Kostüm, wieder eine fixe Idee, eine Superstition gebildet haben wird, erst wenn wieder allgemein Formen gelten, mit welchen der höher Gestellte sicher repräsentirt, während der Niedrigere ohne Neid und Hohn sie respektirt, erst dann werden auch die Widersprüche versöhnt seyn, welche scheinbar unauflöslich die Gemüther zerreißen und kein Produkt der gährenden Welt vorausſehen lassen. Wann wird dies geschehen? Die Prophezeihung wollte aber gar nichts sagen, wenn wir dabei den Termin so weit steckten, wie Berauger bei den seinigen:

Or, mes amis, bénissons Dieu,
Qui met chaque chose en son lieu:
Celles-ci sont pour l'an trois mil.
Ainsi soit il!

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsezung.)

Durch ganz Italien herrscht über Handwerker und Kleinhändler noch ein gewisses Zunftwesen, freilich verschieden von dem deutschen. Sie bilden überall abgesonderte geistliche Brüderschaften, und haben als solche ihre eigenen Kapellen und Bethäuser, wohnen Kolonienweise in den Städten beisammen und nehmen ganze Straßen, ja Viertel ein — eine Sitte, welche für den Käufer, der nur von Haus zu Haus zu gehen braucht, von großer Bequemlichkeit, für die Nachbarschaft aber, wenn just eine geräuschvolle Zunft, wie die der Eisen- und Kupferschmiede oder Stuhlmacher sich eingenistet hat, zu desto größerer Plage wird. Dieses Kastenwesen offenbarte sich auch auf dem Markt. Sämmtliche homogene Artikel waren nebeneinander aufgestellt, mehr oder minder gefällig geordnet, alle aber auf den Gebrauch des Landmanns berechnet. Aus der Region der Schinken und Speckseiten ging ich in die der Lederwaarenhändler über. Sie bieten jene riesigen Sättel mit hohen Bauschen feil, die noch aus der Ritterzeit zu stammen scheinen, und deren der Campagnuolo sich bedient, Kummte, Zäume, Peitschen, Lederstücke, welche der Ciociaro, durchbohrt und mit Schnüren kreuzweis befestigt, als Sandalen trägt, die steifen Lederkamaschen, ohne welche kein Negoziante di campagna den Klepper besteigt. Auf die lederne Aera folgt die hölzerne, mit ihren Tellern, Schüsseln, Löffeln, flachen Mulden von Ahorn, und Mazzarellen von Weißdorn, jenen lanzenförmigen Stäben mit schwerem Knotenende, die ein integrirender Theil des Campagnareiters sind. Die weißen Körbe von Weiden, in denen der Giuncataro seine Lab- und Milchkäse nach der Stadt bringt, die irdenen Näpfchen, welche den Rahm enthalten, folgen und beschließen die erste Straße. In der zweiten, zur Rechten halten die Bewohner des römischen Ghetto ihren Trödel feil, schachern mit Lumpen, halbseidenen Tüchern, fosfori di Bologna, Rasirmessern und Brillen, und erwecken mit ihrer unverschämten Zudringkeit verzweifelt heimathliche Erinnerungen. Erfreulicher ist die linke Flanke der Straße, eine Kette niedriger Lauben, deren Pfähle mit Ginster verflochten sind. Ein Lorbeerbusch schwankt über dem Eingang und verkündet, daß die inneren Räume dem Bacchusdienst gewidmet seyen. Aber noch ist es zu früh am Tage, um sich dem Kultus mit Liebe und Wärme hingeben zu dürfen, und so verlassen wir den an der Pforte einsam gähnenden Priester. Mit noch weniger Aufwand schlagen die Weinverkäufer in dem inneren Raum ihr Waarenlager auf. Die Tonne liegt im Grase, und ein in die Erde gesteckes Rohr, an welches ein Lorbeerzweiglein gebunden ist, dient ihr als Aushängeschild. Lorbeer ist übrigens ein Zeichen der Verkäuflichkeit und nickt von den Köpfen der feilgebotenen Pferde und Esel. Venale, belorbeerte Esel sind aber auch bei uns eben keine Seltenheit. Auf jener inneren Fläche findet der eigentliche Viehmarkt statt. Dort lagern die ungeheuern weißgrauen Stiere mit armlangen Hörnern, unbeweglich wie die Blöcke der Marmorata, dort das schwarze Rüsselvieh, welches mit seiner zahlreichen Descendenz in engverschlungener Gruppe die Niobiden parodirt, denn auch hier naht das Schicksal

Digitized by Google

rauh und kalt und faßt bald diesen, bald jenen Sprößling bei den Hinterbeinen und steckt den vergeblich klagenden und zappelnden in nachtfinstre Säcke — e lasciate ogni speranza voi ch'entrate.

Von den Todesopfern wende ich mich ab und dem Kloster zu. Auf der dahin führenden Brücke fluthen zwei Menschenströme an einander vorüber, der eine hinein, der andere heraus. Ihre beiden Brustwehren sind mit Kramtischen besetzt. Cohorten von Hüten, Kämmen, Rosenkränzen, Messingmedaillen mit den Bildern der Schutzheiligen, Korallenschnüren und Schuhen lösen einander ab. Ihnen gegenüber hat der Friggitore seine ambulante Küche aufgeschlagen, wirft Legionen kleiner Fische in die brodelnde Pfanne, Hände voll Mehl über die schmorenden, Eier zu hunderten in das mit Fernambuck gefärbte kochende Wasser; denn die Etikette des Tages verlangt, daß Eier sich wie Kardinäle in der Fastenzeit violettblau präsentiren. — Eine Seiltänzergesellschaft hat sich in einen Schuppen eingenistet, tritt in den Zwischenpausen aus dem Thor, macht mit Trompete, Trommel und Triangel ein heilloses Charivari, und zieht sich, von einer Schaar Neugieriger gefolgt, nieder zurück.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

Kunstausstellung.

Wenn man Oesterreich mit festem Auge beobachtet, so dürfte man leicht bemerken, wie dessen geistige und industrielle Zustände gegenwärtig in einer jener wichtigen Uebergangsperioden, in einem jener Stufenjahre sich befinden, welche auf Staaten wie auf Menschen gleichmäßig influiren. Während die Fabrikationen sich rüstiger empor arbeiten, öffnen Eisenbahnen und Dampfschifffahrt neue Wege der commerziellen Speculation. Im Gebiete der Wissenschaft führt der Plan zur Errichtung einer Akademie Diskussionen herbei, die wohl nicht ohne Früchte bleiben werden. Die schöne Literatur, dem rasch pulsirenden Wesen ihrer Individualität getreu, ist muthigen Hauptes und mit leuchtenden Augen vorangeeilt, und die Theilnahme, die Zedlitz, Grillparzer, Anastasius Grün, Lenau, Halm, Karl Beck und viele andere österreichische Poeten und Schriftsteller im Sturmschritt errangen, ist die Wolkensäule, die vor der Heeresmasse der ganzen intellectuellen Kraft des Kaiserstaats vorangeht, die langsam aber sicher daherrauscht. Auch die Kunst, nicht so leicht geschürzt als ihre Schwester, die Poesie, hebt doch ihren bekränzten Wanderstab zum rascheren Fortschritt. Es ist ein schönes Symbol, daß die Wiener Kunst- und Industrieausstellung im Mai stattfindet; die auflebende Kraft, das frische Vorwärtsstreben, das in beiden sich beurkundet, wird dadurch versinnlicht. Sowohl die vorjährige, wie die gegenwärtige Kunstausstellung hat eine Reihe jüngerer Talente mit vorgeführt, die zum Theil Hoffnungen, zum Theil Erfüllung mitbrachten. Die Frage, die ein bekannter Schriftsteller vor drei Jahren aufgestellt: warum die Wiener bei der glücklichen Constellation ihrer socialen Verhältnisse, bei der ruhigen Heiterkeit ihres Gemüths, bei der saftigen Ueppigkeit des Landes, nicht eine Malerschule aufzuweisen haben, die an Farbenreiz der venetianischen und an Natürlichkeit der niederländischen sich anschlösse, würde dieselbe nur zum Theil wiederholen können. Wenn der Kunstkritiker, der die Säle von St. Anna durchschreitet, vielleicht die Achsel zuckt, daß so wenig Vollendetes da zu finden ist, so wird der Kunstfreund dagegen recht freudig dreinschauen, weil so viele Anfänge sich zeigen. Eine Wiener Schule blüht empor, und wenn man auch nicht läugnen kann, daß von der Wahrheit und kräftigen Natürlichkeit der niederländischen Muster noch wenig zu spüren ist, so muß man dagegen eingestehen, daß, was Materielles betrifft, jene frische Sinnlichkeit der alten italienischen Meister in Colorit, Carnation und Farbenton nicht nur Nachahmer, sondern ebenbürtige Nebenbuhler findet. Ammerling, ein Name, der noch zu jung ist, um im Auslande jene Allgemeinheit und Anerkennung zu haben, die seinem Pinsel gebühren — Ammerling ist der Heros dieser Kunstausstellung, wie er es das vorige Mal gewesen, obschon die Grenzen seines Pinsels diesmal klarer wurden als im vorigen Jahre, wo die Enthusiasten den Namen Ammerling als Symbol der Omnipotenz in der Malerei zu betrachten schienen. Ammerling hat diesesmal neun Bilder ausgestellt, worunter fünf Porträts, ein Fach, worin Ammerling das Höchste leistet, indem er die Kraft der niederländischen mit dem Schmuck der italienischen Schule zauberhaft verschmilzt. Die andern vier waren folgende: Ein Traum. Ein Mädchen liegt, halb zugedeckt, schlafend. Es muß eine sehr schwüle Nacht seyn, denn die leichte Decke läßt den in wunderbarer Carnation schwellenden Busen fast enthüllt sehen, kaum daß die reichen Locken ihn zu bedecken wagen. Ein rother Vorhang wirft ein magisches Licht auf das Angesicht der reizenden Schläferin, als deren Sinnbild eine Rose neben ihr zu liegen scheint. Zwischen den durchsichtig rothen Falten des Vorhangs zu Kopfe der Jungfrau sitzt Amor, fast wie ein Dämon aussehend, mehr hingehaucht als gemalt, mährchenhaft, traumhaft. In seinem Gesichte liegt mehr Schadenfreude als Engelsgüte, er weiß, welche Träume jetzt die Phantasie der Schlummernden beschäftigen. Diese werden selbst dem Zuschauer klar, wenn er fest und unverwandt in den Hintergrund des Bildes schaut. Allmählig gestalten sich da Züge, Umrisse, die er auf den ersten Anblick nicht bemerkt; ein ganzes neues Bild tritt wie aus einem grauen Schleier hervor. Es ist ein Jüngling, der die Hand mit einem Ringe ausstreckt; eine andere Gestalt scheint die Arme wie zum Segen auszuspannen. Man weiß es jedoch nicht gewiß, denn die Figuren sind so nebelhaft, traumungewiß, grauzerfließend, wie vielleicht die Zukunft der Schlafenden selbst, auf welche der Liebesgott immer spöttischer herabschaut. Es ist ein Bild voll Reiz und verdunkelt fast das danebenhängende Bild, „die Lautenschlägerin," welches jedoch viele Kenner für das beste Bild der Kunstausstellung erklären. Es ist dies eines jener Gemälde, deren Wesen nur durch die Anschauung, nicht durch die Beschreibung klar wird, da es mehr Porträt als Composition ist, und die Eigenthümlichkeit mehr in Farbe und Ausdruck, als in der Wahl des Gegenstandes selbst besteht.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 133.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 4. Juni 1839.

Nous verrons bien d'autre chose,
Tout cela n'est encor rien.

Molière.

Rouſſeau's Jugendjahre.

Eine dramatiſche Skizze vom Freiherrn v. Sternberg.

Perſonen.

Joſephine Pontal, Nichte des Oberſtallmeiſters der Königin.
Graf Saint-Charles.
Marion, Joſephinens Kammermädchen.
Claude Anet, } Bediente.
Jean Jacques Rouſſeau }
Millefleurs, Hausbofmeiſter.

Die Scene im Hauſe des Oberſtallmeiſters.

Erſte Scene.

Ein Zimmer, reich mit Büchern und Muſikalien geſchmückt. Eine Harfe, ein paar Bildſäulen in den Ecken. Claude Anet trägt einen Blumenſtock herein, Milleſleurs folgt ihm.

Millefleurs. Hieher, Anet, hieher, mein Sohn.

Claude. Aber warum nicht lieber vor's Fenſter?

Millefleurs. Weil das Fenſter frei ſeyn muß. Das Fräulein will ſich die ſchöne Ausſicht auf die Gärten von Verſailles nicht nehmen laſſen.

Claude. Aber was ſieht ſie denn daran? Immer dieſelben Bäume, immer dieſelbe Sonne, immer dieſelben jungen Herrn, die heraufſehen und lächeln.

Millefleurs. Ja, wenn es beim Lächeln bliebe; aber dieſelben Herrn ſchreiben Briefe, Anet, verſtehſt du? Und das Beſtellen dieſer Briefe trägt gewiſſen Leuten etwas ein.

Claude. Mir nichts.

Millefleurs. Wie der Burſche ehrlich ausſehen kann! Aber mich betrügt man nicht, ich weiß Alles und noch etwas drüber. He? hat es nicht geſtern Abend gerauſcht, geflüſtert, gehuſtet?

Claude. Wo?

Millefleurs. Narr, hier unter'm Fenſter. Laß einmal ſehen, ob im Blumenſtock kein Brief verborgen iſt. (Er unterſucht die Blumen.) Nichts als Roſen — aber in dieſen Roſen kann ein geheimer Sinn liegen. Es ſind ihrer gerade fünf. Was bedeutet das? Fünf Sinnen gibt's; in dieſen fünf Sinnen liegt der Sinn dieſer Roſen. Auf die fünf Sinne unſeres Fräuleins ſoll gewirkt werden, um fünf Uhr Abends ſoll ſie unter den fünf einzelnen Bäumen im Park auf ihn warten. In fünf Tagen ſoll die Entführung vor ſich gehen; fünf Meilen iſt das Landgut des Herrn von Bruce von hier entfernt; fünfmal fünf Franks haſt du erhalten, um dieſe Botſchaft auszurichten. — Ha! geſtehe, ich bin hinter das ganze Geheimniß gekommen.

Claude. Ach, Herr Milleſleurs, Ihr ſeyd ein wahrer Tauſendkünſtler! Aus fünf Roſen ſezt Ihr einen ganzen Roman zuſammen.

Digitized by Google

Millefleurs. Ja, ich weiß Alles und noch etwas drüber. Aber der Herr von Bruce soll sich nur in Acht nehmen; er hat erstens mich und zweitens mich und drittens wiederum mich zum Feinde. Ich will, daß das Fräulein von Pontal den Ritter Saint-Charles heirathe. Die Sache ist abgemacht; ich sage wie der König: man spricht nicht weiter davon.

Claude (Bücher zusammenstellend). Was mich betrifft, so glaube ich, daß Mademoiselle weder den Ritter Saint-Charles noch den Herrn von Bruce heirathet, und Ihr werdet sehen, Herr Millefleurs, wir machen mit beiden schlechte Geschäfte.

Millefleurs. Still, wer singt da?

Claude (aus dem Fenster sehend). Es ist der junge Mensch aus Genf, den Ihr dieser Tage in Dienst genommen habt.

Millefleurs. Welche Unverschämtheit, so laut zu singen! Lauf hinunter, Anet, und verbiet' es ihm.

Claude. Er wird mir nicht gehorchen. Er würdigt mich keines Blicks.

Millefleurs. So will ich selbst gehen. Mir widersteht man nicht. Ich will ihm sagen, daß die Musik für einen Bedienten eine unanständige Kunst ist. (Ab.)

Claude. Eine unanständige Kunst? Und ich habe in der Oper zu Dutzendmal gehört, daß der Diener seinem Herrn seinen Respekt vorsingt. (Er versteckt einen Brief in die Rosen.) So, nun ist es mir doch gelungen, den Brief hereinzuschmuggeln. Schnell, ich höre kommen. (Ab.)

Zweite Scene.

Josephine. Marion.

Marion. Ihre Gnaden haben Ihren Spaziergang heute früh beendigt.

Josephine. Die Langeweile hat mich nach Hause getrieben.

Marion. Sie vermissen die Feste, die kostbaren Aufzüge, den Tanz und das Schauspiel von Paris, allein dafür ist jetzt leider nicht die Saison.

Josephine. Du irrst, Marion. Ich liebe die Natur, ich bin gern mit ihr allein, aber es muß eine andere seyn, als die mich hier umgibt. Ich will Freiheit, und hier finde ich nur Zwang.

Marion. Seit Ihrer Reise nach Barèges sind Sie ganz umgewandelt. Jetzt interessirt Sie nichts mehr, was nicht recht wild und abenteuerlich ist.

Josephine. Ach, meine Pyrenäen! erinnere mich nicht an diese romantischen Thäler, die ich wohl nie wieder erblicken werde! Warum bin ich nicht bestimmt, in jenen einsamen, wilden Schluchten mich zu begraben, warum muß ich mit diesen Menschen leben, die ich nicht verstehe und die mich nicht verstehen? (Sie blättert in einem Buche.)

Marion. Ach, mein Fräulein, das sind Fragen, die Niemand beantworten kann. Oder höchstens darf solches Graf Saint-Charles wagen.

Josephine. Du irrst, er weiß auf keine andere Fragen eine Antwort, als höchstens, welche Stelle im Hofceremoniel ein Kammerherr des Königs einzunehmen hat.

Marion. Sie spotten. Ein so eleganter, ein so feiner, ein so vornehmer Herr!

(Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

(Schluß.)

Ich trete in den zweiten Klosterhof. Unter dem Schwibbogen und der von sieben schönen Säulen gebildeten Halle haben die Goldschmiede ihre glänzende Waare ausgelegt. Es sind silberne oder mit Silber beschlagene Kruzifixe, Weihkesselchen, Koronen und Herzen zu Ex voto, jene langen Haarnadeln, welche durch ihre Knopfbildung so naiv den Stand der Trägerin, ob sie verheirathet oder ledig sey, bezeichnen und in der Hand der Zürnenden nur allzuoft zur tödtlichen Waffe werden, schwerfällige goldene Ohrbaumeln, Hörnchen von Korallen, die erprobten Mittel gegen das böse Auge, mondförmige Kämme, Ringe und dergl. mehr. Der beneidenswertheste Schatz von allen war eine reizende Albanerin, welche an einer der Buden den Verkauf leitete. Goldschmidts Töchterlein hatte es uns allen angethan. Sie war in ihrer malerischen Nationaltracht, dem scharlachrothen Jäckchen, dessen enganliegenden Lemel mit breiten Goldtressen besetzt sind, und trug auf dem Haupt den weißen, dachförmig gebrochenen Schleier, in den Haaren eine palmenlange, in goldene Blumen ausgehende Nadel, und das weiße Busentuch, das vorn in das Mieder gesteckt wird und viereckig gefaltet den schönsten Nacken frei läßt. Es verdient immer schon die kleine Preismedaille, sich von dem lieblich feinen Gesichtchen, den dunkeln, schwimmenden Augen mit den langen Seidenwimpern, dem ganzen anmuthigen, halb schüchternen, halb schalkhaften Wesen der kleinen Zauberin losreißen zu können und als gewissenhafter Reisebildner in die offene Klosterkirche des h. Nilus zu pilgern. Ich that es, obwohl oft genug zurückblickend, und trat durch die aus antiken Marmorfriesen zusammengefügte Pforte in das Heiligthum. Es war mit Andächtigen überfüllt, und mühsam nur gelang es mir, einen Weg durch die Knieenden zu bahnen und in die von Domenichino al fresco gemalte Seitenkapelle zu dringen.

Digitized by Google

Meine Entsagung belohnte sich. Jene Kunstwerke sind die würdigsten, die mir jemals von dem Meister zu Gesicht kamen. Der Mehrzahl meiner Leser werden sie bereits aus den trefflichen Kupferstichen Ruschweyhs bekannt seyn; ich erlaube mir daher nur eine flüchtige Andeutung der vorzüglichsten. Zu diesen gehören die beiden schmalen Wandbilder am Eingang, auf deren erstem San Nilo in einer Waldgegend betend vor dem Kruzifix liegt und der Heiland ihm vom Kreuz herab die Arme entgegen breitet, und gegenüber derselbe Heilige mit einem frommen Gefährten in der Waldeinsamkeit. Auf der nämlichen Wand mustert San Nilo den Plan des Klosters, während zwei Männer einen antiken Sarkophag heranwälzen und spielende Buben sich auf der Erde tummeln. Im Hintergrunde rechts stüzt der Heilige mit flacher Hand eine aufzurichtende Säule, deren Stricke gerissen waren, und links bemühen sich zwei Arbeiter, einem unter der Last zusammengesunkenen Esel emporzuhelfen. In der Zeichnung und Composition herrscht eine Wahrheit und Anspruchslosigkeit, wie man sie nur selten bei Domenichino wieder findet. Weit geringer an Kunstwerth und mehr gemacht ist das gegenüberstehende Wandbild, welches die Begrüßung des Heiligen mit irgend einem Monarchen darstellt. Auch die Erscheinung der Madonna, auf welcher der Bambino dem knieenden Mönch einen goldenen Apfel reicht, ist minder ansprechend; überaus vortrefflich dagegen die Beschwörung eines besessenen Knaben, der von seinem Vater gehalten wird und dem der Genosse des Heiligen mit geweihtem Oel die Lippen zu benetzen im Begriff ist, während Nilus selber im feurigen Gebet vor ihm kniet. Gegen diese Gemälde tritt das flaue Altarblatt von Annibale Carracci, eine Madonna auf dem Throne, weit in den Schatten zurück.

Doch zurück zu dem lebenden Bilde. Der günstigste Standpunkt, um es zu überschauen, ist von der äußern Mauer aus und oberhalb des Thores. Dort umspannt ein Blick den ganzen Markt, das Gewimmel von Menschen und Thieren, Käufer und Verkäufer, Neugierige und Gensd'armen, welche leztere mit ihren dreieckigen Hüten wie Warnungstafeln aus der Masse hervorragen, und der einzige störende Ton in dem heitern, farbenreichen Gemälde sind. Alle die bunten Trachten des Gebirgs ziehen dort wie ein wandelndes Tulpenbeet an mir vorüber: die Ariccianerinnen, kenntlich an dem viereckigten, kurz geschürzten Kopftuch, die Frascatinerinnen an dem langen gestickten Schleier, welcher nicht wie der der andern Weiber in gesteifte Form gebrochen wird und in losen Falten herabrollt, die Velletrinerinnen, welche sich durch die violetten Bandschleifen in den Haarflechten auszeichnen, die ärmliche Ciociara mit dem Kopftuch von grobem quergestreiftem Fries. Es ist ein Wettstreit von Zierlichkeit im Kostüm, der die Entscheidung schwierig macht. Und wie die Tracht, ist auch der Typus der Gesichtsbildung jeder Ortschaft verschieden. Auf den ersten Blick unterscheidet man die Albanerin an ihrem antiken Profil, den feurigen Augen, der ganzen junonischen Gestalt, die Genzanerin an ihrer üppigen Fülle, die Tochter der Volskergebirge an dem gebräunteren Teint, an dem perugineskeu Schnitt ihres Gesichts. Die Römerinnen sind schön, sehr schön; hier aber verblassen sie neben der ausdrucksvollen Schönheit der Gebirgsbewohnerinnen, und nehmen sich wie ein abgeweztes halbes Paulstück gegen eine altrömische Silbermünze aus, und nun vollends die Engländerinnen! Eine größere Gleichförmigkeit herrscht in der Tracht der Männer; die der vermögendern Bauern ist so ziemlich die des gemeinen Römers, spizer Hut, Manchesterjacke, bunte Fascia um die Hüften, kurze Beinkleider, Schuhe mit kolossalen Silberschnallen. Eben so sehen die ärmern, die Hirten der Campagna sich unter einander ähnlich wie ein Pulk Baschkiren, kaum zu unterscheiden. Zwei Schaffelle, die Wolle nach außen gekehrt, mit einem Loch für den Kopf und zwei andern für die Arme, Ziegenfelle um die Schenkel, die Füße mit Leinwand umwickelt, Sandalen, die mit Bindfaden befestigt werden, und der Ciociaro ist fertig.

Von meinem Schauinsland hinabsteigend zog ich in eine jener oben genannten Weinkneipen. Sie war schon überfüllt und nur der Freundlichkeit des zusammenrückenden Landvolks verdankte ich ein Plätzchen an einem jener ungehobelten Bretter, welche Tische vorstellen sollen, auf dem schmalen, auf Böcken ruhenden Leiterbaum, der an die hochseligen preußischen Latten erinnerte. Der Wein war vortrefflich und machte seinem Vaterlande Monte Porzio alle Ehre; einige Pagnotti (Brödtchen) und Stücke Mortadella (Speckwürst) wurden eingekauft, und das romaneske Frühstück war vollständig. Die Prüderie unsers Nordens kennt man hier noch nicht. Ob auf Silber servirt, ob auf einem Stückchen Zeitungspapier, gilt gleich, gesezt nur, die Speise sey gut. Der Tischnachbar ser ein Hirt von Marino, ein Trasteverıner Facchino, ein römischer Marchese — was grämt es mich? die erstern überragen in den meisten Fällen den leztern in cortesia bei weitem, und sind die liebenswürdigern. Bettelvolk war freilich in Massen vorhanden. Um sie einigermaßen zu bändigen, griff ich aus dem Schwarm einen muntern Buben und creirte ihn zum Bettelvogt. Er entsprach meinen Erwartungen, machte auf seine Standesgenossen Jagd und hielt mir den Rücken frei, freilich nur auf Augenblicke, denn die verscheuchte Menge floß gleich den getheilten Wogen wieder zusammen und begann ihr altes Lied. Doch dieses störte den Humor keineswegs und gehörte wohl eher zum Ganzen.

Und was ist es denn eben so Besonderes mit dem Markt von Grotta-ferrata, dürften Nicolaiten hier fragen, was

Digitized by Google

hat er vor einer deutschen Kirchweih voraus? Auch die unsrigen haben freundliche Dirnen, saubere Trachten, Seiltänzer und Buden, Wein und Bettler. — Wahr, wohl wahr. Dasselbe Schauspiel gibt sich auch in unserer Heimath, wenn gleich mit minder brillanten Dekorationen, gewiß aber mit dem Unterschied, daß schon im dritten Akt ⅞ der Schauspieler betrunken und dann nichts weniger als liebenswürdig sind. Hier aber sah ich nur Einen in dieser Rolle, aber vielmehr aus seiner eigenen in jene fremde verfallen. Es war ein am Wege schlafender Bauer. Ein vorüberziehender Kärrner wies mit dem Peitschenstiel auf ihn und rief mir zu: „E un ubbriacone (ein Trunkenbold), un Trinkeswaine," zu Deutsch: ein Deutscher!

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung.

Gegenüber diesen zwei Bildern hängen zwei andere, wovon das eine den Wahlspruch: „wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang," versinnlicht. Ein kräftiger Mann umschlingt mit der einen Hand ein schönes Weib, indem er mit der andern ein volles Glas ihr anbietet. Die weibliche Gestalt, die von allem Glanz irdischer Schönheit umflossen ist, hält eine Laute in Händen; sie scheint eine Sängerin, und wahrscheinlich, um nicht ihre Stimme zu verderben, weist sie das Glas zurück. Sonst können wir nicht begreifen, warum der Künstler, in dem er den Wein preisen will, die weibliche Gestalt mit einer abwehrenden Bewegung dingezeichnet hat. Ueberhaupt hätten wir diesen schönen, die Phantasie anregenden Lebensspruch ganz anders dargestellt gewünscht, als in diesem kleinen, nicht sehr anziehenden Rahmen, wo der Hauptträger des Gedankens, der Mann, im Hintergrunde steht, ohne daß sein Gesicht durch einen besondern Ausdruck jene epikuräische Lebensphilosophie verkörpert. Auf diesem Bilde werden die Mängel Ammerlings, die Grenzen seiner Schöpferkraft, schon bemerkbar; in dem danebenhängenden „Christus und die Samaritanerin am Brunnen" treten sie nackt und grell hervor. In diesem Gemälde, wo Ammerling, um die Nahrkeit und Schuldlosigkeit der altdeutschen Kunst wiederzugeben, seine Palette dämpfte und den sinnlichen Schmuck seiner Farbentöne bei Seite ließ, trat sein Mangel an geistiger, idealer Auffassung, die Dürftigkeit seiner scenischen Conception deutlich hervor. Diese Mängel sind selbst in seiner besten Composition, in seinem „Traum," wohl herauszuschauen, aber dort verführen uns die Farbentöne, der Zaubermantel des Colorits verdirgt den hintenden Fuß so in seinen Falten, daß unsere Aufmerksamkeit davon abgelenkt wird; wie Ammerling diesen Mantel fallen läßt, fällt auch die Illusion von unserem Auge. Das Endurtheil über diesen Künstler dürfte somit folgendes seyn: Ammerling ist der Maler des Fleisches, des Irdischen, des Sinnlichen; das Transscendentale, jene Unmittelbarkeit der Auffassung, jene höhere Anschauung, die das Ideale in dem Realen wiedergibt, ist seinen Compositionen zwar nicht fremd, doch so mäßig eingehaucht, daß Ammerling sich niemals zum Historienmaler aufschwingen wird. Der bescheidene, stille Künstler scheint dieses auch tief zu fühlen. Das erwähnte Bild, „Christus und die Samaritanerin," welches er auf Bestellung eines hiesigen Bankiers gemalt hat, und wofür ihm 2000 Gulden C.M. zugeschickt wurden, hat er, da es den allgemeinen Tadel erregte, von selbst zurückverlangt. Ein charakteristisches Zeichen ist auch die Anekdote, die einer seiner Freunde mitgetheilt. Ammerling kam auf seiner letzten Reise nach Düsseldorf und setzte sich dort an eine Staffelei, um an einem Bilde zu malen. Mehrere der dortigen Künstler umstanden ihn und äußerten ihre Verwunderung über die Pracht seiner Farbengebung, über den Effekt seiner Lichter. „Ach, wie schön doch der Ammerling malen kann!" rief der bekannte Historienmaler * * * aus. Ammerling sah ihn mit wehmüthigen Augen an. „Sagen Sie mir aufrichtig, möchten Sie so malen können?" — sagte er mit zitternder Stimme. * * * schwieg einen Augenblick; „Nein," sagte er endlich leise. Es liegt so viel Rührendes in diesem Zwiegespräch, wo zwei große Meister in dem Bewußtseyn ihrer Kraft und Unkraft einander gegenüber stehen, daß man sie der Oeffentlichkeit nicht entziehen darf. Welchen Einfluß aber Ammerlings Musterbilder auf die hiesigen Maler haben, ist an den Bildern von Schrey berg, Boutibonne, Lampi, Hummel ꝛc. unverkennbar herauszusehen. Wir sehen somit hier eine Schule sich bilden, die, ganz homogen mit dem materiellen, epikuräischen Grundton des Volkscharakters, in der Kunst dies seinen Momente wie im Leben manifestirt, die frische kräftige Sinnlichkeit, die Freude an dem Farbiar Schönen in Formen und Farben. Es ist eine Art Griechenthum, zu welchem der Wiener in seiner heitern Lebensanschauung überhaupt sich hinneigt. Das Symbolische in Kunst und Poesie liegt ihm aber ferner. Da ist, um Ein Beispiel hervorzuheben, auf der diesjährigen Kunstausstellung ein Bild von Teidl, woran das Publikum achtlos vorübergeht. Freilich die Farben sind matt und die Scenerie so einfach und anspruchslos: ein Säumann streut Körner aus; und doch würde dies Bild in Norddeutschland zu den besten gezählt werden; dort würde man sich die Mühe nehmen, darüber nachzudenken, warum der Maler in den Hintergrund seines Bildes einen Kirchhof, durch dessen Thor so eben ein Leichenzug schreitet, hingezeichnet und nicht eine Bauernhochzeit. Die doch eine viel effektvollere und passendere Staffage gewesen wäre; man würde sich auch erklären wollen, warum der Sämann den Kopf zurück dem Leichenzuge zuwendet, während er, fortschreitend, nach vorn hin die Hand ausstreckt und die Saat ausstreut. Bei dieser Gelegenheit würde man auch bemerken, daß über dem Hintergrund, über dem Versterbenen, nach welchem der Mann zurückschaut, die Wolken grau und dicht sind, während im Vordergrunde, eben wo die Saaten aufstehen werden, der Himmel sich aufhellt und weiter immer blauer und lichter wird. Und allmählig würde man zum Verständniß dieses Bildes kommen und die Preise seiner Bedeutung loben und preisen, und man würde sagen: Peter Teidl, dein Bild ist vortrefflich und eine Zierde dieser Säle, obgleich es in schmuckloser Beschreibtheit das Gallatleid des Colorits nicht angelegt hat. Hier jedoch geht man kalt und leichtsinnig an einem Bilde vorüber, welches an Gewichtigkeit der innern Bedeutung vielleicht einzig und einsam in diesen reichbehängten Sälen ist.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 134.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 5. Juni 1839.

— Deine
Dichter, Natur, sie reißen
Aus dem Gleise sich sträubend dir.
Doch du rührest sie kaum, Liebende, freundlich an,
Sind sie friedlich und fromm; fröhlich gehorchen sie.
Du lenkst, Meisterin, sie mit
Weichem Zügel, wohin du willst.

Hölderlin.

Gedichte von Ludwig Seeger.

Seesturm.

Ueber'm See ist dunkle Ruhe,
Und doch scheint so heller Tag;
In der tiefen Wassertruhe
Was so Finstres schlafen mag?

Schwarze Bergesschatten hängen
Riesig über'n See herein;
Kleine Wellen nur verdrängen
Von der Stirn des Schlafes Schein.

Wie der Schmetterlinge Flügel
Ihn berühren, steigt und fällt
Auf und ab ein Faltenhügel,
Dunkle Adern, zorngeschwellt.

Siehst du, wie in wilden Krämpfen
Es die breite Brust durchzuckt,
Wie sie, ringend sie zu dämpfen,
Die Bewegung niederschluckt?

Stürzt hervor aus Felsenklüften,
Rauscht hervor aus Busch und Baum,
Stürme, laßt die Brust ihn lüften
Aus dem tiefen, bösen Traum! —

Doch wer nimmt die bösen Träume,
Armer Dichter, dir vom Haupt?
An dem Strand der Wogenschäume
Siehst du, wie es braust und staubt,

Wie empört gefangne Geister
Brachen aus der Haft hervor,
Aufgeboten nun zu freister
That, die lang verhalten gohr;

Steigt dein Herz mit diesen Wellen,
Ruft es Muth den Menschen zu;
Sieh sie freudig sich zerschellen,
Kämpf' auch du um deine Ruh.

Kämpf' um sie, was soll das Schlafen,
Das wie Nattern schleicht und sticht?
Eh' sie sich im Kampfe trafen,
Fliehn die bösen Geister nicht.

Mit dem welken Laub der Bäume,
Das die Windsbraut reißt herab,
Jag' auch du die tollen Träume
Nieder in das Wellengrab!

Digitized by Google

Der Geneſene.

Ich griff ſo lang im finſtern Haus
Herum an allen Wänden,
Doch fand ich keinen Weg hinaus,
Ich ſtand mit laſſen Händen.

Und ſchaute brütend vor mich hin,
Als wie ein Miſſethäter,
Ich däuchte mir im wirren Sinn
Des Heiligſten Verräther.

Wer weiß, wie lang ich alſo ſtund,
Mein Denken war zerronnen;
Ich ſtarrt' in einen ſchwarzen Schlund,
In meines Elends Bronnen.

Haſt du, der mich ſo tief verſtieß,
Nicht Einen lichten Boten
Mir zum Geleit aus dem Verließ
An's Licht dem Lebendtodten?

Da hört' ich einen hellen Ton,
Durchziehn die öde Stube,
Da trug es mich im Sturm davon
Aus dieſer Mördergrube.

Und als ich wieder aufgewacht
In einem fremden Lande,
Da ſtreifte eine ſanfte Macht
Von mir der Augen Bande.

Ich fuhlt' es wohl, ich hatte jezt
Den böſen Traum geendet;
Doch hat mich faſt der Strahl verlezt,
In meine Nacht geſendet.

„O ſieh, wie glänzt die Welt ſo ſchön!
Mach auf die kranken Augen,
Dich an den lichten Alpenhöhn
Inbrünſtig feſtzuſaugen.

Da unten iſt es ſchwül und dumpf
Im breiten Erdenweſen;
Du magſt, ſo todt du warſt und ſtumpf,
Hier oben noch geneſen."

Und täglich wuchs der Seele Muth,
Dies Heil heranzuglauben.
Ich hab' es, nun iſt Alles gut,
Kein Teufel ſoll mir's rauben.

Ich blicke frei im Weltenrund,
Ich darf es freudig wagen,
Mich jedem ſchönen Menſchenbund
Zum Bruder anzutragen.

Auf dem Berg.

Vor der Mutter ſchön und heiter
Steht ein Kind und will's erringen,
Sich zu ihrem Haupt zu ſchwingen,
Und ein Schemel wird die Leiter,
Um ſie küſſend zu umſchlingen.

So, dem tiefen Grund entflohen,
Unter mir die Wolkenſchichte,
Auf dem Berg im Morgenlichte
Lieg' ich dir, Natur, der hohen,
Schönen Mutter am Geſichte!

Rouſſeau's Jugendjahre.

(Fortſetzung.)

Dritte Scene.

Milleſleurs. Jean Jacques Rouſſeau.

Milleſleurs. Fräulein von Pontal geſtatten, daß ich, der Ordnung des Hauſes gemäß, den neuangekommenen Diener Ihrer Gnade empfehle; hier iſt er.

Rouſſeau (verbeugt ſich ſtumm.)

Marion (läßt einen kleinen Schrei aus.)

Milleſleurs. (Zu Rouſſeau.) Dort, kleiner Genfer, iſt Ihr Poſten. Das Fräulein empfängt um dieſe Stunde Beſuche. Sie ſtehen an der Thüre, halb zum Gange gewendet, und melden an, wen Sie kommen ſehen. Verſtanden?

Rouſſeau (nickt ſtumm mit dem Kopfe.)

Milleſleurs. (Sich gegen Joſephine verbeugend.) Am Firmament iſt die Sonne aufgegangen; die Sterne verſchwinden und der lezte und unbedeutendſte nimmt hiemit die Gelegenheit wahr, ſich zu empfehlen. (Ab mit Rouſſeau.)

Vierte Scene.

Joſephine. Marion.

Joſephine. Worüber erſchrackſt du eben? — Nun? du wirſt roth, du biſt befangen? Was iſt dir?

Marion. Der junge Menſch, den Milleſleurs eben herbrachte —

Joſephine. Nun, was iſt's mit dem?

Marion. Ich kenne ihn.

Digitized by Google

Josephine. Daran finde ich nichts Auffallendes.

Marion. Und doch, wenn Sie wüßten, wie ich seine Bekanntschaft gemacht habe. Damals glaubte ich nicht, daß ich ihn in der Livrée wiedersehen würde. Er schien mir ein Engel in Menschengestalt.

Josephine. Ha ha! und dieser Engel ist Bedienter bei mir geworden.

Marion. Scherzen Sie nicht. Es gehört zu den heiligsten Erinnerungen meines Lebens. Nur mit Zittern und Erröthen kann ich ihn ansehen. Mir schlägt noch das Herz! Es sind dieselben dunkeln Augen, die damals in mein Inneres schauten.

Josephine. So sprich doch, das scheint kein gewöhnlicher Roman.

Marion. Sie wissen, daß ich als Waise in das Katechumenenhaus zu Turin kam, um den Religionsunterricht zu empfangen. Mit mir befand sich in dieser Anstalt ein Knabe, der, als Protestant erzogen, zur katholischen Religion übertrat. Es waltete ein Geheimniß über seinem Schicksal; seine Eltern schienen ihn verlassen zu haben, und er that diesen Schritt aus wahrem Herzensdrang. Nie sagte er mir, wo er her sey, und aus allen seinen Reden sprach ein melancholischer Trübsinn, der auch mich ansteckte. Wir hielten, Beide fast noch Kinder, lange Unterredungen über die Religion. Wir gelobten einander, der Tugend treu zu bleiben, und, wohin unsere Lebenswege sich wenden würden, nie von dem Gotte zu lassen, den wir in gemeinsamen Gebeten anriefen. Unsere Küsse, unsere Thränen besiegelten den Bund. Meine verlassene Jugend hielt sich an ihm auferecht; ich sah in ihm ein höheres Wesen, dem ich blinden Gehorsam schuldig war. Ach, die zwei Monate, die wir im Katechumenenhaus zubrachten, verginzen zu schnell. Man entließ ihn und gab ihn einem hulflosen Zustand preis. Mit einer Summe von zwanzig Franken stieß man ihn in die weite Welt. Ich durfte ihm nicht folgen.

Josephine. Hm, und dieser Knabe ist jener Jüngling?

Marion. Er ist's. O unter Tausenden hätte ich ihn wieder erkannt.

Josephine. Still! er kommt! laß mich mit ihm allein. (Marion ab.)

Fünfte Scene.

Josephine und Rousseau.

Josephine. (Ihn betrachtend, bei Seite:) In der That, keine gewöhnliche Erscheinung. Ich entdecke einen gewissen Stolz in seinen Mienen. (Laut.) Sie sind aus Genf, mein Freund?

Rousseau. Ja, der Sohn eines Uhrmachers.

Josephine. So sind Sie nicht für diesen Rock geboren?

Rousseau. Nein, der Rock ist der Rock eines Knechts, ich aber bin frei.

Josephine. Und dennoch tragen Sie diesen Rock?

Rousseau. Trägt die Seele nicht den Sklavenrock des Körpers, und ist sie nicht dennoch frei?

Josephine. Gewiß, sie sollte es wenigstens seyn. Es gibt aber auch Sklavenseelen.

Rousseau. Die meinige ist's nicht.

Josephine. O in dieser Behauptung liegt ein unermeßlicher Stolz! für Ihre Jahre und Ihre Stellung ein unerlaubter Stolz!

Rousseau. Wie, Madame, es sollte unerlaubt seyn, sich selbst nicht für einen Elenden zu erklären?

Josephine. Wenn Ihre Seele Sklavenketten trägt, so kann ein edles Motiv sie ihr auferlegt haben.

Rousseau. Es gibt kein edles Motiv für Sklaverei.

Josephine. Ist die Liebe nicht auch eine Art Sklaverei?

Rousseau. Allerdings, aber mit dem Unterschied, Madame, daß ich es bin, der diese Ketten einem Weibe auferlegt.

Josephine. (Lachend.) Das ist vortrefflich! Wir wollen über dieses Thema nicht weiter sprechen. Geben Sie mir doch dort den Blumenstock her.

Rousseau. (Die Rosen ihr hinbringend. Wie er sie auf den Tisch stellt, fällt der Brief heraus.) Ach, ein Brief, Madame.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Das Königsfest. Nouvelle.

Bisher war der von den ältern Dichtern so gepriesene Mai für den Pariser keineswegs ein festlicher Monat, und allerlei traurige Begebenheiten kamen zusammen, um die erste Hälfte desselben recht trübe zu machen. Zwar begann der Mai mit dem Königsfeste; es hatte aber diesmal nichts sehr Erfreuliches; erstlich weil die Ungewißheit wegen des Ministeriums die politische und demnach auch die merkantilische Welt beunruhigte, und dann, weil man nichts Neues erfunden hatte, um das nach Veränderung lüsterne Volk zu belustigen. Das Fest wurde gerade so gefeiert wie in den vorigen Jahren, aber die öffentlichen Belustigungen konnten in den champs élysées diesmal nicht so ausgedehnt werden wie sonst; sie mußten im Gegentheile beschränkt werden, weil man dort große Gebäude zur Ausstellung der Gewerbsprodukte errichtet, und dadurch den weiten Raum des sogenannten grand carré sehr verengert hatte. Nun hatte man zwar als Anhang zu den Belustigungen der champs élysées kleinere auf dem Platze vor dem Invalidenhotel angeordnet; aber durch diese von den Umständen gebotene Abtheilung war das Fest um seinen gewöhnlichen großartigen Charakter gekommen. Ein paar Burische fielen von den Kletterstangen herunter, welche etwas Unentbehrliches bei allen Pariser Volksfesten zu seyn scheinen, und nach Abbrennung des Feuerwerks verzehrte die Flamme

Digitized by Google

einen Theil des Gerüstes; lauter unglückliche Vorzeichen am ersten Maitage. Dazu kommt, daß der Hof seit dem Tode der Prinzessin Marie nicht wieder fröhlich geworden ist und weder Bälle noch Concerte gibt. — Einige Tage darauf veranstalteten die Tonkünstler eine Leichenfeier für den so kläglich umgekommenen Sänger Nourrit. Ja weiß nicht, von wem der Einfall, die Leiche aus Neapel kommen zu lassen, dem rührt; ruhte der arme Sänger nicht eben so wohl auf dem Leichenhofe zu Neapel? und wäre es nicht besser gewesen, den Betrag der dadurch verursachten Kosten seiner Wittwe und seinen sechs Kindern zu Gute kommen zu lassen? Es kann seyn, daß sie eben keine Noth leiden, allein Ueberfluß haben sie doch auch nicht. Und wenn man einem bloßen Sänger solche Ehre erweist, wie soll man denn das Andenken derjenigen ehren, welche ihrem Vaterlande wichtige Dienste geleistet haben? Nun ist freilich wahr, daß Nourrit sein gewöhnlicher Sänger war. Der Mann hatte eine vortreffliche Bildung erhalten, und war von der Natur mit tiefem ästhetischem Gefühle begabt, aber dabei so außerordentlich reizbar, daß ihn der Gedanke an Hintansetzung und Nichtanerkennung höchst unglücklich machte; diese Reizbarkeit ist es auch, welche ihm zu Neapel den Verstand dergestalt verwirrte, daß er den Tod suchte. Daß er einen gebildeten Geist hatte, hat er nicht allein durch mehrere kleine Gedichte, sondern auch durch sein Vorhaben bewiesen, die dramatisch-lyrische Kunst populärer und den nicht begüterten Ständen in der bürgerlichen Gesellschaft zugänglich zu machen. Er ging mit dem Gedanken um, durch Opernvorstellungen den Volke moralische Lehren beizubringen und alle schönen Künste zu Hülfe zu nehmen, um auf den Geist und das Herz der Menge moralisch einzuwirken. Es mag seyn, daß dies ein bloßer Traum war; denn, der ihn hatte, macht es doch Ehre, daß er von dem Wunsche beseelt war, das Volk zu gleicher Zeit angenehm zu unterhalten, zu bilden und zu veredeln. Er selbst war fest überzeugt von der Ausführbarkeit seines Vorhabens, wie es bei allen, welche sich mit einem großen Gedanken beständig herumtreiben, der Fall ist. Es wird aber nicht gesagt, was er ihnen wollte, um seinen Plan in's Werk zu setzen. Die Tonkünstler, welche Nourrit ein musikalisches Seelenamt halten wollten, fanden sich gendthigt, bei dem Erzbischof von Paris um die Erlaubniß anzuhalten, weil sonst der Pfarrer von St. Roch es nicht gewagt hätte, seine Kirche dazu herzugeben. Nun ist es dem Herrn de Quelen nicht unlieb, daß sich von Zeit zu Zeit eine Gelegenheit darbietet, seine Autorität zu zeigen. Da Nourrit ein Schauspieler war und seinen Tod sich selbst zugezogen hatte, so hätte der Erzbischof, um den ihm früher gehaltenen Grundsätzen getreu zu bleiben, die Erlaubniß verweigern müssen. Er zog sich jedoch diesmal sehr geschickt aus der Verlegenheit, indem er schriftlich antwortete, da ihm ein Dokument vorgelegt worden, woraus erhelle, daß die neapolitanische Geistlichkeit aus guten Gründen nicht geglaubt habe, dem verstorbenen Künstler ein Seelenamt in der Kirche verweigern zu müssen, so glaube er auch seiner Seits ein solches in einer Pariser Kirche zugeben zu dürfen. Dadurch war nun allem Tumulte vorgebeugt.

(Fortsetzung folgt.)

Wien, Mai.

(Schluß.)

Kunstausstellung.

Dieser Mangel an innerer Bedeutung, an einer tiefern Symbolik der Kunst zeigt sich nirgends befremdender und entschiedener, als wenn man die Bilder der sogenannten christlichen Malerei betrachtet. Hier, wo eben das Symbolische der Zweck und die Farben die Mittel seyn sollen, hier zeigt sich die hiesige Schule in völliger Kindheit. Mit Anknahme Kablits (jetzt in Prag), der in der Manier der altdeutschen Kunst wirklich Vortreffliches leistet, erreichen nur wenig Bilder den Grad der Mittelmäßigkeit. Besser geht es in dem Gebiete der Genremalerei. Hier finden sich eine Reihe jugendlicher Talente, die als ächte Oesterreicher die frische Farbe des Lebens und des Volkhumors in den kleinen kecken Rahmen wiedergeben. So sind Swododa Heimkehr mit der Preisfahne, Schindlers Werbung, Tremels beurlaubter Soldat, dann die Bilder von Ritter, Kanfil, Neder, Ruß, Engelmann, Ginovszky ꝛc. ꝛc. recht gelungene Erscheinungen. Das Fach, in welchem die hiesigen Maler das Beste leisten, bleibt naturkräftigerweise das Portrait, nicht nur, weil dieses Fach die meisten Verehrer zählt und die größten pecuniären Vortheile bietet, denn in dieser Hinsicht müßten dann die Landschaftsmaler eben so Vorzügliches leisten, da die Landschaft hier ein nicht minder zahlreiches und reich bezahltendes Publikum hat. Leider aber ist die Landschaftsmalerei hier noch in so sonnirten Verhältnissen, daß man kaum glauben sollte, in einem Lande zu seyn, wo die Natur durch verschwenderische Gunst alles aufgeboten zu haben scheint, was die Phantasie des Künstlers anregen und unterstützen kann. Dadurch ist aber gerade das Extrem entstanden, und wie der spanische und magyarische Bauer, eben weil sein Boden so reich und ergiebig ist, in träger Unthätigkeit dahintungert, so schöpfen die Wiener Maler die reiche Scene der Naturreize gemächlich ab; sicher, daß die Copie alle eine Vorliebe dieser schönen Natur hinlänglich ist, um zu gefallen, vernachlässigen sie den höhern Standpunkt des Künstlers, der zum Dichter, aber nicht zum Abschreiber berufen ist. Die hiesigen Landschaftsmaler lassen sich in zwei Partien rangiren, in Copisten und Mosaikarbeiter. Die Copisten — die größere Anzahl — sind, wie gesagt, ohne jene höhere Naturanschauung, welche dem scheinbar Zufälligen eine höhere poetische Bedeutung zu unterlegen weiß. Die Mosaikarbeiter verfallen aus demselben Grunde in entgegengesetzte Fehler; die Natur ist ihnen zu einfach, sie nehmen daher aus dieser oder jener Landschaft das Hervorragende, Pikante heraus, und setzen es mit andern, oft heterogenen Elementen zusammen zu einer schillernden, überladenen Mosaik. So finden sich auf der diesjährigen Kunstausstellung eine Menge Bilder, wo in dem kleinen Rahmen von anderthalb Schuh Gebirg, Wald, Strom, Gletscher, Dorfkirche zusammengeleimt sind — ein wahrer Herrenreis von Naturschönheiten. Hoch über allen, eine vereinzelte Erscheinung, steht Gauermanns da; unstreitig einer der ersten Landschaftsmaler unserer Zeit, weiß er das Todte zu beleben, und Fluß und Wald und Thieren und Vögeln eine Sprache zu entlocken, welcher seine Farbentöne als klingender Dolmetsch dienen. Gauermanns „Heimkehr von der Alpe" hat bisher mal mehr Tadel von der Kritik erfahren, als alle seine frühern Schöpfungen. Dennoch, trotz der palpablen Fault, trotz der langen Beine der einen Figur, ist dieses Bild eine der schönsten Dichtungen des Pinsels, und neben den eingrsandten Landschaften von Rottman aus München und Marco aus Rom das beste in diesem Gebiet der Kunst unter all dem Wust der ausgestellten Paradestücke. — Von der Industrieausstellung in meinem Nächsten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 135.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 6. Juni 1839.

— Es leben Mild' und Kraft,
Wie sie hier verbunden:
Zwo gute Brüder, brausend, wild,
Und die Alten, ruhig, milde,
Und der Weise Stunden!

Hitzig.

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

Ponte-Molle und Cerbara.

Keiner meiner Leser rechne, wenn er als Firma dieser Skizze den Namen der ersten unter den Tiberbrücken liest, auf geschichtliche oder antiquarische Forschungen über die Zeit der Erbauung des alten Pons Milvius, über dessen Schicksale, Zerstörungen, Verschönerungen und Verunstaltungen; das Alles nennt ihm jegliche Reisebeschreibung, jedes Handbuch, und sollte er seinen Wissensdurst auch nur aus der trüb und spärlich tröpfelnden Neigebaurischen Wasserleitung löschen wollen. Keiner erwarte eine Beschreibung jener beiden hagern, magern Brückenstatuen, in denen man im ersten Augenblick einen Campagnahirten, der mit einem Stein zielt, und einen den Wurf Parirenden zu erblicken glaubt, bis man in der Nähe einen Johannes Baptista erkennt, welcher den Heiland quer über die Chaussee zu taufen im Begriff ist. Ebensowenig gedenke ich auch in das Herz eines mit Liebe Reisenden, eines Künstlers, der zum ersten Male den Tiber überschreitet, blicken zu lassen; solche Empfindungen sind nur, um selber empfunden, nicht um beschrieben zu werden. Noch weniger aber unternehme ich es, den von Rom auf immer Scheidenden, den aus den Lorbeerhainen der Poesie über Ponte-Molle in die Kartoffelregionen der Prosa Zurückrollenden zu schildern, den Schmerz jener Stunde, die mir selber nach allzukurzer Frist bevorsteht und an die ich gar nicht einmal denken mag. Meine Aufgabe ist, die Wahrheit von dem Daseyn eines im Kirchenstaate noch außer der Republik Marino, ja mitten in Rom bestehenden Freistaats zu unterrichten, und sowohl bei dem noch gegenwärtig in ihrem geistigen Vaterlande wohnenden Freibürgern, als bei den bereits Exilirten das Angedenken an die schönen, im dreifachen Rausch des Künstlerlebens, des Lebens in Rom, der Jugendzeit verträumten Stunden zu erneuern. — Jener Freistaat heißt Ponte-Molle; seine Bürger sind mit spärlichen Ausnahmen Künstler, Deutsche dem Stamm und der Mehrzahl nach.

Der Ursprung der Republik verliert sich in die Nebel der Sagenwelt. Authentische Quellen existiren gar nicht, denn der künstlerische Mitburger befaßte sich von jeher nicht gern mit Schreiben, und von Archäologen ist in diesem Punkt eben so wenig als in den übrigen genügende Lösung des Problematischen zu erwarten. Erst in neuerer, ja sogar in neuester Zeit hat man angefangen, ordentliche Register über den Zuwachs der Völkerschaft zu führen; an eine Kopfzählung ist aber noch nicht gedacht

Digitized by Google

worden; in diesem glückseligen Staate kennt man keine Steuern.

Folgendes berichtet die Sage. Im Mittelalter, wo die Begriffe von Kunstler und Handwerker noch nicht so streng wie heutigen Tages gesondert waren, verschmähten die erstern es keineswegs, eine lobliche Zunft zu bilden, welche gleich den andern Gilden ihre Gesetze, Herkommen und Sprüche hatte und sich nach den verschiedenen Landsmannschaften abzweigte. Wurde nun einer derselben kund, daß wiederum ein neuer Gesell aus der nordischen Heimath gekommen und in Rom einzuwandern gedenke, dann zogen sie ihm bis zum Tiberstrom entgegen und harrten seiner in einer obnfern des Strandes gelegenen Osteria, in welcher es noch bis auf den heutigen Tag einen gar preislichen Wein gibt. Dort mußte nun der Ankömmling Red und Antwort stehen, ob er denn auch ein wahrhafter Kunstjunger und kein Pfuscher und Bönhase sey, und ward mit mancherlei Fragen und Spruchlein tribulirt und in die Enge getrieben. Wußte er auf Alles rechtschaffenen Bescheid zu geben, so begrußten die Andern ihn mit herzlichem Handschlag als einen der Ihrigen, tranken ihm den Willkommen zu und ertheilten ihm auch den Namen, den er von nun an fuhren solle; wie denn die meisten Künstler jener Zeit nur nach dem Beinamen bekannt sind, den sie theils ihrer äußern Gestalt, theils ihrem Heimathorte, theils auch ihrer eigenen Kunstfertigkeit und Manier verdanken. Dann aber geleiteten sie ihn im Triumph über die Brücke und durch das Volksthor in das herrliche Rom.

Also ward es in alten Zeiten gehalten. Die spätern Jahrhunderte stürzten die engen Zunftschranken und veredelten den früher streng beobachteten Brauch zum heitern Scherz. Immer noch hielten die Kunstler fest und treu zusammen, mehr aber aus eigener Neigung, als um der Form zu genügen; immer noch bildeten sie einen Verein, nicht aber um sich von den übrigen Ständen zu sondern, nur um sich gemeinsam des schönen italischen Jugendlebens zu freuen, und der Geist des Jahrhunderts bedingte dessen jedesmalige Gestaltung. Aus den Trummern jener Kaste erhob sich ein phantastisches Königreich. Die den Monarchien abholde Zeit stürzte diesen aus Fogletten und Thyrsusstäben gegründeten Thron. Eine Anarchie trat ein, wenn gleich nur auf kurze Zeit, bis ein Diktator, ein anderer Napoleon, sich aufschwang, dem Staat eine militärisch-monarchische Verfassung gab und ihn Jahrelang unter dem Titel eines Generals beherrschte. Nach seinem Abtreten von der Buhne machte das Prinzip der Volkssouveränität sich auch hier geltend. Der Staat constituirte sich zum Freistaat, erwählte einen Präsidenten mit durch Gesetze beschränkter Gewalt, stellte ihm den Vicepräsidenten zur Seite, Volkstribunen, um die Rechte der Republikaner zu wahren, gegenüber, und begrenzte die Dauer der jedermaligen Präsidentschaft, so wie die der andern Aemter, auf ein Jahr. In dieser zeitgemäßen Verfassung behauptete sich der Freistaat Ponte-Molle bis auf den heutigen Tag. Der Präsident hat freien Spielraum, für das Wohl des Staats zu wirken; jede Ueberschreitung seiner Rechte wurde jedoch seinen augenblicklichen Sturz nach sich ziehen, denn die Kunstler sind ein hitzköpfiges, auf ihre Freiheit eifersuchtiges Völkchen und verstehen bei Willkührlichkeiten keinen Spaß. Sein Gehalt ist übrigens um 20,000 Dollars geringer als der des Präsidenten der Vereinigten Staaten, und beläuft sich mithin auf Nichts.

(Fortsetzung folgt.)

Rousseau's Jugendjahre.

(Fortsetzung.)

Josephine (den Brief erbrechend). Wie viel gab man Ihnen, diesen Brief zu bestellen?

Rousseau. Mir? nichts. Ich weiß nichts von diesem Briefe. Auch hätte ich ihn, wenn man ihn mir zur Besorgung gegeben, nicht in die Rosen versteckt.

Josephine. Warum nicht?

Rousseau. Weil es kein schicklicher Weg ist, Briefe zu besorgen. Ich hätte ihn Ihnen offen in die Hand gegeben.

Josephine. Aber wenn nun der Schreiber dieses Briefs diese Offenheit nicht liebte?

Rousseau. So hätte er einen andern Ueberbringer als mich wählen mussen. Ich lüge nie.

Josephine. Ach, mein Freund, dann sind Sie für Paris verdorben.

Rousseau. Sagen Sie lieber, Paris ist für mich verdorben.

Josephine. Hier, wo Jedermann lügt und lügen muß, ist ein Geschöpf, das diese Kunst nicht versteht, ein unnutzes, ja sogar schädliches Wesen.

Rousseau. Ich weiß es. Ich bin auch darauf gefaßt, daß man mich haßt und verfolgt.

Josephine. Aber wenn Sie nun in den Fall kämen, doch einmal eine Lüge sagen zu mussen?

Rousseau. Setzen Sie diesen Fall nicht, Madame. Das wäre ein sehr trauriger Fall; dann mußte ich auch aufhören zu leben.

Josephine. Und doch kann dieser Fall eintreten, wenn Ihr Stolz und Ihre Wahrheitsliebe in Kampf gerathen. (Ab.)

Digitized by Google

Sechste Scene.

Rousseau allein.

Sie geht, und läßt ihren Liebesbrief liegen. Er muß ihr wohl nicht sehr werth seyn. Er enthält wahrscheinlich gleichgültige Phra en, und folglich kann auch ich ihn lesen. (Er liest.) „Zweifeln Sie nicht, angebetete Josephine, daß meine Liebe zu Ihnen ewig seyn wird." (Er wirft den Brief weg.) Gleich zwei grobe und dumme Lügen! Angebetete Josephine! Kann man ein Weib anbeten? Wie lächerlich! diese Geschöpfe voll Schwachheit und Unnatur! Und doch — Marion war nicht so gebrechlich; Marion war ein Engel; Marion hätte auch ich anbeten können; aber nein, sie liebte mich, sie betrauerte meinen Verlust, folglich hatte sie eine Schwäche, foglich darf ich sie nicht anbeten. Und nun vollends eine ewige Liebe! Wir Geschöpfe der Minute und ewig! — Aber ach! Marion, dich werde ich ewig lieben! — Arme Marion, wo bist du jezt? Unglückliches Mädchen, mit der Unerfahrenheit einer Heiligen und dem Herzen eines Kindes, hinausgestoßen in eine betrügerische Welt! — Halt, sagte nicht Madame Lazares, die Modehändlerin, die das artige Häuschen am Ende der Allee hat, sie wüßte, wo Marion jezt lebe? ich solle ihr einen Brief und ein Andenken zur Besorgung übergeben? Ein Andenken? Ich? Was habe ich zu geben? Armer Jean Jacques! dieser Livréerock ist Alles, was du dein nennst, und nicht einmal das! Diese Tressen sind vielleicht echt, man wird sie dir nehmen, wenn man dir auch den Rock läßt. Aber dennoch muß ich Marion ein Andenken schicken; ich muß sie daran erinnern, daß der Knabe noch lebt, der sie lehrte, ihre Hände zum Gebet ineinanderfügen, um den Gott der Unterdrückten, der Verlassenen und Heimathlosen um Erbarmen anzuflehen. Sieh da, ein schönes Band, blau mit silberner Stickerei! Hier in diesem Hause des Luxus und Ueberflusses wird ein einzelnes Band, wie dieses, wohl nicht vermißt werden. Die Modehändlerin stickt mit einem Fädchen Seide meinen Namen hinein, und so erhält es Marion. Süßes Unterpfand der Treue, schon sehe ich dich in ihren Händen! (Er küßt das Band. Graf Saint-Charles ist unterdessen eingetreten und ist verwundert stehen geblieben.)

Siebente Scene.

Der Graf, Rousseau, später Josephine.

Graf (laut rufend) Der Graf Saint-Charles!

Rousseau (mit dem Bande beschäftigt, ohne sich umzukehren. Der Graf wiederholt die obigen Worte noch lauter).

Rousseau. Nun ja, was geht das mich an?

Graf (im äußersten Erstaunen.) Was es Euch angeht? Impertinenter Mensch! Ihr sollt mich anmelden.

Rousseau. Ach so! Gleich, Herr Graf. (Er geht, kehrt gleich wieder um.) Wie war der Name?

Graf. Graf Saint-Charles.

Rousseau. Doch nicht ein Nachkomme des tapfern Saint-Charles, der unter dem unvergeßlichen Condé diente und dessen Lorbeeren theilte?

Graf. Allerdings stamme ich von jenem tapfern Grafen ab; aber ich erstaune: was geht das Euch an, mein Freund?

Rousseau. O nichts, gar nichts! — Welch ein himmlisches Gefühl muß es seyn, unter seinen Voreltern große und berühmte Leute zu zählen, und vor allen Dingen, einen Helden Frankreichs zu seinem Stamme rechnen zu dürfen! Schon der Name klingt wie Gold! Saint-Charles! Dagegen Rousseau! Wird die Welt jemals diesen Namen nennen? Wird er in dem Vorzimmer einer schönen Frau dieses Geräusch ehrerbietiger Bewunderung erregen, den der Name Saint-Charles erregt? (Ab.)

Graf (dem verwundert nachblickend). Ein philosophischer Bedienter! Wahrhaftig! so weit haben wir es schon gebracht! Nur vorwärts! Nächstens höre ich meinen Stiefelputzer über die Rechte des Adels dekamiren. O schöne Zeit, wo nur der Edelmann noble Maximen haben durfte! jezt macht jeder Lump Profession vom Edelmuth. Was seh ich? — mein Brief? und auf dem Boden liegend? (Er hebt ihn auf. Rousseau zurückkehrend.)

Rousseau. Das Fräulein wird sogleich erscheinen.

Graf. Ihr habt da meinen Brief aus der Tasche verloren, mein Freund.

Rousseau. Ich? Nein, gnädigster Herr; den Brief möchte ich um alle Schätze der Welt nicht geschrieben haben, und Gott sey Dank, ich habe ihn auch nicht geschrieben.

Graf. So wißt Ihr also, von wem er ist?

Rousseau. Nein, allein der Verfasser scheint zu den Armseligen zu gehören, die sich ewig mit dem Abwurf der Gedanken Anderer begnügen müssen.

Graf. Schweigt, und entfernt Euch auf Euern Posten. (Rousseau ab.)

Josephine (eintretend). Willkommen, Graf!

Graf. Willkommen, meine Göttin! Ganz Versailles legt Ihnen durch mich seine Glückwünsche zu Fußen.

Josephine. Sagen Sie ganz Versailles, daß ich dieser Huldigung nicht würdig bin. Was hatten Sie, als ich eintrat? Sie sind noch jezt ganz aufgeregt. Was kann wichtig genug seyn, einen so großen Weltmann aus der Fassung zu bringen?

Graf. Sie scherzen, meine schöne Freundin. Ich weiß von keiner Bewegung. Vielleicht daß der Umstand, meinen Brief erbrochen und hier auf dem Boden liegend zu finden —

Josephine. Ah Sie haben Recht, ich vergaß ihn zu mir zu stecken; allein mein Zimmer ist sicher. Es wird kein Dritter erfahren, daß Sie den almanac des modes

Digitized by Google

gep'ündert haben, um mir einige gereimte Artigkeiten zu sagen.

Graf. Spotten Sie nicht, es waren Ausflüsse meines eigenen Herzens. Und Sie nennen dieses Zimmer sicher? sicher? und ein Dieb kann hier frei ein- und ausgehen?

Josephine. Ein Dieb, Herr Graf?

Graf. Ja, ein Dieb. Zwar ich bin auch ein Dieb, denn ich gehe darauf aus, Daphnes Herz zu stehlen —

Josephine. Ach so. — Nun, da hat es keine Gefahr.

Graf. Gottlob, nein! aber außerdem ist noch ein ganz gemeiner, prosaischer Dieb in Ihrem Zimmer gewesen. Ein junger, impertinenter Bursche, den ich selbst so eben auf der That ertappt habe.

Josephine. Und dieser junge Bursche?

Graf. Ihr Portier, Ihr Page oder wie Sie ihn nennen wollen. Wie ich hereintrat, entdeckte ich meinen Brief in seinen Händen.

Josephine. Daraus folgt nicht, daß er ihn gelesen.

Graf. Der Elende hatte die Dreistigkeit, zu behaupten, er enthalte entlehnte Gedanken. Sie sehen al'o, er muß ihn gelesen haben. Sie lachen? Worüber lachen Sie?

Josephine. Ueber Ihren Beweisgrund.

Graf. Sie, mein Engel, Sie lachen über Alles. Wenn Ihnen der Umstand mit dem Briefe so unbedeutend erscheint, so erfahren Sie, daß er dreist genug gewesen, Ihnen ein kostbares Band zu stehlen.

Josephine. Ein Band?

Graf. Das dort auf dem Tische lag. Als ich hereintrat, hatte er die Frechheit, es an seine Lippen zu drücken; ein Band von Ihnen an seine Lippen! Der Unverschämte!

Josephine. In der That, das Band fehlt. Ich will ihn rufen.

Graf. Jetzt nicht, meine Göttin. Die Marquise von Bethune promeniert unten und hat Ihnen Dinge von Wichtigkeit zu sagen. Ich habe versprochen, Sie herunter zu begleiten.

Josephine. So kommen Sie. (Wie sie im Begriff sind zu gehen, erscheint Rousseau an der Thüre.)

Josephine (zu Rousseau). Jean, bringen Sie mir mein Tuch, es liegt dort auf dem Stuhle.

Graf (das Tuch Rousseau aus der Hand reißend). Halt, sonst könnte auch das den Weg in die Tasche gewisser Leute finden.

Rousseau. Herr Graf!

Graf. Ja, mein guter Patron, wir verstehen uns.

(Ab mit Josephine.)

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Pär.

Um eben diese Zeit starb Pär, ein größerer Tonkünstler als Rouvrit, denn er setzte die Musik, nach der dieser nur sang, und seine ernsthaften sowohl als komischen Opern sind in allen Ländern beliebt. Pär wäre auch ein vortrefflicher Opernsänger und Schauspieler geworden, wenn er statt zu componiren blos gesungen hätte; wenigstens sang er Arien aus seinen Opern vortrefflich; besonders meisterhaft gab er die Partie des Kapellmeisters in dem komischen Duette der Operette Le maitre de chapelle. Ueberhaupt lag etwas Lustiges in ihm, das sich auch durch alle Stürme seines bewegten Lebens nicht zerstören ließ. Die Zeitungen gaben eine Menge lustiger Einfälle von ihm zum Besten, und schon früher hatte Castil Blaze in der Revue de Paris eine Charakteristik Pärs gegeben, worin manche interessante Züge aus seinem Leben vorkamen, nur freilich in der breiten, weitschweifigen Schreibart dieses prätenziösen Opernkritikers. Paer, oder eigentlicher Pär hatte eine italienische Schauspielerin, Francesca Riccardi geheurathet, die auch nach ihrer Heirath noch eine Zeitlang fortfuhr auf den Opernbühnen Italiens zu singen. Zu Udine im venetianischen Friaul, gerade zu der Zeit, als das Hauptquartier Bernadottes da war, stellte eine Vorstellung zu ihrem Benefiz gegeben werden. Sie hatte dazu Portogallo's Oper la Donna di genio volubile gewählt. Der Tag der Vorstellung kam heran, die Billette waren abgesetzt, es war schon Mittag, als sich der Primo Buffo, Namens Olivieri, ohne welchen die Oper nicht gegeben werden konnte, krank melden ließ, und sich wirklich zu Bette legte, nahm aus Unpäßlichkeit, sondern aus Neid, wie der hauptsächlich Pär. Der Impresario war in Verzweiflung, die prima Donna noch mehr; wie sollte man das Publikum beschwichtigen? Pär beruhigte den Impresario und seine Frau; er wolle die komische Rolle übernehmen; er hatte den Preis den beigewohnt und wußte die Oper fast auswendig. Er spielte die Rolle so vortrefflich, daß man Olivieri nicht mehr auf Madame Pär, sondern auf ihren Mann eifersüchtig wurde und bei der zweiten Vorstellung der Oper außerordentlich gefund war. Aber nun wollte der französische Generalstab den ersten Buffo und keinen Olivieri mehr haben. Der Impresario wurde mit Arrest bedroht, falls der Sänger, welcher bei der ersten Darstellung das Publikum belustigt hatte, nicht wieder aufträte. Der Schauspieldirektor hatte viele Mühe, Bernadotte begreiflich zu machen, daß er über Pär gar keine Autorität auszuüben habe, da dieser wohl der Gatte einer Schauspielerin, aber selbst kein Schauspieler sey, und nur aus Gefälligkeit für seine Frau, den Direktor und das Publikum bei der ersten Vorstellung die Rolle des fehlenden Primo Buffo übernommen habe. Bernadotte, heißt es, habe darauf vom Dragoner den allerliebsten Buffo aufsuchen lassen, aber nicht finden können, und sich mit Olivieri begnügen müssen. Bekanntlich war Pär mit seiner Frau bei der Kapelle des Königs von Sachsen angestellt, als Napoleon zu Dresden von der Vorstellung der Pärischen Oper Achilles entzückt wurde, und sogleich beschloß, ihn zum Direktor seiner Kammermusik zu machen. Die Schwierigkeiten, besonders die Aufhebung des Kontraktes mit dem sächsischen Hofe, wurden bald durch die Vermittlung Talleyrand's, dessen fuchsschlauer Geist weit größere Hindernisse bei Seite geschafft hatte, gehoben; Talleyrand war es auch, welcher den Kontrakt Pärs und seiner Frau mit Napoleon aufsetzte. (Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 136.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 7. Juni 1839.

— Man zweifle nicht,
Ich sey beherzter, als mein Kleid verspricht.
Dem Lauf der Welt zum Hohn will ich's beginnen:
Von Außen wenig, desto mehr von Innen.

Shakespeare.
Cymbelin.

Rousseau's Jugendjahre.

(Fortsetzung.)

Achte Scene.

Rousseau allein, gleich darauf Millefleurs, Claude Anet.

Was war das? Kaum wage ich, meinem Ohr zu trauen. Ein hämischer Angriff auf meine Ehre! Was will der bleiche Zierbengel? Bin ich ihm in den Weg getreten, daß er mich zu beleidigen sucht? Und in ihrer Gegenwart! Ha, mein Blut fängt an zu kochen! Hat er mich nicht einen Dieb genannt? Einen Dieb!

Millefleurs. Ei, ei, mein Lieber, wer hat dich einen Dieb genannt?

Rousseau. Seyd Ihr da? Was habt Ihr darnach zu fragen?

Millefleurs. Sehr viel, mein Lieber. In diesem Hause nennt man die Domestiken keine Diebe; es ist nicht Sitte, mein Lieber.

Rousseau. Sitte oder nicht Sitte. Wenn ich Lust habe, ein Dieb zu seyn, was habt Ihr Euch hineinzumischen, Ihr Tölpel?

Millefleurs. Heiliger Lucas, der Bursche widersetzt sich mir! Anet, Anet! Claude Anet!

Anet. Was gibt's?

Millefleurs. Verrath! Die Ordnung des Hauses geht zu allen Teufeln!

Anet. Wir wollen ihr nachsetzen. Was gilt's, ich hole sie ein? Sagt mir nur, was Ihr habt.

Millefleurs. Ach, mein Sohn, du hast ein paar derbe Fäuste; ich bin schwach; trotz meiner prächtigen Figur kann mich eine Fliege umwerfen, wenn sie es darauf anlegt. Zudem, der Anstand erlaubt es nicht, verstehst du? Bleib' in meiner Nähe. Nun, Monsieur Rousseau, was habt Ihr eben gesagt? Wiederholt es einmal!

Rousseau (der träumerisch dagestanden). Ich will hin, will ihn zur Rede stellen! (Will ab. Anet versperrt ihm den Weg.)

Anet. Halt, keinen Schritt aus dem Zimmer! Ihr seyd ein hochmüthiger Bursche, hört Ihr? und Ihr habt den Herrn Millefleurs beleidigt, und wer den Herrn Millefleurs beleidigt, beleidigt auch mich, beleidigt das ganze Haus, beleidigt die ganze Stadt, beleidigt ganz Frankreich.

Millefleurs (hinter Anets Rücken). Bravo, mein Lieber! nur noch ärger darauf los!

Rousseau. Was wollt Ihr von mir? ich kenne Euch nicht.

Millefleurs und Anet. Er kennt uns nicht Und trägt doch einen Rock mit uns!

Digitized by Google

Rousseau (seufzend). Das ist wahr, ich trage den Rock der tiefsten Erniedrigung. (Zusammenschaudernd.) Dieser Rock gibt seinem Träger kein Recht, zu fühlen, zu denken wie ich fühle und denke. Was will ich denn? Lächerlicher Stolz! Geh, küsse die Hand dem gnädigen Herrn und danke ihm, daß er dich gewürdigt, einen herablassenden Scherz mit dir zu treiben. Halte seinem Fußtritte still, im Fall es ihm behagt, den Scherz noch weiter zu treiben.

Anet. Was spricht er da?

Millefleurs. Ich glaube, er macht Verse.

Rousseau. Und sie? Wie lächelnd nahm sie deine Erniedrigung hin! In ihren Augen warst du schon so niedrig, daß nichts dich noch tiefer herabstoßen konnte. Wie armselig! Und meine Reden von fruher — welch ein Contrast! In dieser Minute hochmuthige Worte wie ein Moralphilosoph, und in der nachsten Minute als Dieb ertappt! Ha, aber ich will mich rächen, ich will mich rechtfertigen oder zu ihren Füßen sterben!

(Will ab. Anet thm den Weg verrterrend.)

Anet. Halt! sag' ich nochmals. Erst mir Rede stehen, nachher meinethalb sterben!

Rousseau. Fort, aus dem Weg!

Anet. Das laßt uns einmal sehen, wer hier die Oberhand behalten wird. (Er naht sich thm drohend. Rousseau springt auf Millefleurs los, entreißt ihm den Degen und dringt damit auf Anet ein. Millefleurs ist unter den Tisch gekrochen, ändern er schreit:) Mord! Verrath!

Neunte Scene.

Marion. Die Vorigen.

Marion (hereinführend). Was gibt's? Welch ein Lärm! Rousseau!

Rousseau. Ha, Marion!

Marion (ihm den Degen entreißend). Schämen Sie sich, Rousseau! sind das die Gesinnungen des Friedens, der Milde, der Versöhnung, die und der ehrwurdige Pater la Chaise einprägte?

Rousseau. Marion — du hier? —

Marion. Ich hier, um Sie zur Rede zu stellen.

Rousseau. Süßes, himmlisches Mädchen, was soll ich thun, dich zu besänftigen?

Marion. Hingehen und den sehr ehrenwerthen Herrn Millefleurs um Verzeihung bitten.

Rousseau (auf Millefleurs zurtiend und ihn in die Arme schließend). Verzeihung, werthester Herr, Verzeihung!

Millefleurs. O weh! meine Perrucke! Nun bin ich wieder ein Herr, vorher ein Tölpel. Im Kopfe dieses Burschen mag es kurios aussehen.

(Ab mit Staude Anet.)

(Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Die Ertheilung des Bürgerrechts an einen Ankömmling ist mit herkömmlichen Feierlichkeiten verbunden. Schon mehrere Tage vorher zeigt ein im Café greco aufgehangenes Plakat den Republikanern an, daß Volksversammlung und Uebergang über Ponte Molle statt finden solle. Das Publikum versammelt sich bei guter Zeit in einer der in der Stadt befindlichen Räumlichkeiten — denn jene Brückenüberschreitung ist nur noch eine nominelle — läßt sich an langen Tafeln nieder, speist, was ihm Geldbeutel, Magen und Gewissen erlauben, und trinkt den reichlich aufgetragenen Wein, dessen Paluta der Kandidat, der Pontemollist, als Brückenzoll entrichtet. Der Präsident thront im Mittelpunkt. Eine blitzende, aus kupfernen Bajocchi zusammengefügte Ordensstelte ist das Zeichen seiner Wurde. „Aber nachdem die Begierde des Trankes und der Speise gestillt war" (oder wenigstens die letztere, denn um die erstere zu befriedigen, bedarf es ziemlich geraumer Zeit), tritt der älteste Volkstribun in's Zimmer und verkundet dem Präsidenten, wie dort draußen ein Kunstjunger halte und um Vergünstigung bitte, über Ponte-Molle rucken zu dürfen. Sie wird ihm ertheilt, und der Kandidat, geführt von beiden Tribunen, tritt ein und stellt sich dem Präsidenten gegenüber. Der Eine hat sich noch nicht so viel Zeit nehmen können, um den Reisestaub von den Füßen zu schütteln, das schwere Felleisen abzuwälzen, ein Anderer schleppt eine gewaltige Mappe, ein Dritter läßt sich auf einem Kindernägelchen in's Zimmer ziehen, ein Vierter beschreitet es gar auf einem gehaldigten Eselein, wie es nun Laune und Muthwille gerade eingeben. Vor dem Präsidenten angelangt, wiederholt er mündlich sein Gesuch, zum Mitglied der erlauchten Republik aufgenommen zu werden. Der Repräsentant der gesetzlichen Gewalt befragt ihn um seinen Namen, um die Kunst, der er sich gewidmet habe, und legt ihm hierauf einige, auf letztere bezugliche Fragen vor. Der Geseß gebärdet sich etwas täppisch, faselt zwar vieles über Kunst, hält aber in seiner hyperboräischen Verblendung eine Artischole für einen antiken Thorsstrauß, den Holzschnitt des h. Antonius Abbas mit dem Russelvieh für einen veritablen Leonardo da Vinci, und glaubt in dem Diario di Roma verkohlte Papyrusrollen zu erblicken. Weit entfernt, sich über so unbegreifliche Kurzsichtigkeit zu ärgern, fühlt der Präses nur Mitleid mit derselben. Er weiß nur allzuwohl, wie schief die Urtheile der Neuangekommenen, der Fremdlinge, über Rom und Kunst ausfallen, er kennt das Geschwätz der Kunstkenner, Archäologen, Kritiker und wie das Volk alles heißen mag, kennt aber auch das

Digitized by Google

palpabelste Mittel, den Dämon zu beschwören, den Besessenen zu heilen, ihm über seine Ignoranz die Augen zu öffnen. So heißt er denn den Ankömmling einen Becher guten Weins leeren. Dieser gehorcht, verharrt zwar öfters noch bei seiner Verstocktheit, und sieht sich in diesem Falle genöthigt, die Dosis zu verdoppeln, in den meisten Fällen aber fallen ihm schon beim ersten Schluck die Schuppen von den Augen: er erkennt das Diario für ein elendes Sudelblatt, den Carciofo, den Pfenningsholzschnitt für das, was sie sind, fällt aus allen seinen Himmeln und sieht ein, daß er bisher so viel als gar nichts gewußt. Auf diesen Zustand der Zerknirschung, auf diesen Durchbruch hat der Präsident aber nur gewartet: er erkennt in der Bekenntniß des Irrthums den ersten Schritt zum Heil, und ertheilt dem Neuigen das Bürgerrecht, indem er ihm das Bundeszeichen, einen am blauen Bande schaukelnden Bajocco durch den Tribun in's Knopfloch befestigen läßt. Jetzt ist der Fresko glücklich über Ponte-Molle, er hat den entscheidenden Schritt über seinen Rubikon gethan, und wenn er sich nur vor Rückfällen hütet, wird noch ein ganzer Kerl aus ihm. Die Gesundheit des neuen Republikaners wird feierlich ausgebracht, die Gläser erklingen in der Runde, und der Abend verfließt beim Becher unter Scherz und Gesang.

Man sieht, daß der Verein mit dem berühmten Londner Lumber-Tropp, dessen Charakteristik noch vor Kurzem im Morgenblatt entworfen wurde, Vieles gemein habe. Und wie dieser, so kann auch er die berühmtesten Namen unter seinen Mitgliedern aufweisen. Die ganze Ceremonie mag wohl Manchem pueril erscheinen, oder in seinen Augen allenfalls nur als Parodie der grassirenden Ordensmanie Gnade finden. Ich denke aber doch, daß eine Deloration, die ein Thorwaldsen, Wagner, Reinhard, Horace Vernet, und von den Nichtkünstlern unter Andern Wolfgang Menzel tragen, mag sie immerhin nur aus einem Kupferdreier bestehen und beim Glase Wein verliehen werden, es wohl mit manchem Stern und Kreuze aufnehmen darf. Thorwaldsen scheint gleicher Meinung zu seyn. In dem Kasten, welcher seine sämmtlichen zahlreichen Ordensdekorationen verschließt, thront der Bajocco am blauen Bande in der Mitte. Als er vor Kurzem zu Kopenhagen in eine große Künstlergesellschaft geladen war, hatte er sämmtliche Adler und Löwen und Falken und anderes ritterliches Gethier zu Hause gelassen und erschien mit dem einfachen Bajocco im Knopfloch. So etwas darf einen Ordensbruder schon ein wenig stolz machen; und daß dies Ehrenzeichen doch nicht so ganz leicht zu erwerben sey, möge unter anderm beweisen, daß es mir erst auf meinem zweiten Römerzug gelang, mit demselben geschmückt zu werden.

Schlägt nun endlich die verhängnißvolle Stunde des Abgangs von Rom, dann versammeln sich alle die Freunde und Kunstgenossen des Scheidenden noch einmal. Der Präsident schmückt ihn mit der wohlverdienten Lorbeerkrone, er wunscht ihm gute Reise, er ruft ihm ein herzliches: Auf Wiederkehr! zu. Entläßt ja doch auch jeder Römer den Abreisenden mit dem Gruße: a rivederci! Er kann es sich nicht denken, wie Einer, der den römischen Lotos gekostet hat, es jenseits der Alpen aushalten möge; und auch ich vermag es nicht zu begreifen, und doch bedroht mich schon in Wochenfrist jene schmerzlichste aller Lorbeerkronen. Doch fort mit jenem grau in grau gemalten Bilde, und hurtig dafur das frischeste, bunteste der ganzen Mappe hervorgesucht: es ist die herrliche Cervaro-Tour, von der ich reden will.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

So lange die göttliche Sendung und Einsetzung weltlicher und geistlicher Fürsten sich im Sinne der Völker von selbst verstand, war der Verkehr zwischen den Großen und dem Volk ein sehr unbefangener, wobei man beiderseits den gemein menschlichen Leidenschaften den Lauf ließ. Die Aengstlichkeit, womit sich jetzt beide Theile bewachen, wenn sie einander gegenüberstehen, das ganze Ceremoniel, mit der unverbrüchlichen Würde einerseits, und dem unerläßlichen Respekt andererseits, sind erst Früchte der nach und nach in die Welt gekommenen Skepsis. — Dies wird durch die folgenden Beispiele aus der Sittengeschichte lebhaft vergegenwärtigt.

— Kaiser Heinrich II., der Heilige, † 1024, ließ eine Messe für seine verstorbenen Eltern lesen. Im Meßbuche standen die Worte famulis et famulabus. Heinrich, um einen Spaß zu machen, löschte mit einem Kapellan in beiden Worten die Sylbe fa aus, und Bischof Meinwerk las in der Hast mulis et mulabus. Froh über den geglückten Spaß, neckte ihn der Kaiser: „Herr Bischof, ich bat um eine Messe für meine Eltern und nicht für Esel und Eselinnen."

— Ein großer Spaßmacher war auch Gebhard, Bischof von Prag. Als er zu Mainz im Jahr 1068 zum Bischof geweiht worden war und über den Rhein zog, saß einer seiner Ritter am Ufer und badete die Füße im Strom. Gebhard gab ihm rücklings einen Stoß und sprach: „Denuo te bapliso, Wilhelme!" Der Ritter konnte sich nur durch Schwimmen retten.

— Kaiser Karl IV. war 1354 in Bayern, und man glaubte, er möchte sich gerne heimlich der Stadt Regensburg bemächtigen. Einmal ward er vom Rath zu einem Gastmahl gebeten, kam aber am bestimmten Tag mit einem Haufen seiner Trabanten. Man rief sogleich zu den Waffen, spannte Ketten vor die Gassen, und Karl ward so in die Enge getrieben, daß er um Gottes willen bitten mußte, man möchte ihn in des Bürgermeisters Gün her Haus in Sicherheit bringen. Zwei Stadthauptleute ergriffen sofort die Zügel seines Pferdes und führten ihn, unter dem Lärm des nachstürmenden Volks, zum Thor hinaus, mit der Weisung, so nicht wiederzukommen.

— Als Kaiser Sigmund um's Jahr 1414 nach Straßburg kam, besuchten ihn Morgens früh mehrere Straßburger

Digitized by Google

Weiber. Er stand sogleich auf, bekräftigte sich mit ihnen, warf den Mantel um sich und tanzte barfuß durch die Stadt. Da sie ihn die Körbelgasse taufen, kauften sie ihm ein Paar Schuhe um 7 Kreuzer und thaten sie ihm an. Der Kaiser, ein fröhlicher, „schimpflicher“ (scherzhafter) Herr, tanzte fort, bis er müde war. Bei seinem Abschied theilte er 150 goldene Ringe, jeden gegen 2 Gulden werth, zum Gedächtniß unter die edeln Weiber aus.

— Im fünfzehnten Jahrhundert ward ein Herr von Walmoden bei einem großen Fürsten angeschwärzt, als habe er den Muth nicht, welchen das Gerücht ihm beilegte. Der Fürst, um ihn scherzhaft zu prüfen, ließ sich eine Feder in den Bart stecken, redete aber mit allen Anwesenden ab, sie sollten nicht thun, als ob sie es sähen. Walmoden zeigte es endlich dem Fürsten an; dieser streckte ihm den Bart hin, damit er die Feder herausziehe. Als nun Walmoden die Hand darnach ausstreckte, schnappte der Fürst nach derselben, als wolle er ihn beißen. Aber der Ritter überzeugte den Fürsten von seiner Herzhaftigkeit, „denn er schlug ihn geschwind auf's Maul.“

— Vor Kaiser Karl V. war es Gewohnheit, daß, wenn die Kurfürsten zum Reichstag oder sonst zusammenkamen, der Kaiser ihnen, falls er schon da war, entgegenritt, mit seinem Gefolge abstieg und die Fürsten bewillkommte. Karl V. that dies noch auf dem Wormser Reichstag; aber auf dem zu Augsburg 1550 unterließ er es: der spanische Hochmuth ließ es ihm nicht mehr zu (hispana illa superbia dissuadente). Indessen mußte er Unpäßlichkeit vorschützen und einen Stellvertreter senden. — Diese hispana superbia war die eigentliche Mutter des spanern Ceremoniels, und Karl V. der Verkünfer des großen französischen Ludwig, der ein Jahrhundert darauf den Coder entwarf, durch welchen das im Lauf der Geschichte völlig veränderte Verhältniß zwischen Fürst und Volk äußerlich dargestellt wurde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Pär. Die Emeute.

Pär wurde Napoleons Musikdirektor, mit einem Gehalte von 28,000 Francs, wozu noch eine jährliche freiwillige Zulage von 12,000 Fr. kam; in den vier Sommermonaten, Mai bis August, sollte er jährlich einen Urlaub bekommen; seine Frau wurde mit engagirt. Als aber später die Signora Grassini zur Hoftapetle gezogen wurde, mußte Signora Pär, die ihr weit nachstand, zurücktreten, und bekam eine Pension von 6000 Fr. Pär hätte ein reicher Mann werden müssen, zumal da auch seine Opern auf der italienischen Bühne zu Paris ziemlich oft gegeben wurden; allein in Paris sparen die Künstler selten, und Pär mochte, wie so manche von Napoleon Begünstigte, glauben, er brauche für die Zukunft nicht zu sorgen. So kam denn das Jahr 1814 heran und nahm ihm plötzlich seine glänzende Stellung. Zwar wurde er auch beim neuen Hofe angestellt, und war auch Professor am Musikkonservatorium; aber mit seinem frühen so reichlichen Auskommen war es vorbei, und da kein Theater mehr in den Tuilerien war, so konnte er nur in den Hofconcerten sein Talent zeigen. Seine Frau hatte ihm schon lange zuvor verlassen und war nach Italien zurückgekehrt; seine Tochter, die berühmte Virtuosin war, starb kurze Zeit nachdem sie sich verheirathet; trotz dem blieb Pär immer der lustige Lebemann, wie zuvor. Auch ihn veranstalteten die Tonkünstler ein musikalisches Seelenamt. Er hat zwei Söhne hinterlassen, wovon einer Offizier und der andere Tonkünstler ist. — Kurz nachdem man diese beiden Tonkünstler beerdigt, und in der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften die Lobrede auf Talleyrand von Mignet angehört hatte, welche beinahe zwei Stunden dauerte, und worin hauptsächlich nur die Theilnahme Talleyrands an dem Wiener Kongreß gerühmt wurde, da doch manches andere in der diplomatischen Laufbahn des alten listigen Staatsmannes zu tadeln war, erlebte Paris am Sonntag den 12. Mai einen Auftritt, oder eine Begebenheit, worauf Niemand vorbereitet war. Es war ein schöner, heiterer Tag, und die Pariser, welche der schönen Tage so wenig in diesem Frühlinge genossen hatten, waren schaarenweise hinausgewandelt, um sich der schönen Natur, oder auch nur eines Tanzes zu erfreuen, oder ein kleines Familienvergnügen in einem der Dörfer der Umgegend zu veranstalten. Gegen zwei Uhr ging ich über den Grevеplatz und sah mit Zufriedenheit den rasch fortschreitenden Ausbau des alten Hotel de ville, das sich nun in wenig Jahren doppelt so groß als zuvor gestalten wird. Alles auf diesem stets sehr belebten Platze hatte ein so friedliches Ansehen, daß sich Niemand eine Störung der Ruhe hätte träumen lassen. Dann führte mich mein Weg vor dem Justizpalaste vorbei, und auch hier war Alles ganz ruhig und still. Die Krämer und Kaufleute, deren Läden noch offen standen, schlossen dieselben großentheils, um sich mit ihren Familien draußen oder im Schauspiele zu vergnügen, oder in einem der öffentlichen Gärten, oder in den champs elysées, oder auf dem Boulevard spazieren zu gehen. Um vier Uhr, als ich wieder zu Hause angelangt war, wird von der Nationalgarde Allarm geschlagen; Jedermann fragt erstaunt, was es gebe, und erfährt, eine bedeutende Rotte habe sich auf dem Grève und dem nicht weit davon liegenden Chatelетplatze, so wie vor dem Justizpalaste gezeigt, die dort befindlichen Wachstuben mit Gewalt genommen, sich der Gewehre bemächtigt und an mehreren Orten von Paris die Läden der Waffenschmiede aufgebrochen und geplündert. Woher diese Rotte gekommen, und was die Absicht derselben sey, wußte Niemand zu sagen. Es gehörte Zeit dazu, ehe die Truppen, deren Kasernen sich meistens in den Vorstädten befinden, zusammens berufen und nach den von den Aufrührern besetzten Punkten geführt werden konnten. Mit der Nationalgarde ging es natürlich noch viel langsamer; denn von den Bürgern war über die Hälfte abwesend von Hause. Auch ist der Bürger mit dem Bewaffnen nicht so flink, als der Soldat. Die Gensd'armen waren indessen schon dazugekommen mit den Aufrührern gewetzen, und hatten sie von den öffentlichen Plätzen vertrieben. Nun zogen sich die Aufrührer in das bereits durch die vorigen Aufstände berüchtigte Revier der Straßen St. Denis und St. Martin zurück, wo sich allenfalls ein kleiner Haufe gegen eine bedeutende Anzahl Truppen eine Zeitlang halten kann, besonders wenn er sich in den engen Gassen, welche beide, ebenfalls nicht sehr breiten Straßen miteinander verbinden, hinter Barrikaden verschanzt und sich in die dunkeln Häuser vertheilt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 137.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 8. Juni 1839.

Uprouse ye then,
Ye merry, merry men!
Joanna Baillie.

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Das Wintersemester der deutschen Künstler endet mit dem Osterfest. So wie die ersten Knospen treiben, packen die Maler Farbenkasten und Skizzenbuch zusammen, nehmen den Wanderstab zur Hand, pilgern zu allen Thoren Roms hinaus, und beginnen ein frisches, fröhliches Waldleben in den Bergen, oder lassen sich auf einer der zauberischen Inseln des tyrrhenischen Meeres, in kühlen, mit Fresken geschmückten Klosterhallen nieder, bis der Herbst sie wieder nach der alten Wunderstadt zurücklockt. Ehe sie jedoch die Wanderung beginnen, feiern sie ihr Passahfest, jenes fröhliche Mahl, welches den Schlußpunkt des römischen Künstlerjahrs bildet. In frühern Zeiten zog man vor die Porta San Sebastiano, bestieg auf Leitern das herrliche Grabmal der Cäcilia Metalla, um von dort aus über die weite, duftige Campagna mit ihren Gräbern und Wasserleitungen zu schauen und den Tag festlich mit Sang und Klang zu begehen. Später hat man es vorgezogen, die Scene vor Porta Maggiore und nach den sechs Miglien entlegenen Steinbrüchen von Cervaro zu verlegen.

Schon Wochenlang vorher versammeln sich die Bürger des Freistaats Ponte-Molle, um zur Wahl der Kohortenführer, unter deren Banner sie den Feldzug machen wollen, zu schreiten. Die Pflicht dieser Feldobersten ist, insbesondere für Proviant zu sorgen, und also eine ernste; „denn immer rustig sind Soldatenmagen," sagt Shakespeare, und in diesem Punkt nehmen die Künstler es mit dem bestdressirten Gardecorps auf. Der Präsident ernennt noch aus eigener Machtvollkommenheit die übrigen, nur jenen Tag über fungirenden Chargen, den Chef der Gensdarmerie, den Oberganymed, Trompeter, Trommler und anderweitige Hofämter, und verleiht ihnen die Bestätigung schwarz auf weiß in förmlichen Diplomen. Von nun an beginnt unter den Künstlern ein wildes Durcheinanderrennen und Treiben, und die ganze Republik gleicht einem aufgestörten Ameisenhaufen. Fahnen werden mit auf Kunst und Durst bezüglichen Emblemen bemalt, die Buden der Maskenverleiher nach Festtrachten durchstöbert, Bänder zu Unterscheidungszeichen der Kohorten geknüpft, Würste, Schinken, Brod, Salatstauden und Eier in Riesenhaufen aufgestapelt, Weinkeller durchgekostet und diverse Barile beim Est, est! erstanden, Pferde und Esel gemiethet. Jeder Krieger hat nämlich wie billig die Wahl, ob er die Campagne als Infanterist oder Kavallerist mitmachen wolle, letzteres aber als Pferd- oder Eselreiter. Die Mehrzahl entscheidet sich für langohrige Vehikel.

Digitized by Google

Endlich tagt der ersehnte Morgen. Auf dem Platz hinter Maria Maggiore sind die Esel zur Verlosung zusammengetrieben, feiern die Freude des Wiedersehens in langgehaltenen Hymnen, machen einander jauchzende Liebeserklärungen und erweisen sich zu jedem Dienst, außer zum Tragen ihrer Reiter, bereitwillig. Noch haben diese nicht die schlichte toga cum sago vertauscht, eine Verwandlung, welche innerhalb der Ringmauern der heiligen Stadt nicht gestattet werden dürfte, und nur die und da wagt sich ein farbiges Kohortenband, ein bauschender Ritterermel aus dem verhüllenden Mantel, nicht eine bunte Feder vom Raphaelbarett. Erst vor dem Thor, bei Torre de' Schiavi, einer vier Miglien von Rom gelegenen Tempelruine, strömt das vollzählige Heer zusammen und zeigt sich in seiner Pracht und Herrlichkeit. Der Präsident im goldbeiezten Purpurmantel mit Scepter, Stern und Ordensband, der Obergeneral der Gensdarmerie und seine Haltfeste mit Pappbuten, mächtigen Epauletten und Holzschwertern, der Leibtrommler im altdeutschen Wamms, der Beduin im weißen Wollenmantel, die lange Rohrlanze in der Faust, der Conte mit Brille und Haarbeutel, der Marinaro mit rother Wollmütze, der deutsche Ritter mit Sammtbarett und Feder, die Modedame mit Schnurbart und falschen Hüften, das anspruchlose Phantasiekostüm, welches aus umgekehrter Jacke besteht, die Ganymede, das Haupt mit Epheu umflochten und Thyrsusstäbe mit vergoldeten Pinienäpfeln zur Hand. Das Amt der Letzteren beginnt unverzüglich, denn das Heer brennt vor Thaten- und ordinärem Durst. Mittlerweile haben sich auch zahllose Schwärme von Zuschauern eingefunden, Römer, Fremde, vor allem Engländer. Sämmtliche Lumpen von Piazza Barberina — und ihre Zahl ist Legion — sind mit hinaus gerannt. Zu versäumen haben sie nur wenig; für sie scheint Gottes Sonne so hold draußen als innerhalb der Stadt, und mit Recht dürfen sie für das Halten und Prügeln rebellischer Esel auf reichliche Brosamen der Tafel rechnen. Nach halbstündiger Rast wird aufgebrochen. Die Manöver beginnen. Parademärsche — denn auch das republikanische Heer laborirt an diesem Krebse — werden mit Anstand und Präzision ausgeführt, Anhöhen mit supponirtem Feinde erstürmt und genommen, eingebildete Quarrés ohne Gnade in die Pfanne gehauen. Die Armee übertrifft sich selber, der einzige hartnäckige Gegner, welcher nicht davon laufen will, ist der Esel; sämmtliche Gefallene stehen wieder auf. Der Präsident zählt die Häupter seiner Lieben, und sieh, es fehlt kein theures Haupt. Der Sieg ist so vollständig wie der eines Carlistischen Bulletins, und die Armee darf mit gutem Gewissen die Sommerquartiere beziehen.

(Schluß folgt.)

Rousseau's Jugendjahre.

(Fortsetzung.)

Zehnte Scene.

Rousseau. Wie, Marion, du hier? und ich wußte nichts davon. Das ist gegen die Verabredung.

Marion. Hab' ich denn bis jetzt etwas von Ihnen gewußt, Monsieur Rousseau? Seit Sie die Schwelle des Katechumenenhauses überschritten, hörte ich mit keiner Silbe von Ihnen.

Rousseau. Ach, Marion, und doch gelobten wir, für einander zu leben! Das macht die Welt, die böse Welt! Hute dich vor dieser Schlange, Welt genannt! Sie wird auch dein Herz umstricken! Wärst du doch in den heiligen Mauern geblieben!

Marion. Warum? mir geht es ganz wohl. Der Pater La Chaise sagte mir, als er mir dieses kleine Kreuz von Ebenholz einhändigte: wenn dich der Geist der Erde zu einer Handlung hinreißen will, die du später zu bereuen Ursache hättest, so ziehe dieses Kreuz aus dem Busen und küsse es. Während dieser heiligen Handlung wird sich dein ungestümes Herz besänftigen, und der Trieb zum Bösen geht vorüber. Noch habe ich nicht nöthig gehabt, mein Kreuz zu küssen.

Rousseau. So bist du unter Engel gerathen; ich, Marion, ich habe es mit Teufeln zu thun gehabt.

Marion. Das sind deine bösen Träume. Der Pater La Chaise sagte, das flecke dir im Blut. Aber cellare mir, wie du hieher kommst.

Rousseau. Du weißt, ich verließ Turin mit wenigen Franken in der Tasche; sie waren bald verzehrt. Die Scham hielt mich ab, an meine edle Pflegemutter, an Frau von Warens, mich zu wenden; ich zog es vor, in einem kleinen Grenzstädtchen Musikunterricht zu geben, ich, der ich eben nur Anfänger in dieser Kunst war. Meine Untauglichkeit wurde entdeckt, und ich mußte weiter wandern. Paris zog mich an; der Glanz, das Gedränge, die Pracht der Hauptstadt wurde von tausend Zungen gelobt. Wer in Paris nicht sein Glück macht, hieß es, der ist bestimmt, in Armuth und Elend unterzugehen. Ich traute diesen glänzenden Vorspiegelungen, und mit einem kleinen Rest meiner Baarschaft nahte ich mich den Thoren von Paris. Ach, Marion, wie wurde mir, als ich diese Königsstadt sah, diese Fürstin unter den Städten Europas, geziert mit unvergänglichen Kronen des Ruhms! Als Bürger einer freien Stadt erzogen, kannte ich nicht den Glanz, den die Könige um sich zu verbreiten pflegen; noch nie hatte ich das Gepränge eines Hofes gesehen. Meinem Auge, an die republikanische Einfachheit gewöhnt, war noch nie der Prunk der Kunste entgegengetreten. Hier sah und hörte ich Ungemeines. Der ehrwürdige

Digitized by Google

Tempel von Notredame wehte mich mit seinen erhabenen Schauern an; ich sah den Palast des Louvre, den erhabenen Sitz der Könige Frankreichs; ich sah König Ludwig, gefolgt von seinen Großen, die langen Galerien daherwandeln, um sich in die Messe zu begeben. Seine Züge drückten Güte und Majestät aus. Ich besuchte das Schauspiel, und mit zitterndem Staunen hörte ich die erhabenen Verse Corneilles. Ach Marion! wer diesem Volke, diesem Lande etwas seyn könnte — wie gottervullt muß dessen Bewußtseyn seyn! Ich — (einen Blick auf seinen Rock werfend) ich trage — die Livrée.

Marion. Wir sind nicht alle zu Helden geboren.

Rousseau. Aber wehe dem, der es ist, und sich erniedrigen muß!

Marion. Man wies dich hieher?

Rousseau. Beim müssigen Herumlaufen und Bewundern war meine Baarschaft bald aufgebraucht. Ein Krämer in der Straße Vivienne nahm mich auf, und seine Frau, eine hübsche Brunette, erzeigte mir unaufgefordert eine Menge Wohlthaten. Sie weckte dadurch des Mannes Eifersucht, und die Folge davon war, daß ich auch dieses gastliche Haus verlassen mußte. Ich irrte von Neuem herum, immer den Kopf voll Bildern des Ruhms und die Tasche leer. Endlich entschloß ich mich, bei einer reichen alten Wittwe in Dienst zu treten. Sie hielt mich ehrenvoll, aber dennoch war der Tag, wo ich zum ersten Male dieses Kleid der Knechtschaft anlegte, ein schwarzer Tag in meinem Leben. Meine Beschützerin starb; die auf mich neidische Dienerschaft fand Mittel, mich um eine kleine Summe zu betrügen, die die Dame in ihrem Testamente mir ausgesezt hatte; nur ihre Empfehlung trat in Wirksamkeit, und durch diese habe ich vorgestern den Dienst in diesem Hause angetreten.

Marion. Armer Rousseau, Sie haben viel zu leiden gehabt.

Rousseau. Beklage mich nicht, Marion; da ich dich habe, fehlt mir nichts.

Marion. Aber sind diese Leiden nie von Ihrer Seite verschuldet worden?

Rousseau (mit Stolz). Nie, Marion; oft trat mir die Versuchung nahe, allein ich hab' ihr immer widerstanden; und in Wahrheit, es wäre vermessen, zu glauben, daß ich ihr je unterliegen könnte.

Marion. Es ist vermessen, dieses zu behaupten, Rousseau.

Rousseau. Ha, da seh' ich den Nichtswürdigen kommen, der es gewagt hat, meine Ehre anzutasten!

Eilfte Scene.

Josephine am Arm von Saint-Charles.
(Marion zieht sich in den Hintergrund zurück.)

Rousseau (zu Marion). Bleibe, Marion, du sollst Zeuge seyn, wie dieser edle Herr mir Abbitte thut.

Josephine. Was gibt's?

Saint-Charles. Welche neue Unverschämtheit!

Rousseau (vortretend). Es beliebte Ihnen, Herr Graf, vor wenig Augenblicken mir eine nicht bewiesene beschimpfende Anklage in's Gesicht zu werfen; es wird Ihnen hoffentlich jezt belieben, Ihr Betragen zu rechtfertigen.

Josephine. Was höre ich?

Rousseau. Ich bitte um Gnade, Madame. Unmöglich kann es Ihr Wille seyn, daß derjenige, der das Glück hat, in Ihren Diensten zu stehen, beschimpft werde.

Josephine. Sie haben Recht, vertheidigen Sie sich, wenn Sie können.

Rousseau. Ich bin mir keines Fehls bewußt. Ich muß bitten, daß man sämmtliche Dienerschaft gegenwärtig seyn lasse, denn sie Alle haben schon von der Beschuldigung etwas vernommen.

Josephine. Man rufe sie.

(Marion ab.)

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Schluß.)

Die Emeute. Forçats libérés.

Vielleicht wäre man weit früher mit den Aufrührern fertig geworden, wenn nicht ein Haufen von bloßen Neugierigen, deren es in Paris so manche Tausende gibt, und die sich nicht leicht zurückschrecken lassen, und dann eine Menge elenden Gesindels, welches sich bei solchen Auftritten zu den Meuterern gesellt, um zu plündern und in der allgemeinen Verwirrung etwas zu profitiren, den Angriff erschwert und den Aufrührern manchen Vorschub geleistet hätte. So geschah es denn, daß dieser so unerwartet entstandene Bürgerkrieg sich bis zehn Uhr Abends verlängern konnte, und einer Menge Menschen das Leben kostete. Die Morgue ward nun wieder voll von Leichen, und an den folgenden Tagen hatte der Pöbel nichts Nöthigeres zu thun, als diese Leichen zu beschauen und seine Bemerkungen darüber zu machen. Das berüchtigte Cloître St. Méry, eine neben der Kirche gleichen Namens in der Straße St. Martin gedrängt stehende Häusergruppe hatte zum dritten Male seit fünf Jahren als Hauptzufluchtsort der Meuterei gedient, und zum dritten Male waren die Kugeln in die umstehenden Häuser geflogen, zum großen Schrecken der Miethsleute. Bekanntlich sind auch diesesmal mehrere Leute in den Häusern dadurch umgekommen. In den vom Schauplatze des kurzen Gefechts entfernten Gegenden der Stadt herrschte die größte Ruhe, die Leute gingen spazieren, und außerhalb der Barrieren wurde getanzt, während im Herzen der Stadt das Blut der Bürger und Soldaten floß. Auch die Schauspiele würden vielleicht besucht worden seyn, wenn die Polizei es nicht aus Vorsicht gut gefunden

Digitized by Google

hätte, dieſelben ſogleich ſchließen zu laſſen. In einer ſo ungeheuern Stadt ſtehen die Kontraſte einander immer nahe, und nur höchſt ſelten beſeelt Eine Empfindung alle Theile derſelben. Die ganze Begebenheit am Sonntage hat etwas ſo Unbegreifliches, daß erſt der nun beginnende Kriminalprozeß Aufklärung verſpricht. Die Pariſer, die überhaupt, an ſolche Auftritte gewöhnt, ſich nicht leicht erſchrecken laſſen, haben ſich bald wieder erholt, und am folgenden Tage gingen alle Geſchäfte wieder vor ſich, wie ſonſt. Man kommt hier bald wieder in's gehörige Gleiſe, und es wäre auch ein unerſetzlicher Verluſt, wenn der Gang des Handels und der Gewerbe dadurch in's Stocken geriethe. Ich weiß nicht, wer nun noch Luſt haben kann, im Cloître St. Méry oder daneben zu wohnen, denn wer bürgt dafür, daß nicht zum vierten Male dieſer Ort zum Sammelpunkte der Aufrührer wird? Schon ſeit einigen Jahren hat die Stadtbehörde den Plan, eine große und breite Straße durch dieſes Revier brechen zu laſſen. Allein die meiſten andern Straßen, welche von den beiden Krämergaſſen St. Denis und St. Martin ausgehen, ſind eng; man müßte einen großen Theil der Stadt umwerfen, wenn man die engen und dunkeln Gaſſen wegſchaffen wollte. Auf den Boulevards und in den Stadtrevieren, wo ſich große und breite Straßen befinden, wagen die kleinen Haufen von Aufrührern nicht aufzutreten. Aber eine ſolche Menge von Kreuz- und Quergäßchen, wie dort vorhanden, gewährt ihnen einen Schlupfwinkel, aus welchem ſie wirklich nur durch ſtrategiſche Kunſt zu vertreiben ſind. Die vornehme Welt wohnt ſehr weit von dieſem Quartier entfernt; dieſe weiß alſo vom Aufruhr, den ſie nicht geſehen, nichts, als was die Zeitungen gemeldet haben. Die Gamins de Paris, die man auf der Bühne dargeſtellt und in Büchern geſchildert hat, und welche ſeit der Julirevolution politiſche Bedeutung erhalten haben, ſind bei dieſem lezten Aufruhr eben ſo wenig, wie bei den vorigen unbeachtet geblieben. Die Aufrührer hatten auf ſie gerechnet, und ließen Gewehre und Pulver an einige vertheilen; glücklicherweiſe waren ſie ſelbſt mit beiden Artikeln nicht reichlich verſehen, und konnten daher auch die Gamins nicht gehörig bewaffnen. Die Gamins ſind eine in die bürgerliche Geſellſchaft ſeit Kurzem eingeſchobene Klaſſe, welche eine Rolle zu ſpielen berufen iſt. Auch von den Schülern der Ecole polytechnique, welche ebenfalls ſchon mehrmals eine Rolle bei den politiſchen Bewegungen geſpielt haben, iſt diesmal wieder ſtark die Rede geweſen. Im J. 1815 halfen ſie zur Vertheidigung von Paris; 1830 nahmen ſie lebhaften Antheil am Umſturz der alten Dynaſtie, und diesmal hat wenig gefehlt, ſo wären ſie auch wieder handelnd aufgetreten. Der Kommandant traute ihnen nicht, und hatte Truppen in's Innere der Anſtalt kommen laſſen; dies nahmen ſie übel und fragten an, ob dies aus Mißtrauen geſchehe. Der Kommandant antwortete, wenn ſie verſprächen, die Anſtalt nicht zu verlaſſen und ſich gegen die Aufrührer zu vertheidigen, ſo wolle er die Truppen entlaſſen. Es hat ſich unter dieſen Schülern, die freilich alle ſchon 18—20 Jahre alt ſind, der Gebrauch feſtgeſezt, daß ſie bei jeder Gelegenheit, wie geſetzgebende Verſammlungen, durch Abſtimmen Beſchlüſſe faſſen. Vor einiger Zeit war ihnen ein architektoniſcher Zeichenmeiſter gegeben worden, der ihnen nicht gefiel. Es wurden alſo die Stimmen über ihn geſammelt, und die Entſcheidung fiel dahin aus, daß er geboten werden ſolle, ſeine Stelle niederzulegen. Dies wurde ihm zu wiſſen gethan, und er hielt es für rathſam, ſich darein zu fügen. Diesmal wurde mit einer ſehr geringen Mehrheit entſchieden, das vom Kommandanten verlangte Verſprechen ſolle gegeben werden. Die Truppen zogen alſo fort, und als die Aufrührer vor der Anſtalt erſchienen, ſtanden die Schüler in Schlachtordnung und wieſen die Lockungen derſelben zurück. Was weiter erfolgt iſt, wird noch jezt in den Zeitungen beſprochen, und hat der Regierung höchlich mißfallen, weßhalb auch einige Verfügungen gegen die Anſtalt getroffen werden ſollen. Bekanntlich haben die Schüler, oder wenigſtens mehrere unter ihnen, als das Journal des Débats ſie beſchuldigte, ohne Noth auf die Aufrührer gefeuert zu haben, eine Widerlegung dieſer Beſchuldigung unterzeichnet, worin ſie ihrerſeits die Gensdarmerie beſchuldigen, auf wehrloſe Leute gezielt und zwei Menſchen erſchoſſen zu haben, und dieſe Widerlegung haben ſie, mit Genehmigung des Kommandanten, in's Journal des Débats einrücken laſſen, da nach dem Geſetze jedes Journal verpflichtet iſt, die Widerlegung einer Beſchuldigung unentgeldlich bekannt zu machen. Dafür iſt dann erſtlich der Kommandant, als Genehmiger des Schreibens, und ſodann die Anſtalt zur Verantwortung gezogen worden. — Zu den traurigen Begebenheiten der lezten Zeit, deren Kapitel ich in dieſem Berichte erſchöpfen will, gehören auch noch einige ſchreckliche Vorfälle, woraus hervorgeht, welch furchtbare Plage für Paris die ſogenannten forçats libérés ſind, das heißt die aus den Bagnos, wo ſie zu harter Arbeit verurtheilt waren, wieder Entlaſſenen. Zwei ſolcher Menſchen, die nicht ohne geiſtige Bildung geweſen zu ſeyn ſcheinen, hatten ſchon im Bagno den Entſchluß gefaßt, ſobald ſie frei ſeyn würden, zuſammen neue Verbrechen zu begehen, und kaum waren ſie wieder in Paris, ſo gingen ſie auf einen Diebſtahl aus, wozu ſie ſich ſehr elegant ankleideten. In Paris wachen die Pförtner meiſtens ſcharf über die in's Haus eintretenden Fremden; aber zwei elegant gekleidete Leute erregen wenig Verdacht, zumal wenn ſie nach einem Notar fragen, einem Geſchäftsmanne, mit dem viele Leute zu thun haben. Anſtatt ſich zu dem Notar zu begeben, waren ſie zwei Stockwerke höher geſtiegen, hatten vermittelſt falſcher Schlüſſel ein Zimmer aufgebrochen und ſich wieder darin verſchloſſen. Nun kommt der Inhaber und will hinein, findet aber ſeine Thüre inwendig verſchloſſen. Er vermuthete Diebe darin und ruft um Hülfe. Die Thüre wird aufgebrochen; einer der beiden Diebe wird ertappt und weggeführt. Der andere flüchtet ſich auf's Dach, läuft von da weiter und kommt vor's Dachfenſter einer Nähterin. Dieſe erſchrickt über den unerwarteten Beſuch über's Dach, und trotz der Bitten des Diebes läßt ſie ihr kleines Fenſter zufallen; der Dieb muß alſo weiter. Pompiers ſind geholt worden und eilen ihm über die Dächer nach, verlieren aber ſeine Spur; denn er hatte ſich auf einen Balkon herabgelaſſen, die auf den Balkon führende Glasthüre aufgebrochen, und war in ein Gemach gelangt, deſſen Bewohner gerade abweſend war. Hier brachte der Dieb einige Stunden zu, um den überall herumſpürenden Polizeiagenten nicht in die Hände zu fallen. Da er ſich jedoch nicht verhehlen konnte, daß, ſobald der Miethsmann erſcheine, er auch verhaftet werden würde, ſo beſchloß er, ſich um's Leben zu bringen. Er hatte den ſonderbaren Einfall, auf dem Pulte des ihm unbekannten Miethsmanns ſeine lezten Gedanken niederzuſchreiben, und ſie ſind in den Zeitungen bekannt gemacht worden. Als er endlich die Thüre aufgehen hörte, erſchoß er ſich in einem Nebenzimmer. Sein Gefährte war unterdeſſen zur Wache abgeführt worden, und hier tödtete ſich dieſer mit dem Gifte, das er wahrſcheinlich bei ſich führte, obſchon man zuvor nichts bei ihm entdeckt hatte. Aehnliche Verachtung des Todes und der Todesgefahr haben auch andere Verbrecher in der neueſten Zeit gezeigt, und auch der lezte Aufruhr liefert eine Menge Beiſpiele von verzweifelter Unerſchrockenheit. D g.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 138.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 10. Juni 1839.

How now, philosopher?
Shakespeare.

— Jedwede Tugend
Ist fleckenlos bis auf den Augenblick
Der Probe.
Schiller.

Rousseau's Jugendjahre.

(Fortsetzung.)

Zwölfte Scene.

Millefleurs, Anet, Marion, mehrere andere Domestiken. Die Vorigen.

Graf. Ein wahrhaft erbebendes Schauspiel! es versammelt sich ein ganzer Gerichtshof.

Josephine (lächelnd). Wir wollen präsidiren. Ich liebe dergleichen. (Leise zu Marion:) Nun, Marion, was sagst du dazu? Dein poetischer, frommer Jüngling angeklagt eines Diebstahls? —

Millefleurs. Er ist unschuldig. Blicken Sie ihn nur an: aus solchen Augen spricht nicht das Laster.

Josephine. Du hast ein bestochenes Urtheil. Diese Augen sagen dir, daß sie dich lieben.

Rousseau. Nun, Herr Graf, ich ersuche Sie um die Gnade, vor diesen Zeugen Ihre Beschuldigung zu wiederholen.

Graf. Ich werde sie wiederholen, ich will sie wiederholen; wer will mich hindern, sie zu wiederholen? Junger Mensch, Ihr könnt Euch noch bessern; diese heilsame Züchtigung kann Euch eine Lehre für die Zukunft seyn. (Bei Seite, lachend.) O, das ist eine allerliebste Posse!

Rousseau. Nun, Herr Graf? —

Graf. Still! man schweige, man warte, man werde nicht vorlaut! (Lachend.) Die Sitzung nimmt ihren Anfang. Ich muß in der That ein ernsthaftes Gesicht erzwingen. (Mit Gravität.) Hatter Ihr nicht, als ich herein kam, einen Brief in den Händen?

Rousseau. Ja.

Graf. Hadt Ihr diesen Brief gelesen?

Rousseau. Ja.

Graf. War dieser Brief an Euch geschrieben?

Rousseau. Nein.

Graf. Und Ihr habt ihn doch gelesen? Ihr habt Euch unterstanden, Briefe zu lesen, die nicht an Euch geschrieben worden? He? Man antworte!

Rousseau. Ich bitte meine Gebieterin um Verzeihung. Der Brief lag offen da, und das beweist —

Graf. Was beweist das?

Rousseau. Daß der Schreiber desselben in sehr geringem Grade das Vertrauen und die Achtung meiner Gebieterin besitzt.

Graf (herumhüpfend). Unverschämter! (Gezwungen lachend.) Haha! nicht übel philosophirt! Wir erstaunen in der That; der Schreiber des Briefs kann sich bei Euch bedanken, mein Freund. Sehr scharfsinnig — sehr scharfsinnig! Aber nun kommt eine ernsthaftere Beschuldigung. Ihr habt dem Fräulein von Pontal ein silberdurchwirktes Band gestohlen.

Digitized by Google

Rousseau. Herr Graf!

Graf. Ja, Spitzbube! Man durchsuche seine Taschen!

Rousseau. Zurück!

Graf. Ein silberdurchwirktes Band. Man durchsuche seine Taschen!

Rousseau. Ich lasse keine Hand an meine Kleider rühren.

Millefleurs. Gott, wie er zittert! wie er roth wird!

Graf. Nun, soll ich selbst in Eure Tasche greifen?

Rousseau (das Band hervorholend). Hier ist es.

Josephine. Wie? — also doch!

Millefleurs und Anet. — Ein Dieb!

Graf (lachend). Die Sitzung ist aufgehoben.

Rousseau (hervortretend). Dieses Band — ich habe es nicht genommen.

Josephine. Nicht? Und wie kam es in Euern Besitz?

Rousseau (nach einer Pause). Marion schenkte es mir.

Marion (auf ihn zustürzend). Wie? Rousseau! (Nach einer Pause, das Band hervorziehend und es küssend, leise:) Ach, Rousseau! —

Millefleurs und Anet. Sie hat es ihm geschenkt?

Josephine. Die Wahrheit, Rousseau: haben Sie das Band von Marion geschenkt erhalten?

Rousseau. Ja, Gebieterin.

Josephine. Dann habe ich Ihnen weiter keinen Vorwurf zu machen. (Zu der übrigen Dienerschaft:) Entfernt euch.

Graf. Ah, also ein gage d'amour vom Kammermädchen? Das ist ganz in der Ordnung. Ich habe dergleichen unzählige Mal auf dem Theater gesehen; keine Komödie geht ohne dergleichen ab. Der Kammerdiener ist in die Kammerjungfer verliebt, der Herr in die Dame. (Küßt Josephinen die Hand.)

Josephine. Ah, aber die Dame auch in den Herrn?

Graf (nachdenkend.) Die Dame auch in den Herrn? Warten Sie, ich muß doch über sämmtliche Komödien, die ich gesehen, nachdenken. Es ist deren eine so große Zahl. Allerdings, in einigen ist die Dame nicht in den Herrn verliebt — nein, sie ist nicht in den Herrn verliebt; der Herr aber bildet sich's ein.

Josephine. O, diese Gattung Komödien gefällt mir ganz besonders.

Graf. Sie sind allerdings die belustigendsten.

Josephine. Leben Sie wohl, Herr Graf. (Ab.)

Graf. Meine theure Daphne — Fort! entschlüpft! Daphne ist ihrem Apoll entflohen! Soll Apoll ihr nach? Nein, ich will mich rächen, ich will mit ihr schmollen. Ich will ihr acht Tage keinen Brief mehr schreiben. Acht Tage? Nein, das wäre zu grausam; in sechs Tagen — in drei Tagen. Ach, Apoll, ich fürchte, morgen liegst du schon wieder zu den Füßen deiner Daphne! (Ab.)

(Schluß folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

(Schluß.)

Ohnweit eines mittelalterlichen Wartthurms, der sich später in eine friedliche Tenuta (Meierei) umwandelte, und dort am Ufer des rauschenden Teverone, steigt man in die mächtigen Steinbrüche hinab, aus denen die Peperinblöcke zu Roms Wunderbauten hervorgingen. Es sind weitläufige, durch ungeheure Pfeiler getragene Höhlen, welche ihr Licht durch Seitengruben erhalten. Die größte ist zum Versammlungssaal bestimmt. Am obersten Ende wird der Präsidentensitz errichtet; frische Lorbeerzweige wölben sich über ihm zur Laube, und die farbigen Fahnen der sämmtlichen Völkerschaften umflattern ihn in malerischer Gruppirung. Die verschiedenen Aemter treten jetzt in Wirksamkeit. Der Oberbaumeister stellt seine Gehülfen zum Bau der Tafeln und Sitze an — sie werden aus Felsblöcken zusammengewälzt; der Bildhauer meißelt das Jahr der Olympiade und den Namen des regierenden Präsidenten in die Wand; die Küchenmeister tranchiren Braten und Brod, die Ganymede füllen die, jungen Schwalben gleich durstig geöffneten Schnäbel der Künstler. Feiern dürfen nur wenige und sich behaglich ruhend auf der Anhöhe am Anblick des bunten Gewirrs ergötzen, kühne Felsformen oder charakteristische Gruppen ihren Skizzenbuchern einverleiben. Endlich sind die Tafeln gebaut, die Fleischmassen zersägt; aber noch ehe man sich dem materiellen Genuß hingibt, tritt der Moment ein, „wo man dem Weltgeist näher ist als sonst“: das Orakel soll nämlich über die nächste Zukunft befragt werden. Der Präsident ordnet seine Völker und zieht mit ihnen im feierlichen Schritt nach einer benachbarten Höhle, dem Sitz der Sibylle. Die Grotte ist räumig genug, um das Volk fassen zu können, und empfängt nur durch den Eingang ein zweifelhaftes Licht. Auf der Erhöhung im Hintergrund ist ein Altar errichtet, in dessen Opferschale eine blaue Flamme zünaelt. Der Präsident zieht mit dem Scepter den magischen Kreis und beginnt die Beschwörung. Die Sibylle schützt Müdigkeit vor und ruhet sich nicht. Der Exorzist greift zu kräftigeren Bannformeln und beißt die Wahrsagerin im Namen der drei exquisitesten Weine des Kirchenstaats an's Tageslicht treten. Das hilft; ein Kanonenschlag, welcher die Fledermäuse in den Steinritzen aus dem

Digitized by Google

Schlaf weckt, erschüttert die Wände. Die Sibylle steigt im weißen wallenden Gewande empor, ist anfänglich sehr ungehalten, aus ihren Meditationen über Hegel und Strauß gestört worden zu seyn, läßt sich aber doch herab, Rede und Antwort zu stehen, und verkündet, daß auch im nächsten Jahre Ehrenmänner, die viel kaufen und nichts verstehen, nach Rom kommen werden, daß die Pest der Kunstkritiker, allen ohnseh.baren Wanzenvertilgungsmitteln zum Trotz, nicht auszurotten sey u. s. w., und verschwindet zuletzt mit gellendem: Prost! Ein zweiter Kanonenschlag erdröhnt. Die Sibylle hat sich als einen Geist der Finsterniß bekundet, indem sie mit merklichem Pulverge stanke abfahrt. Zum Heil und Frommen der anwesenden Fremden dolmetscht der Chef der Gensdarmerie Frag und Antwort, behandelt die ausländischen Sprachen als Inculpaten und mißhandelt sie unter dem lauten Gelächter der Zuhörer erbärmlich. Nach dieser Exekution kommandirt der Präsident zur Tafel, und sein Wort findet überall Eingang. Im Nu sind die Plätze besetzt und die Kellner in der römischen Cameriereetracht umkreisen sie mit Körben und Schüsseln, die Schenken mit kolossalen Thontrügen. Der Mühseligkeit des Nöthigens sind sie überhoben. Der Präsident bringt unter Pauken und Trompeten die Toaste aus und schreitet dann zur Ordensverleihung. Zuerst empfängt Jeder, der die Campagne mitmachte, den halben Bajocco am grünen Bande als Combattantenmedaille, Hochverdiente den höchsten Orden des Freistaats, den Bajocco am rothen Bande, und nur Wenige durfen sich dieser Auszeichnung rühmen. Aber auch dem minder strahlenden Verdienste wird seine Krone, und der Bratenvorschneider geht eben so wenig leer aus als der General der Kavallerie.

Die Tafel wird aufgehoben. Das Volk verläßt die Höhlen und zieht hinaus zu den olympischen Spielen. Eselrennen auf der Bahn mit Hinderniſſen werden angestellt. Das Hinderniß iſt ein Bundel Heu, welcher den Wettrennern an langen Cannen vorgehalten wird. Diskuſcheiben fliegen durch die Luft und die Lanzen schwirren nach der Scheibe. Das Ziel iſt ein riesengroßer Recensent: ein Herz hat er nicht, und so fliegen denn die Rohrstäbe nach dem Magen, vor welchem das diffamirende Zeitungsblatt klebt. In wenigen Augenblicken iſt er durchbohrt. Der Künstler hat seinen Grimm gestillt, denn zwischen ihm und Kritikern iſt eine ewige Fehde, wie zwischen York und Lancaster, Christinos und Carlisten, Hund und Katze. Allmählig oder werden die Fäſſer leerer, die Köpfe schwerer. Die Sonne sinkt im Westen und vergoldet die Zinnen der Wartthürme, die Gipfel der Sabinerberge. Die bunte Riesenschlange des Heers windet sich langsam ringelnd den Thoren Roms zu, und die Erinnerung iſt um ein heiteres Bild reicher.

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

Es bezeichnet die altdeutsche Männlichkeit, daß bei Schätzung der Wunden keine Rücksicht auf die Schmerzhaftigkeit genommen wurde. Sie maßen nur die Wunden nach Länge, Tiefe und Weite. — Im Mittelalter war es ein Sprüchwort: „Einem ehrlichen Mann thut eine Wunde nicht so weh als ein Backenstreich.“

— Der Grundunterschied zwischen der römischen und germanischen Sinnesart kommt namentlich im Begriffe vom Verhältniß des Beleidigten zum Beleidiger zu Tag. Bei den Römern galt keine Selbstrache: wer Unrecht erlitten, mußte bei der Obrigkeit Recht suchen. Der Geschmähte war nicht ehrlos oder „anrüchig,“ sondern der Schmähende; jenen traf gar kein Vorwurf, wenn er die Schmähung nicht ahndete. Der Deutsche dingegen durfte von jeher keinen Schimpf auf sich sitzen lassen, sonst schien er die Schmach zu vertiefen oder kein Herz im Leibe zu haben. Daher mußte er zum Zweikampf schreiten, „zu Ehr und Glimpf fechten,“ wie es hieß. Sonst war er ehrlos, verlor Treu und Glauben, mußte sich der Turniere, Ritterlage, adeligen Aufzügen u. s. w. enthalten.

— Als Ernst, Herzog von Schwaben, i. J. 1015 einen Hirsch jagte, ward er von einem seiner Reisigen, der auch nach dem Wilde schoß, zufällig verwundet. Als er seinen Tod vor sich sah, rief er seinen Jagdgefährten und bat sie ernstlich, des Urhebers seines Todes zu schonen, und weil kein Priester da war, dem er hätte beichten können, so sprach er: „Bruder alle beichtet, und bekret die Sünden eures sterbenden Bruders, und beichet einmüthig, sie zu tilgen. Beichtet meine sündige Seele allen Gläubigen und erinnert mein Ebenweib, daß sie die Ehre ihrer Schamhaftigkeit bewahre und meiner nicht vergesse.“ Hierauf bat er Alle, die er beleidigt zu haben sich erinnerte, um Verzeihung und starb.

— Ein ritterlicher Zug des Mittelalters war es, daß das siegende Heer jedesmal drei Tage auf dem Wahlplatz bleiben sollte. Ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, das besiegte Heer habe sich nach der Mühldorfer Schlacht (1322), in welcher Friedrich von Oesterreich gesangen wurde, sogleich nach Oettingen begeben, „wider den Kriegsbrauch, nach welchem der Sieger drei Tage stehenbleiben mußte.“

— Vor dem völligen Eintreiben der spanischen, italienischen und französischen Sitten war Versschwiegenheit eine ein genthümliche Tugend der Deutschen. Als Luther nach dem Reichstag zu Worms 1521 an der sächsischen Grenze von verkappten Reitern weggenommen wurde, wußten ihrer Jetn von dem Orte seines Gefangnisses. „Dennoch,“ sagt Agricola, „ist die auf heutigen Tag Doctor Luthers Gefangnis verschwiegen, also daß auch etliche Schwarzkünstler, hohes und niedrig Stands, dieselbige vom Teufel, welchen sie darauf gefragt, nie haben erfahren mögen. Ich hab hören von Doctor Luther rühmen viel Tugend deren vom Adel, aber keine so hoch, als daß sie verschwiegen sind, es sind (seven) gute oder böse Sachen, wenn wir gleich wil sind, die darumb wissen.“

— Olearius erzählt in seiner orientalischen Reise (ed. 1647): ein Deutscher aus Zürich, Uhrmacher in Ispahan, habe einen Dieb, der ihm Uhren gestohlen, verfolgt und im Grimm mit einer Pistole niedergeschossen. Des Entleibten Freunde liefen zum geistlichen Richter, verlangend, der Thäter solle zum Tode verurtheilt und ihnen ausgeliefert werden. Man ließ dem Uhrmacher die Wahl, die persische Religion anzunehmen oder zu sterben. Er wählte sogleich letzteres, ward den Verwandten des Getödteten überantwortet und von ihnen mit Säbelhieben hingerichtet.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Berliner öffentliche Lustbarkeit.

Wer es unternähme, die Geschichte unserer öffentlichen Vergnügungsanstalten zu schreiben, würde dadurch einen Beitrag zur Berliner Charakteristik liefern. Ich sage, wohlverstanden, nur einen Beitrag; denn es stände schlimm um diesen Charakter, wenn er ganz dadurch repräsentirt würde. Die intensive Kraft und Gediegenheit lebt in des Berliners Häuslichkeit, nur bei ganz großen Ereignissen tritt sie in die Oeffentlichkeit. Aber das Alltägliche in seinen Urtheilen, seinem Witz, seiner Schaulust, seinen Sitten, wie sie ein Fremder auffaßt, nicht ein Spürer in der Tiefe des Herzens, das könnte man wieder finden in der Wandelbarkeit und Vergänglichkeit seiner öffentlichen Lustbarkeiten. Auch in Wien wird auf den Schein spekulirt, aber die Spekulanten räumen das von vorn herein ein. Sie bauen heute einen Sonnenpalast und morgen ein Feenschloß von Blumen und Blättern, und wer ein lustiger Wiener ist, muß es sehen und gesehen haben. Es schadet gar nichts, daß die Zauberschlösser schon übermorgen zerschmelzen und verwelkt sind, denn mit heut und morgen haben sie sich durch die Massen der Neugierigen, die das sehen mußten, bezahlt gemacht; und die lachenden Spekulanten denken nicht daran, etwas, was nur auf Zeit gebaut war, für die Ewigkeit halten zu wollen. Sobald Kapital und Zinsen heraus sind, sinnen sie auf neue Lustbarkeit, die die Menge anzieht, und reißen selbst das alte Spielwerk ein. Das ist für das reiche und bevölkerte Wien ein richtiges Verfahren; unsere Spekulanten überlegen aber nicht, daß Berlin nicht so volks- und gold- und lustreich ist, und möchten doch aus eben solchen Luftschlössern dieselben Früchte ziehen. Das schlägt denn sehr übel aus, und so viele verunglückte Versuche wir auch erlebt, es finden sich immer wieder Leute, die das Unmögliche möglich machen wollen. Das Berliner Tivoli, aus Brettern, Pappe, Glas und Tapezierarbeit zusammengenagelt und geklebt, ist für mich eine der traurigsten Ruinen, und das lebendigste Bild dieser immer fehlschießenden Spekulationswuth. Wiener Unternehmer hätten, statt noch daran zu besteln und zu flicken, das ganze morsche Dekorationsstück längst eingerissen und irgend etwas anderes dafür aufgebaut. Aber der Berliner ist gründlicher, ausdauernder; er hat noch immer Hoffnung. Der Kaffetier Heinzelmann ist darin der wahrhafte Repräsentant der Berliner Entrepreneurs. Zehnmal in seinen weitausgreifenden, pomphaften Unternehmungen gescheitert, verfolgt und geplagt von seinen Gläubigern, demüthigt und bewitzelt, verliert er nie den Muth. Für seine Idee: ein Elysium in Berlin, schwärmt er als Dichter und Kaffetier, und setzt sein und seiner Kreditoren Geld, wo nicht gar Blut und Leben daran. Von Ort zu Ort verpflanzt er sein elyseisches Kaffeehaus und sein elyseisches Theater, jetzt sogar bis Potsdam, und hofft unverdrossen, das goldene Vließ durch Außerordentliches (was es nun sey; diesmal durch außerordentliche Billigkeit) doch noch zu finden, ohne je zur prosaischen Ahnung zu kommen, daß nur etwas Ordentliches auf die Dauer besteht. Möchte das noch hingehen, daß man Luftschlösser von Koulissen baut, und sie flickt und übermalt, wenn sie schon modern und reißen, wenn man sie nur nicht aus Gründlichkeit aus wirklichen Steinen massiv aufführte. Damit wollen es andere zwingen. Weil es Einem geglückt ist, dem Kaffetier Krüger mit seinem Colosseum (das übrigens durch ganz andere Umstände sich allein hält), möchte nun jeder Tavernwirth himmelhohe Schlösser bauen, und durch die Solidität der Mauern seines Etablissements seine eigene an's Licht stellen. So ist dem Colosseum und Tunnel vor Kurzem ein Odeum nachgebaut worden, eine Masse übereinandergethürmter Steine mit großen Räumen und vielen Goldleisten. Das soll, eben der Massen und darauf verwandten Kosten wegen, die fashionable Welt im Thiergarten zusammen locken. Weder Architektur noch Ausschmückung machen auf mehr Anspruch, als daß man sieht, wie viel Geld es gekostet hat. Weder ist ein bedeutender Baumeister gewonnen, noch sind andere Künstler als Tapeziere für die innere Dekoration zugezogen worden. Denn unter der großen, geldbesitzenden Mittelklasse spukt noch immer das alte Vorurtheil, daß man zu großen Bauen alte Routiniers unter den Handwerkern nehmen müsse, und keinen Architekten, weil jene es besser verständen und billiger bauten. So viel geniale Baumeister in Berlin auch jetzt zu Hause sind, und obwohl es sich erwiesen hat, daß unter ihrer Leitung jetzt nicht theurer als von Handwerkern gebaut wird, läßt sich dem Glauben doch nicht so schnell steuern. Aber gesetzt auch, sie hätten ihre ganze Kunst auf ein solches Etablissement verwendet, so fragt sich, weßhalb, um der Räume allein willen, worin Kaffee und Wein geschenkt wird, vom Publikum ein Entreegeld gefordert werden kann? Das Publikum kommt und zahlt, weil — es etwas Neues ist. Aber die Neuheit geht vorüber und die Steine und Räume bleiben. Es steht schlimm um jede Spekulation, die nur auf Neuheit gebaut ist; schlimmer aber, wenn, nachdem sie erloschen, eine Steinmasse übrig bleibt, die zu andern Zwecken nur unbequem benutzt wird, und die Aussicht hat, eine Ruine zu werden. Wenn Tausende oder gar Hunderttausende zu einem solchen Zweck bestimmt wurden, was hätte mit Geschmack und Kunst aus einem Sommerpalast, mitten in dem grünen, anmuthigen Park aufgerichtet, werden können! Der Unternehmer hatte, so verlautet, eine sehr ergiebige Tabagie in einem Berliner Winkelgäßchen; er war hier ein reicher Mann geworden. Da sieht er, daß ein Anderer, der auch eine Tabagie hatte, durch ein kolossales Unternehmen Glück machte. Sofort will er auch kolossal werden, verkauft seine einträgliche Tabagie, und baut, wie es ist, das Odeum. Möge es kein böses Omen seyn, daß am ersten Abende seine selbst bereitete Gasflamme plötzlich, zur nicht geringen Belustigung der Tausende von Gästen, erloschen, möge er auch, wie jetzt geschieht, durch gute Bewirthung und Aufmerksamkeit ein großes Publikum sich erhalten: gewiß ist, daß Berlin noch nicht die große europäische Stadt ist, wo dergleichen Spekulationen in's Große sich halten können. Wir zählen nur zuviel Beispiele, wo sie mit Bankerott endigten. Ist es ein Vorzug der preußischen Hauptstadt, daß es darin einige wenige aristokratische Restaurationen gibt, wo Alles zusammengepfercht wird, was auf Mode Anspruch macht, während die Mehrzahl der übrigen dem Demos verfällt? Oder ist der Zustand Wiens vorzuziehen, wo eine mächtige, reiche Aristokratie zu Hause, und doch jedes kleine Kaffeehaus anständig ist, und der Magnat sich nichts vergibt, wenn er sein gebacken Hähndel an demselben Tische mit dem Handwerker verzehrt? Es ist nun einmal so in Berlin, und es helfen keine Gegenvorstellungen. Aber wenn Goldschaum, korinthische Säulen von übertünchtem Kienholz, griechische Namen und Zeitungsavertissements zum Berliner Vergnügen unerläßlich sind, so höre man endlich auf darüber zu klagen, daß Volkslustbarkeiten und Lustigkeit bei uns nicht einkehren wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 139.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 11. Juni 1839.

— Ich sah den Papst in seiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker segnen.
O was ist Goldes, was Juwelenschein;
Womit der Erde Könige sich schmücken!
Nur er ist mit dem Göttlichen umgeben,
Ein wahrhaft Reich, der Himmel ist sein Haus,
Denn nicht von dieser Welt sind diese Formen.

Schiller.

Die Heiligsprechung.

Rom, den 27sten Mai.

Seit dem Jahre 1807 hatte keine Heiligsprechung Statt gefunden. Das Papstthum hatte unterdessen manche Geschicke erlebt; am Rande des Abgrunds war es durch die Hand der Vorsehung gerettet worden und war wieder emporgestiegen zu altem Glanze nach der gewaltsamen Unterdrückung. Vergleicht man die gegenwärtige Zeit mit jener gestörten und Gefahr drohenden, wo immer schwärzer das Ungewitter sich am Horizont lagerte, der Zeit, wo diese große Ceremonie zum lezten Mal vorgenommen ward, so muß man das Walten der Rathschlüsse des Herrn anerkennen und verehren in Demuth und im Glauben. Denn aus größern Stürmen und ähnlichem Ruin ist wohl nie ein irdisches Reich siegreich hervorgegangen.

Man kann sich denken, welche Menge von Besuchern dies Fest nach dem wieder stille gewordenen Rom gelockt. Tausende und Tausende strömten herzu. Es war wieder wie in der heiligen Woche, und voller als damals. Doch fand ein Unterschied Statt. Wenn um Ostern die Mehrzahl aus Fremden, namentlich Engländern bestand, wenn diese überall sich hinzudrängten und die Position mit Gewalt nahmen, so daß ich einmal eine vornehme Dame des Landes sagen hörte: in der heiligen Woche sey es besser eine englische Kammerjungfer seyn, als eine italienische Herzogin, so waren es diesmal vorzüglich Italiener, die sich eingefunden hatten. Manche derselben mögen Rom wohl zum ersten Mal gesehen haben, und ergriffen daher eine so anlockende Gelegenheit; Andere kamen auch wohl bloß des Festes wegen. Ich weiß nicht, ob bei Vielen wahre Frömmigkeit die Veranlassung war, oder der weitverbreitete Ruf der großen Pracht und Feierlichkeit. Nicht bloß aus den höhern Ständen waren Viele herzugekommen, aus der Lombardei, Piemont, dem Genuesischen und Toskana, namentlich aber aus den Provinzen des Kirchenstaats und dem Königreich Neapel; auch die mittlern und untern Classen waren in Menge aufgebrochen. Besonders schienen die kleinen Ortschaften der Albaner-, Volsker-, Herniker- und Sabinerberge ihre ganze Bevölkerung uns zugesandt zu haben. Während der lezten Wochentage waren die nach Rom führenden Straßen mit ihnen bedeckt. Haufenweise zogen sie durch die Stadt umher, und wenn man Stadtgegenden besuchte, wo das Landvolk vorzugsweise sich einzuquartieren pflegt, wie die Piazza Montanara beim Marcellustheater und andere Striche, so traf man auf Gruppen an Gruppen, meist Weiber, deren weiße Kopfbedeckungen einen höchst malerischen Effekt machten, obgleich sonst die Kleidung der Mehrzahl ärmlich und abgerissen, und von dem lebendigen Farbenreichthum der Kostüme in den Gebirgsstädtchen

Digitized by Google

wenig zu merken war. Auf dem Corso war's am Sonnabend gedrängt voll wie im Karneval. Die Menge der Italiener aber, und namentlich des Landvolks, machte mich an die Beschreibungen der Jubeljahre denken, wie sie von den alten Chronikschreibern geschildert werden. Freilich war es nicht wie im zweiten Jubiläum, dem von 1350, wo, ungünstiger Zeitverhältnisse und der kurz vorher stattgefundenen entsetzlichen Verheerungen durch die Pest ungeachtet, während der Fasten anhaltend bis gegen zwölfmalhunderttausend Menschen in der Stadt waren und im Sommer die geringste Zahl von Pilgern sich immer noch auf zweimalhunderttausend belief. Damit verglichen, war es jezt Kinderspiel. Aber dennoch mag Rom lange nicht so viele Fremdlinge auf einmal gesehen haben. Wohin man ging, begegnete man Pilgrimen mit Muschelhut und Stab, die in den Hospizien eine Herberge suchten. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß Abenteurer aller Art die treffliche Gelegenheit nicht aus dem Auge verloren und die Polizei mehr denn gewöhnlich in Anspruch genommen war. So wurden noch während der lezten Tage mehrere aus dem Neapolitanischen gekommene Gauner eingezogen, welche die Bezeichnung der Wölfe im Schafsfell buchstäblich genommen und Priestertracht angelegt hatten, um desto sicherer sich einschleichen und ihr sauberes Handwerk treiben zu können.

Schon am frühen Morgen wälzte die Menschenmenge sich nach dem Borgo. Unordnung in den engen Straßen zu verhüten, durften die Wagen über die Engelsbrücke nur nach dem Vatican hinfahren; die Zurückkehrenden mußten den Weg durch die Lungara und über die Sixtusbrücke nehmen. So war's anders, als da der Dichter der göttlichen Komödie im ersten, von Bonifaz VIII. ausgeschriebenen Jubeljahr auf der Brücke zwei Schwärme sah, den einen gegen das Castell gewandt, den andern auf den Berg zu. Um halb fünf wurden die drei großen Thüren des Langschiffs geöffnet, eine Stunde später die zum Chor und zu den reservirten Sitzen führende Porta St. Marta, auf der Seite der neuen Sacristei. Bald war Alles besezt. Die große Prozession begann. Die von Bernini gebaute prachtvolle Scala regia herabkommend, zog sie unter den Colonnaden durch, welche den größten Theil des Petersplatzes einschließen, und welche durch Teppiche gegen Sonne oder Regen — heute gab es beides — geschüzt waren. Die Anordnung dieser Prozession war dieselbe wie bei jener, welche jährlich am Feste Corpus Domini stattfindet, nur war die Zahl der geistlichen Würdenträger ungleich größer durch die Anwesenheit der vielen Bischöfe und Erzbischöfe aus allen Theilen Italiens, welche zur Verherrlichung des Tages hieher beschieden worden waren. Ich befand mich in der Kirche, als erst die Bischöfe, dann die Patriarchen und Kardinäle hereinzogen, alle mit weißer Mitra (bei jenen von Leinwand, bei diesen von Seide), unter ihnen der armenische und die griechischen Patriarchen mit langen Bärten und kronenähnlicher Kopfbedeckung. Endlich kam der Papst selbst, auf der Sedia gestatoria getragen, daneben her die großen Fächer von weißen Pfauenfedern, dem auf beiden Seiten dichtgedrängt stehenden Volke den Segen ertheilend. Als er durch die große Thüre der Kirche hereingetragen wurde, begann eine einfache Musik von Blasinstrumenten, welche fortwährte, während er langsam sich der Confession nährte und dann im Chore umwandte und gegen den Hochaltar gewendet abstieg. Die Wirkung war äußerst imposant. Die reichen weiten Gewänder, meist weiß mit Gold, die rothen Mäntel zahlreicher Prälaten, die rothen Uniformen der Ehrengarde, die mittelalterlichen Kostüme der mit ihren Hellebarden bewaffneten Schweizer, deren Offiziere in Stahlrüstung waren, die Feierlichkeit in dem langsamen Fortschreiten und der Musik, Alles wirkte zusammen, und der Papst selbst, das gesammte Volk überragend, in thronender Herrlichkeit, bildete mit seiner Umgebung eine so imposante wie malerische Gruppe. Die Kirche war halbdunkel. Große Draperien verhüllten die Pilaster und schlossen beinahe ganz die Riesenarkaden des Mittelschiffs; tausende von Lichtern brannten auf gewaltigen Candelabern, welche wie Aehrenbündel sich ausbreiteten. Meine Meinung von der Schönheit und Zweckmäßigkeit dieser kostspieligen Bekleidung war von Anfang an nichts weniger als vortheilhaft gewesen, und wurde durch den Effekt, den sie hervorbrachte, nicht verändert. Die Kirche erschien um Vieles verkleinert, indem die Aussicht in die Seitenschiffe gehindert war, und sie verlor den imposanten Charakter feierlicher Größe, der sie vor allen andern auszeichnet. Der ungeheuern Zahl von Lichtern ungeachtet, war die Beleuchtung nicht brillant: der gewaltige Umfang der Räume hatte auch diesmal wieder diejenigen getäuscht, welche das Geschäft des Ausschmückens leiteten. Am besten war der Chor eingerichtet. Halbkreisförmig schloß eine architektonisch dekorirte Wand den hintern Theil der Tribüne ab. In der Mitte derselben, dem Hochaltar gegenüber, befand sich der Thron des Papstes; zu beiden Seiten, zwischen den in der Umschließung angebrachten Säulen öffneten sich Logen, in welchen die hohen Gäste Platz nahmen: die verwittwete Königin von Sardinien, der König und der Kronprinz von Bayern, der König von Neapel und der Graf von Trapani und Don Miguel, von ihrem Hofstaat und zum Theil von ihren Gesandten begleitet. Mehr gegen das Querschiff zu war auf der rechten Seite der Kirche die Loge für das diplomatische Korps, dann folgten auf beiden Seiten an den großen Pfeilern der Kuppel hohe Gerüste mit Sitzreihen. Im Mittelschiff drängten sich Kopf an Kopf: es war ein unaufhörliches Wogen und Rauschen. Selbst die innere

Digitized by Google

Galerie um den Tambour der Kuppel war mit Menschen gefüllt. Ueber ihnen erhob sich in seiner unerreichbaren Majestät der gewaltige Dom, goldenstrahlend mit seinen Musiven und der kolossalen Inschrift, welche Petri Sendung verkündet. Ein Ort, feierlich und großartig schön wie dieser, kann nirgend gefunden werden.

Die Glorie, in welcher die Hierarchie sich an diesem Tage zeigte, paßte zu der Umgebung. Als der Papst sich auf seinen Thron niederließ, zu beiden Seiten im Halbkreise die zahlreichen Kardinäle sich ihm anschlossen, die Schleppenträger zu ihren Füßen sitzend, dann die Bischöfe, über hundert an der Zahl, die infulirten Aebte, die Generale und Obern der geistlichen Orden, der päpstliche Hofstaat, die Kapitel der patriarchalischen Basiliken, die Militärgarden — alles dies machte eine außerordentlich schöne und glänzende Wirkung. Es war ein Tag der Majestät der Kirche.

(Schluß folgt.)

Rousseau's Jugendjahre.

(Schluß.)

Dreizehnte Scene.

Rousseau und Marion.

Rousseau (der unterdessen in tiefes Nachdenken verloren dagestanden, erwacht aus seinen Träumereien, als der Graf an ihm vorbeigeht). Wo bin ich?

Marion. Rousseau, was haben Sie gethan?

Rousseau. Marion, du hier? Und war das Zimmer nicht eben noch voll Leute? wo sind sie geblieben?

Marion (in Thränen ausbrechend). Ich bin beschimpft, durch Sie beschimpft! Leben Sie wohl; ich verlasse dieses Haus, Sie sehen mich nie wieder!

Rousseau (zu ihren Füßen). Verzeihung, Marion. Du fluchst mir nicht?

Marion. Im Augenblick, als Sie mich anklagten, da — ich will es gestehen, da übermannte mich ein Gefühl der heftigsten Erbitterung; allein Dank sey es dem frommen Vater, der uns erzog, sein Mittel that gute Wirkung.

Rousseau. Nenne den frommen Vater nicht mehr! Ich habe mich von ihm und seinen Lehren losgesagt. Die erste Lüge kam über meine Lippen.

Marion. Die Quelle dieser Lüge war dein Stolz.

Rousseau. Er ist's. Armes Mädchen, dich wollte ich mit diesem Bande beglücken, und ich habe dich verläumdet und mich auf ewig beschimpft! Aber auf deiner Ehre soll kein Flecken haften. Wo ist Fräulein von Pontal?

Marion. Hier kommt sie.

Vierzehnte Scene.

Josephine, die Vorigen.

Rousseau (zu ihren Füßen stürzend). Madame, ich bitte um meinen Abschied. Ich verdiene Ihre Gnade nicht länger, verbannen Sie einen Unwürdigen aus Ihrer Nähe.

Josephine. Weshalb?

Rousseau. Ich habe Sie getäuscht. Um für einen Moment meine Ehre zu retten, habe ich sie auf immer eingebüßt. Marion ist unschuldig. Nicht sie raubte Ihnen das Band, ich that es.

Josephine. Genug, ich errieth den Zusammenhang und verzeihe Ihnen. Dieses Vorfalls sey nicht mehr gedacht, und Sie bleiben in meinen Diensten.

Rousseau. Unmöglich!

Josephine. Ich will es.

Rousseau. Vergebens, Madame. Ihre Güte kann das Geschehene nicht ungeschehen machen. Ich kann Ihren Anblick, ich kann Marions Anblick nicht ertragen. Sie täuschte ich, Sie, in deren Augen ich als Tugendheld geprahlt, dieses Mädchen täuschte ich, die in mir das Bild der Frömmigkeit und Wahrheit sah. Ich kann nicht bleiben! O, Madame Warens, meine theure Mutter! hätte ich nie die trauliche Stille deiner Hütte verlassen! Wie oft sagtest du mir, ich solle diese Welt fliehen, deren Verführung ich nicht kannte! Ich glaubte deinem Ausspruch nicht, und jezt — jezt hält mich diese entsetzliche Welt in ihren Klauen! Zu dir zurück, fromme Mutter, um zu deinen Füßen meine Verirrungen zu büßen! (ab.)

Marion (ihm schmerzlich nachrufend). Rousseau!

Josephine. Laß ihn! er folgt der Stimme seines Genius. Ich ahne in seinen Fehlern wie in seinen Tugenden einen großen Geist.

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

Weiber.

Die Beschreibung, welche der Römer Tacitus vom Verhältniß der beiden Geschlechter im alten Germanien entwirft, von der Achtung, in welcher das Weib stand, von der Haltung und Selbstschätzung desselben, ist eines der schönsten, reinsten Bilder und ein herrliches Ehrenzeugniß für unser Volk. Jene ehrerbietige Scheu des Mannes vor dem Weibe, jene hohen und strengen Begriffe von weiblicher Ehre und Würde verleugnen sich auch in keiner Periode unserer Geschichte. Freilich, sobald die Deutschen als ihre eigenen Geschichtschreiber auftreten, erscheint das Verhältniß meist nicht so rein und poetisch wie beim Römer, der seiner verdorbenen Welt einen Sittenspiegel vorhalten wollte. Im eigentlichen Mittelalter waren die Begriffe von weiblichem Anstand aufs Höchste gesteigert: durch einen Händedruck, durch einen Wink konnte

Digitized by Google

sich ein Mädchen entwürdigen. Walter von der Vogelweide ward nur selten durch einen Blick seiner Schönen beglückt, und er, verschämt und bescheiden, war zufrieden, wenn sie nur seine Füße mit einem Blicke beehrte. Aber der Zartheit in manchen Beziehungen ging in andern vielfache Rohheit zur Seite. Unserer heutigen Welt fehlt das Organ zum unmittelbaren Verständniß dieser Vermischung; und der schlechte Poet, der episch oder lyrisch mittelalterlichen Liebesvertehr schildert, charakterisirt sich eben dadurch, daß er entweder ganz nur die eine Seite auffaßt, oder daß er, statt beide Elemente in den Charakteren zu mischen, die einen Figuren gewaltig roh, die andern überzart malt.

Einer der liebenswürdigsten Züge aus den eigentlichen Anfängen unserer Geschichte ist folgender. — Rutharis, dem König der Longobarden, † 592, war Theodelinde, Garibalds von Bayern Tochter, durch Gesandte zur Braut versprochen. In liebender Ungeduld reitet er unerkannt an den bayerischen Hof, sah Theodelinde und trank aus ihrer Hand. Als er den Becher zurückgab, ergriff er ihre Hand, da Niemand darauf achtete, und glitt mit derselben über Stirn und Gesicht. Theodelinde überfloß von Scham, entsprang und erzählte es ihrer Amme. Aber diese sprach: „Kind, das muß der König selbst, dein Bräutigam seyn: sonst hätte er sich nicht erkühnt, dich nur zu berühren. Aber nur stille, daß es dein Vater nicht merkt!“

— Bis zum Jahr 1192 waren fünf Lerchen das österreichische Wappen. Aber Herzog Leopold von Oesterreich, derjenige, der Richard von England gefangen nahm, erhielt vom Kaiser Heinrich VI. die Erlaubniß, einen rothen Schild mit einer quer gelegten weißen Ritterspange als Wappen führen zu dürfen. Die Veranlassung zu diesem Wechsel wird verschieden erzählt. Nach Einigen geschah es zum Gedächtniß des Sturms von Ptolemais i. J. 1191: nach dieser Aktion sey Herzog Leopolds weißes Kleid völlig mit Blut bedeckt gewesen, bis auf den Theil, den das Wehrgehenk bedeckt, welcher weiß geblieben. Wohl wäre dies ein ritterlicher Ursprung; aber artiger ist die Sage, nach welcher Leopold die weiße Straße im rothen Feld einer schönen Frau zu Lieb gewählt, welche er mit rothem Mund und Wangen und weißen Zähnen lachen sehen. — Ueberhaupt war Galanterie im österreichischen Hause vielfältig heimisch. So pries einst Albrecht III., Herzog von Oesterreich, die Haare seiner Gemahlin, oder seiner Freundin, wie Andere sagen. Darüber schnitt sich diese eine Flechte ab und überreichte ihm dieselbe. Albrecht ließ sie sich in sein Haar flechten, und stiftete zum Andenken der Galanterie im Jahr 1576 die Gesellschaft der Locke oder des Zopfes. Er hielt ihn auch so werth, daß er sich mit demselben auf Siegeln abbilden ließ; auch hißt er in der Geschichte Albrecht mit dem Zopf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Berliner öffentliche Lustbarkeit.

Ein eigenes Rubrum in dem Kapitel, das sehr lang ist, nehmen die Spekulationen auf den Frühling ein. Die Veilchenbouquets, die Gewächshäuser, die Mistbeete der bisherigen Kunstgärtner befriedigten schon längst nicht mehr das Bedürfniß der Zeit. Die spekulativen Kunstgärtner hatten ihre Sommer- und Wintergärten eingerichtet, mit Lauben, Bühnen, Portici. Da merkte man, daß die Berliner Leidenschaft für Hyacinthen im Steigen sey, und der Wintergärtner Fauli verband sich mit dem Sommergärtner Mönes, und schnell, durch Künste, welche an jene des berühmten Namensvetters des ersteren erinnerten, verwandelten sie einen großen Landstrich, wo bis da Kohlköpfe und Petersilie ruhig gestanden, in einen blühenden Hyacinthenflor. Einige Häuschen und Terrassen mit griechischen und nichtgriechischen Säulen, einige flache Dächer, eine Kaffeewirthschaft, da hinauf gebracht, und einige brillanten Anzeigen in den Zeitungen, applikirend an das gesahlvolle Berliner Publikum, und der Ruf der Sache und die Sache selbst waren gemacht. In einem Jahre waren beide Unternehmens, was man bei uns nennt, „gemachte Leute.“ Das verdroß ihre Nachbarn, welche auch nicht umsonst in der Welt seyn wollten. Man wirft den Herren Krause, Hieß und Hoeck, oder wie sie heißen mögen, nicht vor, daß sie bisher überpoetischen Neigungen gefröhnt; aber wer kämpft gern gegen die Zeit, und wer bleibt gern zurück! Also brach eine vollständige Revolution zu Gunsten der Poesie innerhalb der Ringmauern Berlins aus. Sie wissen, daß einige tausend Morgen Ackerfeld innerhalb derselben liegen. Die nicht uneinträgliche Jagdgerechtigkeit, welche darauf dem Gouvernement zustand, ist erst vor Kurzem, weil sie zu vielen Zwistigkeiten Anlaß gab, aufgegeben worden; der Plan, die Stadt selbst dahin durch neue Anbauten zu vergrößern, besgleichen, denn die Häuserkultur will nach einer andern Seite fortschreiten. Aber die Räden- und Karrosselfeder, ja selbst die bald poetische Spargel, schätzte nichts vor der mächtig eindringenden Poesie. Schon drei bis vier ländliche Grundstücke, welche ansehnliche Bauernfamilien nähren könnten, sind in diesem Jahr in Hyacinthen- und Tulpenfelder umgewandelt worden. Wie viele noch in den nächsten Jahren diesem Schicksal erliegen werden, steht dahin. Die Fruchtstraße, eine bis jetzt den Berlinern kaum dem Namen nach bekannte Gasse am äußersten Ende der Stadt, wimmelt an schönen Tagen von Equipagen, und die alten Schauern und Kaschachen, überhaupt mit Akazien, sind zu jeder Stunde mit hunderten von Zuschauern bedeckt, welche die Düfte der Tausende oder Millionen von Hyacinthen zu ihren Füßen einschlürfen. Denn wenn Kunstgärtner A. das Publikum zum entzückenden Anblick und Duft von 800,000, so sadet Kunstgärtner B. zu dem von einer Million und noch mehr ein. C. kann füglich zu einer Milliarde einladen, denn selbst die Polizei kann die Blumen nicht nachzählen. Aber billigerweise verrauscht sie den Namen Fruchtstraße mit dem einer andern, schon bestehenden, der Blumenstraße, fällt nicht etwa die Unternehmens sich dadurch beeinträchtigt fühlen, da es sehr sie allerdings eine Fruchtstraße wurde. Whatsich, daß das ganze Frankfurter Feld in einigen Jahren sich in einen Blumengarten verwandelt. Berlin wird darum nicht verhungern; und wenn das Zeitbedürfniß sich an Hyacinthen gesättigt hat, so lassen sich die Beete auf leichtere Weise, als steinerne Häuser, in das umwandeln, was es alsdann verlangt. Es ist übrigens mehr als zweifelhaft, ob die Blumenbüste allein, wenn sie nicht durch Kaffee und die Erlaubniß, Tabak zu rauchen, unterstützt würden, dem Bedürfniß, schon wie es jetzt ist, genügten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 140.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 12. Juni 1839.

— Bad, Tempel, Halle,
Wer nennt's? Wie sehr sich Forscher auch drum kümmern,
Das Mauren hier, das einzig wissen Alle.

Byron.
Childe Harold.

Bilder aus Savoyen.

(s. Nr. 85 — 86.)

Zweiter Abschnitt.

Es war ein schöner Sonntag Morgen, als wir in einem Char de côté von Chambery nach Aix fuhren und bei guter Zeit daselbst anlangten. Die Männer saßen schon in dichten Reihen, Eis essend, vor dem Kaffeehaus auf dem Platz, von Guitarren und Harfen umklungen. Aix ist nicht nur wegen seiner starken Heilquellen, sondern auch wegen des guten Tons freundlicher, sich schnell nähernder Ungezwungenheit berühmt, der da in den Pensionskreisen und bei sonstigem Zusammentreffen herrscht, und in den sich auch steife und ungelenke Fremde fügen müssen, ja oft nach einiger Zeit recht gern fügen, wiewohl sie zu Haus nicht daran gewöhnt sind. Es hieß, Aix sey jetzt sehr voll, man erwarte aber in den nächsten Tagen noch mehr Badegäste.

Ueber Aix haben Eingeborene und Franzosen sehr viel geschrieben und gestritten, je nachdem sie es in antiquarischer Wichtigkeit niedrig oder hoch stellen wollten. So sagt der verstorbene Archäolog Millin: „Fast alle, die über Savoyen geschrieben haben, sehen in Aix eine römische Stadt. Die Natur des Bodens beweist, daß sein Name von seinen warmen Quellen, von Aquae kommt. Die außerdem hinzugefügten Namen beruhen jedoch nur auf der Einbildung. Kein alter Schriftsteller, kein Monument berechtigt dazu. Da die Alten den Orten mit warmen Quellen gewöhnlich auch den Namen des Landes oder der Provinz, oder des Entdeckers und Gründers beifügten, so haben die savoyischen Schriftsteller ihr Aix Aquae Allobrogor genannt, weil sie im Lande der Allobroger fließen. Nach einer alten, aber mißverstandenen Inschrift haben sie die Gründung auch einem gewissen Domitius zugeschrieben, der Julius Cäsars Proconsul gewesen seyn soll. So hat man auch den Namen Glarianus auf vielen großen Ziegelsteinen „Gratianus“ gelesen und demnach flugs Aix's Gründung dem Kaiser dieses Namens zugeschrieben. Glarianus oder Clarianus ist aber nur der Name des Ziegelbrenners, und 1809 sind in Lyon beim Zusammenfluß der Rhone und Saône Ziegelsteine mit demselben Namen ausgegraben worden. So viel ist gewiß, Aix war nie eine römische Station. Das Itinerarium Antonins und Peutingers Tafel erwähnen es nicht, wohl aber die benachbarten Stationen. Alles dies zusammengenommen, veranlaßt mich zu der Meinung, der Ort sey nur eine Villa oder das Landhaus eines reichen Römers gewesen, der hier mit seiner Familie lebte und die Heilquellen zur Anlegung von Bädern

Digitized by Google

benutzt, auch da sein Grab hatte errichten lassen, wo er einmal mit seinen Lieben ruhen wollte." Die in Ar noch vorhandenen alten Gebäude bestehen in Folgendem: Zuerst der Bogen des Campanus in dem obersten Theil der Stadt, nahe bei den Quellen, dreißig Fuß hoch und zwanzig breit, mit verschiedenen, zum Theil leserlichen Inschriften, die an der Attika in acht kleinen Nischen oder Einfassungen herumlaufen und fünfzehn männliche und weibliche Namen derselben Familie nennen. Der Familienvater hieß L. Pompejus Campanus, der, wie die dritte Inschrift über dem Bogen sagt, dies Denkmal bei Lebzeiten für sich und die Seinigen bauen ließ. Es ist von toskanischer und jonischer Ordnung und nicht von den Thermen geschieden. Der Bogen bildete im Segenthell einen nöthigen Theil der Bäder, nämlich den Haupteingang. Lange hat man über die Bestimmung dieses Gebäudes Untersuchungen angestellt und gestritten. Einige machen daraus einen Triumphbogen, Andere ein Sepulcralmonument. Wahrscheinlich war es weder das Eine noch das Andere. Ein Triumphbogen kann es nicht sein, weil er fünfzehn Personen gewidmet ist und ihre Namen trägt. Aber auch ein Grabmonument war es gewiß nicht; davon trägt es nicht die geringste Spur. Die Alten stellten auch nie Grabmonumente in den Umfang ihrer Städte und bauten sie nie in Bogenform. Es diente offenbar zum Haupteingang irgend eines Gebäudes, mit dem es nur auf den Seiten zusammenhängen konnte. Dies zeigt auch die Attika. Ein Sepulcralmonument konnte nach den religiösen Ideen der Römer unmöglich zum Durchgang dienen, was auch Millin sagen möge.

Die römischen Thermen bestehen aus einem weiten, unterirdischen Bau mit zwei Abtheilungen. Die erste mißt ungefähr sechzehn Fuß in's Gevierte; das Gewölbe ruht auf sechzig backsteinernen Säulen, einen Fuß im Durchmesser. Gen Westen gelangt man in eine andere, ungefähr gleich große Abtheilung mit einer Scheidemauer, in welcher eine Thüre ist. In diesem Gemach, wahrscheinlich ein altes Vaporarium, ist noch eine Badewanne, inwendig mit weißem Marmor ausgelegt. In diesen Räumen hat man bei den Nachgrabungen einen Backstein mit der sehr leserlichen Inschrift Clarianus oder Glarianus gefunden, deßgleichen eine alte Amphora mit zwei Henkeln aus graulicher gebrannter Erde, deren spitzige Basis im Sand fest stand, wie die ganz gleichen Amphoren in Pompeji. Backstein und Amphora werden im Museum zu Chambery aufbewahrt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heiligsprechung.

(Schluß.)

Den Ritus der Ceremonie, welche nun begann, kann ich nicht ausführlich beschreiben. Er war weniger mit äußerem Effekt verbunden, als man hätte erwarten mögen, und das im vordern Theil der Kirche versammelte Volk konnte von demselben wenig oder gar nichts gewahren. Der Consistorialadvokat, welcher den Kardinalprokurator vertritt, richtet knieend an den Papst die Bitte um Aufnahme der Seligen in die Reihe der Heiligen; der Papst läßt ihm antworten, daß er vorerst vor dem Throne der ewigen Gnade beten und die Verwendung der Jungfrau und der Heiligen anflehen müsse. Ein Sänger der päpstlichen Kapelle stimmt nun die Litanei an, deren einfache Melodie, vortrefflich vorgetragen, mit dem Feierlichen der Handlung übereinstimmte. Erst nach der dritten Anfrage, nach mehreren Gebeten und Absingung des Hymnus: Veni creator spiritus, sprach der Papst die Formel der Canonisation aus und stimmte dann, stehend und unbedeckten Hauptes, das Tedeum an. Das Geschütz der Engelsburg verkündete dem Volke den langerwarteten Moment. Die Hochmesse folgte. Die dabei beobachteten Formen waren die der andern Pontificalen, welche um Weihnachten, zu Ostern und am Peterstage gehalten werden. Nur fanden beim Offertorium die bei Gelegenheit von Canonisationen gebräuchlichen Darbringungen statt, welche eigentlich von den Postulatoren der Heiligsprechung ausgehen, aber zugleich von den ersten Kardinälen angeboten werden, so daß jedesmal ein Zug, der Kardinal mit dem Postulator, seinen Edelleuten und Geistlichen, zum heiligen Vater sich begibt. Diese Oblationen, eine von den Ceremonien des alten Bundes entlehnte Sitte, bestanden in großen bemalten Wachskerzen, vergoldeten und versilberten Broden und gleicherweise vergoldeten und versilberten Fäßchen mit Wein; die Tauben blieben weg. Der schönste und feierlichste Moment der Messe ist die Wandlung, wo vom äußersten Ende der Kirche her die Blasinstrumente einfallen und in gehaltenen Tönen die heilige Handlung begleiten.

Gegen Mittag war die Messe zu Ende. Alles eilte nach den draußen angebrachten Tribünen und auf den Platz, um der Segenertheilung beizuwohnen. Das Wetter war den ganzen Tag unstet: während des Gottesdienstes war die Kirche bald im Halbdunkel, bald schossen breite Lichtstrahlen durch die großen Fenster der Façade und der Kuppel und warfen auf die Draperien einen verändergehenden Glanz, wobei Roth und Gelb in warmen Tinten leuchteten. Diese unstete Witterung benahm der Scene im Freien viel von ihrer Schönheit, denn damit sie in ihrer vollen Pracht erscheine, muß eine helle Sonne den

Digitized by Google

Platz mit einem Lichtmeer überfluthen, in welchem die Waffen der zahlreichen aufgestellten Truppen funkeln und die heitern Farben der bei dieser Gelegenheit auf's Beste geschmückten Trachten des Landvolks sich am vortheilhaftesten zeigen, während der hochsprützende Staub der beiden herrlichen Springbrunnen gleich Millionen von Demanten blizt, und die großartige Architektur der Colonnaden, in denen vor allen Berninis ungewöhnliches Talent sich zeigt, das ganze mächtige Bild einschließen und abrunden. Die majestätische Poesie des Katholizismus macht sich im Akte der Benediction geltend. Ich wenigstens kenne nichts Ergreifenderes, als den Augenblick, wo der Papst, in der großen Loggia der Peterskirche erscheinend, von seinem Sitze sich erhebt und, gleichsam die Welt in seine Brust drückend, die Arme ausstreckt, der Stadt und dem Erdball — urbi et orbi — den Segen gebend, während Alles niederkniet und das Geläute aller Glocken mit dem Donner des Geschützes vereint ertönt.

Das ungünstige Wetter verhinderte die Beleuchtung der Peterskuppel. Je seltener in Italien ein Fest auf solche Weise gestört wird, um so mehr muß man bedauern, daß die zahlreichen Fremden dadurch eines Schauspiels beraubt wurden, welches in seiner Art unübertroffen ist. Einzelne Kirchenfaçaden und Paläste waren bis tief in die Nacht hinein beleuchtet. Von meiner Wohnung aus sah ich noch spät die einsamen Klosterkirchen auf dem Palatin und Cölius in der Ferne schimmern. Die Nachmittagsstunden des folgenden Tags waren freundlicher, und da sah man in allen Straßen Landleute, die Frauen in ihren geschmackvollsten Kostümen, in denen das Roth vorherrschte, mit weißen Tüchern und Blumensträußen. Ganze Schaaren von Mönchen zogen von Kirche zu Kirche.

Es bleibt mir nun noch übrig, derjenigen zu gedenken, welchen die Ehre des Tages gehörte. Unter diesen ist zuerst zu nennen Alfons Maria de'Liguori, aus einer vornehmen Familie (sein Brudersohn hat den Titel: Fürst von Pollica) zu Casamicciola geboren, als Bischof von Sant' Agata dei Goti zu Nocera dei Pagani bei Neapel am 1. August 1787 in einem Alter von beinahe 91 Jahren gestorben. Er ist ebenso bekannt als ausgezeichneter religiöser Schriftsteller und Dichter, wie durch die Stiftung der Cleriker-Congregation des Erlösers, die nach ihm Liguorianer genannt und durch Papst Benedict XIV. im Jahr 1749 bestätigt wurden. Schwerlich außerhalb Italiens, ja außerhalb ihrer Provinz bekannt sind die Uebrigen: Francesco di Girolamo, von der Gesellschaft Jesu, gestorben zu Neapel 1716; Gio. Giuseppe della Croce, Provinzial der Franziskaner Barfüßer nach der strikten Observanz S. Peters von Alcantara, gestorben zu Neapel 1731; Pacifico da S. Severino, Minorit, gestorben zu S. Severino 1721; endlich Veronica Giuliani, Aebtissin der Kapuzinerinnen zu Città di Castelle im Kirchenstaat, gestorben im Jahr 1727. Sehen wir zurück auf die Geschichte der Heiligsprechungen, so finden wir diesen Gebrauch schon frühe in der christlichen Kirche, und jeder Bischof hatte das Recht, oder glaubte es zu haben, frommen Personen diese Benennung beizulegen und den Gläubigen zur Verehrung anzuempfehlen. Später nahmen die Päpste dies Vorrecht für sich in Anspruch, und es ist ihnen nachmals nicht mehr bestritten worden. Papst Johann XV. war der erste, welcher auf einer lateranischen Synode im Jahr 933 den Bischof Ulrich von Augsburg canonisirte, d. h. beschloß, daß sein Andenken mit der frömmsten Zuneigung und Andacht verehrt werden sollte, nachdem über dessen gottseliges Leben und zahlreiche Wunder durch dessen Nachfolger Liutolf Bericht erstattet worden war. Der Ausdruck canonisiren ist dahin zu deuten, daß die Anrufung der Heiligen als Vermittler in den Canon der Messe übertragen wird. Seit Alexander III. (1159 — 1181) wurden Heiligsprechungen lediglich von den Päpsten vorgenommen. Die älteste, mit großer Feierlichkeit gehaltene Ceremonie dieser Art fand im J. 1390 statt, wo Papst Bonifaz XI. in der Kapelle des Vaticanischen Palastes Brigitta von Schweden canonisirte, welche erst siebzehn Jahre vorher (23sten Juli 1373) gestorben war. Die nächsten Nachfolgenden waren unter Eugen IV. S. Nicolas von Tolentino, unter Nicolas V. S. Bernardin von Siena, unter Calixtus III. S. Vincenz Ferreri, unter Pius II. Catharina von Siena. Von da bis zum Jahre 1807 fanden unter achtzehn Päpsten sechzig Canonisationen Statt. Gewöhnlich werden sie auf Veranlassung des Ordens vorgenommen, welchem solche durch Frömmigkeit ausgezeichnete Personen (meist sind es Mönche und Nonnen) angehörten, oder auf den Vorschlag ihrer Familien. Diese oder jene haben dann die Kosten zu tragen. Der Prozeß pflegt mehrere Jahre zu währen und die Für- und Gegenschriften werden gedruckt. Man muß nicht glauben, der promotor fidei opponire nur zum Scheine. Vor seinem Examen ist Mancher schon nicht bestanden.

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

Im fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts scheint es Mode gewesen zu seyn, daß die Liebhaber in eigener Person ihren Mädchen Ständchen brachten, wie in Spanien. Geiler von Kaisersberg sagt in seiner Postille: „Er muß den Meytlin zum dickren mol mit der Luten hoffveren im Winter, so es schnyhet und fast kalt ist; ihm möcht frieren, daß er zahnkleppert. — Ich wil geschwigen des Unglücks, daz sye haben umb das Herz, küssent den Ring zu Nacht an der Thüren, und schloffen nüt und mögen nüt essen."

— Mit den Prinzessinnen that man im Mittelalter nicht so kostbar, wie jezt. König Eduard von England schickte seine zwei Töchter an Kaiser Heinrichs I. Hof, damit

Digitized by Google

Prinz Otto sich wählen könne. — König Johann von Böhmen schickte seine Tochter auf die Wartburg, wo sie sechs Jahre blieb, um auf den jungen Markgrafen Friedrich zu warten. Dieser sandte aber 1329 die böhmische Prinzessin wieder zurück und nahm Kaiser Ludwigs Tochter Mathildis zur Ehe. — In den mittlern Zeiten, vom zehnten bis vierzehnten Jahrhundert, hatten die deutschen Kaiser ein besonderes Recht über das weibliche Geschlecht. Wenn der Kaiser oder König sich in einer Stadt aufhielt und einer ihres Hofges sindes eine schöne oder reiche Bürgerstochter erblickte, so sprach er seinen Herrn darum an. Dieser schickte sofort seinen Marschall vor das Haus der Begehrten und ließ ausrufen:

Hören zu, ihr Herren überall,
Was gebeut der Kaiser (König) und Marschall,
Was er gebeut, und das muß sein:
Hier ruf ich aus N.N. mit N.N.:
Heut zum Leben,
Morgen zum Ehen,
Ueber ein Jahr
Zu einem Paar.

Die Eltern oder Vormünder mußten dann die erbetene Person anständigen. Man kann denken, daß dies den Eltern und nicht selten auch den Mädchen sehr lästig war, desgleichen den Städten selbst, aus welchen dadurch viel Geld gezogen wurde. Die vier Wetterauischen Reichsstädte, Frankfurt, Wetzlar, Friedberg und Gelnhausen, wirkten daher im vierzehnten Jahrhundert von Heinrich VII. einen Freibrief aus, nach welchem dieses Herkommen gegen sie nimmer gelten werden solle. Diese Befreiung kommt überhaupt in Stadtrechten nicht selten vor.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Gastgebertrinip und Sentiment. — Die Eisenbahnen.

Der berühmte Heinzelmann hat, wie ich schon erwähnte, jetzt sein Elysium nach Potsdam, an den Fuß der Brauhausberge verlegt. Hören Sie, wie er seine Morgenconzerte ankündigt: „Durch meine früheren Bemühungen sind diese Morgenfeste zur Freude jedes geschätzten Menschen in's Leben getreten, und gewiß viele tausend Familien haben sich innig daran erqbt. Das Beleben der Natur, die Verkündigung der Herrlichkeit Gottes, ruft mächtig die schlummernden Gemüther zu Gunsten wach. Aber herrlicher als je breitet sich eine neue Flur von der Höhe des Brauhausberges vor dem Auge des entzückten Beschauers aus. Alles Sehne der Umgebung Potsdams — das so viel gepriesene — drängt sich hier gewaltig in hoher Majestät zusammen; kein Gemüth kann unbewegt bleiben. Auf denn meine Freunde! verehrte Berliner, kommt und genießet!!! Es wird meine größte Glückseligkeit seyn, Euch glücklich und vergnügt um mich zu sehen." Man sage noch, daß die Zeit an Gemüthlosigkeit leidet, wenn unsere Kaffetiers das Gemüth anrufen müssen, um Gäste zu locken. Der noch berühmtere Weinhändler Louis Drucker, der seinerzeit, den Berliner Humor noch mehr zu parodiren als zu repräsentiren, hat, wie denn Alles jetzt auf Potsdam speculirt, auch ein Sommeretablissement dahin verlegt, welches er, in glücklicher Parodie seines Collegen, so ankündigt: „Mein Sommeretablissement Tornow, 1/2 Stündchen von Potsdam, im Herzen Deutschlands, da wo die Havel mit Erlaubniß der Mutter Natur schon vor Jahrhunderten eine Insel bildete, welche vermittelst einer modernen Brücke mit dem Continente zusammenhängt, bietet die Pfingsttage über ein Schauspiel dar, über welches sich Menschen und Sous currenten, wenn sie sonst ein edles Gefühl der sitzen, erfreuen werden. Das Gezwitscher der Vögel, das Gequäcke einiger tausend Naturänger oder Laubfrösche, das Lallen der lieben Kinderlein, ein herrliches Konzert, die Düfte wohlriechender Blumen, die Aussicht auf drei unabgebrannte Windmühlen, bilden ein Ganzes, welches zu beschreiben ich der Prüfung eines jeden Einzelnen überlasse, damit die Insertionsgebühren nicht vergrößert werden." — In der königlichen Bibliothek werden seit einem halben Jahrhundert alle Berliner Pamphlets und Streitschriften zusammengebunden und sorgfältig aufbewahrt für den künftigen Histos riographen unserer Sitten. Dergleichen Annoncen, wenn sie Jemand für die Nachwelt sammelte, würden deutlicher sprechen, als die Inschriften auf Gräbern, die von Ueberlegung und nicht von Gelegenheit diktirt sind. Schade, daß Louis Drucker in jeder Woche einigemal seinen Witz in den Zeitungen spielen lassen muß. Da können Albernheiten und Trivialitäten nicht fehlen. Aber Niemand kann ihm abstreiten, daß er ein glücklicher Humorist ist, der sein Publikum und die Verhältnisse kennt, und in seinen harmlosen Fechterstreichen den Nagel gewöhnlich auf den Kopf trifft; sey es nun, daß er seine Knaben einladet, um den grassirenden Weinschmerz zu ertödten oder zu ergründen, ob Gans oder Sauigny in ihrem Besitzstreit Recht hatten, oder zur Aufführung des Bruders von Preston. Das Weintrinken ist immer der Zweck, und nicht bei ihm allein, nur daß es bei andern nicht immer gestehen. Louis Drucker ist bereits ein „Lion" von Berlin, je eine wohlthätige Erscheinung und eine Nothwendigkeit geworden. Er hat schon Nachtreter gefunden, die bis jetzt indessen nur die schlechtere Schaale seines Witzes, nicht seinen besseren Kern zu finden wußten.

Die Potsdamer Eisenbahn geht außerordentlich, und dennoch ist es zweifelhaft, ob sie eine Dividende von 4 Prozent abwirft, so enorm sind die Verschwendungen der ersten Anlage. Was davon täglich mehr zu allgemeiner Kenntniß kommt, übersteigt allen Glauben; daher bei aller Freude, die das Gelingen vernrsacht, noch immer eine kleine Abzunft im Publikum. Das geringste Versehen wird mit mißtrauischen Augen betrachtet, und die Direktoren müssen täglich gerüstet dastehen, um Rechenschaft abzulegen. Hätte die Oeffentlichkeit nur von Anbeginn an bestanden! Wenigstens wird das Versehen auf die projektirten Bahnen wohlthätig wirken, wie man denn der Berlin-Sächsischen, was die Geschäftsführung betrifft, mit Vertrauen entgegen sieht. Hinter unsern Mauern beginnt schon die Arbeit; es scheint aber, als ob man das neue Thor erst brechen wolle, wenn man dem Publikum etwas wirklich Gefundenes davor zeigen kann. Mit der Mitte dieses Monats hört die bisherige, sechsmal täglich nach Potsdam fahrende Diligence ganz auf, ein wichtiger Moment des Fortschritts. Die Fahrteure, welche bisher zwischen beiden Städten fuhren, haben dafür Fuhrwerke in Potsdam selbst eingerichtet, und befinden sich nicht schlecht dabei. Schon bürgern sich viele Sommergäste dinüber, wofür freilich die Sommerwohnungen in der nächsten Umgegend von Berlin für's erste weniger gesucht scheinen. Auch das wird sich ausgleichen, und es ist kaum zu besorgen, daß, wenn die Eisenbahnen nach Stettin und Sachsen in Wirksamkeit treten, der Verkehr mit Potsdam sinken wird. Man bedenkt nicht, welche Zufälle die Hauptstadt durch beide große Bahnen gewinnen muß.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 141.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 13. Juni 1839.

— A man,
More sinn'd against, than sinning!
Shakespeare.

Der Mönch vor Heinrichs IV. Leiche.

Von C. W. Müller.

Der Herbst zog dunkel um die Höhn,
Der Sturm flog durch die Wolken hin.
Vom Rheine brauste laut Gestöhn,
Verödet lag ein Eiland drin;
Drauf stand ein Sarg auf dunkler Bahr,
Ein Mann davor im Mönchsgewand,
Mit dunklem Blick, mit grauem Haar,
Zur Leiche schauend unverwandt.

„So grüß' ich, Kaiser Heinrich, dich!
Von Palästina trieb mich's her;
Als deines Schicksals Kunde schlich,
Fand ich nicht Ruh auf Land und Meer.
Du allerunglückvollster Mann,
Den Jeder floh in wirrer Scheu,
In Reiches Acht, in Papstes Bann,
Im Tod liebt dich ein Fremder treu!

„Dein Herz war edel, mild und gut,
Es schlug voll kühner Thatenlust,
Als noch der Jugend frische Glut
Dir pochte durch die volle Brust.
Zwei Priester haben es verheert,
Die frech der Mutter dich geraubt;
Die Leidenschaft hat Adalbert,
Die Härte Hanno drein geschraubt.

„Als Jüngling waretst du umspürt
Von Wölfen rings im Lammgewand;
Die Schaar, die dich verhetzt, verführt,
Hob frech die Faust, die schlau dich band.
Sie machte dir das Weib verhaßt,
Das treu dir bis zum Tode blieb,
Sie hat mit dir geschwelgt, gepraßt,
Sie war's, die dich nach Sachsen trieb.

„Wohl warst du hart und rasch und wild,
Doch schlimm betrogen warst du auch;
Dein Herz blieb stets versöhnbar mild,
Bis Harzburg fiel in Schutt und Rauch.
Es brach der Feind dein Lieblingsschloß,
Der Ahnen Asche wühlt' er auf,
Da schlugest du ihm Mann und Roß
Voll Heldenzorn im Siegeslauf.

„Dann rief Gregor, der stolz die Macht
Der Staaten wie der Kirch' gewann,
Zu stehn vor seines Stuhles Pracht;
Dich traf der Große mit dem Bann.

Digitized by Google

Zwar sezteſt du ihn ab in Wuth,
Doch botſt du auch zuerſt die Hand;
Allein mit Bertha, ſonder Hut,
Zogſt du zur Sühn' in Feindes Land.

„Wohl hat dich da der Winter kalt
Auf eiſ'gen Alpenhöhn umfreist,
Doch kälter jenes Mann's Gewalt,
Der nie gewankt im ſtolzen Geiſt.
Du mußteſt vor Canoſſa's Schloß
Drei Tag' und Nächte büßend ſtehn,
Im Winterfroſt, verhöhnt vom Troß;
Er ließ dich kaum geſühnet gehn.

„Es ſtarb Gregor, doch wuchs ſein Zorn
Treu durch der ſpätern Päpſte Herz:
Sie öffneten des Aufruhrs Born,
Die Fürſten hoben ſchnöd ihr Erz.
Du ſtandſt in alter Kaiſerpracht
Und triebſt die Gegenkönige fort;
Es ſank die Rudolphs Pfaffenmacht,
Und Hermann hier, und Eckbert dort.

„Doch weh! die Söhne übten dann
Am eignen Vater Hochverrath;
Konrad hub in Italien an
Und ſtarb an früh mißlungner That.
Dein Heinrich ſelbſt, dein liebſter Sohn,
Er ſteckte Aufruhrsfahnen auf.
Du biſt, verrathner Greis, entflohn,
Durch Berg und Wald ging irr dein Lauf.

„So fraßeſt du den Vaterſchmerz,
Allein, geächtet und gebannt,
Bis dich der Sohn, das Eiſenherz,
Zu Ingelheim in Feſſeln band.
Er riß dir Kron' und Purpur ab,
Du ſtohſt und ſtarbſt in fremdem Land,
Sie gönnten dir kein ehrlich Grab,
Sie ſezten dich auf dieſen Strand.

„So grüß' ich Kaiſer Heinrich dich!
Von Paläſtina trieb mich's her;
Als deines Schickſals Kunde ſchlich,
Fand ich nicht Ruh' in Land und Meer.
Du allerunglückvollſter Mann,
Den Jeder floh in wirrer Scheu,
In Reiches Acht, in Papſtes Bann,
Im Tod liebt dich ein Fremder treu!"

Er ſprach's und hob den Leichenſang,
Die Pſalmen klangen Tag und Nacht,
Er ſang fünf lange Jahre lang,
Da ward gelöſet Bann und Acht.
Die Leiche fand zu Speir im Dom
Ein prächtig Kaiſergrab ſofort,
Oed' blieb das Eiland in dem Strom,
Der Mönch zog ungekannt von dort.

Bilder aus Savoyen.

(Fortſezung.)

Alterthümlich iſt noch ein architektoniſches Bruchſtück, das gewöhnlich der Dianentempel heißt und wahrſcheinlich auch eine religiöſe Beſtimmung gehabt hat. Zwar iſt es aus ſpäterer Zeit als Auguſtus, war aber wohl ein ſchönes Monument. Ueber dem alten Karnies iſt ein modernes Gebäude errichtet worden; der antike Bau beſteht aus ſehr großen, regelmäßig zugehauenen Quadern von feſtem Kalkſtein, die ohne allen Mörtel und ohne Klammern auf einander gelegt ſind, wie die Römer zu thun pflegten. Das Gebäude bis zum Karnies iſt neun Fuß hoch, übrigens fünf-und-vierzig Fuß lang und ſechs-und-zwanzig breit.

Ich bin durchaus nicht Millins Meinung, wonach Aix nur die Villa eines römiſchen Privatmanns geweſen ſeyn ſoll, wiewohl ich nicht glaube, daß es zur Römerzeit eine Stadt war, vielmehr ein anſehnlicher, wegen ſeiner Heilquellen wohlbekannter und beſuchter Ort. Für die bloße Villa eines Privatmanns ſind alle noch übrigen Reſte doch zu groß und bedeutend, und es iſt gar nicht glaublich, daß die, heilende Mineralquellen ſo hoch ſchäzenden Römer in ſo reizender Gegend nicht eine paſſende Niederlaſſung und eine den Kranken zugängliche Badeanſtalt gehabt haben ſollten.

Eine gute halbe Stunde öſtlich von Aix liegt der Berg Mouri, wo wahrſcheinlich die Mineralquellen entſpringen, die hernach bis Aix unter der Erde fortfließen und da endlich hervorbrechen. Wer Luſt hat, ihnen näher auf den Grund zu kommen, mag hinabſteigen in die dortigen Höhlen in der Nähe des Laboratoriums, wo ſie gekocht werden oder aus unbekannter Tiefe heraufſpendeln. Nur wenige ſtarke Männer haben einige Augenblicke die heißen Dünſte, die erſtickenden Schwefeldämpfe aushalten können, die da dem Eintretenden mit einer Hize von 37° R. entgegenqualmen.

Nach der Zerſtörung der römiſchen Thermen im dritten Jahrhundert wurden die Heilquellen nur von den nächſten Einwohnern benuzt. König Heinrich IV. von Frankreich ſoll ſich bei ſeinem Kriegsaufenthalt in Savoyen, beſonders vor Montmelian, häufig hier gebadet haben,

Digitized by Google

namentlich in der Piscine oder dem Bad zum Schwimmen, welches daher noch jetzt Bain-royal heißt. Die so wirksamen Douchebäder wurden gemeinschaftlich in einem Local administrirt, wo beide Geschlechter nur durch eine dünne Bretterwand von einander geschieden waren. Unbegreiflich ist's, daß man erst in ganz neuer Zeit aufmerksamer auf diesen Quellenschatz geworden ist, da 1551 die ganze Umgegend, und besonders Chambery furchtbar von der Pest verheert wurde und nur Aix frei davon blieb, weßhalb sich alle Behörden aus jener Stadt hieher retteten. Bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts dachte die Regierung nicht daran, etwas für die Gemeinnützigkeit der Heilquellen zu thun; denn erst 1775 begann der König Victor Amadeus III. den Bau des Batiment-royal, der aber erst zwölf Jahre später, 1781, in seiner jetzigen würdigen Gestalt vollendet ward. Damals wurden auch Bäume zu öffentlichen schattigen und geräumigen Spaziergängen gepflanzt, die neuangelegte schöne Straße von Aix bis an den See mit italienischen Pappeln besetzt, und sonst viele passende Einrichtungen getroffen. Jenes Batiment-royal in der obern Stadt, mit seinem jonischen Portal, seinem geräumigen und hohen Vestibul, seinen Sälen und vortrefflichen Badeanstalten u. s. w. hat etwas Imposantes und Würdiges, wenn es sich auch nicht mit den großen Kurhäusern in deutschen Bädern vergleichen läßt. Die Douchenanstalten sind aber hier vielleicht vorzüglicher als irgendwo, und zeigen bei rheumatischen und gichtischen Leiden, alten Wunden, Verhärtungen und Hautkrankheiten unwiderstehliche Heilkraft und den glücklichsten Erfolg.

Zwei Mineralquellen kommen hier zu Tage, eine Schwefelquelle und eine sogenannte alaunhaltige, deren Wärme beim Ausſprudeln zwischen 34 und 36° R. wechselt und die sich in ihrer Heilkraft ungefähr gleich sind. Außer dem Batiment-royal wird auch noch in den vom jetzigen König angelegten und nach ihm genannten albertinischen Bädern und in den Thermes Bertholet gebadet, wo besonders Arme und Militärs unentgeldlich Heilung finden. Auch für Pferde sind Douchen und Bäder da. Alles ist sehr billig und in der sogenannten Division des princes sind sogar die Douchen gratis.

Auch das übrige Leben in Aix ist nicht theuer und könnte bei der großen Wohlfeilheit der Lebensmittel in diesem gesegneten Landstriche noch bedeutend wohlfeiler seyn, wenn nicht überall eine unglaubliche Profusion von Speisen herrschte, die freilich mit der nationellen Gourmandise und Eßlust der Savoyarden in genauem Verhältniß steht. Mittagessen mit vier-und-zwanzig sehr gut zubereiteten Schüsseln, Frühstücke mit zwölf wiederholen sich täglich, so wenig sich dies auch diätetisch mit dem Baden verträgt. Es ist wahrhaft entsetzlich und beunruhigend, wenn man die savoyischen Damen essen sieht. Bei diesen überfließenden Frühstücken und Diners lassen sie zweimal des Tags keine Schüssel vorübergehen. Meine jungen Engländer, die doch guten brittischen Appetit hatten, schienen wahre Kinder neben diesen Eßheroinnen, zumal wenn es an die zahllosen Kuchen, Torten, Cremen, Confituren und andere Süßigkeiten ging, an denen die Landesküche überreich ist. Bemerkenswerth ist dabei noch die ernste, sachverständige und erschöpfende Analysis und Kritik der Damen über die guten und unguten Eigenschaften, über die gewöhnliche und die feine Bereitungsart jeder Schüssel, über das, was ihr fehlt und was sie zuviel hat, über das Warum? Wodurch? Womit? Wielange? u. s. w.

Es gibt in Aix Pensionen zu drei Franken und andere mit mehr Auswahl und Luxus zu fünf, sechs und acht Franken täglich für alles, Essen, Wohnung und Bett. Die Bedienung geschieht mit großer Aufmerksamkeit und Höflichkeit, wie denn überhaupt die savoyischen Dienstboten nächst den russischen wohl die besten sind, die man finden kann. Englische, süddeutsche und schweizerische Reinlichkeit muß man hingegen in Aix nicht suchen.

In geselliger Beziehung ist dieser Ort angenehmer als viele Bäder Europas, besonders die größern Deutschlands; denn Absonderungen, Demarkationen und Coterien sind hier nicht zu finden. Dies kommt wohl von dem Vorherrschen des französischen Gesellschaftsgeistes, den savoyische Gutmüthigkeit und Gastlichkeit noch verbessern. Für galante Rendezvous ist Aix mit seiner herrlichen Natur ein sehr anmuthiger, geeigneter Fleck; das natürliche, ungebundene Gesellschaftsleben, die Sitte, sich um Andere nichts zu kümmern, begünstigt diese Richtung noch mehr. An allen öffentlichen Orten, auf dem Casino, auf Bällen, Spaziergängen und beim Zusammentreffen auf See und Land ist social Annäherung gebräuchlich und sittlich. Wer sie kalt oder vornehm ablehnen, sich um Anderer Thun und Lassen bekümmern oder es besprechen wollte, würde bald gemieden werden und mit seiner ungeselligen Art an einem Ort allein stehen, wo Alles zu freundlicher Menschlichkeit einladet, Erde, Himmel und See, besonders aber der Zweck und das Ziel eines Heilorts.

Mich zog besonders Hautecombe und seine Königsgräber an, während Heury sehr bedauerte, daß während unseres hiesigen Aufenthaltes kein Casinoball seyn würde, wo man die junge fashionable Damenwelt sehen könne. Eigentlich war es ihm weit weniger um diese Welt zu thun, als um die Gelegenheit, ein schönes Mädchen wiederzusehen, die er bei dem malerischen Wassersturz hinter der Mühlenstraße zeichnend gefunden hatte, und von der er mir nichts zu sagen wußte, als daß Petrarchische:

Digitized by Google

Oimè il bel viso; oimè il soave sguardo;
Oimè il leggiadro portamento altero;
Oimè il parlar.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

— Schon Tacitus bemerkt, die Deutschen haben einen Widerwillen gegen die zweite Verehelichung des Weibes gehegt. Dies geht durch alle Jahrhunderte herauf, das ursprüngliche Vorurtheil wurde freilich später durch religiöse Skrupel befestigt, bei deren Unterhaltung die Geistlichkeit ihren Vortheil fand. So wird in einer Lübischen Ordnung streng verboten, die Wittwen auf ihrem hochzeitlichen Kirchgang zu verspotten oder ihnen eine Katzenmusik zu bringen. „De Wedewen by der Brutnacht nicht tho höhnen, noch en Graef mehe Scalmeyen vor de Döre tho make.“ — Das übereilte Wiederheirathen der Wittwen war vollends verabscheut und zog häufig sogar Ehrenstrafen nach sich. Nur Ein Beispiel aus dem ostfriesischen Landrecht: „Auch diejenigen mögen nicht Zeugen seyn, welche öffentlich am Pranger gestanden. — imgleichen Weiber, welche innerhalb Jahresfrist nach des vorigen Mannes Tode einen andern Mann genommen, und dergleichen, die im Gerichte für berüchtigte Personen gehalten werden.“

— Ursprünglich und in den ersten Zeiten mußte der Mann das Weib gleichsam kaufen, d. h. ihr einen Schatz zubringen. Erst gegen das zwölfte Jahrhundert wurde bei den Ehevertrügen der Brautschatz, den das Weib mitbrachte, die Hauptsache, und zwar Anfangs, wie es scheint, unabhängig vom eingeschlichenen römischen Recht. Eine der Hauptursachen war die Gründung der Städte und das Aufkommen des Handels. Viele Freigelassene und Landadelige waren seit Heinrich dem Finkler Gewerbleute geworden, welche durch Heirath Reichthümer suchten. Manche Väter, um ihre Töchter wohl anzubringen, gaben daher Brautschätze. Der Stadtadel vermischte sich allmählig mit dem bürgerlichen Stande, wobei denn der bürgerliche Theil diese Ehre mit Reichthümern erkaufen mußte. Auch die Kreuzzüge trugen viel dazu bei, daß die Bräute wohlfeiler wurden. Die Männer gingen zu Tausenden zu Grund, und es kam ein Zeitpunkt, wo unter sieben Jungfrauen kaum eine einen Mann bekommen konnte, wie der heilige Bernhard schreibt; das Heirathen kam daher nur an die reicheren. Fürsten und Herrn machten den Gebrauch der weiblichen Brautschätze bald gemeiner, vorzüglich durch ausländische Heirathen. Im Jahr 1062 hatte sich Markgraf Wilhelm von Thüringen eine reiche Braut aus Ungarn. Der Brautschatz, den Mathildis, Heinrichs II. von England Tochter, Herzog Heinrich dem Löwen 1168 zubrachte, war außerordentlich; jeder englische Ritter mußte dazu eine Mark unter dem Titel Prinzessinsteuer erlegen.

— Die Sitten und Rechte der Deutschen und Römer waren so verschieden, daß bei letzteren die Frauen nicht eins mal vor Gericht treten durften; bei ersteren dagegen findet man, daß noch im dreizehnten Jahrhundert Weiber zu Gericht saßen, ja selbst den Vorsitz führten. So sagt Irmengardis, Aebtissin von Herxheim in einer Urkunde von 1290, worin sie über die von ihr gehaltene Visitation berichtet: Judicio presidentibus nobis villicum de Oldendorpe foecimus Jequiri.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Wohlthätigkeit. Historische Forschungen.

Ich sprach oben von dem besseren Gehalte in dem Charakter des Berliners. Dieser tritt nie augenfälliger als bei großen Unglücksfällen heraus. Die Ueberschwemmungen der Oder im vorigen Jahre hatten bekanntlich, besonders in Berlin, so viel Opfer der Wohlthätigkeit hervorgerufen, daß man meinte, die Ueberschwemmten könnten eher von Glück als von Unglück reden. Dies hinderte nicht, daß sich bei den diesjährigen Ueberschwemmungen der preußischen Flüsse der mildthätige Sinn auf dieselbe Weise bewährt. Eine heftige Feuersbrunst verzehrte neulich an einem schönen Nachmittage den größern Theil des Dorfes Biesdorf in unserer Nähe. Die noch glimmende Asche, so nahe Nachbarn furchtbares Unglück sprach noch lebendiger zum Herzen. Die Beiträge flossen in kurzer Zeit dermaßen reichlich (ob auch in Geld weiß ich nicht), daß die Abgebrannten sammt und sonders doppelt und dreifach mit gekleidet sind, und auch, so heißt es, ihre Häuser, wenn sie wieder aufgerichtet, mit den geschenkten Geräthschaften besser als vorher möblirt können. Auch der fromme Sinn alter Zeiten, was milde Stiftungen anlangt, ist keineswegs erloschen. Die Vermächtnisse fallen alljährig noch immer sehr bedeutend aus, was das Publikum zum Theil kaum einmal erfährt. Daß die Beiträge zum Nicolaushospital sich ebenfalls vermehren, ist begreiflich; hier liegt der Zweck so nahe, und jeder Spendende mag an sich selbst oder seinen Nächsten denken. Erfreulicher ist, daß auch in unserer praktischen Welt mit ihren Nützlichkeitseinrichtungen noch viele Vermächtnisse für Gymnasien und Schulen und zu Stipendien für Studirende eingehen. Ließen sich nur einige, und zwar der reichsten, aus früheren Zeiten zeitgemäß renoviren, indem mehrere derselben, bei veränderten Zeitverhältnissen, dem Geiste der Stiftung ganz entgegen benutzt werden müssen, wenn man dem Buchstaben der Verordnung nachkommt. Dem würdigen Stifter der Potsdamer Waisenhäuser, für die er mit unermüdeter Thätigkeit noch immer sorgt, dem Regierungsrath von Türck, haben die Vorsteher derselben ihren Dank dadurch abgestattet, daß sie am Stiftungstage sein, von einem unserer besten Meister gemaltes Bild in Lebensgröße im Hauptsaale des Waisenhauses feierlich aufstellten. Noch immer aber erwarten wir bei so vielem Wohlthätigkeitssinn den zur That gewordenen Willen, unsere Gefängnisse und Strafanstalten aus Lehranstalten des Verbrechens in wirkliche Besserungsanstalten zu verwandeln.

Für die alte Geschichte Berlins erwacht ein immer größerer Eifer. Von der Gesellschaft für brandenburgische Geschichte und Alterthümer, die im vorigen Jahre ins Leben trat, werden zwar noch die Proben ihrer Wirksamkeit erwartet, von Einzelnen geschieht dagegen viel, um dunkle Punkte in unserer Vorzeit zu erhellen und wüste Stellen zu beleben. So erschien eben von dem Verfasser des merkwürdigen vaterländischen Romans: „Die Quitzow und ihre Zeit,“ Direktor August Kibbein, ein neues Werk über das Alter und die Entstehung der Städte Berlin und Cöln, in welchem mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit die Hypothese aufgestellt und vertheidigt wird, daß unsere Stadt viel älter sey, als die ersten Documente, die ihrer erwähnen, und bereits tief hinein in das Slaventhum in der Mark eine ansehnliche Stadt, Flußfestung und Stapelplatz des germanischen Handels im Wendenreiche gewesen seyn müsse.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 142.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 14. Juni 1839.

Ah! qu'une femme demoiselle est une étrange affaire! et que mon mariage est une leçon bien parlante!

Molière.
George Dandin.

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

Bei meinen bisherigen Bildern aus dem Leben unserer Landsleute in Rußland (Nr. 92—94. 107—110 dieser Blätter) habe ich einen besondern Stand im Auge gehabt. Wenn ich aber an ein paar Beispielen zeige, daß sein Glück machen und eine sogenannte gute Partie machen, leider sehr oft zweierlei ist, so wende ich mich an Alle, welche in jenem Lande Fortune suchen.

Eine Wittwe, die in jener echt russischen Behaglichkeit lebte, welche auf Wohlhabenheit deutet, schien es gar nicht ungern zu sehen, daß ein junger deutscher Schulmann sich der Nichte, welche sie erzogen, näherte. Sie begünstigte diese Annäherung möglichst, und ließ sich merken, daß sie, obgleich selbst noch in den besten Jahren, ihre Nichte als ihre einstige Erbin betrachte. Welche Aussicht für den mäßig besoldeten Schulmann! Bald führte er die junge Russin in seine bescheidene, nur spärlich möblirte Wohnung, und erwartete am ersten Ehemorgen mit Sehnsucht die ihr verheißene reiche Ausstattung nachkommen zu sehen. In der That wurden ein Hündchen, ein Kanarienvogel und einige Ballkleider von gefärbter Gaze gebracht. Dies, so wurde ihm jetzt bedeutet, sey das ganze Besitzthum seiner jungen Frau; alles Uebrige im Hause der Tante gehöre dieser und sey ihr unentbehrlich, da auch sie sich wieder verheirathen könnte. Dies geschah auch in Kurzem: die Tante hatte sich nur vorher auf gute Art von der Nichte losmachen wollen. Aber der Gatte einer jungen Russin des Mittelstandes bilde sich ja nicht ein, eine Hausfrau gefunden zu haben. Sie versteht weder zu kochen, noch einst ihre Kinder selbst zu pflegen. Dienerinnen jeder Art müssen ihr gehalten werden. Wohl aber versteht sie sich zu putzen und zu schmollen, wenn der Gemahl nicht für jede Jahreszeit ihr einen neuen Hut und Mantel anschafft, und sie recht oft in's Theater führt. Als eine Nachhülfe beim Artikel des Putzes können die häufigen Wochenbetten angesehen werden, indem die zu Gevatter Gebetenen verpflichtet sind, der Mutter ihres Pathen von Zeit zu Zeit schöne Stoffe zu Kleidern zu verehren.

Ein Wittwer, Professor auf einer Universität im innern Rußland, sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, sich nach einer zweiten Mutter für seine verwaisten Kinder umzusehen. Er wollte diese jedoch aus seiner eigenen Nation wählen; es sollte eine Deutsche seyn, und so werde hiemit ein Beispiel angeführt, welchen Mißgriff der Deutsche selbst unter denen thun kann, die er Landsleute nennen darf. Der Wittwer will nach Moskau, weil er dort größere Auswahl für seinen Bedarf zu treffen hofft, kommt aber nur bis zu einer am Wege dahin liegenden Gouvernementsstadt, als er schon findet, was er sucht. Eine der wenigen dort angesiedelten deutschen

Digitized by Google

Familien vernahm kaum den Wunsch des Heirathslustigen, als sie ihre Tochter, die sich noch in der Erziehungsanstalt befand, eiligst zurückberief. Freier aus der eigenen Landsmannschaft sind dort zu selten, als daß man sich nicht bemühen sollte, sie festzuhalten. Unser Professor ließ sich fangen. Nach wenigen Wochen brachte er seinen jungen Kindern eine noch sehr junge Mutter. Sein Söhnchen fand Gnade vor den Augen derselben; aber die Tochter mußte nothwendig auch in ein Institut gesendet werden. Gott bewahre! ein Mädchen, in der Eltern Hause aufgewachsen und nicht durch eine Abwesenheit von vier bis sechs Jahren denselben völlig entfremdet — wer würde auf ein solches Mädchen reflektiren? — Es geht in dieser Hinsicht das Vorurtheil und die Entfremdung oft so weit, daß, wenn die Erziehung vollendet ist, junge Mädchen oft gar nicht in das elterliche Haus zueückkehren wollen, oder den Schritt nur mit Grauen und Entsetzen thun. In jenen Erziehungshäusern, wo ein oder ein paar hundert junge Mädchen beisammen sind, für welche sehr gut bezahlt werden muß, ist eine Lebensweise eingeführt, welche die beschränkte eines Beamten oder kleinen Edelmanns überbietet. Die daran Gewöhnten mögen ungern in bürgerliche Verhältnisse zurücktreten. Nur die Aussicht auf eine Heirath, wo sie selbst Herrinnen zu werden hoffen, wie hier der Fall wae, kann sie zu dem Tausch bewegen.

Der arme Professor mußte schwer für seine übereilte Wahl büßen. Als er bei der Regierung verläumdet worden war und aus dem Lande gewiesen wurde, ließ er zwar vorerst seine Lebensgefährtin zurück, beredete aber mit derselben, daß sie seine bereits bedeutenden Besitzungen verkaufen und mit dem Erlös daraus so wie mit seiner Tochter ihm nachkommen solle. Sie kam auch in der That nach einiger Zeit, doch ohne das Eine noch die Andere mitzubringen. Das Vermögen ihres Mannes habe sie bei ihren Verwandten sicher gestellt, von der Tochter wisse sie nichts, da sie sich heimlich aus dem Institute entfernt habe. Die junge Frau schien sich nur umsehen zu wollen, wie es in Deutschland zugehe, und da das Leben einer Hausfrau daselbst für sie mit Unbequemlichkeiten verknüpft war, für welche sie sich zu vornehm und für zu wohl erzogen hielt, so zog sie bald wieder ab, um bequem von dem bei ihren Eltern unterbrachten Vermögen ihres Mannes zu leben. Welche Behörde hätte einen aus dem Lande Gewiesenen gegen ein solches Verfahren schützen mögen! — Der alternde, kranke, verlassene Mann mußte froh seyn, als nach langen vergeblichen Nachforschungen endlich seine verloren gegangene Tochter wieder aufgefunden wurde. Die Zahlungen für dieses ausgesetzte Kind hatten bald aufgehört; es mußte, da es seine Zeit gut angewendet hatte, sich selbst fortzuhelfen suchen, ging aus einer Hand in die andere, verirrte sich und fand den rechten Weg wieder. Auch seine Geschichte würde ein eigenes Kapitel füllen, wenn dies nicht theils zu weit führen würde, theils Ergebnisse solcher Art sich in allen Ländern gestalteten. Aber die obigen Andeutungen mögen dazu dienen, den Einwanderer oder den Unerfahrenen auf die mancherlei Netze aufmerksam zu machen, in denen sein Fuß sich verstricken kann.

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Noch am Abend wurde ein Schiff gedungen und am andern Morgen um fünf gingen wir zum Port de Puer hinunter. Land und See lagen in unendlicher Frische und in vollem, goldenen Frühlicht da, und die Morgenluft drang uns an's Herz. Mit uns war noch Monsieur Ch., ein artiger, junger Franzose, den wir in unserer Pension hatten kennen lernen. Drei Ruderer genügten uns, rüstige, freundliche Brüder aus dem Dorf Muort, wo die Aixquellen herkommen. Mir war es besonders angenehm, sie über ihr häusliches Leben und die Sitten ihrer Gegend ausfragen zu können. Während nun der Franzose meinen Engländern von der Pariser Oper, den Boulevards, der Eisenbahn nach St. Germain und dergleichen erzählte, und sie ihm dagegen viel von London, Glasgow und Liverpool zum Besten gaben, hörte ich gern dem jüngsten Schiffer zu, der erst ein-und-zwanzig Jahre alt und doch schon verheirathet war.

Sie wohnen alle drei mit ihren Eltern und Kindern in Einem Haus, und dies ging seit Jahren recht gut und soll, wie sie versichern, immer gut gehen. Wenn keine Fremde in Aix sind, leben sie Alle zusammen und treiben Acker- und Weinbau, Holzschlag und Kohlenbrennerei, Vorspann und Wagnerei. In der Fremdenzeit aber geben die drei jungen Männer an den See, um dem sehr einträglichen Fischfang und der Seefahrt obzuliegen; die im Dorf Zurückgebliebenen theilen sich dann in ihre Arbeit. Im September gehen die Brüder mit Freuden wieder nach Haus zu Weib und Kind. Sie fürchteten sehr, daß ihnen die Lyoner Dampfschiffe großen Abbruch an ihrem Gewerb auf dem See thun, auch die Fische auf den Grund jagen möchten, weil sie das Brausen der Räder scheuen. Ich suchte sie in beider Beziehung zu beruhigen.

Da Geburt, Ehe und Tod die drei großen Angeln sind, um die sich auch in Savoyen das Leben dreht, so sehe hier, was mir diese Leute davon, als in ihrem Lande üblich, erzählten.

Wenn ein Kind zur Taufe in die Kirche getragen wird, so geschieht dies nicht, wie in andern Ländern, auf den Armen, sondern in der Wiege. Diese ruht auf der

Digitized by Google

rechten Schulter, wenn es ein Knabe, auf der linken aber, wenn es ein Mädchen ist. In manchen Gegenden wird überdies das Geschlecht des Kindes noch auf andere Art angedeutet, nämlich durch eine Kokarde an der Wiege für einen Buben, und durch eine Bandschleife für ein Mädchen. Acht Tage nach der Taufe wird bei der Wöchnerin gastirt, wozu der Pathe, die Pathin, so wie Verwandte und Freunde eingeladen werden. Dies Mahl heißt Arbailles oder Comparoilles. Wenn die Wöchnerin das erste Mal wieder zur Kirche geht, so muß sie an der Kirchthüre verschleiert stehen bleiben und da warten, bis der Geistliche vom Altar kommt, ein Gebet zu ihr spricht, sie segnet und in die Kirche führt.

Der Heirath und Hochzeit gehen sonderbare und uralte Gebräuche voraus, die in mehreren Distrikten abweichen. Der Heirathslustige geht gegen Abend mit einem Freunde zu dem Mädchen, das ihm ansteht, macht da in verblümten Ausdrücken seinen Antrag und gibt dann genau acht, was mit dem immer brennenden Feuer auf dem Herd vorgenommen wird; denn ist sein Antrag willkommen, so wird das Feuer angeschürt und ein Stück Holz hinzugelegt; im andern Fall aber nimmt der Hausvater ein Stück Holz weg und stellt es aufrecht auf die Seite. In andern Gegenden herrscht ein anderer Gebrauch. Da darf sich der Heirathslustige dem Mädchen seiner Wahl nur bei Nacht zeigen, und sie muß ihn zuerst an ihrem Kammerfenster, dann unter der Thürschwelle und zulezt auf eine Art empfangen haben, die überall anderswo gefährlich wäre, hier zu Lande aber nie unangenehme Folgen gehabt hat. Wenn der Antrag des jungen Mannes angenommen worden ist, so muß er angekleidet und in allen Ehren eine Nacht neben dem Bette des Mädchens zubringen. Eltern, Verwandte und Bekannte, Freunde und Feinde geben auf Alles so genau acht, als es nur immer möglich ist, und wehe dem jungen Menschen, der in der Tugend nicht bestände; er bekäme in seiner Gegend keine Frau. Dies heißt Courir la trosse.

Ist die Hauptsache im Reinen, so ladet der junge Mann den Vater oder Vormund des Mädchens ein, mit ihm in die Schenke zu gehen, wo er ihn in Essen und Trinken frei hält. Nach dem Essen führt ihn der Papa in sein Haus, wo das Mädchen am Herd sizt. Der junge Mann gibt ihr ohne Weiteres Handgeld auf sein Eheversprechen. Am nächsten Sonnabend wird das Verlöbniß begangen. Den Tag vor der Hochzeit essen die Verwandten beider Familien beim Vater des Mädchens; sie selbst aber ist nicht dabei und erscheint auch nicht, bis sie von dem Liebhaber und seinen Begleitern in ihrem heimlichen Versteck gefunden und hervorgezogen worden ist. Je besser und sorgfältiger sich das Mädchen versteckt, und je mehr Mühe die Bursche haben, sie zu finden, desto ehrenvoller ist es. Man hat Beispiele, daß sich Mädchen in die Streu unter einer Kuh oder einem Pferd verkrochen. Diese Nachsuchung geschieht unter dem Klang der Dorfmusik. Ist endlich das Mädchen gefunden, so sezt man sich zu Tisch, ißt und trinkt herzhaft. — Nach der Trauung wird die junge Frau vom nächsten Verwandten des Bräutigams nach Hause geführt. Unter der Thürschwelle empfängt sie die Schwiegermutter freundlich und mit manchen symbolischen Zeichen; bald gibt sie ihr ein Brod, das die Schwiegertochter zerschneidet und an Arme vertheilt, bald einen Topf voll Fleischbrühe, an manchen Orten streut ihr die Schwiegermutter eine Handvoll Weizenkörner auf's Haupt, zum Zeichen des Ueberflusses und der Fruchtbarkeit. Es ist auch Sitte, daß an der Thüre des Hauses ein Besen quer über gelegt wird. Die junge Frau muß ihn ja aufheben, denn thäte sie es nicht, so wäre dies ein schlimmes Zeichen; in ihrem künftigen Haushalt würde weder Ordnung noch Reinlichkeit zu finden seyn. Endlich kommt ein Knabe, einen Rocken mit Werg tragend, als Sinnbild des Ueberflusses an Leinenzeug im Haus. Dies ist ein Hauptspaß für die jungen Bursche, denn sie schießen mit Pistolen nach dem Rocken und suchen ihn dadurch in Flammen zu setzen. Der Charivari bei der Verheirathung eines Wittwers oder einer Wittwe, ist auch hier noch sehr im Schwang, so sehr auch die Regierung dagegen eifert.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Mai.

Das Fest des heiligen Nepomuk. Literatur.

Wenn die Prager im Karneval für die Armuth weidlich getanzt, in den Fasten für die leidende Menschheit eine Menge Musik angehört, so folgt im Lenz eine gar andächtige Zeit. Schon der Festtag des heiligen Joseph wird feierlich in der Kirche und auf dem vor derselben sich ausbreitenden Jahrmarkte begangen, in der Charwoche besucht man die heiligen Gräber, an den Ostertagen Emaus u. s. w. und der Mai bringt die große Wallfahrt aus allen Gegenden Böhmens zum Grabe des Blutzeugen des Beichtsiegels, St. Johann von Nepomuk, mit sich. Die kalte und unfreundliche Witterung des heurigen Frühlings beeinträchtigte schon die Feier der Ostertage und war auch dem Johannesfeste nicht günstig. Im Ganzen war der Besuch des leztern zwar nicht ganz so spärlich, als im vorigen Jahre, wenn man aber diese fromme Feier mit frühern Jahren vergleicht, so scheint daraus hervorzugehen, daß die Landleute immer mehr inne werden, wer Lust und Beruf dazu in sich fühle, könne am Ende zu Hause eben so herzlich und brünstig beten als vor dem silbernen Grabmahl in der Prager Domkirche, wo die Gebeine des Heiligen in einem krystallnen Sarge ruhen, oder vor seinen metallenen und steinernen Bildsäulen auf der Brücke und dem Roßmarkte. Andererseits sind auch jene Hausherrn, welche das Bild oder die Statue des Schutzherrn aller katholischen Brücken in ihren Häusern besitzen, bei weitem nicht mehr so emsig beflissen, dieselben auszuschmücken, als in früherer Zeit. Sonst konnte man

Digitized by Google

zwischen dem 15ten und 23sten Mai Abends fast durch keine Straße gehen, wo nicht aus einem oder mehreren Häusern frommer Gesang erschallte, der uns zu den festlich verzierten, bekränzten und reich beleuchteten Abbildungen des Heiligen leitete. Alle waren mit Blumen und grünem Reisig geschmückt, und hie und da kleine Bühnen errichtet, auf welchen täglich andere Scenen aus seinem Leben theatralisch aufgestellt waren. — Jezt haben diese frommen Decorationen gerade in dem Maße abgenommen, als der Zufluß der Landsleute selbst sich verminderte, und da diese beiden Veränderungen im vollen Sinne des Wortes Hand in Hand gingen, so läßt sich kaum erörtern, welche derselben die Ursache, welche Wirkung sey, ob nämlich die Städter ihre frommen Conterfeis mit mindern Kosten verzieren, weil die Zahl der Besucher abnahm, oder leztere durch die mindere Festlichkeit der Ausschmückung auch weniger zu ihren Pilgerschaften angelockt werden.

Der Leipziger Meßkatalog ist dickleibiger, als man es bei dem gegenwärtigen Zustande der deutschen Literatur vermuthen sollte; freilich sind die bedeutenden Namen und Werke darin ziemlich dünn gesäet. Das Contingent der Prager Verlagshändler ist insbesondere dürftig ausgefallen, etwa dreißig Artikel, darunter die Hälfte so unbedeutend, daß es die Zeit verschwenden hieße, auch nur die Titel zu erwähnen. Von Jungmanns vortrefflichem „böhmischem Wörterbuch" ist bei Kronberger und Weber das erste Heft des fünften Bandes herausgekommen. Alle Freunde der böhmischen Sprache sehen mit Sehnsucht der Vollendung dieses Nationalwerkes entgegen. — Eine interessante botanische Arbeit sind die „Icones fungorum hucusque cognitorum" von A. C. J. Corda, der sich vorzüglich durch merkwürdige mikroskopische Beobachtungen in kurzer Zeit einen bedeutenden Ruf unter unsern Naturforschern erworben hat.

(Fortsezung folgt.)

Berlin, Mai.

(Schluß.)

G a n s.

In Eduard Gans, dessen Tod und Leichenfeier ich Ihnen nicht zu melden brauche, hat Berlin mehr verloren, als man glaubt. Was er seiner Wissenschaft gewesen, gehört nicht hieher; an andern Orten werden seine Freunde deren er eine noch größere Zahl als Feinde hatte, es gehörig würdigen. Gans war als Parteimann und Parteihaupt bei uns eine der seltensten Erscheinungen: lauter Eifer und Thätigkeit, eine Sache durchzusezen, getrennte Kräfte zusammen zu bringen, und die Resultate an's Licht zu stellen. Er reiste, warb, predigte, enthusiasmirte und arbeitete, bis er seinen Zweck erreicht. Nicht aus der Hegelschen Schule hervorgegangen, sondern erst später sich ihr anschließend, war es seine lebendige Kraft, welche sie zu einer so kompakten Masse constituirt hat, wie es noch keine philosophische Schule vorher gewesen. Er war es, der die Hegelschen wissenschaftlichen Jahrbücher eigentlich stiftete; seinem Eifer gelang es, die Hegelschen Werke als ein Ganzes wohlgeordnet zur Publikation zu bringen. Er schuf, alle Kräfte, die sich ihm darboten, wohl benutzend, die Taktik, welche so merkwürdige Wirkungen hervorbrachte, und der Schule einen kaum glaublichen Einfluß auf das Leben verschaffte; um so merkwürdiger, wenn man bedenkt, welche reactionären Kräfte im Staate, und gerade jezt, dieser wissenschaftlichen Richtung feindlich entgegen standen und andere Richtungen nach vorwärts vernichteten, während Hegels Doctrinen nicht allein unangefochten blieben, sondern selbst siegreich und herrschend sich geltend machten. Bedenkt man, welchen Einfluß Schleiermacher als Prediger, Universitätslehrer, als liebenswürdiger Mensch und großer Schriftsteller übte, welche ausgezeichnete Männer, bedeutende Talente, sich unter seinen Fahnen sammelten, und wie doch seine Schule, als Ganzes, wenig auf's öffentliche Leben wirkte, wie die Glieder nach seinem Tode zersplitterten und kaum eine mangelhafte Gesammtausgabe seiner Werke zu Stande kam, so muß man allen Respekt vor der industriellen Taktik und rührigen Einigkeit empfinden, wodurch allein die Hegelianer das Feld behaupteten. Dies war Gans Werk. Er vertheilte die Rollen, er wußte Jeden zu brauchen, auch den Kleinsten und Schwächsten, er stellte die Posten aus, er dirigirte die Belagerungen und Schlachten, er knüpfte Verbindungen und schloß Bündnisse nach oben und unten, er trieb die Socii in's Feld, wo die Römer sich nicht gewachsen hielten, er stieß in die Siegestrompete, wenn der Kampf noch schwankte, und ließ Tedeum singen, wenn der Feind noch nicht wußte, daß er geschlagen war. Einschüchterung ist in jedem Kriege eine erlaubte Waffe. Dies Foiseurtalent schlage man nicht so gering im Werth an. Daß es den Deutschen mangelt, daß sie, zumal ihre Gelehrten in vornehmer Lethargie die Achseln zucken und, sich in bequemer Ruhe wiegend, die Sachen abwarten mit der süßen Ueberzeugung, das Gute müsse doch siegen, ist es, was uns an praktischer Wirksamkeit unserer Ideen so weit hinter unsern Nachbarn zurückstehen läßt. Hier, ein fast einziger Fall, zeigte ein Deutscher das französische Talent, alle Mittel für seine Sache zu benutzen; mit vollen Segeln trieb er das Schiff durch Strudel und Wirbel. Wer die Sache selbst nicht liebt, muß doch den Feuereifer anerkennen; und man könnte ihn selbst lieben, ohne darum die Sache zu lieben, wenn man das vornehme Naserümpfen der Gegner damit vergleicht, wodurch doch in der Welt nichts bewirkt wird, als daß man sich vor sich selbst vornehm erscheint. Es ist eine andere Frage, auf wie lange ein durch strategische Künste errungener Sieg dauert, aber jeder Sieg ist für die Zeit von unberechenbarer Wichtigkeit. Es ist schon ein guter Feldherr, der eine Schlacht gewinnt, und der geschickteste Staatsmann kann die Kriege nicht auf Jahre hinaus lenken. — Höchst verwundert konnten dagegen Viele seyn, in der Leichenrede Marheinecke's am Grabe seines Freundes die Anschuldigung zu hören, daß Neid und Mißgunst ihn verfolgt, daß sie ihm wenigstens im Grabe Ruhe lassen werden. Wenn Todte lachen könnten, möchte es wohl der Selige da gethan haben. Gans war nicht der Mann, um sich verfolgen zu lassen; er war ein unermüdlicher Verfolger, und das hat ihm Niemand verdacht, der jugendliche Kraft zu achten weiß. Er sah sich wenig vor, wenn er stieß und schlug; dafür mußte er natürlich auch Stöße ertragen; kaum daß sie je den seinigen an Wucht gleichkamen. Man schätze an ihm, was an ihm zu schätzen ist, mache ihn aber nicht zum Heiligen und Märtyrer. Es ist das seine liebenswürdige Seite, daß er trotz des vollkommenen Parteimanns und Parteiführers der umgänglichste Mann von der Welt war. Seine Lebenslust und Gutmüthigkeit ließ überall Brücken bauen, und wie erbitterte Feinde der nie verzagte Kämpfer und Stürmer auch unter seinen wissenschaftlichen Gegnern zählte, er hatte doch auch Freunde unter ihnen, welche eben seiner frischen, vollen, ungebändigten und unbesonnenen Kraft vieles zu gut hielten. Ein origineller öffentlicher Charakter geht mit ihm zu Grabe, wie Berlin der Art keinen zweiten hat. Er wird wohl an unserer Universität, in unserm öffentlichen Leben aber nicht zu ersetzen seyn.

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 143.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 15. Juni 1839.

What says Quinapulus? Better a witty fool, than a foolish wit.

Shakespeare.
What you will.

Literariſche Grillen.

Schalksnarren.

Adelung, wenn er das Wort Schalksnarr erklärt, zieht den modernen Begriff der Schalkheit herbei und definirt den Schalksnarren als „Narren aus liſtigem Vorſatz.“ Es verhält ſich aber wohl gerade umgekehrt, und unſer Schalk iſt ein Ueberbleibſel des alten Schalksnarren. Schalk bedeutet „Knecht,“ und ſomit Schalksnarr einen Luſtigmacher im Dienſt, fou en titre d'office, wie es in Frankreich hieß, zum Unterſchied von den Narren auf eigene Fauſt.

Wenn einer ſagt, das Geſchlecht der Schalksnarren, Hofnarren, Hofpoeten u. dergl. ſey heutzutage ausgeſtorben, ſo ſpricht er eine Thatſache aus, die ihm Niemand beſtreitet, wenn es auf den buchſtäblichen Sinn der Worte ankommt. Ja, geiſtige Genüſſe gehören nicht mehr zum obligaten Luxus der höchſten Perſonen, und es gibt keine mit den Hausfarben drapirten Spaßmaſchinen mehr, welche man nach Gefallen aufzieht oder wie Leidner Flaſchen ladet, um aus ihnen die prikelnden und ſtechenden Geiſtesfunken zu ziehen. Man hat jezt an den Höfen Gelegenheit, die Wahrheit anders woher als aus dem ungewaſchenen Munde eines Claus Narren zu vernehmen; das kalte, proſaiſche Geſicht der Wirklichkeit, das in alle Verhältniſſe hereinblickt, verſcheucht die luſtigen Geſpenſter des Witzes und der Phantaſie, und ſeit es der Lauf des Jahrhunderts mit ſich brachte, daß man die Poeſie aus dem Hofſtaat entließ, unterhält man Hoftheater.

Wenn in frühern Zeiten die Fürſten und Herrn Narren, kurzweilige Räthe, Kammerzwerge u. dergl. mit ſchwerem Geld erkauften und ſich an den grotesken Geſten der einen und der parodirenden Unverſchämtheit der andern ergötzen, ſo wandelten ſie auch hierin auf den Höhen der jedesmaligen Menſchheit und genoſſen des Privilegiums, vor allem Volk ſich am prächtigſten zu erluſtigen. Aber mit der fortſchreitenden Kultur erhielt auch der Geiſtesgenuß eine andere Richtung und ein anderes Ziel. Die geiſtige Entwicklung drang den Großen den Geſchmack an Wiſſenſchaften, an ſchönen Künſten, beſonders an der ſchönen Literatur der Franzoſen als Mode auf, und aus Sereniſſimus, der ſich bei den Poſſen ſeines Pikelhärings den Bauch hielt, wurde Auguſtus und Mäcen, der hochherzige Gönner und Beſchützer großer und ſchöner Geiſter. An manchen Höfen ging die Narrheit, bevor ſie Abſchied nahm, noch eine Weile neben der neuen Puppe, der Literatur, her; ſo ſtiftete Friedrich I., König von Preußen, ſeiner geiſtreichen Gemahlin zu lieb eine Akademie der Wiſſenſchaften, und zu ſeinem höchſteigenen Privatvergnügen hielt er Hofnarren. Aber in der Hofluft, welche am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts von Verſailles

Digitized by Google

her alle deutschen Fürstensitze einhüllte, mußte der pfiffig albern grinsende, zutäppische, gerade herausplatzende, jeden Schleier plump abeeißende Spaß nothwendig bald ersticken; denn sein Lebenselement war ihm abgesperrt, jene bequeme Sicherheit, jene patriarchalische Weidlichkeit der Fürsten, womit sie frank und frei in der Fluth gemeiner Menschheit untertauchten, welche im naiven Glauben des Zeitalters kein Atom des heiligen Salböls und der unveräußerlichen Würde abwusch. Durch die eindringende Etikette isolirte sich der Fürst auf einem unnahbaren Fußgestelle, Anstand und feine Lebensart wurden mit der wachsenden Aufklärung die Superstition der höchsten Stände, und je feiner sich das Netz conventioneller Lügen wob, desto „chokanter" und am Ende ganz unerträglich war der plumpe Griff, mit dem der schaale Lustigmacher das feine Gespinnst zerriß.

Ging aber deßhalb der Hofnarr unter, weil man ihn so, wie er wae, aus dem Dienste jagte? Keineswegs, er gehört zu den unsterblichen Figuren, die sich durch alle Geschichte, unter allen Graden der Kultur, vom Adeethum bis auf den heutigen Tag durchschmiegen. Auf die Ansprüche, welche der jedesmalige Geschmack an sie macht, und auf die Art, wie er sie äußerlich ausstaffirt, kommt nichts an; der Kern, der Geist ist derselbe. — Als französische Kultur und Galanterie unter den Großen das Institut der offiziell so genannten Narren zur Barbarei gemacht hatte, da schied die Seele von der morschen Hülle des armen deutschen „Witzel" und fuhr, veredelt und verfeinert, in den französischen Belesprit, der fortan an deutschen Höfen der bestellte Träger der geistigen Ergötzungen wurde. Das von Paris verschriebene schöngeistige und philosophische Subjekt dachte freilich selbst am wenigsten daran, daß seine Perrücke im Grunde nur eine neue, im Geist der Zeit revidirte Auflage der alten Schellenkappe war. Bei aller Verschiedenheit in der äußeen Stellung und in den Ansprüchen blieben die Grundzüge dieselben: die übernommene Verpflichtung, auf jede Frage eine Antwort, bei jedem Ereigniß eine Bemerkung zu haben, die einem Witz gleichsah, und sodann die vertrauliche Kriecherei und die servile Unverschämtheit dem Heren gegenüber. Der Narr, indem er mit seinen rohen Scherzen Alles unter das gemeine Niveau herabzog, versah beim Großmächtigen und Unüberwindlichen den Dienst des Sklaven, der, hinter dem römischen Triumphator stehend, diesem zurufen mußte: „Gedenke, daß du ein Mensch bist!" Der homme à esprit sagte im Grund dasselbe, wenn er seinen Beschützer versicheete, wie groß er, der deutsche Fürst, sey, über dessen Person und ganze Umgebung sich ein charme tout français ausgieße, und wie geistreich der hohe Mäcen sey, der französische Verse komponire, welche nur etwas gewaschen weeden müßten, um als saubere Wäsche im Magazin des Mercure de France niedergelegt zu werden. Der Hauptunterschied bestand nur darin, daß der Narr, wenn er zu derb wurde, eine Maulschelle davontrug, während man bei der suffisanten Impertinenz seines verfeinerten Nachfolgees eine prise de contenance nahm.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Wenn Jemand dem Tode nahe ist, so ruft man einen Couseur oder eine Couseuse herbei, je nach dem Geschlecht des Sterbenden. Diese aemen Leute bekommen der Todten Kleider zum Lohn. Sie bleiben allein am Bett des Sterbenden, mit einer Todtenlampe, Weihwasser, einem Sterbetuch und andern Attributen des Grabes. Der Conseur odee die Cousense sind aber häufig durch lange Gewohnheit abgehärtete, unwissende oder ungeduldige Leute und beginnen ihee Auskleide- und Waschoperationen mit dem Sterbenden, noch ehe er todt ist, was schon manchmal scheeckliche Folgen gehabt hat. Die zwei nächsten Verwandten des Verstoebenen machen sein Geab; vier Andere tragen ihn zur Beerdigung, der Verwandte und Feeunde beiwohnen. Wenn Alles voeüber ist, wird ein Mahl gehalten, wo tüchtig auf das Andenken des Begrabenen nnd auf die Gesundheit deeen getrunken wird, qui ont fait la terre. Ein ganzes Jahr lang muß die Familie des Verstorbenen jeden Sonntag ein vierpfundiges Brod und manchmal auch eine Flasche Wein auf das Grab setzen, was dann die Armen bekommen. In der Provinz Maurienne herrscht der sonderbare Gebrauch, daß man eine vor Hunger meckernde Ziege hinter dem Sarg hergehen läßt und sie dann dem Pfareer übeeläßt.

Das Landesidiom ist ein angenehmes und bilderreiches Patois, dem man aber keinen bestimmten Sprachcharakter anweisen kann. Die Ausspeache ist sehe verschieden, nicht allein in benachbarten Bezirken, sondern auch in nahen Dörfern. Wer aber dies Patois überhaupt recht inne hat, versteht es übeeall, ungeachtet seiner Verschiedenheiten in der Aussprache. In der Maurienne ist dies Idiom am meisten gemischt mit Worten, die ehemals französisch und italienisch waren, jezt aber nicht mehr in diesen Sprachen vorkommen; die Aussprache ist daselbst schnell und aspirirt. Das Patois um Moutiers herum hat fast lauter lateinische und italienische Endungen. Um Annecy ist das Patois sehr verschieden von dem um Moutiers und Maurienne. In der Gegend von Chambery wird eines gesprochen, das wegen der Nähe der Grenze viel

Digitized by Google

Aehnlichkeit mit dem Franzöſiſchen hat, jedoch iſt noch viel mehr Lateiniſches darin zu finden. In dieſem Bezirk ſprechen die Leute am langſamſten. Wegen der alten und langen Verbindung des Waadlands mit Savoyen wird in dieſem überſeeiſchen Schweizerkanton ein Patois geſprochen, das mit dem ſavoyiſchen große Aehnlichkeit hat und von den Einwohnern beider Länder verſtanden wird. Hier nur noch einige Beiſpiele: Ma fellie, meine Tochter; paré, Vater; avo, Oheim; ara, pflügen; lo bon, der Ochs; la pra, die Wieſe; phasous, Bohnen; l'onda, das Waſſer; l'ouillo, das Oel; traz, der Balken; le mantel, der Mantel; l'oura, die Luft, der Wind; la vestie, das Kleid.

All unſer Reden und Hören bei der Ueberfahrt hinderte uns nicht, die immer zunehmende Anmuth des Sees zu bemerken, je mehr wir vom öſtlichen Ufer weg nach ſeiner Mitte kamen. Da verlohnt ſich's der Mühe, daß man einen Augenblick die Ruder ruhen läßt und das reizende Land rings um die liebliche Fluth betrachtet. Im Oſten, wo wir herkamen, beherrſcht der Azi über Aix die ganze Gegend und deren niedere Berge; im Süden ſteht die Dent de Nivolet und im Norden die Chambotte mit den Felſen von Merian und St. Germain und den Ruinen von Châtillon. Jene Felſen bilden an der Oſtküſte die bedeutenden Maſſen, nach denen ſich hinauf und hinunter eine Menge ſchöngezeichneter Höhen und Hügel mit Dörfern und Landhäuſern hinziehen. Ganz anders geſtaltet ſich das jenſeitige Weſtufer, denn da ſteht der lange Mont du Chat mit ſeiner Kuppe, der Dent du Chat, rauh und felſig ſteil in den See abfallend. Es iſt eine ernſte, einförmige Bergnatur, und ſtünde an ihrem Fuße nicht die herrliche Abtei Hautecombe, die ſich auf dunklem Waldgrund mit ihrem ſchönen Thurm über den Seewellen auf Felſenbollwerk malt, ſo wäre jene Seite arm und einförmig, denn das alte Schloß von Bordeau will nicht viel ſagen. Das Ganze aber iſt mit ſeinem Doppelgeſicht ſehr anmuthig, und das Ernſte und Strenge des Weſtens ſtimmt ſelbſt paſſend zu der königlichen Nekropolis, die hier ſeit ſieben Jahrhunderten ſteht, und über die furchtbare Völkerſtürme weggegangen ſind.

Auch auf dem Grunde des kleinen See's zeigen ſich die Spuren furchtbarer Zerſtörung. Wir ſahen unten in der Richtung des Chatberges hohe Felſengrate weglaufen, die eingeſunken ſeyn mögen, als 1249 durch eine große Naturrevolution ein großer Theil des Greniers einſtürzte und bei Myans eine Stadt mit vielen Dörfern verſchüttete. Alte Sagen berichten auch, der jetzt faſt zwei Stunden von Chambery entfernte See habe ſich ehemals bis dahin erſtreckt, was durch den Umſtand beſtätiget wird, daß das alte Chambery auf Pfählen gebaut und das ganze Becken ſo reich an Waſſer iſt, daß man überall bei drei Fuß Tiefe auf Quellen ſtößt. Jenes furchtbare Naturereigniß in Folge eines Erdbebens hängt wahrſcheinlich mit dem Zurücktreten des See's nach Nordweſten zuſammen, der früher wohl nur eine Ausbreitung der viel höher fließenden Rhone über die Ebene von Chautagne, über das Gebiet von Aix, Bourget bis Chambery hin war. Nicht weit von der Stelle, wo ſich jetzt der See durch den Kanal Savière in die Rhone mündet, liegt auf der franzöſiſchen Seite das Dorf Culer, bei dem wohl fünfzig Fuß hoch über dem jetzigen Rhonebett ein alter, ſtarker Eiſenring in den Felſen getrieben iſt. Die Einwohner ſagen, er komme von der Sündfluth her, andere weiſen ihm nur Julius Cäſars Zeitalter an. Aehnliches findet ſich in allen Ländern, die große Erd- und Waſſerrevolutionen erlitten haben. Gewiß iſt, daß damals die Rhone viel höher ging als jetzt.

Zur Ueberfahrt nach Hautecombe hatten wir anderthalb Stunden gebraucht und ſtiegen nun in dem kleinen Hafen aus, der gar anmuthig zwiſchen Bäumen und Gebüſch für größere und kleinere Kähne angelegt iſt. Ein Baumgang von herrlichen Kaſtanien führt aufwärts zur Abtei, die auf einem hohen Felſenbollwerke über dem See ſteht und über der ſich gleich der Chatberg mit einer Terraſſe für die Mönche und weiter hinauf ſchöne Waldung erhebt. Zuerſt zeigt ſich das mächtige Viereck des Kloſters und dann die neue, eben erſt vollendete Façade der Kirche, die leider nicht dem See, ſondern, um den Hochaltar gegen Oſten zu ſtellen, weſtlich in großer Enge dem Berg zugewendet iſt, den man bis zur Terraſſe hinanſteigen muß, um die Façade recht überſehen zu können.

(Fortſetzung folgt.)

Aus der Sittengeſchichte der Deutſchen.

Jagd.

— In den alten alemanniſchen, ſaliſchen, bayriſchen und andern Geſetzen kommen ſo mancherlei Hunde vor, daß man daraus ſicher auf die damalige Kenntniß der Jagd und die Ausdehnung des Weidwerks ſchließen kann. — Canis segusius, segugius, seucis ſcheint der allgemeine Ausdruck für den Spürhund geweſen zu ſeyn, der wieder in mehrere Arten zerfiel. Man leitet das Wort von „seuken, ſuchen" ab, das ja noch jetzt der offizielle Jagdausdruck iſt. Manche Franzoſen dagegen laſſen dieſe Hunde und ihren Namen urſprünglich aus der Provinz Seguſin kommen. — Ferner kommen vor der veltraun oder wint, der Windhund; der hapichhunt oder habuchhunt; der biberhunt, „qui sub terra venatur," der Dachs- oder Otterhund; der triphunt, Treibshund; der spurihunt, Spürhund; der bracco, die Brake; der horawarth, der Hofhund.

— Von den deutſchen Völkerſchaften ward im ſechsten und den folgenden Jahrhunderten die Jagd ſchon ſehr weit und kunſtreich getrieben. Sie hatten eine Erd-, Luft- und Waſſerjagd. Das hohe Wild ward mittelſt gezähmter Hirſche gejagt, welche dazu abgerichtet wurden, daß ſie in den Wald

Digitized by Google

gingen und wieder heimkamen. Diese zahmen Hirsche lockten die wilden entweder in Netze oder verschafften dem Jäger Gelegenheit, an sie zu kommen. Sie trugen ein Zeichen am Hals, meistens wohl eine Schelle. — Dies deutet auf einen merkwürdigen Zug. Nach den Begriffen des sonst so mannhaften und rasche Bewegung liebenden alten Deutschen war es nicht ritterlich, das Wild zu hetzen, und die Parforces jagd kam erst aus Frankreich zu uns. Noch im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert wurde die eigentlich deutsche Jagd mit Netz und Garn und Umzingelung der Wälder betrieben.

— Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts scheinen Bären in deutschen Wäldern schon sehr selten gewesen zu seyn. So schreibt Pfalzgraf Philipp an den römischen König Maximilian I. 1492: „daß er mit seiner Gemahel im Schweyniger Hart dem Birschen nachgeritten und von Ungefichten (ungefähr) daselbst im linchen Wald an eine große Berin mit vier Jungen kommen u. s. w. Daß Er. Maj. achten möchte, wie groß die Berin gewesen, solcher er eine Hand und einen Fuß derselben." — Freilich könnte dies auch ein Wildschwein gewesen seyn, das häufig unter dem Namen „Ber, Beer" vorkommt, wie noch jetzt im Englischen boar der Eber, boar der Bär heißt. Hätte aber wohl Pfalzgraf Philipp von der „Hand" eines Wildschweins geschrieben?

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Mai.

(Fortsetzung.)

Literatur. Theater.

Die Gebrüder Haase, welche heuer die größte Zahl von Verlagsartikeln (breizehn) haben, brachten darunter mehrere Volks- und gewerbswirthschaftliche Bücher: „Das Belehrungs- und Unterhaltungsblatt für den Landmann" — „Hesters Jahrbuch für Fabrikanten und Gewerbsleute u. s. w." eine Legende der Heiligen unter dem Titel: „Das Christenjahr" mit 49 Steindrücken, eine böhmische Uebersetzung des „Himmelsschlüssels" von Jaworinchy und andere religiöse, naturhistorische und medizinische, mathematische u. s. w. Werke. — Von unsern Zeitschriften ist der „Novellist" schon wieder eingegangen, „Ost und West," das, so wackere Aufsätze es mitunter bringt, doch zu wenig Theilnahme findet, um sich dauernd zu erhalten, erscheint im Messkatalog (als Verlag eines Buchdruckers) nur unter Fr. Fleischers Firma; die Calvische Buchhandlung bringt den 25sten Jahrgang der vortrefflichen „Oekonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen" und die Gebrüder Haase das „Panorama des Universums," das sich fast ganz der Ethnographie und Topographie geweiht hat, und die belletristische „Bohemia." — Unter den Fortsetzungen größerer Werke ist am erfreulichsten Sommers „Lehrbuch der Erd- und Staatenkunde zweiten Bandes dritte Abtheilung" (das Kaiserthum Oesterreich), worin dieser wackere Geograph seinen Fleiß und seine Sorgfalt wieder recht zweckmäßig an den Tag legt. Von seiner „böhmischen Topographie" brachte diese Messe keinen neuen Kreis. — Doch erscheinen, zumal im Gebiete der czechischen Literatur, viele Werke, die gar nicht in den Messkatalog, daher auch nur halb in den Buchhandel kommen; das erste derselben ist die „böhmische Zeitschrift des Nationalmuseums," die unstreitig zu den ausgezeichnetsten Erscheinungen unseres Landes gezählt werden muß, und unter ihrem neuen Redakteur Safarik nicht minder blüht und gedeiht, als unter Palacky's Leitung. Die Stützsäulen dieser Zeitschrift sind Ammerling, Czelakowsky, Purkinie, Maly u. a. Der letzgenannte Literator setzt seine böhmische Unterhaltungsbibliothek fleißig fort, und lieferte in zwölf Bändchen originelle „böhmische Sagen und Mährchen," während die frühern Lieferungen meist nur Uebersetzungen aus dem Deutschen, Französischen, Englischen, Russischen u. s. w. enthielten. — Das Schiefal des böhmischen Almanachs; „Wesna" dürfte nun in gewisser Hinsicht tragisch nennen; er hat wenigstens das mit der Tragödie der letzten Jahrzehnde gemein, daß sein erster Jahrgang der beste war, die folgenden rückwärts gehen, wozu besonders im heurigen Jahre ein großer Schritt geschehen. Der Almanach bringt ein paar Lithographien, das Porträt des verstorbenen Fürsten Kinsky, eines großen Beschützers der böhmischen Literatur, nebst dessen Biographie, und einen Moment aus Tils Erzählung, „Rosine Ruthard," welche beinahe zwei Drittheile des Almanachs füllt.

In Böhmen fanden 1838 150,850 Geburten und (mit Einschluß der Todtgebornen) 103,119 Todesfälle statt. Die Bevölkerung hat sich also im Laufe dieses Jahres wieder um 52,411 Individuen vermehrt. — In Böhmen wurden im Jahre 1838 342 gemischte Ehen geschlossen, 29 in Prag und 415 auf dem Lande.

Zur Feier des Vorabends des kaiserlichen Geburtstages hatte unsere Bühne seine glückliche Wahl getroffen, nämlich: „Clemence Isaure," dramatisches Gedicht in fünf Akten von Panasch. Ein dürftiger Balladenstoff, mit falscher Poesie und mühsamen Versen aufgeputzt, und es schien, weder das Drama noch der festliche Abend sey im Stande gewesen, die Schauspieler zu begeistern, welche das Einzige thaten, das Stück mit dieser ersten Aufführung auch für immer vom Repertoire los zu werden. — Anders Oper: „l'Ambassadrice" sahen wir unter dem Titel: „Die Prima Donna," frei nach dem Französischen des Scribe und Saint Georges, zur beibehaltenen Musik von Auber, von Freiherrn von Lichtenstein, dem Gott verzeihen möge, was er an dieser Bearbeitung verschuldet haben mag. Was Scribe in vielen seiner Werke, die so zahlios sind als der Sand am Meer, gegen Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, die Consequenz und den Anstand gesündigt hat, um eben einen momentanen Effekt hervorzubringen, haben ihm die deutschen Uebersetzer, freien Bearbeiter und Censuren von jeher reichlich zu vergelten gesucht, und man hat aus seiner „Camaraderie" den Kern, aus „Robert le diable" das bischen Verstand und Wahrscheinlichkeit herausgeschnitten, seine Redtiffin im „Domino noir" ist in eine Pensionsdrin, sein Gustav III. im „Bal masqué" in einen Herzogsstatthalter verwandelt, und es gab sogar eine Zeit bei uns, wo der Masaniello in der „Muette de Portici" nur ein „Lenardo" seyn durfte; doch hat die Bearbeitung der „Ambassadrice" in dieser Hinsicht Alles überboten, was wir bisher gesehen hatten. Der Gesandte ist hier ein fürstlicher Commissionsrath geworden, und Sie können denken, wie komisch es klingt, wenn man den Commissionsrath gnädiger Herr und Euer Gnaden nennt, und die Prima Donna sich so kindisch darüber freut, seinen „Rang" und seine „Macht" zu theilen. Es wäre auf jeden Fall besser, eine Oper — zumal eine französische, in welcher der Stoff keine so untergeordnete Rolle spielt, wie in der italienischen Opern muß! — gar nicht, als dermaßen verunstaltet zu geben.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 144.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 17. Juni 1839.

Neig' aus deines Vaters Halle,
Felsentochter, mir dein Ohr,
Und im Silberschleier walle,
Reine Nymphe, wall' hervor!

Bürger.

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Als wir ankamen, war es noch früh. Der in einem kleinen Haus bei der Terrasse abgesondert vom Kloster wohnende Concierge lag mit den Seinigen noch im Bette, und rief uns durch's Fenster, wo wir ihn anredeten, zu, wir möchten einstweilen zur fontaine intermittente gehen, indessen werde er aufstehen, sich ankleiden und frühstücken, dann sey er zu unsern Diensten. Dies Alles gab uns gleich den rechten Begriff von dem Concierge einer königlichen Abtei. Wir gingen also zur Wunderquelle hinauf, wo in der anmuthigen Waldung herrliche Durchsichten wechselten auf den See, das jenseitige Ufer und die Abtei. Einer unserer Schiffer führte uns, versicherte aber wiederholt, wir könnten von Glück sagen, wenn wir die Quelle laufen sähen. Davor war mir nicht bange, denn Glück habe ich immer auf meinen Reisen und Lustfahrten gehabt. Nach einer Viertelstunde hörten wir auch einen gurgelnden Laut und der Fischer sagte schnell: la voici qui arrive. Als wir nun auf dem schönen Baumplatz der Quelle ankamen, wo sie zwischen mit Epheu und Moos umsponnenen Felsblöcken herausfließt, war sie schon in vollem Laufe und füllte das Wasserbecken ganz. Bald aber nahm sie wieder ab, versiegte sichtlich und verstummte gleich darauf ganz. Nun hatten wir sie wohl fließen und ausbleiben sehen; wird sie aber wieder kommen? Dies ist die Frage, die Niemand beantworten kann, selbst nicht die Leute des Klosters, denn sie ist voller Ungleichheiten und Launen. Einen Tag kommt sie regelmäßig alle zehn Minuten, den folgenden aber braucht sie zwanzig oder mehr, ein anderes Mal kommt sie mehrere Tage gar nicht wieder, oder fließt einmal Stundenlang ohne Unterbrechung. Während uns dies der Schiffer halblaut erzählte, hielt ich meine Uhr in der Hand, und kaum war die zehnte Minute vorüber, so hörten wir jenen Gurgellaut wieder im Innern des Felsens, und gleich darauf kam sie schwach hervor, bald stärker und immer stärker. So lief sie sieben Minuten lang, versiegte dann wieder und ward still. Diese liebliche Erscheinung, unter den herrlichen, dunkelnden Baumkuppeln und Domen, zwischen malerischen Felsen, zog uns so an, daß wir die freundlich gestimmte Najade dreimal kommen und gehen sahen und sie am Ende sehr ungern verließen, nicht ohne Dank für ihre Gewogenheit. Dafür hörten wir sie noch einmal plaudernd kommen, als wir schon ziemlich weit hinunter gegangen waren. Es fiel mir ein, den Schiffer auf dem Rückweg zur Abtei nach der Ursache dieses Intermittirens der Quelle zu fragen. Da lächelte er und sagte: „Que voulez-vous que ce soit? Nous

Digitized by Google

dissons, nous autres, que ce sont les larmes des dix-mille vierges.“ Nun gab ich mir ein Ansehen und bemühte mich, ihm die Sache auf die gewöhnliche Art aus der Theorie des Hebers begreiflich zu machen, konnte es ihm aber gar nicht übel nehmen, als er am Ende diese Erklärung für unzureichend hielt und lieber bei seinen zehntausend Jungfrauen blieb.

Unten fanden wir die Frau des Concierge mit den Schlüsseln vor der Thüre ihres Häuschens, und es wurde gleich an's Werk gegangen, wobei ich gern diese störend schwätzende, schwer aufathmende Begleiterin entbehrt hätte, was um so leichter gewesen wäre, da wir zuvor die Geschichte von Hautecombe so gut studirt hatten, daß wir uns gar wohl hätten allein zurecht finden können.

Ehe ich mit den Lesern durch das gothische Portal in die Kirche trete, muß ich wohl geschichtlich mit wenigen Worten sagen, was Hautecombe war und ist. Dazu müssen wir einen Augenblick in's eilfte Jahrhundert zurückkehren, wo Savoyen ein bedeutendes Reichslehen war und sich viel weiter erstreckte als jetzt; denn es begriff damals im Westen, jenseits der Rhone, des heutigen Grenzstroms, Bugey und Belley, also einen guten Theil des jetzigen Departements Rhone, und im Norden einen großen Theil der heutigen Kantone Genf und Waad mit Ger, späterhin auch den Kanton Wallis. Dieses ganze ansehnliche Land trugen mehrere Herren vom Kaiser Konrad dem Salier zu Lehen. Unter ihnen waren vorzüglich die Grafen von Maurienne, seit Humbert mit der weißen Hand, die Stifter des savoyischen Grafen-, Herzogs- und Königshauses. Ein Jahrhundert nach jenem Humbert lebte Amedeus III., ein starker Kriegsheld, wie fast alle savoyischen Fürsten. Er gründete in der reizenden Lage und unter Mitwirkung St. Bernhards die Abtei Hautecombe, Cisterzienserordens, wo seitdem die Grafen oft wohnten und begraben wurden, und dies blieb selbst so, als sich später die Grafen zu Herzogen und Königen erhoben. Dies Kloster zeichnete sich auch bald durch seine Wissenschaftlichkeit aus, besonders in der Landesgeschichte, über die von den Mönchen eine treffliche Chronik geführt wurde, zu deren Einsicht auch oft Fremde hieher kommen. Aus diesen Mauern gingen im dreizehnten Jahrhundert die Päpste Cölestin IV. und Nicolaus III. hervor, und hier wurden die Leichen der savoyischen Fürsten und Herrn, manchmal aus weiter Ferne hergebracht, beigesetzt, zusammen neun-und-zwanzig.

Die Todtenreihe begann mit einer deutschen Fürstin, mit Clementinen, Tochter Berchtolds von Zähringen, der ersten Gattin Heinrichs des Löwen, von der sich der Löwe — angeblich aus Gewissensscrupel — trennen ließ, und die hernach den Grafen Humbert III. von Savoyen heirathete und 1162 starb. — Mit Mühe widerstehe ich der Versuchung, beim Aufrufen der hier begrabenen Fürsten nicht einige Worte über ihre historische Bedeutung zu sagen; denn die Geschichte hat wohl schwerlich noch ein zweites Fürstenhaus aufzuweisen, in welchem im Lauf von sieben Jahrhunderten, aber besonders seit Amedeus V. in der Mitte des dreizehnten, in diesem Maße ein im Krieg und im Frieden, in der äußern Politik und in der innern Verwaltung ausgezeichneter Fürst dem andern gefolgt wäre. Ihre Namen sind auch mit Bedeutung in die Geschichte des Orients, Griechenlands, Roms, Englands, Spaniens, Frankreichs und Deutschlands verflochten. Sie stehen hoch in Krieg und Frieden durch heldenmüthige Tapferkeit, Staats- und Regierungskunst, und einige sogar, z. B. Beatrix von Savoyen und Eduard, durch freisinnige Verfassungen, die sie ihren Ländern in einer Zeit gaben, wo diese auf dem vom Feudalsystem erdrückten Continent selten zu finden waren und nicht gedeihen konnten. — In kurzen Zwischenräumen traten nach jenem Amedeus, genannt der Große († 1323), Eduard der Liberale († 1329), Aimon († 1343), aber besonders Amedeus VI. oder der Comte vert († 1383), und Amedeus VII. oder der Comte rouge († 1391) als imposante Erscheinungen auf, die ihrem Haus großen Ruhm gebracht haben. Diese Fürsten, gedrängt von mächtigen Nachbarn, wußten sich doch nicht nur gegen ihre Angriffe zu halten und deren Bündnisse zu trennen, sondern schlugen auch die Feinde, unterwarfen sie manchmal und vergrößerten dadurch immer mehr ihren Länderbesitz, der sich bald von den Thoren Lyons bis zum Lago maggiore, von Bern bis Nizza erstreckte. Alle diese großen Fürsten wurden mit ihren Frauen in Hautecombe begraben bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts (1597), wo die in Piemont residirenden Nachfolger dort ihre Grabstätte wählten, bis auf den vorigen König Karl Felix, den letzten Fürsten aus der ältern savoyischen Linie, der nicht in Turin, sondern in Hautecombe bei seinen alten, berühmten Ahnen ruhen und damit sein Haus schließen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Wenn die Großen von jeher, um sich auf der Höhe ihrer Zeit geistig zu vergnügen, gerne Lustigmacher um sich sahen, so spielte dabei eine Hauptrolle der Trieb, auf Kosten Anderer zu lachen, unter Umständen auch sich selbst preiszugeben. Das unendliche Gelächter der Unsterblichen im Olymp über den um die Tische hinkenden Hephästos ist das Urbild alles fürstlichen Spaßes: die

Digitized by Google

Aufdeckung oder Andeutung äußerer oder innerer Mängel, menſchlicher Schwächen, Fehler und Laſter, wie ihnen auch die höchſtgeſtellten Perſonen unterliegen, wirkt humoriſtiſch, wie ein belebender Hauch von Naturpoeſie, in Sphären, wo ſonſt Alles auf Unnahbarkeit berechnet iſt und Mienen, Geberden und Ausdruck nach einer conventionellen Poetik künſtlich geordnet ſind. Daher der Reiz der Klatſcherei, der ſogenannten ſcandalöſen Chronik; daher verdält ſich die Freude über einen gelungenen Ausfall oder Hieb wie das Quadrat der Höhe, in die ſich der Verſpottete ſelbſt ſtellt, und darum war die unumgänglichſte Eigenſchaft der befallten Witzlinge immer die Bosheit. Dieſe war freilich nach dem Zeitalter ſehr verſchiedener Qualität; aber es lief jedesmal auf eines hinaus, ob Kunz von der Rosen mit der Peitſche dreinſchlug oder ob der Schüler Voltaires mit feinen Nadelſtichen ſtichelte. Wenn der Narr bei einem Skandal, der bei Hofe auskam, geradezu eine Unſtatthaftigkeit hinwarf, die Jeder offen auffgriff, ſo drechſelte der Schöngeiſt eine artige Zote, die man ſich lächelnd in's Ohr ſagte. — Kaiſer Rudolph von Habsburg, der eine große Habichtsnaſe hatte, kam einmal auf einem engen Pfade ein Schalksnarr entgegen; als die Trabanten ihn ausweichen hießen, rief er wie in Angſt: „ich kann vor des Königs Naſe nicht vorbei!“ Da lächelte Rudolph, bog mit der Hand ſeine Naſe zur Seite und ſagte: „Geh mein Sohn, ich biege meine Naſe, auf daß ſie dich nicht hindere!“ Dies bezeichnet vortrefflich die ganze Haltung des Fürſten im Mittelalter und den Geſchmack in der Kurzweil. In der feinen Welt des achtzehnten Jahrhunderts war der Styl freilich ein ganz anderer, wenn es etwa galt, ein Epigramm über das markirte Geſicht einer hohen Perſon zuzuſpitzen, abgeſehen davon, daß man dem Betheiligten den Schwärmer nicht vor der Naſe abbrannte. Aber der Unterſchied iſt nicht größer als die Diſtanz, welche die Zeit und die Geſchichte überhaupt zurückgelegt hatten. — Im ſiebzehnten Jahrhundert klagte man einmal am kaiſerlichen Hofe zu Wien über einen Fürſten, der kein Salz aus ſeinen Landen verkaufen laſſe. Da ſagte der Narr: „Liebe Herrn, er hat das Salz ſelbſt nöthig. Wißt ihr nicht, wie er ſeine Bauern ſchinden? Wenn er ſie nicht einſalzen läßt, ſo wird's im ganzen Land einen großen Geſtank geben.“ — Man denke ſich das beißendſte Impromptu Voltaires zu Sansſouci über einen Fürſten, der ſein Salz für ſich allein behalten will, und man hat die völlig ebenbürtige Impertinenz eines andern Jahrhunderts und einer andern Kultur. — Als Herzog Leopold von Oeſterreich im Jahr 1315 ſich mit ſeinen Verbündeten wegen des Einfalles in die Schweiz, der zur Schlacht bei Morgarten führte, berathſchlagte, ſagte der Narr: „Ihr habt alle gerathen, wie ihr in das Schweizerland kommen wollt, keiner aber, wie heraus.“ Es iſt zu bezweifeln, ob 1792 beim Einfall in Frankreich ſo gar viele faiseurs d'esprit an deutſchen Höfen ſo viel prophetiſche Weisheit auch nur in petto, geſchweige auf der Zunge gehabt haben.

Der Luſtigmacher gab es hinſichtlich des Talents und der Bildung ſehr verſchiedene Sorten, vom armen blödſinnigen Burſchen an, der den Herrſchaften als Prügelpuppe diente, bis zum durchtriebenen, gefürchteten Geiſtesverwandten der Shakespeareſchen Clowns. Gerade ſo war es ja auch bei ihren Nachfolgern im Geiſte, bei den Hofphiloſophen und Hofpoeten. Je nachdem der Fürſt bei der Wahl ſeiner kurzweiligen Räthe auf die groben oder die feinen Sorten ſah, konnte man im Jahrhundert der Aufklärung wie im Mittelalter ſagen: wie der Herr, ſo der Knecht, der Schalk.

Unſere Großen ſtanden zu den Apoſteln der franzöſiſchen Aufklärung und ſchönen Literatur nicht ſelten im Verhältniß des Schülers zum Lehrer; aber wo dies auch nicht der Fall war, fühlte man eine gewiſſe Scheu und eine Art Reſpekt vor Menſchen, welche tout naturellement franzöſiſch ſprachen, ſchrieben, und ſogar dachten. Durch dieſe Umſtände wurde bei dieſen Perſonagen der alte Narrencharakter äußerlich verlarvt. Deſto augenfälliger iſt aber die Blutsverwandtſchaft mit den Tiſchräthen in der Schellenkappe bei andern Figuren an den deutſchen Höfen des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, bei den grotesken Gegenſtücken der polirten Franzoſen, den bedauernswürdigen deutſchen Profeſſoren und Poeten, welche zur Erluſtigung der Geſellſchaft bei Hofe gefuttert wurden. — Kaiſer Karls V. Rath, Doktor Lamprechter, pflegte zu ſagen: „Jeder Fürſt muß zween Narren haben, einen, den er verirt, den andern, der ihn verirt.“ Daſſelbe gilt auch von der Periode, wo nicht mehr Sebaſtian Brands Narrenſchiff, ſondern die Werke des jüngern Crebillon das Hofbrevier waren. Wer da den Fürſten ſammt ſeinem Hof verirte und perſiflirte, das waren die Franzoſen und die Höflinge, die ſich nach ihm im Witzſpiele ſerm gemacht; als ſogenannter Stockmarr dagegen, an dem, nach Sereniſſimi Beiſpiel, Jeder ſein Müthchen kühlte, mußte der deutſche Pedant herhalten.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, Mai.

Neue Bauten. Schickſal der Alterthümer.

† Nach beinahe jährigter Abweſenheit kehrte ich nach Rom zurück. Das Herz ſchlug mir, als ich ferne noch die Peterskuppel über die Campagna hinwegragen ſah. Mein Blick wandte ſich nach allen Seiten, als, auf dem Platze vor Ponte molle angelangt, das großartige, wunderſchöne Panorama vor mir ſich eröffnete: zur Rechten der langgedehnte,

Digitized by Google

graue Hügelrücken des Monte Mario, der Strom und die majestätische Stadt mit ihren zahllosen Thürmen und Domen; nach der Linken hin sich ziehend der die Flaminische Straße hart begrenzende Hügel, dann das Tiberthal und in der Ferne die in Dunst gehüllten Berge der Sabina. Ich vergaß die an der Auffahrt der Brücke stehenden, neuerlaubt schiechten Statuen des Mochi, welche Pius VII. hiehergestellt zu haben scheint, um die Aufdringlinge nicht zu verwöhnen, die man aber lieber hätte zu Kalk verbrennen, als auf dem Magazin derworzichen sollen, wo sie beinahe 200 Jahre lang mit Staub bedeckt standen, weil Niemand sie wollte. Die Brücke mit ihrem hohen Thurme, der zwar modernisirt ist, an welchem aber noch der Stier der Borgia im Wappenschilde Calixtus III. auf ältern Ursprung zurückweist, sieht noch jetzt einer Burg ähnlich; ich konnte nicht umhin, an Heinrich VII. zu denken, der auf seinem Römerzug den Uebergang über die von der neapolitanischen Partei besetzte Brücke nicht ohne Gefahr erzwungen. Je näher ich nun der Stadt kam, nun so mehr fand ich Spuren der Lüderlichkeit: an beiden Seiten der Straße waren neue Häuser entstanden und an manchen wurde noch eifrig gebaut. Mir schien es nicht, als befänden sich architektonische Muster darunter; but travellers must be content, sagt Touchstone zur schönen Rosalinde im Walde von Arden, und ich ersterne mich immer an Leben und Bewegung. Uebrigens bin ich nie im Stande gewesen, einen Grund aufzufinden für die Liebhaberei der Römer, an einer staubigen, geräuschvollen, ziemlich eng begrenzten Landstraße ihre Villen zu haben, und die Inschrift an einem dieser Häuser: Parva domus magna quies ist mir jedesmal wie Galle erschienen. — Das neue Postgebäude, die man der Courierwagen mich führte, fand ich im Aeußern vollendet, aber noch geringer geworden, als es im Entstehen versprach. Die Aussicht auf etwas Großes war mir bedeutend, und wenn man die Art und Weise sah, wie mit den schönen marmornen Säulen umgegangen wurde, welche den mißgestalten Porticus bilden, konnte man nur bedauern, daß sie nicht in andere Hände gerathen. Die Unfähigkeit der heutigen Römer, einen Bau nach eigenem Plan aufzuführen, hat sich auch diesmal wieder gezeigt. Hier war alles günstig, Localität und Umfang, denn einen geeigneteren Ort als den regelmäßigen Platz Colonna konnte man nicht leicht finden. An schönem Material hat es auch niemals in Rom gefehlt; und doch ist ein ärmliches, kleinliches, in der Form verfehltes Ding entstanden, welches vom anstoßenden Palast Chigi hundertmal todtgeschlagen wird, obgleich auch dieser nicht eben der Blüthezeit der Baukunst angehört.

Ueber das große Fest der Heiligsprechung habe ich Ihnen bereits geschrieben. Von allen Seiten waren Fremde herzugeströmt; Manche mußten halbe Tage lang von einem Gasthofe zum andern ziehen, und konnten sich dann glücklich schätzen, wenn sie in einem vierten oder fünften Gasthof für schweres Geld ein Unterkommen fanden. Nie war ein solches Gedränge, nie eine solche Theurung, nie solches Streiten um Sitze bei den Feierlichkeiten. Wer solcher zum voraus versichert war und also keine Veranlassung hatte, an diesen unedeln Wettrennen Theil zu nehmen, konnte sich glücklich schätzen. Es wurde mir erst wieder wohl, als das Gedränge vorüber war; denn Rom in einer solchen Verwirrung, und wenn Jeder noch seine letzten Stunden anwenden will, ist nur halb Rom für die, welche es kennen und lieben. Allmälig wurde es ruhiger, und die Zurückgebliebenen kamen wieder zur Besinnlichkeit und zu dem contemplativen Leben, wofür keine Stadt geeigneter ist.

Die einzige öffentliche Zerstreuung gewährten seit Ostern die wiedereröffneten Theater. Während in einem derselben Donzelli singt, welcher so lange Paris entzückte, gegenwärtig aber nur ein Schatten seiner frühereu Größe, wenn auch immer ein höchst gewandter Künstler ist, werden in einem andern neapolitanische Nationalpossen aufgeführt, von denen der Römer zwar blutwenig versteht, die er aber doch belacht und beklatscht. Endlich ist die Guerrasche Kunstreitergesellschaft hinzugekommen und lockt die Menge in das Mausoleum Augusts, welches sich wohl nie hätte träumen lassen, daß es in ein Amphitheater für Lotto-, Feuerwerk und Pferdekünste verwandelt werden würde. Es gibt indeß noch eines seltschere Schicksalswechsel. Ist doch in Frascati der einzige Rest der Villa Lucullı ein Schweinestall geworden, während auf dem Tarpejischen Felsen die alten Grundmauern, welche manche Gelehrte für einen Theil des Tempels des Capitolinischen Jupiter halten, zum Häuserhause dienen! In Rom gewöhnt man sich schon an solche Dinge. Um auf Guerra und seine Leute zurückzukommen, diese aus Individuen aller Nationen zusammengesetzte Gesellschaft bewährt auch jetzt wieder ihren längst erworbenen Ruf, um so mehr, da es ihr an hübschen Reiterinnen keineswegs fehlt.

(Fortsetzung folgt.)

Prag, Mai.

(Schluß.)

Theater.

Einige komische Produkte haben nur wenig angesprochen. Das erste derselben war: „Florian Spitzopf, oder: Der Bräutigamsspiegel in der Drudenaufgasse.“ Posse mit Gesang in drei Akten von J. Hopp, Musik von A. Müller, die allerdings unter die schwächsten Produkte der Wiener Vorstadtmuse gehört. — Herr Feistmantel brachte zu seinem Benefiz: „Die Posse vor Gericht,“ Possenmosait mit Gesang in zwei Abtheilungen, welche auch keine Gnade vor den Augen des Publikums fand. — „Die drei Taugenichts.“ Posse in einem Akt von Reisstab, hat total Fiasko gemacht. — Ein neues Werk des Ballettmeisters Raab: „Der Krystallkönig, oder: Arlekin als Tanzmeister,“ große komische Zauberpantomime in zwei Akten, ist dem Publikum mitunter tragisch vorgekommen. Es sind die gewöhnlichen Pantomimentänzi und Ungereimtheiten, doch ziemlich ungeschickt zusammengewürfelt. — Dem. Bauer vom Dresdener Hoftheater hat hier acht Gastdarstellungen gegeben und eine ehrenvolle Aufnahme gefunden, wie sie einer so wackern Künstlerin nicht fehlen kann, doch keinen Enthusiasmus erregt. Unbestritt war es für Dem. Bauer, daß sie zu ihren beiden ersten Darstellungen die „Jungfrau von Orleans“ und „Maria Stuart“ wählte, welche zu den schönsten Leistungen der Dem. Stutenrauch gehörten. Als später Dem. Bauer in ihre eigentliche Sphäre, das Lustspiel, zurückkehrte, wuchs die Theilnahme der Zuschauer. — Hr. Wallner, die in Wien berühmte Copie des verewigten Raymund, hat sich auch hier sehen lassen, und ist eine sehr gute — aber doch nur Copie. — Die Amerikanische akrobatische und athletische Gesellschaft des Hrn. Mich. Averino, die jetzt auf unsern Brettern spukt, hat einige sehr gute Mitglieder, besonders ist der Direktor ein tüchtiger Seiltänzer, und Giovanni Bisonso ähnet treffe Alles, was wir bisher von Gliedmaßenverdrehungen gesehen haben. Klischnigg und selbst die beiden Engländer Redisha und Lawrence sind gegen diesen jungen Menschen nur Anfänger. — „Die Kunst geht nach Brod!“ sagt Lessing zwar etwas prosaisch, aber wahr. Zum Vortheile der Mad. und des Hrn. Pohhorsky wurde hier „Norma“ böhmisch gegeben.

Beilage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 145.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 18. Juni 1839.

Quis tibi Maecenas? quis nunc erit aut Proculejus,
Aut Fabius? —
Tunc par ingenio pretium.

Juvenal:

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Noch im dreißigjährigen Krieg hatte man sich an der natürlichen oder angenommenen Tölpelei und Steifheit, an der seltsamen Vermummung und den burlesken Sprüngen der Kammerlappen ergötzt: um den siebenjährigen Krieg machte es einen analogen poetischen Effekt, wenn der zu Hof gezogene deutsche Gelehrte mit jedem Schritt auf dem glatten Parket gegen den Anstand und mit jeder Antwort gegen den conventionellen Bonsens verstieß. Der arme Repräsentant deutscher Kunst und Wissenschaft diente als Mizableiter, er war köstlich in seinem tadelsten Accoutrement, mit dem fabelhaften Zuschnitt seiner Manieren und Tischreden, und wenn er die feinen Leute, die ihm boshaft das Fell zerzausten, wie der gereizte Bär, recht derb auf die Finger schlug, so genoß man im herzlichen Lachen desto inniger des angenehmen Bewußtseyns, welche Kluft die wahre Bildung zwischen der Creme der Nation und der plumpen, uncivilisirten Masse derselben befestigt habe.

Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts hob sich indessen die deutsche Literatur auf einmal und wunderbar. Es war dies eines der bedeutsamsten Vorzeichen, daß sich Europa neu gebären wollte. Jetzt standen deutsche Fürsten auf, welche große deutsche Köpfe wie Kronjuwelen an sich brachten und sich nicht zu eher Kurzweil, sondern zu ernstem Geistesgenuß mit deutschen Schriftstellern und Dichtern umgaben. Aus den lustigen Räthen wurden da und dort Hofräthe, Geheimehofräthe, ja Geheimeräthe. An andern Orten konnte man freilich über dem frivolen Brillantfeuer, das der französische Abbé oder der französirte Pariser Korrespondent spielen ließ, immer noch nicht sehen, was sich im Vaterland geistig regte; man betastete die Produkte eines Wieland und Thümmel, aber nur um mit Kennergriff die Mängel des einheimischen Gewebes den unerreichbaren Mustern gegenüber herauszufühlen; und an geistlichen Höfen namentlich war der parasitische deutsche Versifex noch immer der Tischrath, Zwerchfellerschütterer und Beförderer der Verdauung. Aber der Cours des deutschen Geistes war einmal offenbar im Steigen, und denkt man sich die französische Revolution weg, oder doch sehr verspätet, wer weiß, wie sich da unsere Literatur entwickelt, wie sich an den Höfen das deutsche und das französische Element ausgeglichen, welches Verhältniß sich zwischen unsern guten und feinen Köpfen und den Großen deutscher Nation gebildet hätte, und welche neue nationelle Gestaltung des unsterblichen Hofnarrenthums Mode geworden wäre! Genau besehen, haben am Ende die guten Köpfe in Deutschland durch die Revolution so viel verloren als so

Digitized by Google

manches alte und edle Geschlecht; nur war der Weizen der erstern erst im Schießen und der der leztern längst ausgedroschen, als der Sturm ausbrach, welcher den einen die alte Unabhängigkeit nahm und die andern um die frische Aussicht brachte, als geistige Luxusartikel unter den Oberhofmeisterstab und in eine glänzende Abhängigkeit zu kommen. — Wäre doch der Bau des deutschen Reichs noch dauerhaft zu stützen gewesen, damals, als sich um seine stürzenden Trümmer, als munteres Leichentuch, ein so schöner Flor deutscher Poesie wob, zu dem vor Allen Lessing und Goethe den Samen ausgestreut! Wie mancher Matthisson hätte dann in diesem Jahrhundert sein Glück machen können, während jezt dieser ästhetische Reisekavalier und wenige Andere seines Gleichen ganz vereinzelte Erscheinungen sind! Wie Mancher, der jezt vielleicht im wieder entbrannten Confessionsstreit literarisches Gift braut, wäre dann mit demselben Talente der muntere Hauskobold eines geist- und geschmackvollen Prälaten geworden und hätte ihm den ganzen Tag geholfen, die Geschäftssorgen wegzuphilosophiren und wegzulachen! Gar nicht zu reden von den untergeordneten Talenten, den Epigrammatikern, Gelegenheits-, Bonbons-, Transparentdichtern u. dergl., die an Mäcenen von analoger geistiger Competenz Käufer gefunden hätten, und die jezt um ganze Bände voll Poesien nicht verlegen sind, aber desto mehr, wo die Subscribenten dazu herkommen sollen.

Und nun vollends die Bühne, die deutsche Bühne! Es ist gar nicht abzusehen, welche Saat der Hagelschlag der Revolution hier im Keime erstickt hat. Wenn jezt in der deutschen Dramatik der schauerlichste Mißwachs herrscht, liegt etwa der Hauptgrund davon in etwas Anderem als darin, daß man in den höhern Kreisen der Gesellschaft keinen Spaß mehr versteht? Und was anderes ist hieran Schuld, als das Unglück, das am Ende doch kam, nachdem man lange genug mit dem après nous le déluge den Teufel an die Wand gemalt hatte? — Wie üppig gedieh eine galante, schalkhafte, witzige Poesie und Dramatik im Humus veralteter, lockerer Begriffe und vermoderter Empfindungen, der hochaufgehäuft den Gesellschaftsboden deckte! Man ging über die lezten schweren socialen Fragen zur muntern Tagesordnung über; man tanzte an der Hand einer Philosophie, welche einen an die Freuden dieses Lebens verwies, einem Abgrund entgegen, den man wohl ahnte, von dem man aber den Gedanken ablehnte, wie vom eigenen Grabe; denn ein historisches Jenseits und das des Menschen waren zwei gleich unheimliche Undinge. Man verscheuchte mit dem Kerzenschein, wobei man die Orgie der Aufklärung feierte, das drohende Gespenst der Geschichte; man lachte und scherzte, wie der Wanderer im finstern Walde pfeift, um sich die Angst zu vertreiben, und flüchtete sich aus der schauerlichen Oede der Zeit in die Scheinwelt der schönen Kunste und zum neckisch vertraulichen Spiel mit ihren Priestern.

(Fortsezung folgt.)

Bilder aus Savoyen.

(Fortsezung.)

Man hat Hautecombe oft mit St. Denis verglichen; ich möchte es aber in mancher Beziehung höher stellen, besonders deßwegen, weil hier kein Ludwig XI., kein Heinrich III., kein Karl IX., keine Catharina von Medicis, kein Ludwig XV. mit so vielen unwürdigen Weibern begraben sind. Die Gräber von Hautecombe sind weit reiner.

Bis zu der Zeit, wo Savoyen Kriege mit Franz I., Heinrich IV., Ludwig XIII. und XIV. von Frankreich auszustehen hatte, bei denen das Land furchtbar verwüstet wurde, bis zu diesen schweren Zeiten blieb auch Hautecombe unangefochten. Es muß aber schon im Anfang sehr bedeutend und viel größer als jezt gewesen seyn, denn der heilige Bernhard fand da zweihundert Personen. (Ep. 48, 142.) — Guichenon, der Verfasser der genealogischen Geschichte Savoyens, beschrieb 1660 die Abtei ausführlich in ihrem damaligen Zustand; er spricht im Allgemeinen schon von gesunkener Pracht und Herrlichkeit, sezt aber hinzu: Facile arguet ex ea quae nunc est qualis quantaque fuerit Altacumba. Er erwähnt noch ausdrücklich mehrerer Denkmäler, und gibt sogar in seinem Werk Zeichnungen davon. So waren neben manchen Kleinigkeiten auch mehrere große Grabmäler mit Statuen von Marmor und Erz vorhanden: ein Grabmal Humberts III. von weißem Marmor ohne Inschrift; ein Grabmal und eine Statue von Bronze zu Ehren des Grafen Bonifaz von Savoyen, ehemaligen Bischofs von Canterbury († 1270), Marmorstatuen Aimons, Yolandens, Louis, Barons von Waad, Johanna's von Montfort und des Grafen Romond. Alle Statuen waren liegend mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen. In dem Gewölbe unter dem Kirchenschiff lagen in zinnernen, steinernen oder kupfernen und vergoldeten Särgen die Gebeine der Fürsten. Nur der zulezt verstorbene kam nicht gleich in's Gewölbe hinunter, sondern blieb in seinem Sarg auf der Treppe stehen, bis wieder ein Fürst des Hauses gestorben war, den er gleichsam, zwischen Leben und Grab schwebend, gerufen hatte. So sah und beschrieb Guichenon die Kirche mit ihren Denkmälern und den prächtigen gothischen Kapellen, welche nach und nach die savoyischen Fürsten hatten an die Kirche anbauen lassen. Die Sakristei war gleichfalls überaus reich an alten Gemälden, kostbar in Edelsteinen und Gold eingefaßten

Digitized by Google

Reliquien und Meßbüchern, auch andern merkwürdigen Alterthümern.

Nach Guichenons Zeit ging von alle dem immer mehr zu Grund und verloren, besonders als 1742 und 1743 spanische Truppen in Savoyen hausten und auch in die stillen Mauern von Hautecombe drangen. Damals schon war es nöthig, Kirche und Kloster auszubessern und zum Theil ganz neu aufzubauen. Damit aber ging es aus Mangel an Geldmitteln so langsam, daß das Kloster, wie wir es jetzt sehen, erst 1778 fertig wurde; 1743 hatte man auch die Kirche erweitert. — Was von Franz I. bis auf die spanische Zeit nicht von fremden Truppen verwüstet, geplündert, weggeschleppt oder verdorben worden war, fand schnell seinen Untergang, als die französische Revolution mit ihren Folgen für kirchliche und klösterliche Anstalten sich auch über Savoyen verbreitete. Im November 1792 kamen zwei französische Commissäre, um das Kloster aufzuheben und sich all seiner Kostbarkeiten zu bemächtigen. Beim Aufbrechen und Hinabsteigen in die Fürstengruft fanden sie einen Sarg mit vergoldeter Krone auf der Treppe und fielen begierig darüber her. Sie gehörte dem Herzog Philipp II. an, der 1497 hier beigesetzt wurde. Die Commissäre ließen die Leichen aus den metallenen Särgen werfen, weil sie Kostbarkeiten darin suchten; darin ließen sie auch die Särge fortschleppen. — Diesen Commissären folgten 1793 andere, um in Hautecombe Nachlese zu halten. Sie zerstörten die Bronceſtatuen des Erzes wegen, um dieses fortzuschleppen, und die marmornen, weil sie Fürsten vorstellten; sie plünderten überdieß Sakristei und Kapellen, wie es in jener Zeit herkömmlich war. — Glücklicherweise wurden damals alle Thüren des Klosters und der Kirche verschlossen und vernagelt. Sieben Jahre später verkaufte die französische Regierung die Gebäude, und sie wurden zu einer Fayencefabrik mit-Magazinen verwendet. Abermals ein günstigere Umstand, denn durch diese Fabrikation wurden eine Menge Scherben und Trümmer — ein wahrer Mons testacius — beim ehemaligen Chor und über dem Eingang zu der Fürstengruft aufgehäuft, so daß dieser bald unsichtbar und unzugänglich ward.

In diesem Zustand, mit halboffenem Dach und zum Theil eingestürzten Mauern, war die Kirche, als König Karl Felix 1824 nach Savoyen kam. Der jammervolle Anblick der einst so berühmten Abtei erschütterte und rührte den frommen Fürsten, und er beschloß, daß sie ganz wie einst wieder aus ihren Trümmern hervorgehen solle. Er kaufte also aus seinem Vermögen den ganzen Complex und ließ die Arbeiten zur Wiederherstellung der Abtei mit sachkundigen Nachforschungen und Nachgrabungen beginnen. Dabei fand man bald den Eingang zur großen Fürstengruft wieder, sonderte die Gebeine nach Geschlecht und Wahrscheinlichkeitsgründen, verschloß sie in neue Särge und ging dann an die eigentliche Wiederherstellung der Kirche, der nach der Westseite eine ganz neue Façade gegeben wurde.

Diese Restauration ward tüchtigen Künstlern anvertraut: für die Architektur Melano, für alle Sculpturarbeiten den Gebrüdern Cacciatori und für die Freskomalerei den Gebrüdern Bacca und Serrangioli und einigen Andern. — Alle Architektur und Freskomalerei ist beendigt, nicht aber die Sculpturarbeiten, wiewohl die Cacciatori, die sich früher schon bei der verfehlten Vollendung des Mailänder Doms ausgezeichnet hatten, mit ihren Schülern bereits neunzig liegende und stehende, kleinere und größere Statuen, sechs Grabmonumente mit ihren Basreliefs zur Verzierung des Kirchenschiffs, der Kapellen und der Façade angefertigt haben. Bei ihren Arbeiten mußten sie sich für die innere Architektur und Wiederherstellung der 1660 noch vorhandenen Monumente und Statuen streng an die Zeichnungen des Guichenon halten, so daß das Werk wirklich ein Wiederaufleben der alten Kirche und ihrer Denkmäler genannt werden kann, nur mit dem Unterschied, daß nichts in Marmor gearbeitet worden ist, sondern nur in feinem Sandstein und Jurakalkstein, der bekanntlich auch eine schöne Politur annimmt und sehr fest ist. Die gothische Architektur der restaurirten Façade überstrifft hingegen die vorgefundene im Innern der Kirche, welche schwerfällig und geschmacklos ist.

Es wäre wohl unbillig, bei den Sculpturen höhere und sorgfältigere Kunst zu verlangen, da sie nur Dekorationszwecke haben. Sie sind verständig, gut in Zeichnung und Ausführung, den Costümen angepaßt, mannigfaltig und manchmal sogar von gutem Ausdruck. Auch von den Fresken in der Kirche und in den Kapellen läßt sich Aehnliches sagen. Es ist leidliche Dekorationsmalerei, auf den Effekt berechnet. Wäre die Restauration der Abtei und ihrer Denkmäler mit so hoher Kunst und von so ausgezeichneten Künstlern betrieben worden, wie jetzt in Münchens Kirchen und Kapellen geschieht, so hätten nicht tucinische und mailändische Künstler dazu verwendet werden dürfen. Hautecombe wäre jetzt erst zu einem Drittheil fertig und kostete weit mehr, als Karl Felixens Privatvermögen hätte erschwingen können. Dann wäre es auch keine Restauration des Alten, des nach allen Nachrichten und Zeichnungen künstlerisch wenig Bedeutenden von 1125—1497, sondern eine neue, höhere Schöpfung.

Man tritt in die Kirche durch die ganz neue, westlich gewendete Façade in reichem gothischem Styl, mit großen und kleinen Statuen geziert — besonders denen der zwei Päpste, die von Hautecombe ausgingen — aber durch ihre enge, schmale Stellung etwas gedrückt. Durch das Portal gelangt man in eine Art von Vestibül, wo

Digitized by Google

zu einer Seite der Sarkophag des Wiederherstellers und neuen Gründers von Hautecombe, des Königs Karl Felix und der seiner Schwester, der Herzogin von Chablais steht, beide aus schwarzem Marmor. Auf der andern Seite ist die Kapelle dessen, der zur ersten Gründung von Hautecombe wesentlich beitrug, des heiligen Bernhards von Menthon, dessen schönste und erhabenste Monumente auf hohen Bergen zwischen ewigem Eis stehen, zu Schutz und Obdach armer, mit den Elementen kämpfender und erliegender Menschen. Aus dieser Vorhalle tritt man erst in die eigentliche Kirche, die ein unregelmäßiges Kreuz mit ganz schmalen Armen bildet. In der Mitte, an die zehn Pfeiler des Kirchenschiffs gelehnt, stehen ohne chronologische Ordnung die Monumente der Grafen von Savoyen, liegende Statuen auf ihren Tumben, die zum Theil mit Basreliefs geziert sind, welche merkwürdige Momente aus ihrem Leben darstellen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Mai.

(Fortsetzung.)

Sorge für Alterthümer.

Manche Spuren erneuter Thätigkeit traten mir entgegen, bisweilen unbequeme. So ist die Via Condotti, eine der besuchtesten Straßen der Stadt, längst unfahrbar und auch für Fußgänger nur bei trockenem Wetter praktikabel, weil man die ihrer Länge nach sich hinziehenden Travertinkanäle der Wasserleitung der Vergine mit bleiernen Röhren vertauscht. Manchem wollte, wenn er den schönen und tüchtigen Bau der alten Kanäle sah, die man bloßgelegt hatte und mit Mühe zerstörte, die Nothwendigkeit dieser kostspieligen Umänderung nicht einleuchten, und man hörte wohl den Witz, der Travertinbau dauere den römischen Architekten und Straßenbaumeistern zu lange, weßhalb sie ihn durch Röhren ersetzten, an denen alle fünf Jahre etwas auszubessern seyn werde, wenn nicht besondere Umstände diese Frist abkürzten. Indeß behauptete man, durch das Durchsickern des Wassers bei der Porosität des Steins sey viel zu viel eingebüßt worden: deßhalb die Veränderung. Die in der Nähe Wohnenden seufzen unterdessen nach der Beendigung des großen Werkes; denn die Besitzer der Magazine verlieren durch die gehemmte Passage, und müssen dazu Wasserträger bezahlen, indem der gewöhnliche reichliche Zufluß aufgehört hat.

Der große Eifer für Vermehrung der Kunstschätze Roms, welchen der regierende Papst seit seiner Thronbesteigung an den Tag gelegt hat, bewährt sich immerfort durch neue Vorkehrungen und Anstalten. Das Etruskische Museum ist bedeutend vermehrt, das egyptische so zu sagen gegründet worden. Alles, was sich von egyptischen Denkmälern zerstreut im Vatican, auf dem Capitol und anderwärts vorfand, von den ältesten Werken bis zu denen der Hadrianischen Zeit, ist in einem Local des Vaticanischen Museums vereinigt worden. Dies ist sehr löblich, und das Capitolinische Museum, in welchem die wenigen egyptischen Kunstwerke gar zu vereinzelt standen unter griechischen und römischen Sculpturen, ist durch andere Statuen entschädigt worden. Daß aber die Vorsorge für die Museen so weit ging, öffentliche Plätze ihres vorzüglichsten Schmuckes zu berauben, wird Niemand gut heißen. Ich kann nicht an der Mosesfontäne vorübergehen, ohne den Verlust der beiden prächtigen Löwen von grünlichem Basalt zu bedauern, welche seit Sixtus V. an derselben mit ernster Miene Wache hielten, und ohne mich zu ärgern über die hundeähnlichen Thiere, welche man an deren Stelle gesetzt hat. Die Löwen sind so schön, daß sie auch an ihrer gegenwärtigen Stelle bewundert werden müssen; aber wie kleinlich ist die Wirkung, die sie jetzt im beengten Raume machen, im Vergleich mit jener, die sie im Freien, in großartiger Umgebung hervorbrachten. Dies Einsperren von Sculpturen und Bildern in Museen hat immer etwas Trauriges, weil die Bestimmung des Kunstwerkes so gänzlich verfehlt erscheint. Bei manchen neuen Werken kann man sich eher darüber trösten, da sie expreß für Galerien bestellt und gemacht worden sind, und also ihren Zweck erfüllen. Wenn in dem Zustande eines Kunstwerkes oder in seinem vergänglichen Material Gründe für eine solche Anordnung liegen, so läßt man sich's noch eher gefallen: die Basaltmassen dieser egyptischen Wüstenbnige hätten aber gewiß von Wind und Wetter nichts zu befürchten gehabt. Viele fürchten schon jetzt, daß man auch den Marc Aurel vom Capitolsplatze und die andern beiden Löwen am großen Aufgange zu diesem Platze unter Dach bringen werde: denn es scheint kein Grund vorhanden, weßhalb die zärtliche Sorgfalt sich nicht gleichfalls auf diese ausdehnen sollte. Schade, daß die Colosse von Monte Cavallo so groß sind, daß man mit ihnen nicht eine ähnliche Operation vornehmen kann!

Eine Art Ersatz für das letztbezeichnete Beginnen leistet das Bestreben, einem der großartigsten und schönsten Monumente des alten Rom seine ursprüngliche Gestalt wiederzugeben. Es ist dies die Porta maggiore, weit ab vom jetzt bewohnten Theile der Stadt gelegen, durch die man auf die Straße nach Palestrina hinausfährt. Ursprünglich gehörte das Thor lediglich zu einer Wasserleitung. Die Gewässer der Claudia und des Anio novus, welche Kaiser Claudius im 56sten Jahre unserer Zeitrechnung in die Stadt leitete, und deren Aquäduct, aus kolossalen Bogen von Tuff und Peperin bestehend, eine Strecke von 62 italienischen Meilen einnahm, strömten übereinander über den beiden Arcaden, welche aus gewaltigen rauhgelassenen Travertinblöcken aufgeführt sind. Drei Inschriften, die Gesammtlänge des obern Theils einnehmend, welcher eine Art Attica bildet, erinnern an den Bau durch Claudius und die Wiederherstellung durch Vespasian und Titus. Kaiser Aurelian lehnte seine Befestigungen an diese Bogen an, welche sich bis dahin außerhalb des Stadtkreises befanden; Flavius Stilicho baute unter Honorius im Jahr 402 Thürme zur Befestigung des Einganges, schloß den einen Bogen und verkleinerte den andern durch ein hineingebautes Thor von Travertinblöcken. Selbst in diesem Zustande der Verstümmlung machte dies in einer ganz einsamen Gegend liegende Monument immer noch eine imposante und ganz eigenthümliche Wirkung. Aber der Idee, es von dem spätern häßlichen Anbau zu befreien und ihm seine ursprüngliche Form zurückzugeben, gebührt das größte Lob. Man trug die Mauern und Thürme ab und denkt die Freistellung der Claudischen Bogen durch Wegräumung des Zollhauses zu vollenden, welches von der Stadtseite her zur Linken dicht an den als Thor benuzten Bogen angebaut ist. Bei der Abtragung eines der Thürme an der Außenseite kam ein weniger schönes als interessantes Monument der lezten Jahre der Republik oder der frühesten Kaiserzeit zum Vorschein.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 146.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 19. Juni 1839.

Beneath this sky-like dome have prayed
The heroes of the stormy ages;
And here their noble dust is laid,
Commingled with the saint's and sage's.
Fairbrain.

Bilder aus Savoyen.

(Schluß.)

Unmöglich kann ich die große Masse von Kapellen und Monumenten auch nur erwähnen, und verweile nur noch bei zwei Punkten. An der Nordseite der Kirche ließ der König zu Ehren seines Schutzpatrons, des h. Felix, eine Kapelle errichten, und da hatte nun der Architekt Milano den sonderbaren Einfall, sie als Rotunde in jonischem Styl mit acht dergleichen Säulen zu erbauen, angeblich um mit der gothischen Architektur in der übrigen Kirche einen Kontrast zu bilden. Dies ist im Kleinen dieselbe fatale Kuppelei, die im Großen Napoleon mit dem Dom in Mailand vornehmen ließ, nur daß sie hier geschiedener steht und weniger schreit. Als Grund für dieses Abgehen vom herrschenden Styl wird angeführt, daß man damit die moderne Restauration der Abtei durch einen König des neunzehnten Jahrhunderts habe andeuten wollen. Gehört denn der jonische Baustyl dem neunzehnten Jahrhundert an? Sage man es nur aufrichtig, es war eine Eitelkeit des Architekten, der auch sein antikes Wissen hier zeigen wollte. Dies ist ihm jedoch nicht gelungen. Zwar macht das Ganze, von oben beleuchtet, mit seinen Statuen und dem Marmoraltar einen gefälligen Effekt; aber durch die gezierten Basreliefmedaillons, welche das Leben der heiligen Felicitas mit ihren sieben Töchtern vorstellen, ist der Baumeister arg aus der einfachen, edlen, antiken Architektur in modernen Ungeschmack gefallen.

Die reichste und prächtigste Stelle der ganzen Kirche ist die sogenannte Fürstenkapelle, nur Schade, daß auch sie sehr an Ueberladung leidet. Diese Kapelle wurde zuerst vom Grafen Aimon 1340 erbaut, also in der Zeit, wo die gothische Baukunst auf ihrer vollen Höhe stand. Vier Jahrhunderte später restaurirte man sie zum ersten Mal. Da sie durch ein eisernes Gitter geschüzt war, so erhielt sie sich durch alle Störungen der frühern Zeit in ihrem Glanz und Reichthum, bis die französischen Commissäre kamen, die freilich kein Kirchengitter respektirten, da ihr Convent Gott selbst abgeschafft hatte. König Karl Felix ließ die Kapelle in der Hauptsache so wieder herstellen, wie sie in Guichenons Zeichnungen von 1660 erscheint, nur noch luxuriöser. Das störende Gitter wurde nicht wieder hergestellt; statt dessen tritt man jezt zwischen zwei kolossalen, knieenden und geflügelten Engeln in die Kapelle, in der zwanzig größere und kleinere Statuen von Aposteln, Märtyrern, Heiligen und Bischöfen aufgestellt sind. Durch die Farbenpracht der herrlichen Fenster erhält die Kapelle besondere Schönheit. Diese Fenster sind ein Geschenk des Kaisers Franz von Oesterreich für König Karl Felix, und wurden in Wien verfertigt.

Digitized by Google

In dieser Kapelle, an der äußersten Nordseite die Kirche, dem See zugewendet, steht kein Grabmonument.

Noch sind nicht alle Monumente beendigt, die an verschiedenen Stellen der Kirche aufgestellt werden sollen. Im Sommer 1839 werden aber wohl alle Denkmäler fertig seyn und an ihrer Stelle stehen. Der Totaleindruck des Ganzen ist sehr würdig und imposant, wie der Gedanke der Restauration dieser Abtei erhebend anspricht in einer Zeit, wo der frevole Kobold des Jahrhunderts über dergleichen Gefühle, Erinnerungen und Denkmäler sein helles, grinsendes Lachen anschlägt.

An der Ostseite der Kirche, dicht über dem See auf hoher Felsenterrasse steht ein in gothischem Styl und in sehr glücklichen Verhältnissen gebauter, achteckiger Thurm, zwar von geringer Höhe, aber doch die ganze Abtei mit seiner schönen architektonischen Masse beherrschend. Die Aussicht von der Plattform auf den See, auf Aix und sein Ufer, seine Felsen, Berge und Dörfer bis zur Rhone, gehört bei günstigem Sonnenlicht zu den reizendsten, deren ich mich erinnere. Der Thurm hängt durch eine Galerie mit den Gemächern zusammen, die Karl Felix im ersten Stockwerk des großen Klostergebäudes, aber ganz abgeschieden von den Mönchen, nach dem See hinaus für sich und die Königin hat einrichten lassen, denn es war sein Vorsatz, alle Sommer hier einige Wochen in der reizenden Gegend zuzubringen, dergleichen bei dem prächtigen Turin doch nicht zu finden ist. Er kam aber nur im August 1826 zur Inauguration der restaurirten Abtei und der wieder zu würdiger Ruhe gebrachten Asche seiner Ahnen. Das nächste Mal, wo er an diesem schönen Gestade landete, war es, um ganz hier zu bleiben, denn da wurde sein Sarg ausgeschifft und zu denen hinab gelassen, deren Gebeinen er wieder eine ruhige Stätte gegeben hatte. Die königlichen Zimmer und Säle sind in ihrer Einrichtung durchaus ländlich und klösterlich gehalten. Aller fürstliche Luxus ist daran vermieden, und eigentlich glänzend ist nur die königliche Kapelle mit ihren prächtigen Candelabern aus vergoldeter Bronze.

Nun hatten wir Alles gesehen, nur nicht den eigentlichen Klosterstock; auch behauptete unsere runde Führerin, da sey gar nichts zu sehen. Diese Behauptung hatte ihren guten Grund, sie durfte nämlich nicht hinein, und dies wollte sie nicht gleich gestehen, wiewohl es bei ihr gar keine Gefahr gehabt hätte. Als wir aber auf dem Kloster bestanden, fuhrte sie uns wieder unter die Bögen des Klosterhofs, wo uns bald ein freundlicher Cisterziensermönch in seiner weißen und schwarzen Kleidung begegnete und sich zum Führer im Kloster anbot. Von ihm erfuhren wir noch manches Interessante über Hautecombe.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß schon die Römer diese schöne Stelle kannten und von Aix aus dahin über den See fuhren. Ja, es soll ein römischer Tempel oder sonst ein Votivheiligthum hier gestanden haben. Wenigstens war vor der Zerstörung in der Revolution folgende römische Inschrift im Klosterhof zu lesen:

AVG .... SACRVM C. PL. VOL.TIN. SABINVS.

Bei den Umwälzungen des Klosters von 1793—1824 ist diese Inschrift mit vielen andern interessanten Resten der Vorzeit aus dem Klosterhof abhanden gekommen und wahrscheinlich, wie sie, zu Pflaster- oder Mauersteinen zerschlagen worden.

Die ersten Mönche Hautecombes waren Basilianer von der Abtei d'Aulps in Savoyen, die auf Veranlassung des heiligen Bernhards 1125 die Regel der Cistercienser annahmen und hier einzogen. Der erste Abt war Amedée von Hauterive, Bischof von Lausanne. Die Einkünfte des Klosters waren vor der Revolution sehr bedeutend.

Statt, wie wir Anfangs gewollt, nach Aix zurückzukehren, entschlossen wir uns zu einem Ausflug nach der großen Carthause, und von diesem gedenke ich die Leser im nächsten Briefe zu unterhalten.

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Da kam die Revolution, welche so Vieles begrub, und so Manches sonderbar stehen ließ, hier ganz neue Geistesströme aus dem Boden lockte, dort nur die alten in neue Kanäle warf. Als sich der ungeheure Lärm und Staub der Zerstörung gelegt hatte, konnte man sich wieder orientiren, was von antediluvianischen Dingen, und in welcher Gestalt es überlebt hatte. Musterte einer die decimirten Höfe, so sah er manches alte Inventarstück in der Ordnung der Begriffe, wie auf der Liste des Hofstaats erhalten; aber wo ist der uralte aktive oder passive Träger der Kurzweil? in welchen Rod ist er gefahren? in welcher Hand ist der groteske Scepter der Marotte, der früher, ob ihn nun der Schalksnarr, der Hofpoet oder der Pedant schwang, zum lustigen Reigen herzstärkender Thorheit den Takt schlug? Der Lustigmacher ist nirgends zu finden, ist spurlos verschwunden, sein Amt verschollen und zur Fabel geworden, wie die Erbämter des heiligen römischen Reichs, das auch eine wunderliche Poesie war, aber doch eine Poesie. Freilich, was soll die lachende Thorheit im völlig veränderten Klima des Hofs? denn wunderbar und unerhört! man ist dort ernst, nachdenklich, umsichtig, haushälterisch, fast bürgerlich, man ist, um es mit Einem Worte zu sagen, das kein deutsches erschöpft — man ist sage geworden.

Ist aber der Schalksnarr deßhalb todt und begraben, weil er keine Livree mehr trägt und keine Pension mehr

Digitized by Google

hat? Wenn man sich an so äußerliche, unwesentliche Merkmale hielte, wie viele Figuren und Charaktere der alten Zeit wären da ausgestorben, während sie, nur unter andern Masken und Attributen, in der neuen fortleben und selbst weitere Bühnen für ihr Spiel gefunden haben! Wie manches Schlinggewächs, das beim großen Umsturz heruntergerissen wurde, ist aus dem zerstreuten Samen wieder erwachsen, und hat sich nur an andere, und oft an weit mehr und größere Mauern gehängt! Für den obligaten Kurzweilmacher ist ein großer Herr die Mauer, der er sich anschmiegt, wie der Epheu, und ohne die er nicht leben kann. Aber er nimmt in seinem Instinkte den Großen, dem er für die Nahrung seinen Schmuck leiht, wie er eben in der Zeit ist, und fügt sich nach seinen innern und äußern Verhältnissen. Und so ist er in der neuen Ordnung der Dinge so wenig untergegangen, daß er vielmehr mit seinem Herrn seine Proportionen in's Ungeheure erweitert hat; denn er dient nicht mehr dem Fürsten, sondern dem Demos, dem Publikum, und nennt sich Journalist.

Die kläglich ausgefallenen Versuche, auf dem alten Boden von Europa Republiken zu bauen, haben mehr als Alles dazu beigetragen, dem monarchischen Prinzip in der neuen Ordnung der Dinge formell Geltung, Achtung und Dauer zu verschaffen. Aber das Verhältniß zwischen Herrschern und Beherrschten ist dabei doch ein wesentlich anderes geworden, und Europa konnte eines Tags auf einmal die Bemerkung machen, daß die Republik, welche es der Form nach perhorrescirte, in mancher wesentlichen Beziehung leibhaftig Fuß gefaßt und immer weiter um sich greift: es war klar, daß sich die Welt in vielfachen Richtungen immer mehr, wie man es nennt, democratisirt. Besonders aber stellte es sich heraus, wie das Jahrhundert darauf ziele, daß in geistigen Sphären gewisse ungeschriebene Privilegien nach und nach wie von selbst aus den Händen der Großen in den Besitz der Masse von Kleinen übergehen sollen. Zu diesen Privilegien gehörte von Alters her das Tonangeben in Sachen der Kunst und Literatur: es hat fast überall aufgehört, Regal zu seyn, es ist aber den Fürsten abhanden gekommen, man weiß nicht wie.

Die bevorstehende Richtung der Zeit auf völlige Democratisirung der Kunst, wie des materiellen und geistigen Lebensgenusses überhaupt, kündigte sich schon vor der Revolution in mancher charakteristischen Erscheinung an; z. B. auf der Bühne im bürgerlichen Rührspiel, das durch Diderot vorzüglich Mode wurde. Bis dahin hatte sich Melpomene nur mit fürstlichen Geschicken befaßt und ihre Charaktere nur unter Herrschern und Helden gesucht, von den jammervollen Häusern des Lajus und Atreus an bis zu den blutigen Osmannen. Nur Gestalten, welche sich im Nebel verflossener Jahrhunderte in übermenschlichen Proportionen spiegelten, hielt man für würdig, über die tragischen Bretter zu schreiten: „major e longinquo reverentia," und wenn Racine im Bajazet einen modernen Stoff wählte, so rechtfertigte er sich ängstlich und behauptete, die geographische Entfernung mache denselben Effekt wie die chronologische. Jezt aber sollte sich auf einmal an Figuren, aus der gemeinen Gegenwart gegriffen, das berühmte aristotelische Experiment bewerkstelligen, sollte sich durch die Schicksale und Leidenschaften modernster Menschen aus gewöhnlichen Lebenskreisen Schreck und Mitleid erregen lassen. Diese Verbürgerlichung der höchsten Gattung in der Dramatik war eine nothwendige Folge davon, daß das Schauspiel überhaupt seit längerer Zeit in Frankreich, und nach seinem Beispiel auch bei uns, sich nach und nach populärer gemacht hatte. Früher war das ganze Theaterwesen ein auf den Gesichtspunkt der hohen Herrschaften, der Protektoren der Kunst, berechnete Scenerie, so daß *hinter* den Lampen nichts wider ihre Begriffe und Vorurtheile verstieß, während das Volk par terre nur der geduldete, schweigsame Chor im Repräsentationsstück war, das *vor* den Lampen aufgeführt wurde. Die Geschicke von Königen und Heroen, deren Historie mit der des durchlauchtigen Hauses nichts zu thun hatte, wandelten majestätisch auf dem Cothurn, und die Geschichte wurde in adulatorischen Antithesen verläumdet; die gemeine Tageswelt mit ihren Schwächen und Narrheiten war dem Lustspiel preisgegeben, und wenn die tragische Muse beständig die Krone mit der Maske und den Scepter mit dem Dolche paarte, so trug die komische als eigentliches Attribut den Prügel für den Rücken Maskarills, des boshaften Knechts. Aber das Jahrhundert der Aufklärung verschaffte dem Volk nach und nach eigentlich Sitz und Stimme im Schauspielhaus, und jezt mochte es einerseits nicht mehr immer nur sich selbst verspottet und geprügelt sehen, anderseits wollte es auch sich in seinen eigenen Tugenden bespiegeln und seinen eigenen Jammer bemeinen.

Ehe diese Reaktion im Schauspiel zum Ausbruch kam, hatte bekanntlich die übrige schöne Literatur schon eine entschieden antiaristokratische Richtung genommen. Auch in den andern Künsten, in der Malerei, der Musik und, wohl noch bedeutsamer, in der äußern Lebenssitte, in Moden und Umgangsmanieren, zeigten sich deutlich Anmahnungen, daß sie sich vom Mäcenat und der Ordonnanz losmachen wollten. Dies kam aber den Zeitgenossen erst dann zum Bewußtseyn, als diese Tendenz sich auch in der wirksamsten, mit dem Leben am nächsten verknüpften Kunst, in der Dramatik, Bahn brach, als Diderot und Lessing in ihren Dramen es nicht nur verschmähten, den Königen die hergebrachte Ehre des Cothurns zu geben, nicht nur naturalistisch für bürgerliche Zustände den Schreck und das Mitleid in Anspruch nahmen, sondern sogar die

Digitized by Google

direkte Opposition, welche in der epischen und epigrammatischen Poesie längst ihre Pfeile gegen die Summitäten der Gesellschaft versendet, von den Brettern herab den Großen in's Gesicht warfen. Beaumarchais Figaro endlich, am Vorabend der Revolution, war das eigentliche Signal derselben. Es war so recht eine der Ironien, in denen sich der Genius der Menschheit gefällt, daß die vornehme Welt in diesem verwegenen Stücke gar wohl den Brandbrief roch, aber größtentheils den Geruch nur pikant fand, ja daß der Hof en petit comité den „tollen Tag" aufführte, Marie Antoinette Susannens Haube trug und der Graf von Artois in der betreßten Jacke des Barbier-Lakaien den Grafen Almaviva mit jenen Worten apostrophirte, in denen die ganze Revolution wie in der Nuß liegt: „Qu'avez vous fait pour tant de biens? Vous vous êtes donné la peine de naitre!"

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Mai

(Schluß.)

Aufgefundene Alterthümer. St. Paul.

Gelehrte Blätter haben schon Vieles über das Denkmal des Marcus Virgilius Eurysaces, vom Volke gewöhnlich das Bäckergrabmal geheißen, mitgetheilt, so daß ich mich auf eine kurze Angabe beschränken kann. Dieser seltsame Bau, jetzt von allen Seiten freistehend, ist von bedeutender Größe und viereckiger, völlig unregelmäßiger Form, welche wahrscheinlich durch die beiden hier zusammenlaufenden alten Straßen bedingt war. Die eine Seite ist zerstört, wohl erhalten die drei andern. Der Unterbau ist von großen Massen von Peperin (Albanerstein), auf welchen sich ein erstes Geschoß erhebt, bestehend aus Pilastern und Halbsäulen von Travertin ohne Basis und Capital, hierauf eine Art Architrav mit der Inschrift, welche zusammengesetzt heißt: Est hoc monimentum Marci Vergilii Eurysacis pistoris redemptoris apparet (orum). Das zweite Geschoß besteht nun aus drei Reihen runder Oeffnungen, deren Ränder hervorstehen, und über deren Zweck die Archäologen bis jetzt sehr uneinig sind und wahrscheinlich noch lange bleiben werden. An den Ecken finden sich Pilaster, und darüber, als Schluß des Ganzen, ein Architrav in Form eines Frieses, mit höchst interessanten und lebendigen, wenn auch ziemlich roh in Travertin gearbeiteten Reliefs, die sich auf die verschiedenen beim Brodbacken vorkommenden Arbeiten beziehen. Längst vor der Zeit, wo die Wasserleitung angelegt ward, scheint dies seltsame Monument einstanden zu seyn: Sicherlich schloß den festen Bau in einen seiner Thürme ein, indem er ihn bloß zu unmauern hatte und so der Mühe des Grundsteinlegens überhoben war, was bei der Enge, womit man damals bei der Wiederherstellung der Mauer versahr, jedenfalls in Betracht kam. Auf solche Weise wurde es unserer Zeit erhalten. Der Totalefelt des Thores wird für den von außen kommenden durch diesen Bau freilich gehindert.

Diese Entdeckung bringt mich auf eine andere, die gleichfalls neuerdings gemacht worden ist. In der Vigna Argoli, dicht vor der Stadt zwischen Porta Pia und Porta S. Lorenzo, fand man, ziemlich tief unter der gegenwärtigen Oberfläche, eine ganz erhaltene, freistehende viereckte Grabkammer, sorgfältig aus Travertinquadern aufgeführt, mit einem Eingange und kleinen, Schießscharten ähnelnden Oeffnungen in den Wänden. Die Länge jeder der vier gleichen Seiten beträgt etwa 20 französische Fuß. Das Innere zeigt an den Seiten vier Rundbogen: unter einem derselben ist der Eingang, an den drei andern Seiten stehen Sarkophage, die sowohl durch ihre Erhaltung, wie in Betreff der künstlerischen Ausführung sehr wichtig sind. Auf dem einen sieht man die Geschichte der Niobiden, auf dem andern die des Orestes; der dritte mittlere, welcher der vorzüglichste, hat drei Faune, welche Blumengewinde emporhalten, über welchen zwei Gorgonenköpfe. Das Gebäude ist mit großen Ziegeln gewölbt, welche den Namen der Domitia Lucilla tragen. Die Grabkammer stammt wohl aus den Zeiten der Antonine, indem die Genannte Gemahlin des Annius Verus und Mutter des M. Aurelius Antoninus war. Eine Mauer von Nepwerk diente als äußere Umzäunung. Man hofft in dieser Vigna noch Anderes zu finden. So zeigt Roms unerschöpflicher Reichthum an Schätzen des Alterthums sich an jedem Tage. Wo man nachsucht, bald zum Zwecke der Forschung nach Antiquitäten, bald auf andere Veranlassung, trifft man auf mehr oder minder Interessantes. Ueberall liegen Fragmente kostbarer Marmorarten zerstreut oder sind beim Straßenpflaster benutzt. Ueberall sieht man hier den Stumpf einer Mauer oder Granitsäule, dort ein Bruchstück eines Gebälkes an und in den schlechten Ziegelmauern verfallener Hütten. Man kann keinen Schritt thun, ohne erinnert zu werden an die alte Zeit.

Der Bau der Paulskirche wird mit Eifer betrieben. Das Querschiff ist großentheils fertig. Die Wand der Absis ist mit Marmor bekleidet, mit cubbischem (Sipollino) und porphyrschem (Pavonnazzetto), wodurch ein so reicher wie schöner Effekt hervorgebracht wird. In den Nischen neben den beiden Seitenaltären stehen die großen, leider äußerst mittelmäßigen Statuen. An der flachen Decke, deren viereckige Cassetten eine geschmackvolle Eintheilung zeigen, wird fleißig gearbeitet. Das Tabernakel über der Confession, ein gothischer Bau von Ende des dreizehnten Jahrhunderts, aus dem Brande gerettet und restaurirt und vergoldet, steht wieder an seiner alten Stelle. Weßhalb man es schon jetzt aufgestellt hat, während das Langschiff noch nicht unter Dach gebracht ist, und bis dahin vielleicht noch Jahre hingehen, es also allen möglichen Beschädigungen ausgesetzt ist, habe ich mir nicht zu erklären vermocht. Man arbeitet jetzt namentlich an den Seitenschiffen, deren alte Säulen noch nicht alle weggeräumt sind, und an den Bogen über den großen Granitsäulen des Mittelschiffs. Auch baut man an den Kapellen hinter dem Chor, von welchen die a cornu epistolae nach dem Plan des dirigirenden Baumeisters, Prof. Poletti, von Grund aus aufgeführt wird, und an dem Porticus, welcher an dem gegen die Stadt zugekehrten Ende des Querschiffs errichtet werden soll. So ist man hier vielfach und mit Erfolg thätig, und man freut sich, in diesen kolossalen Räumen solche Bewegung zu finden, wenn man einmal über das wenig Rathsame des ganzen Unternehmens sich hinweggesetzt. Ein Glück ist's überdies für die Kirche, daß ihre Form selbst im Detail vorgeschrieben war. Sonst würde die unserne Verbesserungssucht hier wahrscheinlich ein weites und fruchtbares Feld gefunden haben. Jetzt kann sie sich doch nur an den Neuerungen auslassen und damit zu trösten suchen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 147.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 20. Juni 1839.

— De mille soucis mon esprit s'embarrasse,
Pour pouvoir mettre un ordre et dedans et dehors
Qui du godelureau rompe tous les efforts.

Molière.
école des femmes.

Zwölf neue Stücklein.

Von Wilhelm v. Chézy.

VIII.

Des Zöllners Prangsale.

Im Gegensatz zu dem kaiserlichen Wien, das, ein riesiger Bienenkorb in den herrlichsten Umgebungen, auch außerhalb der Linien * einen großen Theil seiner besten Freuden für die schwärmenden Bewohner aufbewahrt, umfaßt die gute Stadt Paris innerhalb ihrer Barrièren eine ganze große Welt, woher es kommt, daß so viele Tausende der Einwohner niemals ihren Umkreis überschritten haben, erstens, weil die Müßigen darin diejenigen Abwechslungen vereint finden, welche anderwärts meilenweit auseinander liegen; denn weder belebte Handelsstädte, noch einsamstolze Paläste, weder wohnliche Häuser, noch elende, schmutzige Baracken, weder Gärten, noch ländlich grüne Spaziergänge unter dem Schatten alter Bäume fehlen da; zweitens, weil die Rührigen und Fleißigen keine Zeit haben und keine Lust hegen, Städte aufzusuchen, die sie nicht größer und belebter, Dörfer, die sie nicht trauriger, Luft, Licht und Grün, die sie nicht frischer und erquicklicher sich zu denken vermögen. Für diese beginnt außerhalb der lezten Schranken die Provinz und erstreckt sich bis zu den Polen ihrer geographischen Kenntnisse, bis Petersburg und Konstantine.

Wo an den Grenzen dieser wunderlichen Welt voll Pracht, Reichthum, Ehre, Tugend und Hoffnung, wie voll Schmutz, Elend, Schande, Laster und Verzweiflung die Wege aus der Provinz einmünden, sitzen mit Argusaugen mancherlei Wächter. — Den Reisenden, wie er zu Wagen, zu Roß oder zu Fuß anlangt, empfängt die Frage nach dem Paß, der sich unterwegs durch das vielfach wiederholte Vorzeigen beinahe schon abgenuzt hat; denn die Gensdarmen, deren gelbe Bandeliers auf allen Straßen leuchten und deren Masse sich vermehrt, je näher ihr der Hauptstadt kommt, lassen selten einen Wagen vorüber, ohne über die Darinsitzenden sich Auskunft verschafft zu haben, und niemals ungefragt den Fußgänger, der, am Wanderstab einherschreitend, sein Bündel trägt. Unfern von dem, welcher nach Kräften darob wacht, daß kein ehrlicher Mann und kein Dieb sich ohne regelrechte Papiere in den Strudel der Weltstadt stürze, harren andere, die darauf sehen, daß nicht die Krone und die gute Stadt in den Einkünften ihrer Zölle ungebührlich geschmälert werden; sie begleiten die Diligence und den

* Linien nennt man zu Wien, was in Paris Barrièren heißt: die äußerste Einfassung und Grenze der Stadt und ihrer Vorstädte.

Digitized by Google

Frachtwagen bis zu dem Ort ihrer Bestimmung, durchforschen jedes andere Gefährt, fragen den heimkehrenden Jäger nach seinem Erlaubnißschein, den er kaum erst wieder in die Brieftasche eingeschlossen, und schauen fleißig nach, ob der Bürgersmann oder die Grisette im Sonntagsstaat nicht etwa eine Flasche Wein einzuschmuggeln versuchen.

Zu den Wächtern lezterer Art gehörte seit langen Jahren der alte Grossot, der mit seinen kleinen grauen Katzenaugen bald an einem, bald am andern Ende die Eingänge treulich bewachte, und dabei einen so geübten, sichern Blick besaß, daß er von Weitem schon die angenommene Frechheit von der echten Unbefangenheit zu unterscheiden wußte, und unfehlbar den Schalk erkannte, welcher darauf ausging, durch scheinbare Furcht ihn zu foppen und zu verleiten, daß er mit vergeblichem Nachsuchen seine Zeit verliere. Aber trotz der vielen Mühe, welche ihm die gewissenhafte Ausübung seines Amtes verursachte, und trotz der Sorgen, mit denen ihn seine Tochter Melanie erfullte, hatte Grossot nach langem Wittwerstande dennoch hinlänglichen Muth und Beruf in sich gefunden, einer jungen zierlichen und muthwilligen Pariserin vor den Beamten des burgerlichen Standes und vor dem Pfarrer des Sprengels die Hand zu reichen und somit ein neues, noch schwierigeres Wächteramt sich aufzuerlegen, in welchem seine Aufmerksamkeit um so weniger nachließ, als er nach Jahresfrist auch noch nicht die leiseste Spur verbotener Waare entdeckte; denn es lag in seiner Gemüthsart und in seinen Gewohnheiten, nie dem Schein zu trauen. Deßhalb behielt er auch die blonde Lisette stets unter der Obhut seiner eigenen Blicke, so daß sie ohne ihn kaum zehn Schritte vom Zollhause sich entfernen durfte, und nicht selten mußte sie harte Worte hören, wenn just das Unglück wollte, daß der Blick eines Vorübereilenden auf ihr haftete, oder wenn ein Genosse und Nachbar des gestrengen Eheherrn der „kleinen Mutter" ein tröstendes Wort der Theilnahme zugeraunt. Noch schwerer ward dem Vater Grossot jedoch die Obhut uber seine Tochter, und er fand, daß die Aufsicht ihrer Tante, der ehrwürdigen Matratzenhändlerin in der Tempelstraße, bei Weitem nicht genüge; darum hatte er beschlossen, ihr einen Hüter zu bestellen, wie Lisette in ihm einen besaß, und dazu seinen Amts- und Altersgenossen Paitrer ausersehen. Melanie aber dachte, es könne keinen bessern Hüter fur sie geben, als einen von denen, vor welchen sie bewahrt werden solle, so wie Niemand besser die Gauner aufspürt und fängt, als wer einst selber ihnen angehört; und kaum hatte an einem schönen Sonntagsmorgen Grossot seinen Willen der Tochter kund gethan, als am Nachmittag schon zu ihm, der mit Paitrer auf der Bank unter der blühenden Akazie vor dem Hause sich angelegentlich unterredete, ein rothwangiger, wohlgenährter junger Mensch trat, den Hut schief auf die krausen Locken gedrückt, den schwarzen Schnurrbart in die Höhe gestrichen, den stahlblauen Ueberrock gut gebürstet, braune Lederhandschuhe an den Händen, deren eine den Spazierstock mit der Seidenquaste und dem vergoldeten Knopfe wagerecht trug, und sich den beiden Alten, welche abwechselnd dabei vor Aerger bleich und vor Zorn roth wurden, mit kecker Zuversicht als Melanies begünstigten Liebhaber und Freier vorstellte. Die Entgegnung, zu der nach und nach Grossot Worte fand, war nicht die höflichste, aber der Freier ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen und hielt sich so standhaft, daß der ausersehene Schwiegervater und der Nebenbuhler, überwunden von der gutmüthigen und unerschütterlichen Treuherzigkeit des Unbekannten, endlich einwilligten, ein „vernünftiges Wort" zu reden, und ihm zwischen sich Platz machten. „Zuerst also zu Euch, Vater Grossot," sagte der junge Mensch, „denn vor allen Dingen bin ich schuldig, Euch zu sagen, wie ich heiße, wer ich bin. Mein Name ist Arthur Corinhac, und wenn ich vor der Hand nichts bin, als ein verwaister Knabe aus der Gascogne, so habe ich doch gute Empfehlungen und Aussichten, so zum Beispiel hier einen Brief Eures Gönners und Vorgesezten, des Herrn Direktors der Douanen, worinnen er mir eine Anstellung verspricht, insofern Ihr mich dazu vorschlagen und Eure Tochter mir zum Weibe geben wollt." — „Da werdet Ihr lange warten müssen, mein schöner Herr," versezte Grossot höhnisch; „denn es ist mein Grundsatz, nie einen Mann zu einer Anstellung zu empfehlen, der das Geschäft nicht aus dem Grunde versteht, und Niemand versteht es so recht, als wer selbst mit Geschick und Glück den Schmuggel betrieben; meine Tochter aber wird nur einem Zöllner zu Theil." Ohne darauf zu antworten, wandte der Gascogner sich zu Paitrer: „Was Euch betrifft, mein ehrwürdiger Herr Nebenbuhler, so seyd Ihr alt genug —" — „Was hat der Geldschnabel mein Alter mir vorzurucken?" unterbrach ihn unwillig der Angeredete; jener fuhr gelassen fort: „so seyd Ihr alt genug, um zu wissen, wie gefährlich es ist, einen geliebten Nebenbuhler um die Wege zu wissen. Nur ruhig, und unterbrecht mich nicht; Ihr sollt mit dem Ausgang meiner Rede zufriedener seyn, als mit dem Anfang. Ich will Euch einen Vorschlag machen, und wenn Ihr ihn eingeht und dann die Oberhand in der Brautwerbung behaltet, so will ich Euch versprechen, nie eine Störung Eures Hausstandes zu versuchen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Dieser Trieb des geistigen Nivellements ist es, der die Revolution gemacht hat; dieser Geist ist der eigentliche Sinn der ganzen Entwicklung der neuesten Zeit. Nicht auf Umsturz der Throne ging das Ziel der Geschichte, als die im vorigen Jahrhundert erwachsenen Ideen endlich zu einem Ausbruche fuhrten; nicht auf die Aristokratie der Geburt und des Standes als solche war es abgesehen, sondern auf die Aristokratie der Geistesbildung und des Genusses; nicht um die Herrschaft der Massen handelte es sich, sondern um ihre Erziehung; nicht die Republik sollte in eine Welt kommen, die sie nimmer ertrug; aber ungefährer politischer Verstand, die Fähigkeit, die Resultate der Wissenschaft für einen besondern Zweck zu nützen, und die Fruchte des allgemeinen Fleißes für Lebensbequemlichkeit zu genießen, endlich alle jene Dinge, welche den Geist erziehen, indem sie ihn ergötzen, sollten res publicae werden. Es sollte sich in den Nationen eine breite, homogene Masse bilden, als Träger der öffentlichen Vernunft, des öffentlichen Willens und des geistigen und materiellen Fortschritts; wozu? zu welcher ferneren Entwicklung auch in den Staatsformen? — wer, der mitten in der Bewegung steht, kann dies wissen?

Die Revolution war nur die Petarde, welche die für sanften Druck gar nicht oder in allzulanger Frist überwindlichen Hindernisse dieser Richtung vom Boden wegschlug, worauf der Strom sich ausbreitete und seine Straße zog, bis an einer neuen Stromenge im Pariser Julius wieder einiges Gestein gesprengt werden mußte. Jezt ist das Geschäft der Demokratisirung nach allen Richtungen im vollen Gang, und diese Thätigkeit ist der wahre Charakter unserer Tage. Alles popularisirt sich, Wissenschaft, Kunst, Literatur, materieller Genuß. In der Wissenschaft und der Literatur die täglich wachsende Masse der Bildungsschriften aller Art für große Kinder und der periodischen politischen, ökonomischen und unterhaltenden Blätter; in der Dramatik das gehudelte Conterfei der modernsten Gegenwart und die poesielose Herrschaft des Stoffs überhaupt; in der Kunst das Statuettenwesen, der Flor der kokettirenden Porträtmacherei, die Ubiquität der Lithographie, das Erdrücktwerden der höhern Gattungen der Malerei unter dem Flor des Genrebildes und der Landschaft; in der Musik das Ueberwiegen des Halbgebein, leicht Faßlichen, der derben Mittel, des Walzer- und Quadrillentaktes und der Hererei in der Ausführung über das tiefere Gefuhl in Composition und Vortrag; im gemeinen Leben der immer weiter greifende, aber immer wohlfeilere Luxus, die mehr und mehr gleichförmige Tracht, der Drang nach Erweiterung und Beflügelung des Verkehrs — dies Alles zeigt, daß, was sonst für verhältnißmäßig Wenige umsichtig, sorgfältig, solid, innerlich großartig geschaffen wurde, jezt für unendlich Viele leicht greifbar, stizzenhaft, effektreich, durch Masse großartig hergestellt wird, und daß die Dienerinnen Poesie, Kunst und Industrie vollkommen begriffen haben, an wen in der jetzigen Welt mit dem großen Beutel das Mäcenat und Patronat gefallen ist.

Der Demos begibt sich des unmittelbaren Regierens, von dem er nichts versteht, aber so ziemlich alle andern Prärogative der Aristokratie hat er behaglich an sich genommen und übt sie aus, wie er es versteht. Durch unzählige Dedicationen von Schriften wird auf seinen Beutel speculirt, und seine Haltung dabei ist oft ganz fürstlich, indem er die ergebenst Offerirenden ignorirt. Man trägt ihm täglich ganze Bibliotheken an, und daneben noch zahllose Ausgaben in usum Delphini für seine Descendenz, welcher eine Schaar von Gouverneurs und Lehrmeistern den Pfad des Lernens mit Rosen bestreut. Er umgibt sich mit einer ausgewählten Sammlung von classischen und Lieblingsschriftstellern, und triebe diese Liebhaberei noch weiter, wenn nicht der saubere Einband in den Hausfarben das Budget oft noch mehr belästigte, als die Bücher selbst. — Die schönen Künste dringen von allen Seiten auf hundert Wegen in sein Leben ein, und adeln alles, was er berührt, mit geistigem Genuß. Alles Geräthe zu seinem Gebrauche schwingt sich in den Schönheitslinien, die seine Laune zum Geschmack stempelt, prangt in den schönsten Farben, bedeckt sich mit Sculpturen und Schildereien, wobei das mit leichter Mühe Multiplizirte sich schlau als ein mit Kunst Hergestelltes breit zu machen weiß. Er nimmt keine Tasse vom Theebrett und spielt mit keinem Dessertteller, ohne sich mit einer pittoresken Ansicht oder mit einer lustigen Scene zu divertiren, oder seine Kenntnisse in Ethnographie und Naturgeschichte zu erweitern; und wenn irgend etwas auftaucht, das würdig ist, seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen — ein Mann, der sich merkwürdig gemacht, ein anderer, schon merkwürdiger, der gestorben, das Monument, das einem Dritten errichtet worden, die gefeierte Gastspielerin, die lezte Feuersbrunst oder Ueberschwemmung — was es nun sey, der jedesmalige Gegenstand der Conversation wird ihm in sauberer Lithographie ergebenst zu Füßen gelegt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Nachklang der Emeute. Der Victoriaball.

Hier verwischt ein Eindruck schnell den andern; so kommt es denn auch, daß von dem merkwürdigen und bisher noch

Digitized by Google

immer unerklärlichen Vorfalle vom 12ten Mai nur noch wenig in Gesellschaften gesprochen wird. Paris hat der Emeuten so viele erlebt, daß eine mehr oder weniger nichts zur Sache thut, und da man doch das Räthsel der lezten nicht zu lösen vermag, so wartet man geduldig auf das Licht, das der Prozeß vor der Pairskammer auf den Vorgang werfen wird. Indessen war jener Aufruhr mörderischer als mancher andere. Die Büchsenmacher und Waffenschmiede, deren Läden man aufgebrochen und geplündert, wie schon bei andern Empörungen der Fall gewesen war, fangen nun an, ihre Fenster und Magazine mit eisernen Stangen zu vergittern, oder die hölzernen Blenden mit Zinkplatten inwendig versehen zu lassen. Ein Tageblatt bemerkt dabei, sonst seyen die Bäcker bei Aufständen in Paris der Plünderung ausgesezt gewesen und haben daher sämmtlich ihre Ladenfenster mit eisernen Stangen vergittert; jezt suche das Volk, wenn es sich empöre, nicht mehr nach Brod, sondern nach Waffen, es leide nicht an Hunger, sondern an Streitsucht. Die Bäcker verändern allmählig ihre dunkeln, wie Gefängnisse aussehenden Läden in elegante Magazine mit großen Spiegelfenstern, dagegen müssen sich nun die Büchsenmacher verbollwerken. Eine bei dieser Gelegenheit aufgeworfene Frage ist: können die Waffenschmiede die Stadtbehörde anhalten, sie für den erlittenen Verlust zu entschädigen? Dies scheint keinem Zweifel zu unterliegen. Die Unterthanen zahlen starke Abgaben, damit sie in Ruhe und Sicherheit die Früchte ihres Fleißes genießen können; die Gemeinde muß also alle ihre Mitglieder gegen Unbilde schüzen, oder falls sie dieselben nicht verhindern konnte, den von Einzelnen erlittenen Schaden ersezen. Auch ist der Fall schon mehrmals eingetreten, daß die Pariser Stadtbehörde vor Gericht von einzelnen Bürgern belangt worden und zum Schadenersatze verurtheilt worden ist, wenn die Kläger den erlittenen Schaden wirklich beweisen und dabei darthun konnten, daß sie den Angriff und Einbruch in ihr Eigenthum nicht abzuwehren im Stande gewesen waren. Am Montage nach dem Aufruhr, oder eigentlich noch während des Aufruhrs (denn bekanntlich fielen noch einige blutige Auftritte an diesem Tage vor) hörte ich die auf einem Platze versammelten Nationalgardisten über die Art, wie man gegen die Aufrührer verfahren solle, debattiren. Einige waren höchst ungehalten, daß solche Menschen ohne Grund und Ursache plözlich die Ruhe der Hauptstadt stören, Gewaltthätigkeiten ausüben, das Leben so mancher Menschen in Gefahr sezen, Handel und Wandel in Stocken bringen, die Fremden aus Paris verscheuchen und ganze Reviere in Schrecken sezen. Sie behaupteten, man müsse sie zu umzingeln suchen und sie dann ohne Barmherzigkeit niederschießen; denn wenn man sich damit begnüge, sie zu ergreifen, so gehe so lange Zeit damit hin, bis sie vor Gericht kommen, daß das Publikum zulezt Mitleiden mit ihnen empfinde und die Zeitungen zu ihren Gunsten sprechen; sie kommen am Ende auch mit einer leichten Strafe davon, und werden gar obendrein amnestirt, worauf sie dann von Neuem Complotte anzetteln. Dieses Verfahren schien Andern doch zu barsch und zu türkisch. In einem verfassungsmäßig regierten Staate könne man so summarisch nicht zu Werke gehen. Ehe man Jemand niederschieße, müsse man ihm doch seine Schuld beweisen und ihn anhören, sogar ihm erlauben, seine Vertheidigungsgründe geltend zu machen. Der Nationalgarde stehe es nicht zu, selbst Gerechtigkeit auszuüben; ihre Pflicht sey nur, die Ruhe wieder herzustellen, und nur im Nothfall dürfe sie Gewalt mit Gewalt abwehren. Dies schien den erstern nicht recht einzuleuchten. Man sieht hieraus, daß die Nationalgarde, wie die Regierenden, in zwei Parteien zerfällt, deren eine die summarische Gerechtigkeit als die am schnellsten zum Ziele führende verlangt, während die andere auf der gesezmäßigen Gerechtigkeit besteht. Eine andere Gerechtigkeit als die lezte kann auch jezt in Frankreich nicht mehr stattfinden, oder man müßte alles über den Haufen werfen und nicht besser verfahren, als die Aufrührer, die man eben dieses Verbrechens beschuldigt. Mit dem über den Haufen schießen ist es nicht gethan, und man verlangt mit Recht auch gegen diejenigen, welche kein Gesez achten, die Beobachtung der Gesezе. In Erwartung des eingeleiteten Criminalprozesses beschäftigt sich die Pariser Welt mit andern Dingen. Die Bälle sind in dieser Jahreszeit etwas Seltenes; deßhalb erregte der schon lange zuvor angekündigte Ball beim englischen Gesandten, Lord Granville, zu Ehren des Festes der Königin Victoria großes Aufsehen, wenigstens in der sogenannten vornehmen, und demnächst in der Putzmacherwelt. Aber beide bekamen einen gewaltigen Schrecken, als während der Vorbereitungen zu dem Feste, die schon mehrere Wochen lang im Werke waren, plözlich die Nachricht erscholl, das Whigministerium in England sey abgetreten, und die Tories stehen auf dem Sprunge, wieder an's Staatsruder zu kommen. Melbournes Anhänger können nicht bestürzter gewesen seyn, als es bei dieser Nachricht die Pariser Diplomaten, Hofleute und Modehändlerinnen waren. Alle zarten Hände, welche am Staate zum bevorstehenden Ball gearbeitet hatten, standen plözlich still, als ob sie gelähmt wären, und alle Projekte zerrannen wie Seifenblasen. Lord Granville, hieß es, reise sogleich ab, da er keinem Toryministerium dienen wolle; mithin könne aus dem angekündigten Balle nichts werden. Einige Damen wollten zwar nicht alle Hoffnung fahren lassen, und äußerten, unter dem Toryministerium werde man so gut tanzen, wie unter dem Whigschen, und der Nachfolger Lord Granvilles werde doch nicht so grausam und so unloyal seyn, um den Ball zu Ehren der jungen Königin Victoria abzuschneiden. Allein damit sah es doch sehr mißlich aus: denn der Nachfolger konnte nicht sogleich auf dem Platz seyn und kam vielleicht lange nach dem Victoriafeste an. Die Pariser Modehändlerinnen aber warfen sich ganz in die Opposition und riefen: Ist es nicht genug, daß man so lange zu unserem Schaden an der Geburt eines französischen Ministeriums laborirt hat? müssen wir nun auch noch an den Wehen des englischen Ministeriums leiden? Glücklicherweise machte eine zweite telegraphische Nachricht wieder gut, was die vorige verdorben hatte. Königin Victoria hatte ihre Hofdamen nicht verabschieden wollen, mithin konnte kein Toryministerium zu Stande kommen, mithin traten die vorigen Minister wieder ein, mithin blieb Lord Granville auf seinem Posten, mithin gab er den versprochenen Ball. Alsbald geriethen alle zarten Hände wieder in Bewegung und der Ball war so glänzend, wie ihn die Zeitungen beschrieben haben. Die Jahreszeit hatte sich tummeln müssen, um alle erforderlichen Rosen zu liefern, denn Rosen waren unerläßliche Bedingung beim Schmuck auf diesem Balle. Aber glücklicherweise verstehen die Pariser Kunstgärtner das Geheimniß, die Natur zu zwingen, daß sie vor der Zeit ihren vegetabilischen Schmuck herausgibt, und somit waren Rosenstöcke da, so viel man wollte, und hätte Granville Pfirschen und Weintrauben verlangt, es wäre ihm auch damit im Mai gedient worden. Für die Kunstgärtnerei scheint es nichts Unmögliches mehr zu geben.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 148.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 21. Juni 1839.

Wer sich behaglich mitzutheilen weiß,
Den wird des Volkes Laune nicht erbittern;
Er wünscht sich einen großen Kreis,
Um ihn gewisser zu erschüttern.

Goethe.

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Prinz Demos liebt aber auch die Kunst und unterstützt sie. Er subscribirt auf ungemein wohlfeile Prachtwerke, nimmt Theil an Kunstvereinen und Lotterien, gewinnt Gemälde oder erhält im schlimmsten Fall die kostbaren Blätter, welche die Vereine an ihre Mitglieder vertheilen. Um letztere läßt er prächtige Rahmen machen, welche sich auf den Damasttapeten von Papier vortrefflich ausnehmen, und seine Gemächer sind ein gypserner Olymp, welcher auf Ofen und Consolen alle Götter des Vatikans und des Louvres zeigt. — Er besieht ganze Gemäldeexpositionen, wo Alles feil, wo in jeder Hinsicht auf seinen Geschmack und die Art, wie er die noble Passion treibt, die zarteste Rücksicht genommen ist. Er liebt in seinen Appartements das Wohnliche, leicht Heizbare, und den zierlichen Verhältnissen seiner Wände müssen auch seine Gemälde entsprechen. Was sollen ihm die riesenhaften Bilder mit den schweren historischen Sujets? Faßt sie auch das Zimmer, so reicht sie der Federwisch nicht ab; und dann hat er seit der Catechisation die heilige Geschichte satt, und mit der Profanhistorie ist er über den Fuß gespannt. Zudem ist er zu zerstreut und zu vielfach in Anspruch genommen, um sich der Kunst anders als im Vorübergehen zu widmen, so, wie man den Schaum vom Champagnerglase schlürft. Er kann einem Bilde nicht erst lange seinen Werth und seine Bedeutung abfragen; er mag sich in keinen Verkehr mit ihm einlassen, wobei er die Hauptkosten der Unterhaltung bestreiten müßte. Er will sich vom Bilde bequem etwas vorerzählen lassen; es soll ihn an's Nächste, an's Selbstgesehene und Erlebte, an seine erste Liebe oder seine selige Frau, an seine Reisen und seine Lektüre erinnern. Der Soldat, der dem Mädchen am Brunnen an's Kinn greift, der Ritter und sein Liebchen, der Kapuziner, der seine Blumen begießt, Goldschmieds Töchterlein nach Uhland, die Zigeunerin, die der Jungfrau wahrsagt, Max Piccolomini „unter dem Hufschlag seiner Pferde," der Bandit und der Wilddieb, die Bauernhochzeit und die Prügelscene, die Aussicht vom bekannten schönen Berg und das Viehstück, der gemalte Vetter mit seinem besten Gesicht und die Frau Nachbarin mit dem rothen Shawl — wie natürlich! Alles, wie es leibt und lebt, und noch schöner! Hier weiß man doch, was es ist und was man hat!

Dieselbe Personnage, der die bildende Kunst Alles mund- und handgerecht macht, kommandirt natürlich auch die verwandte Musik. Mit ungeheuren Kosten, dem Einzelnen kaum fühlbar, unterhält der Demos Sängerinnen und Tänzerinnen, er bezahlt Blechmusikchöre und

Digitized by Google

Rieſentanzorcheſter. Soll er ſich da nicht vorſingen und vorſpielen laſſen, wie es ihm im Herzen wohlthut und wie er es verſteht? Wenn er nur nicht mehr das Gerede von der guten alten Muſik hören müßte, von der Tiefe der Auffaſſung und des Gefühls! Was ſoll das heißen? Iſt nicht in der Oper des Tages Alles gerade ſo tief aufgefaßt, als er ſeinerſeits zu faſſen gelaunt iſt? Und wer darf ſeine und des Komponiſten ſchöne Gefühle verleumden, wenn er bei Wein oder Bier zum neueſten Galopp mit dem ſpaßhaften Namen den Takt ſchlägt? Und was die Ausführung, den Vortrag anbelangt, ſteigert ſich nicht gerade ſeit ſeiner Herrſchaft die Virtuoſität zu einer unerhörten Höhe? Kam je eine Prima Donna höher hinauf, ſo oder ſo? kam je ein Baſſiſt tiefer hinunter? Man ſpielt das Piano zehnhändig und einhändig, nur mit der Linken! man gibt Konzerte auf Einer Violinſaite; man entlockt der Flöte und dem Klapphorn Töne, welche ganz über die Natur der Inſtrumente hinausfallen. Und dabei iſt er doch weit entfernt, die Trefflichkeit ſeiner Kammermuſik zu überſchätzen: er fühlt wohl, wie viel zur höchſten Stufe der Vollkommenheit fehlt, ſo lange man auf dem Piano überhaupt mit den Händen ſpielt und die Blasinſtrumente mit dem Munde anſpricht.

Dieſes Populariſiren der Kunſt und Wiſſenſchaft, dieſes Reduciren derſelben auf gewiſſe Mittelmaße, wie ſie den Bedürfniſſen und Kräften der von der Zeit zur Bildung und dem Genuß berufenen Maſſe entſprechen, dieſe demokratiſche Richtung iſt noch zu jung, als daß nicht noch die alte ariſtokratiſche in allen Zweigen mit ihr kämpfen ſollte, freilich ohne alle Hoffnung des Siegs, was ſich aber ihre Verfechter nicht eingeſtehen mögen, worin ja die laudatores temporis acti aller Art übereinkommen. Noch gibt es Leute genug, welche die Privilegien, deren ſie ſelbſt oder ihre Familien einſt in der Geſellſchaft genoſſen, ſchmerzlich vermiſſen, und ſich an die Debatten der, wenn auch keineswegs überall freien, doch überall naſeweiſen Preſſe, an das Ein- und Vorgreifen des Volks in geſetzgebenden Verſammlungen u. dergl. nicht gewöhnen können. Es gibt Andere, die an andern Orten, die auch wahre Volkskammern ſind, in Kunſtausſtellungen, Konzertſälen, Muſeen und Leſecirkeln, wehmüthig oder ärgerlich die Köpfe ſchütteln. Jene, wenn ſie unter ſich ſind, erinnern mit einer ſprechenden Handbewegung daran, wie der hochſelige Herr ſo und ſo gewiſſe Volksprätenſionen und Zudringlichkeiten abgewieſen hätte; die andern bitten in der modernen Oper die Manen der großen Componiſten des vorigen Jahrhunderts um Vergebung, und zwar überlaut. Zu beiderlei Geſinnung braucht man nichts weniger als alt zu ſeyn; aber die einen ſind ſo gut und im vollen Sinn des Worts Ariſtokraten als die andern; nur daß bei denen, deren Kunſtſehnſucht rückwärts blickt, häufig die Selbſtſucht nicht mitſpielt. So lange ein politiſcher Zuſtand, in welchem einzelne Stände überwiegender Vortheile genoſſen, in friſchem Andenken ſteht und ſchmerzlich vermißt wird, ſo lange wird auch ein Zuſtand der Kunſte, wie die Herrſchaft dieſer Stände ihn bedingte, zurückgeſehnt werden. Nur ſind diejenigen, welche die alten Höfe und Domkapitel nicht vergeſſen können, oft weit entfernt, an die großen Gemälde zu denken, welche ſie beſtellten, und an die noble Muſik, welche für ſie geſetzt wurde. Und umgekehrt, wer für einen frühern Geſchmack in Muſik und bildender Kunſt ſchwärmt, möchte oft um keinen Preis die Gewalten in die Welt zurückführen, unter denen jener Geſchmack erwachſen. Ja, es gibt junge ſchriftſtellernde Geiſter genug, welche in ihren politiſchen Doktrinen ſehr weit vorwärts ſind, und doch täglich in Kritiken und Feuilletons der Zeit den Text leſen über die armſeligen Puppen, an die ſie in Malerei, Muſik, Literatur ihr Herz hängt. Dieſe Leute mit dem wunderlichen Januskopf, der über dem ſcharfſinnigen Rückwärts- und Vorwärtsblicken das am wenigſten ſieht, was da iſt, haben mit den eigentlichen Ariſtokraten noch das gemein, daß ſie, trotz des malcontenten Schmollens mit der Zeit, der vielfachen Comforts, welche ſie bietet, mit Behaglichkeit genießen und in allen Beziehungen, wo es ſicher und bequem iſt, die Livree der Zeit tragen. Man macht es ſich ſelten klar, wie die Hinwegräumung gewiſſer politiſchen und moraliſchen Hemmniſſe die nothwendige Bedingung war, wenn Verkehr und Induſtrie dieſen Aufſchwung nehmen, wenn Fluß und Meer ſich mit Dampfſchiffen, das Land mit Eiſenbahnen bedecken, wenn die Elle hubſch bedruckten Kattuns, das Stuck populariſirter Wiſſenſchaft, die Sammlung gemeinnütziger Abbildungen zum Spottpreis von ſo und ſo viel hergeſtellt werden ſollte. Man glaubt nicht, noch öfter aber thut man nur ſo, als glaubte man es nicht, daß in einer Zeit, wo bildende Kunſt, Muſik und Literatur der wohlfeile Luxus von Millionen ſind, die höhere Malerei, die claſſiſche Muſik, ja auch das eigentlich poetiſche Kunſtwerk nicht mehr ihre alte Bedeutung haben können. Wer ſich der einen Richtung der geiſtigen Entwicklung freut und ihre Produkte genießt, ſollte eine andere, ihm minder erfreuliche wenigſtens mit Reſignation hinnehmen. Die bequeme Diligence und der Dampfwagen hängen ſo gut mit Allem neben ihnen zuſammen, als die ſpaniſche Landkutſche, deren Aufſchrift: seguridad y velocidad, noch immer eine Satire iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Des Zöllners Drangsale.

(Fortsetzung.)

Nun meinte zwar Paitrer, daß er ohnehin der Mann seyn werde, jede unberufene Einmischung abzuwehren, und wollte nichts hören, bis Grosset behauptete, die zunftmäßige Ruhe sey wenigstens so viel werth, den Vorschlag in Erwägung zu ziehen, so daß er am Ende sich bequemte, Cyrinhac weiter reden zu lassen, und dieser bot nun kurz und gut den Beiden eine Art von Wette an: er wolle innerhalb des Zeitraums von drei Wochen dreimal ihre Wachsamkeit täuschen und verbotene Waare am hellen Tage in eigener Person an ihnen vorbei zur Stadt bringen; wenn ihm dies gelinge, so müsse ihn Grosset als einen geschickten Schmuggler und mithin tauglichen Zollwächter anerkennen und der andere ihm die Braut lassen; wo nicht, so wolle er sich entfernen und nimmer wieder sehen lassen. Bei diesem Vorschlag blinzelte Grosset pfiffig mit den kleinen Augen, und obschon Paitrer lebhaft widersprach und einwandte, ein solches abenteuerliches Possenspiel passe nicht für alte Bursche, wie sie seyen, so behauptete dagegen der andere, es werde schwer fallen, sie nur einmal zu betrügen, da sie ja den Schmuggler von Angesicht zu Angesicht kennten, so daß sie ihn spätestens beim zweiten Mal ertappen wurden, und sie wollten ihren Antheil an dem zu erwartenden Strafbetrag anwenden, die Kosten der Hochzeit zu bestreiten. Nach langem Zureden willigte Paitrer endlich ein, doch nur unter der Bedingung, daß Cyrinhac niemals dasselbe Kunststück wiederhole, sondern nach dem Gelingen sie stets alsogleich davon unterrichte, wogegen sie auf des Gascogners Verlangen feierlich versprachen, ihm keine Verfolgung von Seiten der Polizei zuzuziehen, sobald er einmal dem eigentlichen Bereich ihrer Amtsthätigkeit nach überstandener Untersuchung entkommen sey. So ward zuletzt der sonderbare Vertrag zum Schluß gebracht; Cyrinhac ging, wohlgemuth ein Liedchen trällernd, von dannen, und ihm nachsehend, sagte Grosset zu seinem Nachbar, indem er sich die Hände rieb: „Der Bube da ist aller Ränke voll, und Ihr mögt froh seyn, Gevatter, daß er selbst Euch die Mittel an die Hand gibt, ihn so wohlfeilen Kaufes los zu werden."

Die beiden Zöllner nahmen sich vor, ihre Aufmerksamkeit zu verdoppeln, und es hätte am nächsten Morgen des Grußes von dem hohen Bock nicht bedurft, um sie wahrnehmen zu lassen, daß es diesmal Cyrinhac war, der in blauem Fuhrmannskittel die zu drei und drei angeschirrten sechs Rappen vor der Landkut che von Chartres leitete; der Umstand fiel ihnen schon deßhalb auf, weil der gewöhnliche Lenker ihnen so gut bekannt war, als die gelbe Kutsche und die schwarzen Rosse. Mit Ungeduld erwarteten sie den Tag und die Stunde der Rückkehr des Wagens, der, durch das plötzlich eingetretene Regenwetter aufgehalten, später als sonst ankam und diesmal von Grosset und Paitrer selbst sammt einem Gensdarmen nach dem Ablademlatz begleitet ward, zur größten Verwunderung der Reisenden, die gewohnt waren, daß nur ein einzelner Zöllner mitfahre. Unterwegs sagte ihnen Cyrinhac, daß sie diesmal ihre Mühe vergebens seyn werde, denn er habe es nicht wagen wollen, den Eigenthümer der Landkutsche einer Verantwortung auszusetzen; um so strengee nur ward das verhaßte Geschäft vorgenommen, Niemand durfte von der Stelle, kein Koffer, kein Nachtsack blieb undurchwühlt, der Rosebändiger mußte sich die Untersuchung seiner Kleidungsstücke gefallen lassen, und die üble Laune der Angekommenen, die in dem naßkalten Luftzug so lange ausharren mußten, äußerte sich schon unverhohlen in den unfreundlichsten Ausdrücken, als es endlich den Zöllnern gefiel, die vergebliche Bemühung aufzugeben. „Ihr habt uns unnützer Weise einen Schnupfen zugezogen," sagte Grosset, der blaß und frierend dastand und zusah, wie die Leute nach und nach sich entfernten, der Wagen in die Remise geschoben, das Gespann durch den Stallknecht von dannen geführt ward, worauf Cyrinhac die Frage stellte: ob die Waare, welche er hereingebracht, nun frei sey? „Possenreißer, du fängst uns nicht!" hieß die Antwort zuerst, und: „ja doch, in des Himmels Namen!" als die Frage ernstlich wiederholt ward. Da bat der Gascogner die beiden mit großer Höflichkeit, ihm zu folgen, führte sie ein paar Straßen weit und in einen Stall, wo er vor ihren Augen aus den langen Schweifen seiner Rappen die künstlich eingeflochtenen Rollen amerikanischen Knasters loswickelte. Paitrer raufte sich vor Wuth die spärlichen grauen Locken, während Grosset den Vorfall von der guten Seite nahm, des geschickten Schmugglers Hand schüttelte, und nur das Geständniß verlangte, daß ohne das starke Regenwetter die List schwerlich geglückt wäre. Cyrinhac gab dies gerne zu, sagte kein Wörtlein davon, daß er ohne den Regen die Ausstehung würde verschoben haben, und so schieden sie in gutem Vernehmen, doch nicht, ohne daß die Zöllner hoch und theuer sich vermessen hätten, die angethane Schmach mit Wucher zu vergelten. Und da an einem der nächsten Tage Arthur wiederum mit lustigem Peitschenknall vorüberfuhr, drohten die geprellten alten Füchse mit erhobenem Zeigefinger, und das bittersüße Lächeln auf ihren Lippen sprach von Zuchtpolizeigericht, Geldstrafe und Gefängniß, von denen da b darauf auch die Jungen wiederum gelüstig sich unterhielten, als der helle, heiße Nachmittag die Nachbarn auf der Bank unter der Akazie versammelt hatte; doch hüteten Grosset und Paitrer dabei sich wohl, vor Lisetten

Digitized by Google

oder vor den Kameraden ihrer Beziehungen zu dem Gascogner zu erwähnen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Sitzung der französischen Akademie. Dichterinnen.

Kurz nach dem Granvilleschen Balle hielt die académie française ihre öffentliche Sitzung, die gewöhnlich erst im August stattfindet; weßhalb sie diesmal, wie die Rosen auf dem englischen Balle, so frühe erschienen, ist nicht gesagt worden, und es scheint auch nicht, daß sich Jemand darum bekümmert hat. Diese Akademie kann sich etwas darauf zu gute thun, daß drei Minister des öffentlichen Unterrichts nacheinander aus ihren Reihen hervorgegangen sind, Guizot, Salvandy und nun Villemain; letzterer ist noch dazu Secretair perpetuel der Akademie, gibt auch diese Stelle, die dauerhafter ist als ein Ministerium, nicht auf, sondern läßt sich bloß einstweilen durch einen Collegen ersetzen; seiner Ministerwürde unge achtet versah er bei der letzten öffentlichen Sitzung das Amt des Secretärs. Diese Akademie ist sehr galant, und da sie eine bedeutende Menge von Preisen zu vertheilen hat, so können die Damen so ziemlich sicher auf einige derselben rechnen. Auch diesmal gingen sie nicht leer aus. Den Preis der Dichtkunst trug Madame Collet, Tochter des Malers Revoil zu Lyon, davon. Die Aufgabe war, das von Ludwig Philipp angelegte, historische Museum zu Versailles zu besingen. Bisher galt der König für den einzigen Urheber des Plans, im Versailler Schlosse eine Galerie nationaler historischer Gemälde und Statuen anzulegen. Nun hat aber einer einen Befehl des Directoriums wieder ausgefunden, der etwas Aehnliches verordnet. Allein dieser Befehl ist nie zur Ausführung gekommen, wie so manche andere Verordnung jener an großen Ideen reichen Zeit. Weder Napoleon, noch die ältern Bourbonen haben viel zur Verschönerung des Versailler Schlosses gethan, dasselbe nicht wieder hergestellt und noch viel weniger es mit historischen Darstellungen angefüllt. Dieses Verdienst bleibt also Ludwig Philipp unangefochtet. Nur kann man der Art, wie der Plan ausgeführt worden ist, nicht unbedingt huldigen; es sind zu viele schlechte, auf Bestellung fabrizirte Porträts und Schlachtengemälde hineingekommen, und es wäre jetzt ein neues Verdienst, dieselben wieder zur Thür oder zum Fenster hinauszuwerfen; es bliebe doch noch genug zu schauen und zu bewundern. Villemain sagte in seinem Berichte über die eingegangenen Preisgedichte, deren Zahl sich über 50 belief, etwas satirisch, es gebe mit manchen dieser Gedichte wie mit den Gemälden in der Galerie, sie machen bloß die Reihe vollzählig. Die Akademie kann den poetischen Wust wegwerfen, warum soll denn der künstlerische bleiben? Nach dem Urtheile der Akademie hatte Madame Collet das Versailler Museum am besten besungen, allein sie wagte es nicht, das ganze Gedicht in der Sitzung vorlesen zu lassen, so fehlerhaft waren einige Strophen ausgefallen; doch das Meiste war schön und poetisch. Da jedoch, wie schon Horaz gesagt, das Dichtervolk äußerst reizbar ist, so soll die schöne Madame Collet sehr aufgebracht darüber seyn, daß die Akademie sich vermessen, in der öffentlichen Sitzung ihr Gedicht zu verstümmeln, und sogar die 1500 Franken, die sie als Preis erhalten, scheinen ihr kein zureichendes Heilpflaster für die ihrem Stolz versetzte Wunde. Man hört diese reizende Dichterin zuweilen in großen Vereinen ihre Gedichte vorlesen oder vielmehr declamiren. In ihrem Munde nehmen sie sich vortrefflich aus, und sie erntet immer großen Beifall ein; allein wenn man ihre Verse hernach gedruckt liest, so machen sie nicht immer eine so angenehme Wirkung. Mas dame Collet ist mit einem Tonkünstler verheirathet, der ein talentvoller Mann seyn soll; bisher konnte das Publikum nicht darüber urtheilen, denn es ist wenig von ihm erschienen. Seine Oper l'Abencerage, wozu die junge Frau den Text geschrieben, ist nur auf dem Castellaneschen Privattheater aufgeführt worden, das Publikum kennt sie noch nicht. Da beide wenig Vermögen besitzen, so ist die junge Frau genöthigt, viel an Zeitschriften zu arbeiten; man sagt, sie arbeite großentheils in der Nacht, wie Madame d'Abrantes thut, um sich einigen Wohlstand zu verschaffen. Daraus erklären sich manche melancholische Züge, welche sich in ihren Gedichten, besonders in ihrer Sammlung: Fleurs du midi, finden. Es sind die unwillkührlichen Aeußerungen einer jungen und schönen Frau, welche in den glänzendsten Salons der Reichen mit Auszeichnung aufgenommen wird, dort Beifall und Bewunderung erntet, und zu Hause weder den prosaischen Mittelstand und die langweilige Oede antrifft; denn was man Wirthschaft nennt, gibt einer jungen Pariser Dame nichts zu schaffen. Solche trübe Aeußerungen kommen überhaupt häufig in den Dichtungen junger Frauen vor, welchen die große Welt wegen ihres poetischen Talents huldigt, und deren Mäusche doch größtentheils unerfüllt bleiben. So fiel mir neulich ein Gedicht eines jungen Mädchens aus Bretagne, Namens Elisa Moreau, in die Hände, welche sich nach Paris begeben hatte, wahrscheinlich in der Hoffnung, hier ein glänzendes Loos zu finden, und auch eine Pension von der Regierung, so wie manche Huldigung in den Salons erhalten hat, deren Herz aber dennoch unbefriedigt geblieben seyn muß; denn sie seufzt sich nach ihrer Provinz zurück und antwortet einem Bretagneschen Dichter, der sie dazu aufgefordert hat:

Oui, je le quitterai, poète,
Ce Paris au charme trompeur,
Où la vie est une tempête
Qui brise les fibres du coeur.
Va! s'il est vrai qu'une couronne
Soit reservée à mes essais;
Si la foule qui tourbillonne
Sourit parfois à mes succès;
Si dans le salon qui scintille
De lustres aux mille couleurs,
On me dit souvent: jeune fille!
Tes vers ont le parfum des fleurs:
Ah! je n'en suis pas plus heureuse,
Et quand sous mon toit isolé
Comme une ombre silencieuse
Je reviens le coeur accablé,
Au lieu de penser aux louanges,
Aux avoux murmurés tout bas,
Je demande au maître des anges,
De m'endormir dans le trépas.

Unzufriedenheit mit ihrem Schicksale, Klagen über unbefriedigte Wünsche, über Nichterfüllung gehegter Erwartungen kommen auch in den Gedichten der Madame Collet in Fülle vor, selbst in ihren angenehmsten „südlichen Blumen."

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 149.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 22. Juni 1839.

Have I laid my brain in the sun, and dried it, that it wants matter to prevent so gross o'er-reaching as this?

Shakespeare.
Merry wives.

Des Zöllners Drangsale.

(Schluß.)

Das Gespräch ward nicht oft unterbrochen, weil wenige der Vorübergehenden der Aufmerksamkeit werth schienen, bis endlich eine stämmige Dirne in ländlicher Tracht des Weges kam, deren derbe Züge etwas Bekanntes für die Zöllner hatten, so daß in ihnen eine dunkle Ahnung sich regte, als hätten sie diese Dorfschönheit schon irgendwo auf verbotenen Wegen ertappt. Auch sprach sich im Benehmen der Bäurin eine gewisse Befangenheit aus, und eine so ängstliche Eile, als ihr Korb mit Gemüse, Butter und Eiern untersucht und verzollt war, daß Grossot ihr befahl, in das Haus zu treten, und seiner Frau auftrug, als seine gesetzliche Gehülfin ihres Amtes zu walten. Die Dirne ward über und über roth, wie mit Blut übergossen, und die Farbe der Verlegenheit wich nicht von ihren Wangen, als sie in dem abgelegenen Kämmerlein allein mit der schönen Zöllnerin sich befand, die ihrerseits noch so wenig an das Geschäft gewöhnt war, daß sie lebhaft und tief die Demüthigung fühlte, welche ein solcher Auftritt über beide Theile in Hülle und Fülle bringt, weßhalb sie auch das Mädchen ermahnte, ihr Vergehen lieber gleich einzugestehen. „Allerdings führ' ich verbotene Waaren," sagte schüchtern und leise die Angeredete. — „So gib sie in Gutem heraus, mein Kind." — „Wenn Ihr es erlaubt, Madame, so will ich es thun, doch mußt Ihr mir Eure Verzeihung zusichern." — „Ich verzeihe dir von Herzen, und mögen deine Richter eben so milde verfahren." — „Wenn Ihr mir verzeiht, habe ich nichts zu fürchten." — „Da irrst du, denn meine Stimme ist hierin ohne Gewicht. Gib die Waaren heraus und nöthige mich nicht zu unangenehmen Schritten." — „Euer Befehl ist mein Gesetz," rief nun das Mädchen, fiel auf beide Knie nieder, ergriff Lisettens Hand und bedeckte sie mit Küssen. — „Was soll das?" fragte diese erstaunt, und machte vergebliche Anstrengungen, sich loszureißen. — „Hört mich an, schöne Frau, da Ihr selbst mir befohlen, vor Euch ein Geständniß abzulegen, und Eure Vergebung im Voraus zugesichert habt. Die verbotene Waare, welche ich führe, hat mit des Königs Zöllen nichts zu schaffen —" Ein Mann war es, der also sprach; Lisette erbleichte, wollte Hülfe rufen, und vermochte es nicht, und hörte wie betäubt einer Liebeserklärung zu, welche mit beredter Geläufigkeit von den Lippen des kühnen Eindringlings tönte, der erzählte, wie er kein anderes Mittel gefunden, die wachsame Eifersucht des alten Grossot zu täuschen und eine geheime Unterredung mit der Angebeteten zu erhalten, als eben die Verkleidung, die ihn so glücklich dem ersehnten Ziele zugeführt. Während dieser Rede besänftigte sich

Digitized by Google

zwar Lisettens Groll, weil kein Weib demjenigen im Ernste zürnen kann, der von ihren schönen Augen bethört und von der blinden Leidenschaft hingerissen, die Schranken des gewöhnlichen Verkehrs durchbricht; zuweilen aber kehrte ihre Fassung zurück, und das Bewußtseyn beleidigter Würde gab ihr eine Strafpredigt ein, worin sie dem jungen Mann rund heraus erklärte, daß seine, so wie die Lockungen eines jeden Andern an ihr verloren seyen; denn sie liebe und ehre ihren Eheherrn, und seine allerdings oft schonungslos geäußerte Eifersucht gebe ihr noch keinen hinlänglichen Vorwand, das Mißtrauen zu verdienen und zu rechtfertigen.

Und so geschah, was er erwartet: die geschmeichelte Eitelkeit und die gekränkte Tugend Lisettens ließen sie das Amt der Zöllnerin vergessen; von den Brüsseler Spitzen, die er bei sich führte, war keine Rede mehr und ihre Einschwärzung gesichert. Nach Verlauf einer halben Stunde brachte ein Knabe ein Zettelchen, das Grossot einlud, sich in eine näher bezeichnete Wohnung zu begeben, unter deren Thür zu seiner höchsten Verwunderung der Gascogner ihn empfing, den er doch an demselben Morgen nach Chaitres hatte abfahren sehen; mitten im Zimmer hing, recht in die Augen fallend, auf einem Kleiderstock der Aufputz einer Landdirne, und da der Eintretende den andern näher ansah, fand er in Corinbac's glattgeschorenem Gesicht die Züge der Bäurin, und schrie, mit beiden Fäusten ihn bei der Brust packend: „Unglücklicher, was hast du gethan?“ Arthur hatte die größte Mühe, den Alten zu beruhigen, der abwechselnd tobte, schrie, Verwünschungen ausstieß, weinte und die Hände rang, bis ihn Athemlosigkeit und Erschöpfung endlich zwangen, den kecken Freier Melanie's anzuhören, wie er die oft unterbrochene Erzählung der Vorfälle im Inneren des Zollhauses zum Schluß brachte. Bald ungläubig den Kopf wiegend, bald zufrieden lächelnd, begann Grossot ein Kreuzverhör, dessen letztes Ergebniß ihm zu genügen schien, denn er saß eine geraume Weile stumm und in sich gekehrt da, bis er plötzlich aufsprang, Corinbac's beide Hände ergriff und bedächtig sagte: „Alles wohl überlegt, will ich dir das dritte Kunststück schenken und dir jetzt schon meine Tochter geben.“ Arthurs Augen blitzten freudig auf, doch fragte er bedenklich, was Patrice dazu sagen werde? „Jeder ist sich selbst der Nächste,“ meinte da der Vater Grossot, „und ich weiß vor deinen Ränken Lisetten nicht besser zu sichern, als indem ich sie zu deiner Mutter mache.“ — Also geschah es, und indem auf diese Weise der Zöllner sich von der unternehmenden List des Gascogners nach dem zweiten Probestück schon für überwunden erklärte, wich er wohlweislich der Beschämung und dem Drangsal aus, welche ihm das dritte Talle bereiten konnten.

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

In der jetzigen Welt ist Jeder, er mag wollen oder nicht, und oft der am meisten, der es am wenigsten glaubt, ein Diener des Herrn, auf den sich Alles bezieht, in dem Jeder einen Käufer für seine Waare hofft und sucht, auf dessen tausendköpfige Persönlichkeit sich alle alten Attribute der Aristokratie gedrängt haben. Das Publikum gibt die Mode an und hat für das männliche Geschlecht eine Art einfacher Hofkracht eingeführt, über welche bei Strafe der Lächerlichkeit Keiner hinaus kann; es umgibt sich in seiner Häuslichkeit mit den Wundern der bildenden Kunst, der Weberei, Tapezierere, Tischlerei, Uhrmacherei u. s. w. auf ihren verschiedenen Stufen der Feinheit; es reist schneller, bequemer und sicherer als einst der Reichsgraf mit Sechsen; es dringt durch seine Zerstreuungssucht und seine vornehmen Infirmitäten zahllose Kurorte und durch seine Reiselust ganze malerische Landstriche in Flor; es bereichert Croupiers und Industrieritter aller Art, und an seinen Blicken hängen so viele Höflinge, als einst an denen des gedielenden Individuums: Räthe und Flüsterer aller Arten und Qualifikationen, Klatscher und Zuträger, der gemeine Speichelleder und der listige Schmeichler in der Larve des rauhen Wahrheitspredigers, der Hofjude, der Kapellmeister, der Hofmaler, der Hofpoet und der Schalksnarr.

Ja, den Schalksnarren, den die Zeit vom Fürstenhofe gejagt, finden wir wieder am muntern Hoflager des Publikums, und ganz in den alten Charakterzügen, wenn auch die Art und Weise seines Dienstes eine andere geworden ist. Die Natur seines neuen Patrons bringt es mit sich, daß er nicht mehr in Person aufwartet, daß nur sein Geist, nicht sein Körper die bunte Jacke trägt, wenn er als Feuilletonist die abonnierten Herrschaften amüsirt.

In unserer rührigen, hastigen Welt, wo die Meisten Ursache haben, mit ihrer Zeit Haus zu halten, wo Jeder mit flüchtigem Winke am andern vorübereilt, kann die große Mehrzahl nicht mehr behaglich klatschen, nicht mehr die Neuigkeiten des Tags und den Humor davon bei Nachbarn, in Schen'en und Barbierstuben zusammensuchen; der Zeitgeist fand ein bequemes, unendlich wirksames und zeitsparendes Vehikel für diesen echt menschlichen Genuß: er gab dem Publikum Journale in die Hand. In den Ländern, wo überhaupt geistig und körperlich etwas gethan wird, was der Mühe werth ist, in Germanien, England, Frankreich, Nordamerika, ist der Despot längst gewöhnt, alle Tage einer Menge Personen Audienz zu geben, welche ihm tausenderlei vorzutragen, vorzuraisonniren, vorzuschimpfen, weißzumachen und offeriren, ohne daß er schön Dank zu sagen, ja auch nur etwas zu denken

Digitized by Google

braucht. Man könnte sagen, die abnehmende Höflichkeit und die zunehmende Selbstsucht in der jetzigen Welt, der sichtliche Verfall jener, wenigstens äußerlich gemüthlichen, schönthuenden Geselligkeit, über den sogar im geselligen, schwatzhaften Frankreich geklagt wird, habe eine Hauptquelle darin, daß Keiner mehr dem Andern ein gutes Wort zu geben braucht, um etwas von ihm zu erfahren. Mit der Zeitung in der Hand ist man im vollen Wirthshause und Dampfboote und in der Ecke des Postwagens mit der ganzen Welt im Verkehr, ohne mit einem der zufällig Anwesenden in lebendigen Rapport zu treten.

Der Zeitungsleser, indem er ein Journal ums andere aufnimmt, durchläuft mit fliegender Hast die weitesten und die engsten Kreise, die Welt der Materie und des Bedürfnisses, wie die des Geistes und der Freiheit. Er eilt an der langen Reihe der Aufwartenden hinab, deren jeder das, was er bringt, mehr oder minder zierlich mit Blumen besteckt, ihm unter die Augen hält. Der politische Barometermann sagt ihm, was für Wetter es an dem und dem Datum in der ganzen Welt war; ein zweiter weiß und führt aus, was für Wetter es da und dort hätte werden müssen, wenn dies und jenes so oder anders gewesen wäre. Sofort Offerte und Fragen aller Art: Reisegelegenheit nach nah und fern, ein ganzer Bazar von Kunst-, Literatur- und Industriegegenständen, Alles zu den billigsten Preisen; die gewisse Aussicht, als Aktienträger von hunderterlei hundert Prozent zu genießen, und die Hoffnung, für ein Geringes böhmische Dörfer zu gewinnen. Hier macht einer eine hohle Hand: er möchte Geld entlehnen; dort streckt einer dem Leser den vollen Beutel entgegen: er brächte gerne sein Geld gegen gute Sicherheit unter; der eine fragt ihn, ob er nichts gefunden, der andere, ob er nichts verloren, der dritte erkundigt sich, ob er nicht etwa neulich einen neuen Regenschirm statt seines alten mitgenommen, und ein vierter warnt ihn vor dem Ankauf einer gestohlenen Uhr. Ihnen schließen sich an die kleinen Lebenscyclen, aus denen der Stolzeste nicht hinauskommt, die einander drängenden Marken am Kerbholz des lebenden Geschlechts: die vollzogene Verbindung mit der Empfehlung in ferneres Wohlwollen, die glückliche Entbindung mit der Ueberzeugung freundschaftlicher Theilnahme, der Trauerfall mit der Bitte um stilles Beileid. — Doch weg vom Chaos materieller Interessen und dem bunten bürgerlichen Einerlei, dahin, wo für Geist und Herz Nahrung geboten wird. Und hier führt meist der Poet den Reigen, und vorzüglich der Lyriker, der am Hofe des Publikums akkreditirte Geschäftsträger der Königin Natur. Er überreicht seine gereimte Note; es ist aber nicht immer ganz klar, was eigentlich seine Gebieterin durch seinen Mund an die Menschheit gelangen lassen will, und so bedauert der Leser sehr oft, von der Insinuation keinen Gebrauch machen zu können, und wendet sich hastig und ohne Ceremonie an den Erzähler, der bereits des Winkes harrt, ein Stück seiner Novelle vorzutragen. Hier weiß man doch, woran man ist, hier sieht man der Poesie auf den Grund, wenn überhaupt welche im Spiel ist; aber nur zu bald, wenn eben das Rendezvous der Liebenden zu Stande gekommen, oder der verhängnißvolle Maskenball eröffnet, oder die Pistole des Selbstmörders geladen worden, macht der Novellist seinen Bückling und läßt einen Andern vortreten: den Reisebeschreiber, den Reisebildermann, den, der mit Curiositäten aus der Natur- und Menschengeschichte handelt, den Sammler von Autographen, Charakterzügen, Lesefrüchten, den literarischen Conditor, der Ansichten, Gefühle und Empfindungen in Zucker setzt, den Salzkoch, der dieselben Produkte in Essig einmacht; den Zettelträger, der das Unglück auf der Eisenbahn und die Drillingsgeburt, den neuesten Pariser Gaunerstreich und die jüngste Aeußerung der Königin Victoria, das glänzende Debüt der Sängerin und das rührende Jubelfest des wackern Kunstveteranen verkündigt; endlich den Berichterstatter, der über Kunst und Literatur, Künstler und Literaten seiner Residenz Buch führt, Kunstausstellungen, Konzerte und Leistungen der Bühne bespricht; der nie umhin kann, den Mangel an historischen Gemälden und die Ueberfülle von mittelmäßigen Porträts bedauernd zu bemerken, und immer nicht recht weiß, wem er die Schuld beimessen soll, daß sich die deutsche Nation täglich mit französischen Opern und Lustspielen kompromittirt, in denen übrigens das Künstlerpersonal des Orts wenig oder nichts zu wünschen übrig ließe, wenn die Rollenfächer minder mangelhaft besetzt wären.

(Schluß folgt.)

Bei einem Schneckenhause.

O Schnecke, wie beneid' ich dich!
Gefällt dir's nicht an einem Ort,
Träst du dein Haus zum andern fort.
O hätte solch ein Haus auch ich!

Hab' auch ein Haus gebaut, allein
Fest sitzt das, wo ich's hingethan,
Und ich bin ein gefang'ner Mann,
Trag' an den Füßen Kalk und Stein.

Das Haus wär' mir schon lieb und gut,
Dürft' ich nur niemals aus ihm geh'n;
Doch, was ich außer ihm muß seh'n,
Das bricht mir wahrlich oft den Muth.

Digitized by Google

Dann möcht' ich's setzen auf die Hand,
Möcht' sprechen: „Komm' mit mir, mein Haus,
Fort, in die weite Welt hinaus;
Denn hier ist nicht mein Heimathland.

Möcht' setzen dich dahin, wo nur
Ein Urwald wogend dich umrauscht,
Kein Mensch dein Innres mehr belauscht,
Tief in den Busen der Natur."

Wenn sich kein Steinlein rühret dann,
Und ich umsonst besprech' das Haus,
Tönt's in mir: bald ja tausch' ich's aus
Mit einem, das man tragen kann.

Justinus Kerner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Schluß.)

Schriftstellerverein. Prozeß der Landkutschen.

Im nächsten Jahre werden gewiß die Damen in Menge um den Preis der Beredtsamkeit an der Académie française wetteifern; denn diesmal gilt es das Lob einer ausgezeichneten Frau, der berühmten Madame Sévigné; hier sollten eigentlich Männer als Konkurrenten gar nicht zugelassen werden; die Literatoren haben Madame de Sévignés Briefe an ihre Tochter oft genug gelobt; jezt sollte man auch sehen, wie sie von ihrem Geschlechte am besten gepriesen wird. Madame Dauriat fährt unterdessen fort, die politischen Rechte ihres Geschlechts in Bittschriften an die gesetzgebenden Kammern zu vindiziren und Gleichstellung der Frauen und der Männer zu verlangen. Was dieser Sache großen Schaden gethan hat, ist die Verurtheilung der Madame Poutret de Mauchamps vom Polizeigerichte wegen liederlicher Aufführung; auch diese verlangte große Rechte für ihr Geschlecht von der Staatsverfassung; es ergab sich aber vor Gerichte, daß sie von den bereits dem weiblichen Geschlechte zustehenden Rechten den schlimmsten Gebrauch gemacht hatte. Wahrscheinlich werden, wenn Madame Dauriats Bittschriften öffentlich zur Sprache kommen, die Kammern so ungalant seyn und darüber zur Tagesordnung übergehen. Es gibt noch so manche andere Rechte, die erst in Ordnung zu bringen sind. Da sollen z. B. jezt die Rechte der Schriftsteller festgesezt werden und die Pairskammer hat sich bereits darüber in eine weitläufige Erörterung eingelassen, ohne damit der Erwartung der literarischen Welt entsprochen zu haben. Die Schriftsteller selbst, welche zur Vertheidigung ihrer Rechte einen Verein gebildet hatten, sind nicht viel weiter gekommen, obschon sie mehrere der besten Köpfe und die gefeiertsten Namen aus der Tagesliteratur in ihrem Vereine zählen. Ihre Hauptaufmerksamkeit war nämlich von einigen kleinlichen Geistern auf eine Nebensache, das Wiederabdrucken der Pariser Feuilletons in andern Tagesblättern der Hauptstadt und der Provinz gelenkt worden, und dahin hatte sich denn auch die ganze Kraft des Vereins gerichtet. Nach seinen Statuten war der Verein im Voraus berechtigt, alle Zeitungs- und Journalredaktionen, welche sich erlaubten, einen Aufsatz eines zum Verein gehörenden Schriftstellers wieder abzudrucken, vor Gericht zu ziehen und ihnen einen Prozeß anzuhängen, ohne der Einwilligung des beeinträchtigten Schriftstellers zu bedürfen. Dies ist auch bereits einigemal geschehen; aber der Verein ist damit nicht gut weggekommen, denn die Gerichte haben seine Klagen abgewiesen und ihn in die Kosten verurtheilt, wodurch er ein wenig eingeschüchtert worden ist. Meiner Ansicht nach haben die Gerichte nicht recht geurtheilt; denn ein Aufsatz ist so gut ein Eigenthum, wenn auch ein ganz kleines, als ein dickes Buch; folglich ist der Verfasser berechtigt, die Gerechtigkeit zum Schutz seines Gutes gegen fremde Beeinträchtigung in Anspruch zu nehmen. Die Feuilletons sind also jezt schlecht geschüzt und werden, wenn sie interessant sind, in ganz Frankreich wieder abgedruckt, zum großen Ruhme des Schriftstellers, aber keineswegs zu seinem Vortheil. Der Verein ist nun auf etwas verfallen, das ihn noch weiter von seinem ursprünglichen Ziele abführen wird. Er will nämlich jezt eine Sammlung herausgeben, in der Art des bekannten Livre des Cent et un, welches den Buchhändler Ladvocat vor dem Bankerott schützen sollte, aber trotz alles darin verschwendeten Talents nicht schützen konnte. Die neue Sammlung soll, wie es scheint, auf Kosten und zum Benefiz des Vereins erscheinen; vielleicht lauern aber schon die Nachdrucker auf die Sammlung, um sie ihrerseits, und zu ihrem Privatnutzen herauszugeben, und sie werden alsdann einen neuen Beweis liefern, wie schlecht noch immer die Rechte der Schriftsteller und der rechtmäßigen Verleger gesichert sind. Daß es übrigens keine leichte Aufgabe ist, jede Art von industrieller Spekulation (und als solche muß man ja auch den Buchhandel ansehen) vor Beeinträchtigung zu sichern, sah man aus dem vor den hiesigen Gerichten verhandelten Prozeß der Messagerien oder fahrenden Posten. Bekanntlich hat in Frankreich wie in England jeder das Recht, öffentliche Personen- und Waarenfuhren anzulegen, daher denn auch großer Wetteifer unter den Unternehmern herrscht, um das Publikum schnell und wohlfeil zu bedienen. Da jedoch die Fuhren auf großen Landstrecken bedeutende Capitalien erfordern, so haben bisher in Paris nur zwei große Fuhranstalten, die alten Messageries royales, die trotz ihres Titels nur eine Privatanstalt sind, und die Messageries von Lafitte und Caillard gute Geschäfte gemacht. Diese ehemaligen Nebenbuhler verstehen sich jezt vortrefflich untereinander, und sobald eine neue Anstalt auftritt, setzen die beiden alten ihre Preise so tief herunter, daß die neue Anstalt, so gern sie auch das Publikum wohlfeil bedienen möchte, doch nicht bei so niedrigen Preisen bestehen kann und bald einhalten muß. Sobald dies geschehen ist, steigern die beiden Anstalten ihre Preise wieder, so daß andere Unternehmer nur auf kleinern Landstrecken etwas ausrichten können; hier ist die Konkurrenz aber auch erstaunlich groß. Gegen dieses Einverständniß der beiden Messageries haben nun die Nebenbuhler vor Gericht Klage geführt; sie sagen, wenn das Gesez den Arbeitern verbietet, sich zusammenzurotten, um die Fabrikherrn zum Erhöhen des Arbeitslohns zu zwingen, so folgt auch, daß es den Unternehmern untersagt ist, sich zusammenzurotten, um das Publikum zu zwingen, höhere Preise zu zahlen. Die Gerichte erster und zweiter Instanz haben jedoch die Kläger abgewiesen, und der Staatsökonomist Blanqui hat in einem Tageblatte zu Gunsten der Messageries die in der Staatsverfassung gegründete Freiheit des Gewerbfleißes und des Handels in Anspruch genommen. Aber auch die Mitbewerber haben ihre geschickten Vertheidiger, welche behaupten, vor Allem müsse man das Interesse des Publikums berücksichtigen; die Sache wird nun bald an den Cassationshof gelangen.

Dg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 150.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 24. Juni 1839.

Königin zum Spaß, die Bühne nur zu füllen,
Wo ist dein Glanz nun? wo deine Würde?
Wer kniet und sagt nun: Heil der Königin?

Shakespeare.
Richard III.

Caroline Murat, Napoleons Schwester.

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von Helmine v. Chézy.

Am Wendelstein im untern Elsaß ist ein schwärzlicher Eindruck, wie von einem großen Ringe, sichtbar; da sagen die Altväter den Reisenden: „Hier wurden die Schiffe sonst angehänkt, denn hier floß das Meer, und es ging vom St. Odilienberg zu Schiff dort nach der Schweiz hinüber.“ Es ist bald so mit der Kaiserzeit, wie mit dem Eindruck des Schiffsringes am Wendelstein; doch aufgesucht werden die Spuren ihres Daseyns und ein Kultus wird ihnen geweiht.

Caroline! — Ich kannte sie! — Sie war schön, sie war glühend, stolz, großartig, rasch, sie war auch anmuthig und hatte Geist und Kenntnisse. 1805 sagte Denon von ihr: „alle Fehler ihres Bruders Napoleon habe sie, aber keine seiner großen Eigenschaften.“ Im Glück ist's unmöglich, die Menschen zu kennen, im Unglück erst blitzt der innere Himmel aus der Wolkennacht.

Caroline hatte viel Umwandlungen des Geschicks erlebt. Die junge, blühende Corsikanerin im Felsenlande, wie eine Alpenrose frisch und keudia, dann als Bonapartes Schwester wie durch einen Zauberschlag nach Paris versetzt, in Liebestaumel hingerissen, Joachim Murats Weib, dem ihr Bruder sie nicht geben wollte, des ersten Consuls Schwester, die Brust schon geschwellt vom Vorgefühl naher Hoheit und Gewalt, Kaiserschwester, Madame la Maréchale bekitelt, ringend mit aller Lebenskraft nach einer Krone auf den glänzendenbraunen Locken, denen eine Rose lieblicher stand. Und nun mit der blitzenden Krone auf dem Haupte Vasallin beim Prunkzug von Marie Louisens Vermählung; denn all die Schwestern im Diademe mußten der Kaisers-tochter die Schleppe des Brautkleids tragen, so wollte es Napoleon, der ihnen, wie schreienden Kindern eine Spielpuppe, die Krone auf die weiße Stirn hingeschleudert, unbekümmert, ob sie paßte oder nicht. Es war ein heißer Tag, der Vermählungstag Marie Louisens! — Nun endlich waltend auf eigenem Boden der Herrschaft, Königin! Königin im Weltparadiese — und bald, allzubald jammervolle Wittwe des Unglücklichen, der dort königlich großartig gealtet. Nun erst sprang der tiefgehegte Funke aus der Brust der noch jugendlichen Napoleonide leuchtend hervor.

Nicht Carolinen gehörte Napoleons zärtlichste Bruderliebe, sondern Pauline, dem schönen, anmuthvollen Weibe, deren feiner, scharfer Verstand nicht selten ihm über Manches Licht schaffte, was er wissen mußte, auf deren Gewandtheit er rechnen konnte. Ihr duftvollen Schatten im Garten von Chantilly, nicht immer warf ihr verschwiegene Zeugen, denn an Hoheit und Besitz

wird auch Laub und Gras zum Verräther; nur die Armuth, nur ein bescheidenes Loos findet Treue und Sicherheit. — Es lebt noch Einer, der mich versteht; er darf ruhig seyn. — Caroline war die aufstrebendste, ruheloseste Natur unter Napoleons Schwestern, sie war es auch, die zur edlen, unvergeßlichen Kaiserin Josephine die wenigste Zuneigung hatte, und der sanften, liebevollen Frau Kummer bereitete, am meisten bei ihrem Sturz frohlockte, nicht ahnend, daß Josephinens erstes Sinken unvermerkt sie alle mit hinabriß, hinabreißen mußte; denn Josephine war der Schlußstein des schwindelnd aufgethürmten Baues Napoleons. Josephine war es, die bei jener Sprachverwirrung des Thurmes zu Babel noch einen Verständigungsschlüssel, eine allerklärliche Chifferschrift besaß: dies war ihre redliche, heiße Liebe und Treue, ihr klarer Sinn, ihr Rechtsgefühl, ihr eigenthümlicher, innerer Werth, ihre Erfahrung, ihr reiner, schöner Wille zum Rechten und Guten; selbst der unermeßliche Segen ihrer Wohlthaten, ihrer Milde war eine Stütze des Kaiserhauses, denn der gute Samen brachte Früchte der Volksliebe und Anhänglichkeit, die nicht mehr wuchsen, als sie dahin war. Und wie innig war ihre Liebe zur Wissenschaft, vor Allem zur Botanik! Menschen kränkten sie, Blumen trösteten sie. Doch Caroline war sehr jung, war verblendet, von Einflüssen bewältigt, sie hat geirrt — und gebüßt.

In ihrem Hause war sie wenig geliebt, unaussprechlich gefürchtet, wie von Sklaven, oder vielmehr wie von unsichtbaren Geistern bedient; der Grundsatz ihrer Umgebungen war, sie zufrieden zu stellen und ihr so fern als möglich zu bleiben. Ihr Prunk und Aufwand überbot den der kaiserlichen Familie, wobei es nicht ohne ein gewisses umsichtiges Sparen, nur nicht immer am rechten Orte, zuging. Während Pauline Borghese, Elisa Bacciochi (und zwar diese mit höherem Geist und Kenntniß), auf das Eifrigste Künste beschützten, edle Bestrebungen förderten, hörte man selten von Madame Murat; galt es aber, öffentlich zu erscheinen, so war kein Anputz, kein Juwelenassortiment reicher, üppiger, das Auge bestechender, als das ihrige. Elisa Bacciochi, die Napoleon ähnlichste Schwester, und begabt mit dem feinsten, durchdringendsten Geiste, erschien immer am einfachsten.

Schloß Villiers war im Innern ein Feensitz. Es liegt in einer Ebene, unweit Neuilly, hohe Bäume standen in malerischer Gruppirung vor dem Schlosse, doch der Garten war damals noch zu neu angelegt und bot keinen Schatten. Abends war es besonders auf einigen künstlichen Anhöhen, die angenehme Gesichtspunkte darbieten, sehr freundlich. Es fehlte auch um seine mit Blumen eingefaßten Rasenplätze her nicht an den obligaten Zeitvertreibungsmitteln des Landlebens der Pariser, an Federbällen, Schaukeln, Carrouselpferden u. s. w. — Glücklicher, froher, blühender, schöner in kräftiger Fülle habe ich noch keine Kinder gesehen, als den goldblonden Lockenkopf Achills mit seinen himmelblauen Adleraugen, und die holde Lätitia. Achilles hatte jedoch lange mit convulsivischen Zuständen zu kämpfen, mehr vielleicht wegen Ueberkraft seiner Constitution, als wegen des Schrecks, den seine Mutter erlitten, als sie ihn noch unter ihrem Herzen trug, und eben durch die Rue Nicaise fuhr, wie die Höllenmaschine ihre tödtlichen Blitze spie.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Grillen.

(Schluß.)

Allen diesen um die Unterhaltung und Belehrung des Publikums bemühten Leuten steht es frei, so geistreich und witzig zu seyn, als sie gerade wollen und können; aber Einer hat diese Verpflichtung ein für allemal übernommen: es ist der Schalk von Profession, der witzige Feuilletonist, der Geistmacher, wie man das französische Wort geradezu geben kann, der wahrhafte und unmittelbare Nachfolger der Clowns und lustigen Räthe in der Verfassung der jetzigen Welt. Oft kommt er nur halbwöchentlich, wöchentlich oder zwanglos zum Lever des Publikums, in Gesellschaft anders gestimmter Geister, welche zusammen die Corporation eines Journals bilden. Nicht selten aber erscheint er mit seiner bunten Jacke Tag für Tag, und zwar ganz allein, selbstständig, ein ganzes Journal für sich, und dann übernimmt und parodirt er die Aemter aller andern, des Erzählers, des Dichters, des sentimentalen Reisenden, des Kritikers, des Publizisten u. s. w. und bespricht unter demselben Schellengerassel das politische Ereigniß, die literarische und Kunsterscheinung und den Stadtscandal. Er wirft dabei Worte und Bilder in die Luft, wie der Escamoteur seine Bälle, fängt sie wieder auf, schleudert sie in verschiedenen Richtungen durcheinander und bildet so ewig wechselnde Figuren; er stülpt unvermerkt die Begriffe um und bewirkt dadurch angenehm beständige Frontveränderungen in der Ordnung der Vorstellungen; er steckt recht auffallend eine Wahrheit oder einen Grundsatz unter den Becher seiner Suada, und wenn er ihn gleich darauf mit Daumen und Zeigefinger frei aufhebt — weg sind sie! Alles durch bloße Geschwindigkeit!

Dieses Taschenspielerartige ist es hauptsächlich, was den modernen, den literarischen Lustigmacher, und zugleich sein Publikum charakterisirt, sofern sich dieses bei der Lustbarkeit ganz passiv verhält, dieselbe nur an sich kommen läßt. Das Verhältniß, in welches sich die

Digitized by Google

heutige Gesellschaft, als Masse betrachtet, zu allem geistigen Genuß gesezt hat, spricht sich auch ihrem Clown gegenüber sehr bezeichnend aus. Man will im Allgemeinen bei der Musik, vor dem Gemälde nicht mehr denken, sondern nur percipiren; man erzählt sich in der Gesellschaft keine Geschichten und Abenteuer, macht keine Impromptus, reizt sich überhaupt nicht mehr gegenseitig zu geistigen Aeußerungen höherer Ordnung, und der kleine, galante, witzige Gesellschaftskrieg des vorigen Jahrhunderts hat sich in einen monotonen Frieden mit Paraden und Musterungen verkehrt. Man hat ja die Literatur, welche einem die Erzählung, das Epigramm, den Geist überhaupt ganz fertig vor die Füße legt, so daß man zum Genusse nur darnach greifen darf, ohne den eigenen Geist in Unkosten zu setzen. Jene geistigen Scharmützel werden nicht mehr im jezt sogenannten Salon geliefert, sondern auf einer öffentlichen Bühne, in der Literatur, und im Salon bespricht man nur die Bulletins des Kampfes. So ist auch, um noch Eines anzuführen, das Intriguiren im Fasching völlig in Verfall gerathen, ja schlechter Geschmack geworden; wozu sich auch bemühen und compromittiren? man liest Novellen und sieht Theaterstücke, in denen köstlich intriguirt wird. Ganz ebenso ist es nun auch mit der eigentlichen lustigen Person. Sonst bestand bei den Leuten, die sich ein dergleichen Möbel hielten, die Hauptlust darin, daß sie den Schalk neckten und zerrten, grob oder fein, und ihm durch eigenen Witz, oder was dafür galt, die Witzfunken entlockten. Jezt ist man hiezu nicht mehr aufgelegt; selbst der Witz, das seiner Natur nach geselligste Geistesgeschöpf, ist einseitig geworden; der Lustigmacher muß sich selbst stacheln und steigern, er zeugt hermaphroditisch seine Impromptus, ordnet umsichtig Alles zu seiner gaukleriſchen Kunstproduktion, und jezt erst tritt das Publikum ihm gegenüber und sieht ihn schweigend sein Feuerwerk mit Raketen, Leuchtkugeln und Transparents abbrennen. Haben es auf diese Weise die Divertirten bequem, so hat er es noch bequemer: er steht ganz hinter den Coulissen seines Puppenspiels, und für die Mehrzahl ist er als Mensch gar nicht vorhanden, während sein Vorgänger mit seiner Person und oft mit seinem Rücken bezahlen mußte; und wenn dies auch ihm zuweilen begegnet, so ist es doch kein integrirender Theil des Spaßes, ein reines hors d'oeuvre.

Im eigentlichen Zeitalter der betitelten und besoldeten Schalksnarren gab es ihrer, wie oben bemerkt, von allen Sorten der Feinheit, je nach der Individualität der Herren, und wir haben gesehen, wie sich der Narr mit der steigenden Aufklärung und Bildung zum höfischen Belesprit sublimirte. Indem das jetzige Jahrhundert ihm seinen Grundcharakter ließ, hat es die Form seines Erscheinens und Wirkens völlig verändert, und zugleich den Kreis derer, welche lach- und klatschlustig an seinem sußen Munde hängen, unendlich vergrößert. Aber dieser große Kreis schließt zahlreiche kleinere in sich, in denen sich die Menschen nach den Bildungsgraden und dem Geschmack in Geistesgenüssen gruppiren. Es geht mit der Geistmacherei wie mit allen Kunstzweigen. So bildet z. B. das Publikum der zeichnenden Kunst gegenüber eine ganze Reihe von Stufen, von den gewiegten Leuten an, welche einen Titian und Gerhard Dow auf hundert Schritte erkennen, bis zu denen, deren Entzücken im Genre die Krähwinkeliade, und für die das lithographirte Grab Napoleons, wo die Stämme und Zweige der Trauerweiden sinnig den Umriß des Heroen figuriren, der höchste Styl ist. In eine ähnliche Skala ordnen sich die Menschen nach der Qualität des Witzes, der ihnen mundrecht ist: am einen Ende die feinsten, welche sich mit Wonne von Voltaire und seinesgleichen mystificiren ließen, wenn sie noch lebten, am andern die derben und naiven, die sich mit Claus Narr herumbalgten, wenn er nicht längst mit seiner Kolbe begraben wäre. So kommt es, daß so ziemlich alle Gattungen von lustigen Personen, welche im Lauf der Jahrhunderte einander ablösten, oder in einer Periode neben einander bestanden, in der heutigen Literatur repräsentirt sind.

Die vulgärsten Schalksnarren, welche kein Einfall etwas kostet, und die blindlings mit der Pritsche dreinschlagen, haben in den Lokal- und Klatschblättern ihre Bude aufgeschlagen, weiter aufwärts werden sie immer manierlicher, ihre Lokale reinlicher, und in den anspruchsvollsten Salons endlich tritt der französirte Feuilletonist auf, dessen Geist auch buttergelbe Handschuhe trägt.

Die geringsten Arten mögen wir nicht skizziren; aber es verlohnt sich wohl der Mühe, die feinern etwas genauer in's Auge zu fassen. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß, mit wenigen Ausnahmen, welche Jeder kennt, auf den höhern Stufen des Geistmachens in Deutschland fast gar nichts Originelles zu Tage kommt, daß der deutsche Feuilletonist fast immer sein Pulver in französische Patronenformen schlägt. In einem fernern Artikel, worin wir den deutschen Feuilletonisten dem französischen gegenüberstellen, wollen wir unsere Gedanken darüber mittheilen, wenn nicht anders das Bisherige dem Leser die Lust verdorben hat, den Verfasser weiter anzuhören.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Juni.

Abtragung des Stephans. Neubauten. Ein Dutzenddrama.

Seit einigen Wochen findet hier eine ganz eigenthümliche Wallfahrt statt; eine Wallfahrt, die Jedermann aus dem Treiben der sinnlichen Alltäglichkeit herausreißt, die den Blick nach Oben richtet und uns dem Himmel wahrhaft

Digitized by Google

näher bringt: ich meine die Wallfahrt auf das 72 Wiener Klafter hohe Gerüst des Stephansthurmes. Dieses Gerüste ist eine der merkwürdigsten und interessantesten Erscheinungen. Bekanntlich macht in Europa dem Stephansthurm einzig und allein der Thurm von Landshut den Preis der Höhe streitig. Nun denke man sich ein Gerüste, welches diesen Thurm bis an den Knauf einhüllt, und man wird gestehen, daß eine gute Portion von Muth und Schwindelfreiheit dazu gehört, um da hinauf zu steigen. Nichts desto weniger gibt es viele Personen, die es unternehmen, da das Wagstück in Wirklichkeit nicht so groß ist, als es von unten aussieht. Das Gerüst ist mit einer bewundernswerthen Sicherheit, Festigkeit, sogar Bequemlichkeit erbaut. Die Treppen, welche von einer Etage desselben zur andern führen, sind weder allzuschmal noch allzusteil; ein festes Geländer umgibt jedes dieser luftigen Stockwerke, so daß man hoch oben in der wolkigen Höhe bequem um die äußerste Spitze des Thurmes herumgehen kann, und auf die Geländerbrüstung sich lehnend, eines Ueberblicks genießt, für den der Blick eines Menschen viel zu schwach ist, einen, wie nur das Auge eines Gottes ihn erschöpfen kann. Trotz aller Sicherheit des Gerüstes haben indes die Arbeitsleute keinen geringen Schreck gehabt, als man letzthin einmal mit der großen Glocke läutete und der Thurm durch das Schwingen derselben plötzlich zu schwanken begann. Es war dieser Vorfall eines der Hauptmomente, wodurch man endlich zur Ueberzeugung gelangte, daß der Thurm nicht einer bloßen Reparatur, sondern einer völligen Abtragung bedürfe, wenn er nicht über kurz oder lang den Wienern über den Kopf stürzen soll, und so wird denn noch im Laufe dieses Monats diese Abtragung begonnen werden; die schöne, weithin glänzende Flagge der Kaiserstadt wird auf zwei Jahre verschwinden, um dann fester und sicherer das kühne Haupt zu erheben. Es wird für den Wiener gewiß ein beklemmendes Gefühl seyn, wenn er den Stephansthurm nicht erblickt; die Pietät des Wieners für dieses ehrwürdige Denkmal seiner Geschichte, seines Glaubenseifers, entwaffnet alle jene Anklagen, die man ihm wegen seiner Liebe zu sinnlichen Vergnügungen macht. In der That dürfte es wenig Städte in der Welt geben, wo ein einziges Gebäude so sehr zu ihrem Charakter gehört, daß sie ohne dasselbe ihre eigenthümliche Physiognomie einbüßen würden. Diese hervorragende steinerne Charakteristik ist aber um so heiliger zu halten, als Wien die äußeren Umrisse seiner Physiognomie mit jedem Tage immer mehr und mehr verändert. Es ist unglaublich, was in Wien gebaut wird. In jeder Straße fliegen neue Häuser auf, die Thore werden erweitert, die Plätze, die Gassen geräumiger gemacht, in den Vorstädten wachsen mit jedem Sommer neue Straßen aus der Erde hervor. Und alles dies mit einer Leichtigkeit, mit einer Eleganz und Symmetrie, die gegen die chaotische Plumpheit der früheren Architektur sehr freundlich absticht. Freilich haben diese neuen Gebäude nicht die Solidität der früheren. Das Gesetz, welches ein neugebautes Haus zwanzig Jahre lang von der Steuer befreit, verlockt viele Hausbesitzer zum Umbau ihres Grundbesitzes. Wozu Solidität? Nach vierzig Jahren baut man abermals von Neuem; das Ersparniß der hohen Steuer macht diese Art Speculation zu einer vortheilhaften; der Besitzer, die Stadt und die arbeitende Classe befinden sich dabei sehr wohl. Außerdem entsteht durch diese leichte Art zu bauen auch noch der Vortheil, daß die Häuser wie auf den Schlag einer Zauberruthe entstehen; wo eine rasirte Fläche ist, steht nach vier Monaten ein vier Stock hohes Gebäude. Es ist eine improvisirende Architektur; kaum beginnt sie, so ist sie auch schon fertig. Das Geheimniß liegt darin, daß Alles mit Backsteinen gebaut wird und bei dem Bau so viele Arbeiter aufgeboten werden, als nur aufzutreiben sind. Es ist kaum glaublich, welche Menschenmenge durch diese Bauten beschäftigt wird. Rechnet man die Eisenbahnarbeiten vor der Stadt dazu, so kann man annehmen, daß täglich 12 bis 15,000 Menschen ganz allein durch den Bau hier ihr Brod finden. Die Eisenbahnen betreffend, so dürfte Wien auch von dieser Seite aus bald eine neue Physiognomie erhalten. Vor wenigen Tagen hat die Nordbahn die Fahrt nach Lundenburg begonnen. Obgleich der Tag kein günstiger war, so hatte sich doch eine zahlreiche Menschenmasse eingefunden. Lundenburg ist die erste Station in Mähren. In der Nähe befindet sich Eisgrub mit dem berühmten meilenlangen Park des Fürsten Lichtenstein; ein Park, zu dessen Charakterisirung man bloß den Umstand zu erwähnen braucht, daß die Thaya, der zweite Fluß des Landes, mitten durch denselben strömt, und zwar in solcher Breite und Stärke, daß man mit Dampfbooten ihn befahren könnte. Der Fürst hat diesen herrlichen Park dem Vergnügen des Publikums geöffnet; Restaurationen werden erbaut, und bald dürfte das elf Meilen von Wien entfernte Eisgrub die Wiener von ihrem Hietzing, Döbling und wie die standigen Landparthien alle heißen, abziehen. Eine paradiesische Gegend voll balsamischer Luft, die fremdartige Staffage, welche die Hannaken hier bilden, und dieses alles durch eine Fahrt von zwei Stunden ohne Staub, ohne Kost aufwand zu erreichen — in der That eine lockende Aussicht für die landsüchtigen Wiener. Die Strecke der Nordbahn bis Brünn ist bereits fast fahrbar und die Eröffnung derselben wird im nächsten Monat definitiv stattfinden. Projektanten sprechen auch von einer Eisenbahn zwischen Wien und Prag. Nach dem Urtheil aller Sachverständigen jedoch ist diese Bahn kaum denkbar; namentlich bei unseren Verhältnissen, wo die Eisenbahnen nur die Unternehmungen eines Privatcomites sind und von dem Staate nichts als die Erlaubniß beigesteuert erhalten, dürften die ungeheuren Summen, welche eine Wien-Prager Eisenbahn kosten würde, jeden Gedanken einer solchen Entrepriſe im Keime ersticken. — Im Josephstädter Theater sahen wir unlängst ein Stück, welches nicht weniger als zwölf Verfasser hatte. Der Humorist hatte nämlich die hiesigen Localdichter aufgefordert, für ihren verarmten Collegen, den achtzigjährigen Greis F. Gleich, der zu seiner Zeit einer der beliebtesten Possendichter war, ein Benefizstück zu verfassen, zur Aufführung zu bringen und den Ertrag demselben zu übergeben. Dies geschah auch. Told machte einen Plan und die Herrn Gabriel Seidel, J. N. Vogel, Straube, Castelli, Herzenskron, Meisl, Bary, Tuvora ꝛc. arbeiteten die einzelnen Scenen aus. Saphir sprach einen Prolog und das ganze Geschwader ging unter Segel. Sie können sich leicht vorstellen, wie die neugierigen Wiener hinausströmten. Das Haus war zum Erdrücken gefüllt, der arme greise Volksdichter machte eine gute Einnahme und der Zweck war somit erfüllt, obgleich die leichte Dutzendarbeit die dritte Vorstellung nicht aushielt. — Im Burgtheater führte Mad. Haizinger-Neumann ihre Tochter Louise, die hier ein ehrenvolles Engagement fand, beim Publikum in vier Gastrollen ein. Mutter und Tochter fanden, wie im vorigen Jahre, eine glänzende Aufnahme, und der Direktion ist in der That Glück zu wünschen zu der Acquisition dieser jungen Künstlerin, die bei einem glänzenden Talent und einer überraschenden Bretterssicherheit, die ganze Unschuld ihrer Jugendlichkeit in ihr Spiel überträgt, welches frei von jeder Manier, in seiner liebenswürdigen Natürlichkeit unwiderstehlich ist.

Beilage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 151.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 25. Juni 1839.

Es ist mit der Gesellschaft der Todten wie mit der der Lebenden, mit Bibliotheken wie mit Assemblees: man findet in beiden nur den Genuß, zu dem man die Fähigkeit mitbringt.

Le Sage.

Die Bibliothek meiner Großtante.

Vor siebenzig Jahren zurück behandelte man seine Bibliothek wie seinen Weinkeller, das heißt, man schaffte vorzüglich alte Werke an, und indem man sie ruhig immer älter werden ließ, glaubte man immer bessere Bücher zu besitzen. Mit jedem Jahrzehend, das eine Auflage erlebte, wuchs ihr Werth. Man liebte junge Bücher nicht, wie man junge Weine nicht liebte. Heutzutage ist es fast umgekehrt. Man fühlt noch heute eine gewisse Ehrfurcht vor alten Büchern, aber man liest sie nicht mehr; man spricht mit unverkennbarer achtungsvoller Scheu von alten Weinen, aber man trinkt sie nicht mehr. Unsere Bibliotheken wie unsere Keller sind mit den Produkten der letzten Weinlesen und Büchermessen angefüllt. Das ist ohne Zweifel zeitgemäß, und für die halbe Welt ist das Zeitgemäße auch das Gute. Wir könnten die Parallele zwischen Weinen und Büchern noch weiter führen. Die Zunge, gewiß ein eben so unfehlbar kritisches Organ als das Hirn, findet an den alten Herrn im Weinfaß dieselbe Schwere, die der Geschmack an denen im kalbsledernen Einband findet. Wer weiß nicht das Markigte, die feurige Energie, die gehaltene Kraft zu schätzen, die eine alte Flasche von 1680 aus dem Bremer Rathskeller einer erfahrenen Zunge bietet? und wer weiß dieselben Eigenschaften nicht in einer ehrwürdigen Chronik oder Inkunabel herauszufühlen? Aber wie wenig Weine und wie wenig Bücher verstehen die Kunst, alt zu werden! Die meisten werden schaal, anstatt markig, bitter, statt ehrwürdig, kindisch, statt gemüthlich, schwerfällig, statt schwer. Man erstickt an einem alten Folianten, und man bekommt Beklemmungen von einer Flasche alten Weins. Und nun gar die leichten, flüchtigen Weine, die Weine der Jugend, der Champagner, und nun gar die Romane, die Gedichte — das wird alles zäh, zieht Fäden, klebt am Gaumen, legt sich auf die Leber und auf das Herz, und die gefühlvollen Stellen erregen ein convulsivisches Lachen. Treibt Erde und Sonne nicht immer frisch Poesie und Wein hervor? Nehmt doch, was unter euren Händen euch emporwächst, und glaubt nicht, alles, was tief geschöpft ist, müsse nothwendig immer aus der Tiefe des Kellers kommen.

Meine Großtante besaß eine Bibliothek. Das war damals nichts Besonderes; es existirten die großen öffentlichen Sammlungen noch nicht in der Ordnung und in dem Maße wie jetzt, und wer auf dem Lande lebte, oft auch nur eine Viertelstunde von einer Stadt entfernt, glaubte nicht anständig existiren zu können, wenn nicht irgendwo in seinem Hause ein achthundert bis tausend Bände aufgestellt standen. Dieser Winkel des Hauses hieß eine Bibliothek, und man sezte sich an warmen

Digitized by Google

Sommertagen gerne auf die bequemen Polsterstühle, die dort standen, um ein paar Stunden im Kühlen behaglich schlafen zu können. Dazu wirkten die grünen Vorhänge, die halb herabgelassen waren und gerade nur so viel Licht verbreiteten, um dem Auge im Dämmerlicht eine Menge Bücherrücken zu zeigen, die bald blau, bald grün, bald mit goldenen Einpressungen verziert, der Seele ein magisches Bild von unendlicher Wissenschaftlichkeit, von einem dunkeln, unermeßlichen Felde menschlicher Kenntnisse einprägten und dadurch eine gewisse Betäubung hervorriefen. Kam noch dazu, daß eine einsame, in den Vorhängen verfangene Fliege ihr zuzaufhörliches Gesumme ertönen ließ, oder spielte ihr matten Sonnenstrahle ein gelber Schmetterling, oder eine langbeinige Spinne, so brachten diese gemüthlichen Bilder einen dauernden und gesunden Schlummer zu wege. Bei alle dem war die Bibliothek doch nicht eigentlich zum Schlafen da.

Meine Großtante war unvermählt und las viel. Ihre Kenntnisse überstiegen das Maß, das man für die Frauenbildung damaliger Zeit festsetzte. Es geht eine dunkle Sage, daß sie sogar Latein fertig las und schrieb, und man will einige Metamorphosen Ovids, von ihrer Hand in recht gute deutsche Verse gebracht, irgendwo in der Sammlung gefunden haben. Das kann aber auch nur Verläumdung seyn. Ich besitze einige Ausgüge von ihr, die sie aus Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie machte und worin gelehrte Citate vorkommen, die ein heutiger Professor ohne viele Umstände für die seinigen anerkennen würde. Ebenso schrieb sie einen Commentar zu Johann Georg Keyslers neuester Reise, die 1730 in Hannover herauskam und worin sie einige Irrthümer über deutsche Stiftungen berichtigte. Sie selbst war Canonissin an einem reichsfreien Stifte gewesen, das einen eigenen Gesandten zum Reichstage nach Regensburg schickte. Niemand verstand es so wie sie, über einige Seltsamkeiten in den Reichsalterthümern zu plaudern. Man konnte ihr Stundenlang zuhören, und immer war man am churfürstlichen Hofe zu Cöln oder Mainz sehr wohl aufgehoben. Diese Plaudereien fielen gewöhnlich in der Bibliothek vor, und durch diesen Umstand wurden mir jene Räume auch so lieb und merkwürdig.

Es war an einem Sonntag Nachmittag, an einem ziemlich strengen Wintertage, als ich mich nach langer Abwesenheit zum ersten Mal wieder in der Bibliothek befand. Ich war frühe auf eine ferne Schule geschickt worden, und stand jetzt, nach mehrjähriger Abwesenheit, in einem Alter, wo Bücher für die Jugend Bedeutung zu gewinnen anfangen, den Schätzen gegenüber, welche mich früher wenig gekümmert. Die vielen ehrwürdigen Bände, die ich mir durch langes Dienen und Huldigen erst geneigt machen mußte, kehrten mir sämmtlich den Rücken zu. Wonach sollte ich zuerst greifen? Es lebte in mir eine dunkle Ahnung, daß in einigen dieser Bände Bilder steckten, aber in welchen? Man sah keinem dieser ehrwürdigen Herrn von außen an, daß er im Innern eine lüsterne Heimlichkeit, wie bunte oder schwarze Bilder, verwahrte, und dennoch bestanden einige, wie ich später merkte, ganz und gar aus diesem frivolen Schmuck. Nach langem Ueberlegen griff ich endlich auf gut Glück in die Reihen und bekam eine alte Reisebeschreibung in die Hand, die nur wenig Lockendes für mich hatte. Nachdem ich genugsam den häßlichen Federputz und die noch häßlichere Nachtheit der Bewohner der Südseeinseln betrachtet und mich an einigen, dem Zeichner offenbar sehr schlecht gerathenen Palmen ergötzt, stellte ich mit einiger Mühe den schwerfälligen Band wieder an seine Stelle. Erst jetzt bemerkte ich, daß die Abtheilung, aus der ich meinen Reisenden hergebracht, eine Aufschrift führte. Sie lautete: „Erdkunde, Reisen." Ich ging nun etwas weiter und las in goldenen Buchstaben über einem andern Schrank die Worte: „Dichter." Sogleich fesselte mich diese Inschrift. Die Bücher waren hier allesammt kleiner, einige sogar verkrochen sich als Duodezbändchen fast in unscheinbare Winkel. Wer mögen sie seyn, dachte ich bei mir selbst, diese kleinen, niedlichen Geschöpfe, die das gar zu grelle Licht fliehen und sich in so düstere Winkel verbergen? Ich will sie hervorholen.

(Fortsetzung folgt.)

Caroline Murat, Napoleons Schwester.

(Fortsetzung.)

Paris fürchtete dazumal keine neuen Donner einer machine infernale; als Bonaparte erster Konsul war, waltete eine Zuversicht ewiger Sicherheit und Ruhe, die jene Tage glänzend bezeichnet. Ewig begründet, wie die natürliche Ordnung und Folge der Dinge, wie Sonnenschein am Tag und die Sterne der Nacht, schien dem Volke sein bürgerlicher Frieden, sein damals blühender Wohlstand, sein Kriegsruhm, seine Unüberwindlichkeit und unbeugsame Siegsgewalt. Was konnt' es auch anders glauben? Wie ein natürliches Bollwerk himmelanstrebender Felsenwände stand das siegestrunkene Kriegsheer, und die männlichblühende Reihe der Mächtigen, die aus seinen Reihen sich emporgekämpft zu Reichthum, Gewalt und Ruhm, ruhig, wie satte Löwen. Bewußtigt lagen, wie betäubt, alle feindlichen Elemente, die Frankreich einst bedroht. Noch verweilte George Cadoudal in der Vendée, brütend über seinen Planen, still wie eine Gewitterwolke am klaren Himmel; noch war Moreau kein Verschworener, Engbien nicht ermordet, Pichegru

Digitized by Google

nicht erdrosselt, noch das Blut der zwölf Vendéer auf den durstigen Kies des Grèveplatzes nicht vergossen, indeß die erschaudernde Volksmasse, geknebelt und gezügelt, nur mit Blicken stille Flüche zum Himmel hinauf schickte. Noch war Bonaparte der erste Bürger der Republik, der es ging, wie einem frischen Mädchen, die sich nach dem Brautstaat sehnt und ihr farblos Kleid ablegen möchte, aber sich schämt, etwas zu sagen. Jedem noch so behutsamen Rückschritt zu den Formen des ancien régime lauschte, tiefathmend, frohe Erwartung entgegen; jeder wiederkehrende Emigrant war ein Engel der Verkündigung, jeder frisch wieder auftauchende Name ein Himmelsklang. Josephinens erster Schritt zur Popularität war ihre edle Abkunft und ihr Name Beauharnais, ihr zweiter die Wiedereinführung feiner Sitten der Geselligkeit und des äußern Anstands, welche der Republikanismus über den Haufen geworfen hatte. Madame Tallien erschien 1799 öffentlich mit römischen Sandalen und nichts als ein Netz von Brillanten um den ganz enthüllten Busen; die Gemahlin des ersten Konsuls ahndete es scharf durch Blick und Worte, wenn sie in ihren Abendgesellschaften unanständig gekleidete Frauen bemerkte. Sogar die Schildwachen am Eingang der Tuilerien hatten strengen Befehl, dünngekleidete Bürgerinnen anzuhalten; dies geschah unter andern einer damals berühmten Schönheit, die in einer griechischen Chemise vom feinsten Mull über ein Battisthemd in den Garten wollte und ihre klassischen Schultern nicht genug verborgen hatte. Ein einziges, fast unbemerkbares Lächeln Josephinens, als sie Jemand Citoyenne anredete, trug diesen Namen zu Grabe; die erste Frau in Frankreich hieß von nun an Madame Bonaparte. Die Emigranten, welche die Amnestie in den Schooß des Vaterlandes zurückgeführt, so wie die Altadelichen, welche die Guillotine verschont, schaarten sich dicht um die Ebenbürtige und wurden von ihr begünstigt und huldreich gehegt. Durch das Zurückrufen der Emigranten, durch das allmähliche Eingehen in die stillen Wünsche der Pariser Bevölkerung, die, weit entfernt sich den alten Formen entwachsen zu fühlen, nichts sehnlicher erstrebte, als sich nur wieder hineinzufügen, sobald der erste Impuls zu einer Wiedergestaltung gegeben war, vermeinte man die Parthei der Bourbons zu beschwichtigen, dem Volke Ersatz für die Gegenstände seiner frühern, selbst durch ihre Mißgeschicke und seine Blutschuld wieder heißer erwachten Anhänglichkeit zu bieten; doch man hatte sich verrechnet. Neigung, Hang und Liebe zum Königthum schlug frische Wurzeln in dem Boden, den wiederkehrend der Fuß der Emigranten berührte, wo sie, mehr oder minder leicht und glücklich, ihre Stammschlösser wieder bewohnten. Auch gab es, Josephine und ihre Kinder ausgenommen, nur wenige in der Familie, die das ancien régime zu handhaben verstanden hätten, wie eifrig sie sich darum bemühten. Sie stöberten aus allen Winkeln die alte, trauernde Dienerschaft des Hofes Ludwigs XVI. wieder auf, allein sie wußten damit nicht umzugehen; selbst der Mundkoch der Madame Murat, der bei Marie Antoinette vielleicht nur Küchengehülfe gewesen, klagte, daß es an den Procédés fehle. Doch nur Wenige waren über ihre eigenen Gefühle im Klaren, sie hatten Ueberrock und Kappe, den Citoyen an den Nagel gehängt und den Monsieur angezogen, als sie sich noch für Republikaner hielten; sie hatten Carotte, Navet, Betterave mit allen Wurzeln aus dem Kalender gehoben, und die Heiligen dafür wieder eingesezt, und die Kirchen wieder aufgeschlossen, als noch immer die große Glocke von Notre Dame feierte, sie, die unberührt geblieben durch alle Stürme der Schreckenzeit hindurch, selbst als Robespierre Gott durch ein Dekret wieder herstellte. Altar und Thron, das Palladium der Völker, wurde zurückersehnt, die innere Seele schrie darnach, doch von ihm, dem Allgewaltigen, von ihm allein glaubte die Nation das neue Heil in der immer theuern, alten Gestalt erwerben zu müssen. Treuherzig meinten sie, es würde geschehen, was ihnen in geheimnißvoll verbreiteten Gerüchten verheißen war, und sahen schon in Bonaparte den Kaiser der gallischen Republik, über Europa gewaltig, wie Carl der Große einst war. Dies war willkommen, es war wieder ganz etwas Neues, es bewerkstelligte in den Ideen einen Uebergang zu dem Bild früherer Zustände; die Republikaner meinten, die Republik würde als Empire des Gaules erst einen rechten Zuschnitt bekommen. Die voraus berechnete Wirkung war erfolgt, man konnte weiter gehen; allmählig neigte sich die Vorstellung eines Kaiserreichs Karl des Großen hinüber nach den vertrauteren, befreundeteren Gestaltungen einer näheren Zeit: und zum Louis XIV. wurde ihnen der Citoyen premier Consul à vie, der bereits 1804 St. Rochus aus dem Kalender hinausgewiesen und St. Napoleon an die Stelle gesezt. Sie ahneten nicht, daß Ludwigs XIV. Abkömmlinge auf fremdem Boden verzweigt und durch dünne, doch unzerrissene Fibern mit Frankreich verbunden lebten, daß Europa noch für ihr uraltes Recht aufstehen würde, daß die Nemesis nie schlummert, sondern nur nachsinnt, wenn sie sich nicht regt. Der Zustand des großen Reichs glich einer, vor der Hand schmerzlos im Innern eiternden, schnellvernarbten Wunde, in der Knochensplitter und Schußmaterial noch verborgen zurückgeblieben. Kultus, Gesetze, äußere Convenienz, Ceremoniel, Titel, Alles trat von Neuem zurück in seine früheren Rechte. Der Tribun warf die römische Toga, seine Gattin die griechische Chemise weg; die, in ewigem Wechsel sich drehende Tändelei des Nationalgeschmacks übte von Neuem ihren heitern Zauber, das Triebrad der erfinderischen Mode

Digitized by Google

wirbelte in immer rascherer Bewegung; Männer und Frauen hielten gleichen Schritt auf dem Wege zur Wiederkehr, und in welcherlei Gestalt sich auch der Franzose seit der Revolution gezeigt hatte, er war Franzose geblieben und fühlte nun das Bedürfniß, es auch wiederum ganz in der Erscheinung zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

Deutsche und Deutschthum.

Das letzte Mal, wo ich dem Morgenblatt über Genf schrieb, geschah es zur Feier des Oktoberepos, das nun völlig verklungen ist. Möge der Himmel die Stadt vor der Erneuerung einer so brillanten Zeit in Gnaden behüten! Als Spiel ist sie zu theuer und als Ernst unzureichend. Ich glaube, die Schweiz, und damit auch Genf, kann sich auf andere Weise sichern und feststellen. — Seit einigen Jahren bemerke ich etwas hier, das seitdem immer mehr zugenommen hat. Es ist auffallend, aber im Grund natürlich, daß auch in unserer romanischen Schweiz das germanische Element wieder aufkommt und sich geltend macht; freilich bis jetzt bloß in Gewerben, Musik und Literatur, denn die Zeit ist noch nicht gekommen, wo die Schweiz mit Genf wieder in ihre alte natürliche und nationale Richtung treten, wo sie sich von Neuem Deutschland anschließen wird, nicht an das „junge Deutschland," sondern an das verjüngte, nicht an das zerrissene, schwache und lächerliche deutsche Reich des vierzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts, sondern an das wiedererstandene, kräftige, einige, frei, mächtig und blühend gewordene Deutschland in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. — Burgunder, also ein rein germanischer Stamm, haben sich die romanische Schweiz unterworfen und König Gundebald gab im sechsten Jahrhundert sein Gesetzbuch zu Genf. In der Hohenstaufenzeit bekam Genf als freie Reichsstadt den deutschen Reichsadler zur Hälfte in sein Wappen und führt ihn bis auf die heutige Stunde. Dadurch erinnert es an seine alte Stellung und deutet an, was es wieder werden dürfte, wenn in einiger Zeit Mitteleuropa seine neue Gestalt bekommt, die sich eigentlich nur der alten hohenstaufischen nähern wird. Was damals die herrliche, mächtige Kaiserkrone bedeckte, wird künftig freiwillig und gern germanisches Land oder Bundesland seyn; Deutschland, wie es jetzt ist, bedarf für sich selbst keiner Vergrößerung oder Verbündung, und wird es daher abwarten, bis Andere die Anschließung wünschen und suchen, wie jetzt schon Holland, und später sicher auch Belgien und die Schweiz. Und dies alles wird geschehen ohne große Erschütterung, nur durch Verfallen des Veralteten und Vermoderten, durch Trennen und Auflösen, dann durch neues Binden und Gestalten. Dies bereitete sich gewissermaßen schon vor vierundzwanzig Jahren für Genf am Wiener Congreß, wo Oestreich und Preußen, die größten deutschen Mächte, dessen Wiederherstellung kräftig gegen Frankreich und England durchsetzten. — Dem mächtigen Impuls der Zeit dürfte auch Genf folgen, und als Vorbereitung dazu bemerke ich die häufige Entfremdung gegen das alternde romanische Element, und dagegen eine immer zunehmende germanische Richtung im Intellektuellen. Zwar geschieht von der Regierung und den obern Behörden nichts, um es zu begünstigen — eine Haltung, die man nur billigen kann — aber in allen Sphären, wo sich ohne Regierungseinfluß alles von selbst macht, erstarkt Germanisches und greift immer mehr um sich. Ja, dies Umsichgreifen ist um so sicherer und gesunder, da es schon seit Jahrhunderten in den untern Ständen begonnen hat und von ihnen herauf in die Höhe dringt, ruhig, ich möchte sagen chemisch, nicht mechanisch. — Schon im Mittelalter waren die Deutschen in Genf sehr zahlreich, ja in Handel und Wandel wichtig. Sie bewohnten eine eigene Straße, die noch jetzt Rue des Allemands heißt. Hier lebten, arbeiteten und handelten sie ganz auf vaterländische Weise und erhielten dabei vaterländische Sprache und Sitten. Genf war damals für den Handel wichtig durch seine Messen, die später Lyon an sich zog. — Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts lebte da abwechselnd mit Bern und Lyon der edle Kleeberger aus Nürnberg, Zeitgenosse Albert Dürers. Durch großartige Schenkungen, durch Stiftung von Schulen und Hospitälern, durch großmüthige Unterstützung Genfs in Pest- und Hungerszeiten, hat er sich so um diese Stadt verdient gemacht, daß die Genfer Regierung den „Allemand, grand riche" sehr hoch hielt und ein ganzes Quartier nach ihm hieß, dessen Namen auch beibehalten wurde, als es in der jüngsten Zeit neu aufgebaut und verschönert ward, so daß es jetzt der ansehnlichste Stadttheil Genfs ist; nur wurde der lange Name in das kürzere und bequemere Bergues verwandelt. Fast in derselben Zeit ging von Nürnberg ein anderes Glück für Genf aus, die Erfindung der Taschenuhren durch Peter Hele; denn in der Folge kam diese Industrie hier in großen Schwung und durch sie sind bis auf den heutigen Tag viele Millionen in's Land gekommen. Die Horlogerie und die spätere Bijouterie brachten nach und nach den Genfern die sonderbare und lächerliche Idee bei, Leute, die für diese beiden Industrien entschiedenes Talent hätten, seyen zu gut für die gewöhnlichen, viel nützlichern Handwerke: Tischler, Schuhmacher, Schneider und dergleichen. Die jungen Leute wollten daher nur Kaufleute, Uhrmacher, Erzieher oder Bijoutiers werden, und fast alle Handwerke fielen Deutschen zu, die sich in Menge hierhersetzten, Genfer Mädchen heiratheten, Bürger wurden und mit dem besten Erfolg ihr Gewerb trieben, worin sie auch jetzt nicht von den Genfern beeinträchtigt werden, wo doch Handel, Uhrmacherei und Bijouterie bereits ihren goldenen Boden verloren haben. Durch diesen Umstand leben als Meister und Gesellen vier bis fünftausend Deutsche und deutsche Schweizer hier, und die Regierung muß sie noch oft berücksichtigen wegen ihrer Geschicklichkeit, Sparsamkeit, Ruhe, Ordnung und Sittlichkeit, und weil ohne sie an jenen Gewerben sonst ein entschiedener Mangel wäre. Noch neuerdings wurde im Großrath die Meinung laut ausgesprochen, die Aufnahme der Deutschen zu neuen Bürgern müsse vor allen Andern, besonders vor den Franzosen begünstigt werden. Von der großen Menge hier lebender deutscher Gesellen kann man sich Abends auf einem Spaziergang durch die belebtesten Stadttheile überzeugen. Nicht nur hört man da fast mehr deutsch als französisch reden, sondern es ertönen auch in allen Anlagen die schönen vierstimmigen Lieder, wodurch sich diese Gesellen vor ihren Genossen aus andern Ländern auszeichnen und beliebt machen. Will sich ein deutscher Gesell hier als Meister niederlassen und heirathen, so findet er leicht bei der Regierung und in guten Bürgerfamilien Anklang, Zutrauen und Begünstigung. Wie in London und Paris die besten und reichsten Schneider und Schuhmacher Deutsche sind, so auch hier, und diese nehmen aus guten Gründen wieder deutsche Gesellen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 152.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 26. Juni 1839.

Astre fatal aux rois comme à la liberté,
Au plus haut de ton cours porté par un orage,
Et par un orage emporté;
Toi qui n'as rien connu, dans ton sanglant passage,
D'égal à ton bonheur que ton adversité.

Delavigne.

Caroline Murat, Napoleons Schwester.

(Fortsetzung.)

Am ersten Osterfeiertag 1802 ließ des ersten Konsuls Gebot die große Glocke von Notre-Dame ertönen und die ersten wie die geringern Militär- und Civilautoritäten im höchsten Prunk zum Hochamt in Notre-Dame um ihn und seine Familie her sich versammeln, und sein Wille beugte in dieser Stunde auch die starrsten Knie der frühern Conventsglieder wie die der Anbeter der Göttinnen Vernunft und Freiheit bei den Revolutionsfesten. An diesem Tage wurde es auch den Ehegatten, deren Bund nur durch das Gesetz bekräftigt war, vergönnt, sich priesterlich einsegnen zu lassen. Der erste Konsul, der den Altar wieder hergestellt hatte, verhieß auch wieder einen Thron. Bei der Heerschau in Boulogne trug er Karl des Großen Schwert und saß auf dem Sessel Dagoberts, aber ein paar Monat darauf ließ er die alten Memoiren aufschlagen und die ergrautesten Höflinge beiderlei Geschlechts zusammentrommeln, um über das Ceremoniel bei Ludwigs XIV. Lever Auskunft zu finden.

Doch wie vielfach sich auch die Wahl für die Form der Erscheinung schwankend bewegte, Eins stand fest: der Thron sollte hergestellt werden, und mit erneutem Eifer wirkten Gewerbfleiß, Kunst und Wissenschaft, die alle von seinen Strahlen ihr Gedeihen hofften. Das gesellschaftliche Leben nahm entschiedene Formen an; von einer Grundlage ausgehend, deren Oberflächlichkeit und Seichtigkeit kaum die schönsten Geister erkannten, bewegte sich in abgemessenen Räumen, geregelt der Kreislauf des bürgerlichen Wirkens. Aus dem wirren Chaos trat jeder Einzelne fügsam an eine feste Stelle, die der höchste Wille des Gewaltigen oder die Nothwendigkeit ihm anwies. Die Kräfte jedes Einzelnen wurden für das Allgemeine benutzt, der Hauptzweck, Frankreichs Größe und Verherrlichung, nie aus den Augen gelassen; Ehrliebe, dies allmächtige Triebrad in Seele und Gemüth des Volks, wurde auf allen Punkten angeregt, umgeschwungen, beflügelt, und dennoch gehalten und gewendet, wenn es je aus dem unbemerkbaren Gleise wich, das der Eisenbahn, auf der es rollte, zu des Herrschers Zielen leitend, leise eingefurcht war. Rasch, wie auf dieser, ging der Wunderlauf der Dinge von allen Punkten, allen Richtungen aus: überall Leben, Bewegung, Entwicklung, Glanz, That, Wirkung, unübersehbar, unbegreiflich.

Nur Einen weiß ich, der die Natur der Zustände klar erkannte, dessen Adlerblick schon den Abhang des Gipfels erschaute und die Tiefe des Abgrundes maß, ehe noch andere nur den wolkengekrönten Scheitel der Höhe, zu der Napoleon hinaufstürmte, wahrgenommen. Es

Digitized by Google

war Graf Schlabrendorf: ich verstand ihn nicht, ich war kaum neunzehn Jahre alt, als er seine prophetischen Worte sprach, mir klangen sie fabelhaft, und ich weiß nur noch ihren Sinn. — Was hätte geschehen sollen? Schlabrendorf sagte es auch, und ich weiß es recht gut, aber ich schreibe es nicht auf, denn nicht gut ist's, Alles zu sagen.

Wohin führte mich die Erinnerung an Napoleons Schwester Caroline? Weit von ihr weg, doch nicht hinaus aus der Sonnenbahn, wo auch sie glänzte, nicht aus den magischen Linien, die auch ihre Zauber gezogen. Warum konnte Napoleon nicht sagen wie der, dessen Größe alle Erdengrößen überragt, auf das Volk deutend: Dies ist meine Mutter, dies sind meine Geschwister!

Das Geschick hat Sorge getragen, daß die Züge der so früh dahingeschiedenen Schwestern Napoleons und die Josephinens, Eugens und Hortensens der Nachwelt nicht verloren sind. Frankreichs und Italiens herrlichste Künstler haben sie treu aufgefaßt und verewigt. Ihre Büsten und Gemälde werden die fernsten Tage bewundern. Der anmuthigste Uebersetzer der Natur in jener kunstleuchtenden Zeit war Francesko Gérard, Davids glücklichster Zögling. Seine Familienbilder sind unvergleichlich und rufen die ganze vollstrebende Frühlingszeit des Aufblühens aller Zweige des kolossalen Stammes zurück, den der Donnerstrahl mitten in seiner höchsten Pracht getroffen. Am gemüthlich reizendsten ist das Bild Ludwig Bonapartes und Hortensens unter ihren Kindern: des Künstlers Herz neigte sich am meisten zu diesem Paare, das ihn ganz vorzüglich auch als Mensch zu ehren wußte. Alle die Gérardschen Bildnisse bedeutender Männer und Frauen von 1805—1815 sollten vereinigt werden können und eine einzige Galerie der Zeit Napoleons bilden; kaum daß in diesem Cyklus auch nur Eine denkwürdige Gestalt vermißt werden würde. Vielleicht ließe sich dies durch einen Verein trefflicher Lithographen bewerkstelligen? Wie lebenvoll und warm auch Gros kolorirte, wie fein und scharf David auffaßte, wie gediegen Girodet, wie geistvoll Prudhon, wie verdienten Ruhm auch Robert Lefèbvre u. A. erwarben, nenne ich Gérard, nicht allein der Vollständigkeit des Cyklus wegen, sondern weil keiner so wahr und liebevoll auffaßte und wiedergab. Solch ein glühender Anbeter der Schönheit auch Gérard war, galt es ihm doch für eine wünschenswerthe Aufgabe, in alternden Gesichtern den Ausdruck des Geistes und der Seele zu erspähen, ihn in seiner vollen Feinheit und Anmuth wiederzugeben. Die Anordnung solcher Gemälde war ernst und heiter, sie bildeten ein Ganzes in freundlich würdigem Einklang, so daß seine Matronen- und Greisenbilder ihren Platz neben den jugendlichen Gestalten auf die anziehendste Weise behaupten. Sein Bild war immer der Mensch selbst in seiner vollständigsten Eigenthümlichkeit; er lieh ihm nichts, er nahm ihm nichts, doch er wußte den schönsten Moment der Erscheinung des innern Menschen im äußern abzulauschen und in höchster Freimüthigkeit wiederzugeben. Nie sieht man einem Bilde Gérards den Zwang des Sitzens an, immer strahlt der Silberblick des Lebens darin hervor; dies bewerkstelligte Gérard leichter als jeder andere Künstler, denn seine hohe Liebenswürdigkeit, sein reichhaltiger Geist, seine zarte Gewandtheit wußten diesen Moment herbeizuzaubern.

(Schluß folgt.)

Die Bibliothek meiner Großtante.

(Fortsetzung.)

Eine zur Hand stehende praktikable Treppe verhalf mir bis zur Region der Dichter. Ich erkletterte den Parnaß und griff muthig nach einem Lorbeergekrönten. Es war ein kleiner rother Lederband, dessen Blätter, früher vergoldet, durch zu häufiges Lesen diesen Schmuck bis auf wenige unscheinbare Reste verloren hatten; die Ecken waren abgestoßen und ein ganzer Wald von Einlegezeichen starrte mir entgegen, als ich daran ging, meinen Fund zu öffnen. Was war es? Eine Uebersetzung in Prosa von Ariosts rasendem Roland, der hier „der verrückt gewordene Rolando" hieß. Gleich zu Anfang fielen mir gar hübsche Bilderchen in die Augen: schöne Frauen, an Felsen angeschmiedet; wieder andere auf wilden Rossen dahinbrausend, noch andere im Schmucke von Panzer und Schwert fechtend und ihren Gegner bekämpfend; dann Riesen, Meerungeheuer, Zauberer und Feen. Mein Gehirn schwindelte, mein Herz klopfte, als ich zum ersten Mal einen Blick in eine so wunderbare Welt that. Ich mußte nur machen, daß ich von meiner Treppe herabkam, sonst wäre ich gefallen. Mit meinem Schatze in der Hand flüchtete ich in einen entfernten Winkel des Saals, setzte mich dort in einen bequemen Polsterstuhl und versank nun tief und immer tiefer in die Zauberwelt. Die Fensterscheiben neben mir waren mit Eisblumen bedeckt; es herrschte eine recht empfindliche Kälte in dem hohen, weiten, unbewohnten Raume: ich achtete dessen nicht. Umfangen von einer weichen, warmen Luft, athmete ich in den Zaubergärten Armidens, meine erstarrten Finger brachen goldene Orangen von den Zweigen, meine Füße, die ich durch fortgesetztes Bewegen warm erhalten mußte, stampften den Goldkies, der rund um den Zauberbrunnen liegt, aus dem die Nymphe der Jugend das Wasser der Schönheit schöpft.

Ich mochte eine Stunde so gesessen haben, als mich ein wiederholtes leises Knistern in der Nähe gewaltsam

Digitized by Google

emporschreckte. Unwillig blickte ich auf und sah einen langen, in einen feuerrothen Rock gekleideten Mann im Zimmer auf und ab gehen. Er hielt beide Hände in den Seitentaschen, und während er an mir vorbeischritt, sah er mich von der Seite an und lächelte. Mir war zu Sinn wie Jemanden, den man aus einem Traume aufschreckt, und der sich befremdet in den gewohnten Räumen umblickt und sich nicht zu finden weiß. Ich war mir bewußt, daß, als ich gekommen, ich die Thür des Saals sorgsam hinter mir zugeschlossen hatte; ein anderer Ausgang war nicht vorhanden, wie war also der rothe Mann hereingekommen? dieser Gedanke fuhr wie ein Blitz mir durch den Sinn, und ich fühlte einen kleinen Schauder meinen Rücken überlaufen. Dennoch waren die Reize meines Buches so stark, daß ich mich daran machte, weiter fortzulesen und mich um den Mann nicht weiter zu bekümmern. Aber meine Aufmerksamkeit war einmal unterbrochen; immer wieder sah ich durch die Baumgruppen des Waldes, in dem Rüdiger seine verlorene Brabamante sucht, die lange Gestalt des rothen Mannes schleichen, und seine schneeweiße Perrücke stach recht widrig gegen den dunkeln Waldhintergrund ab. Ich warf mein Buch hin, und indem ich mich in meinem Stuhl zurücklehnte und das Haupt auf die rechte Hand stützte, betrachtete ich in verdrießlicher Spannung den unbekannten Bewohner der Bibliothek. Er wandelte fortwährend auf und nieder und erregte mir Beklemmungen durch diese gespenstische Gleichmäßigkeit und den leisen, knisternden Schritt seiner langen dürren Beine, die, in Schwarz gehüllt, aus dem weiten rothen Ueberwurf mit der taktmäßigen Genauigkeit eines Uhrwerks hervortraten. Immer wieder hatte ich den heimlichen Seitenblick und das sonderbare Lächeln zu ertragen, ja es war mir, als würden diese Blicke immer länger und dieses Lächeln immer widriger. Mein Zustand wurde mir lästig; ich wollte aufspringen, mich entfernen oder, wenn dieses nicht glückte, mit dem rothen Manne anbinden. Wie ich zur Ausführung dieses Entschlusses Anstalt machte, fühlte ich mich plötzlich wie gelähmt. Alle Glieder waren erstarrt, ich konnte keines bewegen und mußte in meinem Lehnsessel wie gebannt sitzen bleiben. Unterdessen wurden die Bewegungen des rothen Mannes immer lebhafter, er ging immer schneller auf und ab, und zuletzt war es mir, als liefe er in fürchterlicher Eile und wie von einem verfolgenden Gegenstande getrieben, im Zimmer herum. Meine Furcht, daß er auch in meinen Winkel kommen möchte, war so groß, daß ich die heftigsten, wiewohl vergeblichen Anstrengungen machte, zu entkommen; ich wandte mich ab, um das unheimliche Schauspiel nicht länger anzusehen, und wie ich mein Haupt auf meine Schulter senkte, fühlte ich eine Betäubung meiner Geisteskräfte sich bemächtigen.

Mein Schlummer oder meine Ohnmacht mochte einige Stunden gedauert haben. Man hatte mich vermißt, die Thüre gewaltsam geöffnet und mich in einem bewußtlosen Zustand in's Bett gebracht. Ganze zwei Monate nach diesem Vorfall war ich ernstlich krank, und in meine Fieberphantasieen theilten sich brüderlich der rasende Roland und der rothe Mann. Sie wurden gleichsam zu Einer Person, und abwechselnd lieh der Held seinen Helm nebst Federbusch dem Rothen und dieser wieder seine weiße Perrücke dem Helden. Aber es fand sich in meinen Träumen noch eine dritte Person ein, die halb Armide, halb Angelica, halb Brabamante und doch eigentlich keine von diesen dreien war; denn sie trug ein Häubchen, wie die vornehmern Bürgersmädchen sie damals zu tragen pflegten, und dazu ein Leibchen und einen Rock, der nichts weniger als einen idealischen Zuschnitt hatte. Aber ihr Betragen war sehr idealisch und offenbar hatte Ariost an allen ihren Schicksalen und Einfällen mitgeholfen. Sie ritt mit mir durch dunkle Wälder, erlegte Ritter, wie man Sperlinge schießt, und hatte einen intimen Umgang mit Einsiedlern und Drachen, alles Dinge, mit denen ein Bürgersmädchen meiner Vaterstadt sehr wenig zu schaffen hat. Für mich war sie ganz Liebe und Gefühl; ihre Wunderlichkeiten ließ sie nur an Andern aus. Waren wir beisammen, so wechselten wir lange Reden, die über lauter übernatürliche Zustände handelten, und in Rücksicht ihres Feuers wohl einen Platz im „Pastor fido" verdient hätten.

Aber mit der Krankheit ging auch meine ideale Liebschaft zu Ende. Ich ging wieder im Hause meine alten Gänge, aber ich vermied es ernstlich, die Bibliothek zu betreten. Alle Schätze daselbst hatten jetzt für mich etwas gespenstisch Abschreckendes bekommen, die Wissenschaften überhaupt schienen mir unter einem dämonischen Einfluße zu stehen, und ich faßte den Plan, ihnen gänzlich zu entsagen. Meine gute Großtante begriff nicht, warum ich jetzt plötzlich in meinem Fleiße erlahmte, warum es mit meinen Studien eher rückwärts als vorwärts ging; ich hütete mich wohl, ihr den wahren Grund zu gestehen, denn man hätte mich doch nur verspottet. Die Wahrheit ist jedoch, daß ich meinem Entschluß treu blieb, daß ich den gelehrten Stand, zu dem ich bestimmt war, aufgab, und Kaufmann wurde.

Es vergingen mehrere Jahre, ohne daß ich des obigen Vorfalls auch nur von Ferne gedachte. Meine Beschützerin starb, das Haus, in dem ich meine Jugend verbracht, ging in andern Besitz über, und selbst die kostbare Bibliothek fand einen Käufer. Ich bewohnte nicht mehr das Haus, nicht mehr die Stadt, selbst nicht mehr das Land. Weit über's Meer hinaus hatte der Beruf mich geführt, und endlich nach langen Wanderungen siedelte ich mich auf längere Zeit in einer bedeutenden Handelsstadt an. Meine Geschäfte führten mich eines Tages in ein

Digitized by Google

bekanntes Wechselhaus. Es war ein heißer Sommernachmittag, die Börse war gerade an diesem Tage sehr voll gewesen, ein einflußreiches Ereigniß in der politischen Welt hatte den Werth gewisser Papiere äußerst hoch gesteigert, eine Menge Fremder belebten die Stadt und drängten sich mit mir in das Wechselhaus. Der Saal, die Treppe, selbst der Vorplatz waren gefüllt. Dieser Umstand erregte mir Verdruß; ich hatte Eile und mußte nun fürchten, lange aufgehalten zu werden. Indessen das Gesicht eines Kaufmanns, der ungeduldig wird, muß einen ganz besonders, auch für den Laien erkennbaren Zug von drohender Wichtigkeit haben.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Deutsche und Deutschthum.

Steigen wir auf der socialen Leiter etwas höher, so zeigt sich dieselbe Erscheinung in den vorzüglichen Gasthöfen. Auch dafür haben die Genfer weder Lust noch Sinn und Talent, denn ein seltenes Talent gehört zur Ueberfluß. Ordnung und guten Leitung eines trefflichen Hauswesens, wo man sich fast besser zum Minister des Innern und der Finanzen bilden kann, als auf manchen Universitäten. In unsern ersten Gasthöfen, im Hôtel des Bergues, im Ecu de Genève, in den Balancen u. s. w. sind nicht nur die Wirthe Deutsche, sondern auch alle Kellner, denn zu diesem schwierigen Dienst, der Treue, Ordnung, Gehorsam, Reinlichkeit, Anstand und Unermüdlichkeit erfordert, taugen Söhne guter deutscher Bürgerfamilien am besten. Nach einigen Dienstjahren gehen diese hübschen jungen Leute in ihre Heimath zurück, um da selbst eine Wirthschaft zu übernehmen, oder sie verheirathen sich in Genf mit Wirthstöchtern zu gleichem Beruf. Ihr Stuttgart ist allein hier durch dreiundachtzig Wirthe, Kellner, Meister und Gesellen repräsentirt, welche alle in gutem Ruf stehen; die Schwaben überhaupt gehen in die Hunderte, und im Sommer vermehren sie sich noch, wenn von daher die wandernden Musikanten kommen, welche die vielbereiste Schweiz blasend ausbeuten, dabei sehr ordentlich und sparsam leben und mit einem hübschen Erwerb in ihre Heimath zurückziehen. Wer bliebe nicht gern stehen, um ihnen auf unsern Spaziergängen, in den Straßen, bei unsern Festen und in Kaffeehäusern zuzuhören? In ihren Quintetten, Sextetten u. s. w. ist oft mehr Wohllaut und Präcision als in unsern theuern Liebhaberconcerten.

Wenn so wanderude Deutsche durch ihren Klang und Gang das Volk in Masse erfreuen und seinen noch wenig entwickelten Tonsinn anfregen und ausbilden, so ist dies in den höhern Ständen bleibender und noch auffallender und erfreulicher, ja, es läßt sich leicht darthun, daß der musikalische Sinn, der sich seit einigen Jahren in Genf hebt, dem Mozart, Haydn, Beethoven, Weber und Andere so theuer geworden sind, größtentheils vom Eifer und dem Bemühen tüchtiger deutscher Künstler ausgegangen ist und durch sie erhalten wird. Als vor dreizehn Jahren Niedermaier von hier nach Paris ging, da stand das Piano verwaist. Glücklicherweise kam von Hofwyl ein Freund Niedermaiers, der denkende, gefühlvolle und künstlerisch gebildete Weyrsett aus Braunschweig, und erzog bald auf diesem Instrument die besten Schüler und Schülerinnen. Dies genügte ihm aber nicht; er bemühte sich, in den besten Ständen einen Verein von Männern und Frauenzimmern zu bilden, um in dieser Sphäre höhern Sinn für den Gesang einzuführen, der durch französische Chansons und Opernarien sehr gesunken war. Zu diesem Zwecke war nichts geeigneter, als die Kirchenmusik mit ihrem ernst und streng gehaltenen Gesang. Seit zwölf Jahren steht Weyrsett den Studien und Uebungen dieser Gesellschaft unentgeldlich vor und opfert ihr seine Zeit. Die jährlichen Kirchenconzerte zeugen von den immer bedeutendern Fortschritten dieses echten Kunstvereins. Weyrsett zur Seite steht Braun von Mühlhausen, der für den Gesang in anderer Sphäre gleich Erfreuliches gegründet hat. Nur sein entschiedenes Talent und sein großer Eifer konnten ihn, manscher Gegenwirkung ungeachtet, zum Direktor des Schulgesangs erheben, der durch ihn wirklich zu merkwürdiger Präcision und Sicherheit gelangt ist, wovon wir neulich bei einer Prüfung interessante Beweise hatten. Gleiches läßt sich von seinem deutschen Gesangunterricht in der merkwürdigen deutschen Schule der lutherischen Kirche sagen. Ja, wüßte man den Feuereifer dieses jungen Geistlichen hier recht zu benutzen, hemmte man ihn nicht durch Lokalprotektionen, Persönlichkeiten und Comitéswesen, so würde man noch viel mehr Nutzen von ihm ziehen. — Schade aus Würzburg ist einer unserer besten Pianisten und Componisten für dies Instrument, das er auch am Conservatorium lehrt. Mit echt deutscher Gediegenheit hat er oft unvermuthet Lücken in Konzerten ausländischer Künstler auf angenehme Weise durch sein solides Spiel ausgefüllt. — Landrock aus Böhmen ist unser einziger guter Violinspieler, der schon Vorzügliches leistet und Ausgezeichneteres für ein späteres Alter verspricht. Seine gefälligen Compositionen für Piano und Violoncel sind bekannt. Auch er ist für sein Instrument Professor am Conservatorium. — Unsere musikalische Gesellschaft war vor zehn Jahren sehr gesunken, als der in Deutschland ehrenvoll bekannte Capellmeister Fränzl aus Mannheim unbemahlt hierherkam, um die Ausbildung und Direktion des Orchesters zu übernehmen. Es gelangte auch durch seine Kenntnisse und Erfahrungen im Fach, und durch sein Talent, ausmunternd mit republikanischen Liebhabern umzugehen, schnell zu einer gewissen Bedeutung, weil diese Liebhaber sich gehoben fühlten, einen ausgezeichneten Künstler und den ehemaligen Direktor eines der ersten Orchester in Europa an ihrer Spitze zu sehen. Nach Fränzl kulminirte es noch eine zeitlang durch die empfangene gute Impulsion, sank aber unter der neuen Direktion in den folgenden Jahren und nahm die traurige Richtung an, die so viele ausländische Künstler bei ihren hier gegebenen Konzerten haben bedauern müssen. Nach der Bitte des Salzburger Vereins wurde neulich für die Gründung eines Mozartdenkmals ein Konzert gegeben, das nach Abzug aller Kosten gegen tausend Franken eintrug, die dorthin gesendet wurden, bedeutend mehr, als von Paris einkam. Die sonderbaren musikalischen Talente, die uns seit zwei Jahren erfreuten, waren deutsche Künstler, Liszt und Max Bohrer, nach denen noch Mad. Stockhausen und Fräulein Birkfein genannt werden können. Soviel von dem germanischen Einfluß auf die Tonkunst in Genf. Er würde noch viel bedeutender seyn, wenn es gelänge, die deutsche Oper von Zürich unter Birch-Pfeiffers Leitung hierher zu ziehen, oder wenigstens für einige Sommermonate zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 930 163

AP
30
M65
v.33
nos. 78-82
Apr.-Jun
1839

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 930 163

AP
30
M65
[redacted]
v.33
nos. 78-152
Apr.-Jun.
1839

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google